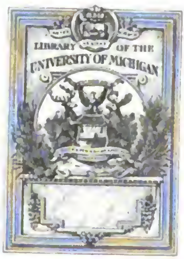

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Ludwig Häusser's

Geschichte der französischen Revolution

1789 — 1799.

Herausgegeben

von

Wilhelm Oncken,

Professor an der Universität Heidelberg.

Berlin,

Weidmannsche Buchhandlung.

1867.

Vorrede des Herausgebers.

Was ich hiermit dem weiteren Kreise der Freunde und Verehrer meines unvergeßlichen Lehrers übergebe, ist die wortgetreue Wiedergabe vollständiger stenographischer Aufzeichnungen, welche ich im Sommer 1860 nach den Vorträgen Häussers niedergeschrieben und nunmehr im Auftrage seiner Hinterbliebenen und des Gegenvormundes seiner Kinder, Herrn Geh. Rath Knies, aus seinem handschriftlichen Nachlasse, mit selbständiger Benutzung der wichtigsten neueren Literatur, sachlich ergänzt und vervollständigt habe.

Meine Aufzeichnungen stammen aus meinem letzten Studiensemester und sind gemacht worden, als ich in der Ausübung der Stoltze'schen Stenographie — der anerkannt besten für wissenschaftliche Zwecke — bereits eine sechsjährige Praxis hatte, die mich in Stand setzte, auch einem sehr raschen Vortrage, wie es der Häusser'sche bekanntlich war, derart zu folgen, daß mir von Allem, was zur individuellen Farbe des Vortrags gehört, nichts irgendwie Wesentliches entging. Ehe ich aber an vorliegende Arbeit ging, hatte ich, theils als Herausgeber des badischen Landtagsblattes im Jahre 1864, theils bei späteren Gelegenheiten, eine ganze Reihe von Häusser'schen Vorträgen politischen wie wissenschaftlichen Inhaltes selbständig nach meinen Aufzeichnungen im Druck herausgegeben, ohne daß der Redner eine vorläufige Durchsicht des Manuskripts oder eine nachträgliche Berichtigung nach irgend einer Seite hin für nöthig gefunden hätte.

Ohne eine im Wesentlichen zuverlässige Textesgrundlage dieser Art wäre an eine Herausgabe Häusser'scher Vorlesungen gar nicht zu denken gewesen.

Was zunächst die Nachschriften von Zuhörern angeht, so weiß Jeder, der bei Häusser gehört hat, daß von den Hunderten, die seine Vorlesungen besuchten, nur ganz ausnahmsweise Einer nachzuschreiben versuchte, und wer es etwa selbst ohne große Uebung in der Stenographie unternommen hat, weiß wiederum, daß die rascheste und geübteste Anwendung einer gekürzten Currentschrift nothdürftig ausreichte, um einige Notizen auf's Papier zu bringen, aber nicht, um etwas einem halbwegs vollständigen Text Aehnliches zu fixiren. Auch die besten Aufzeichnungen solcher Art konnten sehr erwünschte Detailbeiträge zu einem anderweitig gesicherten Texte, aber niemals diesen selber darbieten.

Was sodann den Häusser'schen Nachlaß betrifft, der mir von der verehrten Familie des Verstorbenen auf's Bereitwilligste ausgefolgt worden ist, so bot derselbe gleichfalls nicht, was wir zuerst darin suchten. Es fand sich ein stattlicher Stoß von Excerpten aus den Quellenwerken, von Notizen für den Vortrag, aber lediglich keinerlei Art von Ausarbeitung, denn — das muß hier ausdrücklich hervorgehoben werden — die wegen ihrer Formvollendung mit Recht bewunderten Vorträge Häusser's waren von Anfang bis zu Ende improvisirt, insoweit bei wissenschaftlichen Vorträgen überhaupt von Improvisation die Rede sein kann.

Häusser hat auf der Lehrkanzel nicht gelesen, sondern geredet; wie er hier kein Blatt Papier zur Hand hatte, so ruhte auch seine Vorbereitung nicht auf einem formell ausgearbeiteten Heft, sondern allein auf den sachlichen Ergebnissen seiner wissenschaftlichen Forschungen. Die Verwandlung dieses Rohstoffes in ein Kunstwerk der Darstellung geschah ohne Beihilfe der Feder. Die frische schöpferische Unmittelbarkeit der Behandlung eines durch und durch bemeisterten Gegenstandes war der größte Reiz dieser Vorträge, die darum für den Hörer immer wieder neu und gleich anziehend waren, obgleich sie sich Jahr für Jahr unter demselben Titel wiederholten.

In diesem Umstande lag es hauptsächlich begründet, daß namentlich die Oekonomie seiner Behandlung in fortwährendem Flusse begriffen war, daß in einem Halbjahr ganze Partien ausfielen oder nur flüchtig skizzirt wurden, die in einem anderen einen verhältnißmäßig breiten Raum einnahmen, und umgekehrt, was im Sommer 1860 sehr ausführlich zergliedert wurde, im Sommer darauf vielleicht gar nicht, oder nur in aller Kürze vorkam. Daraus ergab sich insbesondere auch, daß die im Grundriß angegebenen Ueberschriften nicht immer strenge inne gehalten wurden, daß einzelne Charakteristiken oder Erzählungen in einem anderen als dem vorgeschriebenen Zusammenhang erschienen, ja selbst, je nach den mittlerweile nachgetragenen Studien, auch der Geist und die Richtung des Urtheils über Dies und Jenes eine wesentliche Abänderung erlitt. So z. B. weichen die früheren und späteren Charakteristiken von Lafayette und Napoleon nicht unbeträchtlich von einander ab, so war die einleitende Vorlesung jedes Jahr vollkommen anders,*) so wechselte die Ausführlichkeit in der Erörterung der Anfänge der Constituante und ihres Verfassungswerkes, in der Betrachtung der finanziellen Fragen u. s. w.

All dieser Schattirungen habhaft zu werden, war unmöglich; nur wenn sie stenographisch aufgenommen gewesen wären, konnten sie überhaupt Werth beanspruchen, und ein stenographisches Heft außer dem meinigen existirt meines Wissens nicht. Alles in Currentschrift Aufgezeichnete konnte meinen Text höchstens um einzelne Striche bereichern, wichtige Abweichungen aber mußten entweder vollständig wortgetreu wiedergegeben werden können oder ganz wegfallen.

Eine Wiedergabe Häusser'scher Vorträge mußte vor allen Dingen aus einem Gusse sein; unvollständige Varianten konnten allenfalls anmerkungsweise unter dem Texte beigefügt, aber diesem letzteren selbst nur dann einverleibt werden, wenn sie sich

*) Im Nachlasse finden sich dafür etwa ein Dutzend skizzirte Entwürfe, die jeweils nur aus ein paar Worten bestehen, aber gleichwohl auffallende Verschiedenheit an den Tag legen.

unmerklich damit verschmelzen ließen, ohne daß die Einheit der Auffassung darunter litt. Dies Letztere ist auch mit Hilfe zweier fremder Hefte aus den Jahren 1861 und 1863 so weit möglich geschehen. Die Ausbeute bestand hier theils in Varianten, die zu unvollständig waren, um im Druck wiedergegeben werden zu können, theils in kleineren Beiträgen, die sich bei einigen Charakteristiken leicht mit dem Text verweben ließen. Auch diese Ausbeute war nicht ohne Schwierigkeit zu heben. Die beiden Herren, welche die Güte hatten, mir ihre Aufzeichnungen zur Verfügung zu stellen, erfreuen sich einer nicht bloß leserlichen, sondern sogar schönen Handschrift; aber was sie in dem reißenden Flusse Häusser'scher Rede hastig zu Papier gebracht, war gleichwohl so unleserlich, daß es für mich wie für jeden Dritten ein Buch mit sieben Siegeln war. Sie gaben sich die zeitraubende Mühe, mir Zeile für Zeile vorzulesen und nur so wurde die Benutzung möglich. Beiden sei hiermit mein wärmster Dank öffentlich ausgesprochen.

Die bei dieser Gelegenheit gemachte Erfahrung zeigte, wie wenig ein öffentliches Ausschreiben um Zusendung von Heften aus Häusser's Vorträgen zur vorläufigen Verwerthung gefördert haben würde; ich wäre vielleicht in den Besitz einer jedenfalls kleinen Anzahl Manuskripte gekommen, die nur durch ihre Aufzeichner selbst zu entziffern gewesen wären, die mir also ohne deren persönliche Mitwirkung lediglich keinen Nutzen gewährt haben würden. Viel eher ist eine nachträgliche Verwerthung solcher Beiträge in der Weise möglich, daß Alle, die einst bei Häusser nachgeschrieben haben, ihre Notizen mit dem jetzt erscheinenden Texte vergleichen und von den Abweichungen, die sich etwa ergeben, von den charakteristischen Bereicherungen, die sich bei ihnen vorfinden, mir das Bedeutendste zu einer allfälligen Neubearbeitung einsenden. Um eine gütige Unterstützung dieser Art möchte ich alle ehemaligen Zuhörer Häusser's hiermit dringend gebeten haben.

So war und blieb ich bei meiner ganzen Arbeit einmal auf mein Heft und sodann auf Häusser's Nachlaß angewiesen. Daß der letztere Nichts bot, was einem zusammenhängenden Texte von ferne ähnlich gesehen hätte, ist schon bemerkt. Er bestand aus

einem fortlaufenden Moniteurexcerpt, welches aus der histoire parlementaire und den theils S. 123—125, theils unter dem Texte aufgeführten Werken ergänzt war. Die meisten der wichtigeren Episoden waren in Excursen eingehend und methodisch-kritisch behandelt, freilich stand Häussern dabei nur gedrucktes Material zu Gebote, die Ergebnisse des ungedruckten Urkundenschatzes, durch dessen meisterhafte Verwerthung das Werk Sybels in der Geschichtschreibung dieses Zeitraumes Epoche gemacht hat, wurden ihm erst durch dieses zugänglich und, wie der Leser sich überzeugen wird, mit gutem sachlichen Erfolg. In diesen Excerpten fand sich kaum hie und da etwas mehr, als die rein stoffliche Unterlage für den Vortrag; von all den Charakteristiken, Schilderungen und Reflexionen, die seiner Darstellung jene unnachahmliche dramatische Lebendigkeit verliehen, entweder gar Nichts oder im besten Falle abgerissene Sätze, die für sich betrachtet gewissermaßen Capitelsüberschriften ohne Capitel waren. Der Nachlaß bot nur das Knochengerüste, das der Vortrag selber erst mit Fleisch und Blut umgab.

Meine Aufgabe war nun, Beides derart in einander zu verschmelzen, daß die Spuren der zweiten Hand sprachlich und sachlich möglichst wenig zum Vorschein kamen. Nothwendig war eine solche Verarbeitung von Vortrag und Nachlaß aus mehreren Gründen. Eine Improvisation, mag sie auch wie hier von dem glücklichsten Gedächtniß und der beneidenswerthesten Sicherheit getragen sein, wird in dem Ebenmaß der stofflichen Behandlung immer Manches zu wünschen übrig lassen; mancher an sich lebendigen Erzählung oder Schilderung werden Mittelglieder, mancher flüchtig hingeworfenen Behauptung werden im mündlichen Vortrage Beweise fehlen, die beim Druck nicht weggelassen werden dürfen. Hier galt es, an sehr vielen Stellen sachliche Einschaltungen zu machen, zu denen der Stoff meist in den Aufzeichnungen bereit lag und die entweder mir bei der Nachschrift, oder dem Redner bei der Improvisation entgangen waren.

Ferner mußten alle Belegstellen, die wörtlich aus den Quellen mitzutheilen waren, genau nach dem Urtext verglichen werden;

denn Häusser citirte sehr häufig aus der Erinnerung und improvisirte selbst die Analysen großer Verhandlungen mit einer Treue zwar, die mich immer von Neuem sein bewunderungswürdiges Gedächtniß anstaunen ließ, aber doch nicht in einer Weise, die er selbst für druckfertig gehalten haben würde. Hier war ich sehr häufig genöthigt, auch über die allzu skizzenhaften Auszüge, die meist aus Häusser's ersten Docentensemestern stammten, hinauszugehen.

Schließlich durften die wichtigeren Bereicherungen und Berichtigungen nicht außer Acht bleiben, welche die neuere Forschung deutscher und französischer Gelehrter seit 1860 zu Tage gefördert hat. Häusser selbst hat noch auf dem Krankenbette auf's Gewissenhafteste eine Menge Detailstudien nachgetragen, zu denen er während seiner geradezu aufreibenden Doppelthätigkeit als akademischer Lehrer und Führer der zweiten Kammer (1860—64) keine Zeit gefunden, und auf einem Zettel des Nachlasses steht noch eine Anzahl Werke, die er — so sicher rechnete er auf Wiedergenesung — als „bis zum Sommer 1867 durchzusehen" bezeichnete. Die wichtigsten dieser Nachträge bezogen sich auf einen Theil der Vorgeschichte der Revolution, auf die Ereignisse vom Juni bis September 1792 und auf die Geschichte der Anfänge des Convents. Hiernach ist die Charakteristik des Ministeriums Turgot, die Geschichte des 20. Juni, des 10. August, der Septembertage, sowie eines Theils der Schreckenszeit, fast gänzlich umgearbeitet worden. Was die Vorgeschichte der Revolution angeht, so darf ich bemerken, daß Häusser den Nachlaß Tocqueville's nicht mehr benutzt hat, während, wie sich von selbst versteht, das ancien régime et la révolution die gebührende Verwerthung gefunden hat.

Bei den sehr zahlreichen Ergänzungen der drei genannten Categorien bin ich grundsätzlich so verfahren, daß ich dem Texte einverleibte, was sich ihm ohne Beschwerde einfügen ließ, und in einer Anmerkung unterbrachte, was dazu nicht geeignet war und doch nicht fehlen sollte, weil es dem Leser zur Aufklärung oder Anregung diente. In letzterer Beziehung wurde namentlich Alles berücksichtigt, was die Zurechtweisung in der ungeheuren Literatur

zu erleichtern schien. Aus diesem Gesichtspunkt sind auch die Bemerkungen zu beurtheilen, die ich auf S. 123—125 habe abdrucken lassen. Die Nachweise und Anmerkungen, die nicht aus dem Nachlaß, sondern von mir herrühren, habe ich durch Klammern [ ] eingeschlossen.

Ein größeres Originalmanuskript*) „Preußen und Polen 1791—92 nach den Berliner Akten" ist S. 248—258 mit Weglassung einiger Randbemerkungen, die als Anhaltspunkte für den Vortrag dienen sollten, unverändert wiedergegeben; es wird sachlich von Interesse sein und sprachlich vielleicht als Probe dienen können, wie weit sich der Stil des Redners Häusser von dem des Schriftstellers unterschied.

Die mitgetheilte Quellenliteratur ist aus dem Grundriß übertragen und, so weit meine Kenntniß reicht, aus den neuesten Erscheinungen vervollständigt worden. Was Häusser von älteren Werken nicht anführt, habe ich nicht nachgetragen, weil ich glaubte annehmen zu dürfen, daß er sie aus Gründen weggelassen, sonst würde ich Beaulieu, Dahlmann u. A. nicht ungenannt gelassen haben.

Die Eintheilung in Abschnitte und Paragraphen ist gleichfalls aus dem Grundriß beibehalten worden, einmal, weil ich mich nicht vermaß, eine bessere an die Stelle zu setzen, und dann, weil ich allen früheren Zuhörern das Aufschlagen nach ihrem Grundriß erleichtern wollte; die Ueberschriften der Abschnitte sind unverändert geblieben, die Inhaltsskizzen der Paragraphen aber wesentlich gekürzt worden.

Die hier vorliegende Geschichte der Revolution bildete nur die erste größere Hälfte einer Vorlesung, die die Geschichte des Kaiserreichs bis 1815 mit umfaßte; diesen letzteren Theil habe ich s. Z. nicht nachgeschrieben, aus demselben Grunde, aus dem ich, selbst wenn ein vollständiges stenographisches Heft vorläge, Anstand nehmen würde, ihn zu veröffentlichen. Der Schwerpunkt dieser

*) Ich bitte bei dieser Gelegenheit einen auf S. 252 Z. 3 v. o. stehen gebliebenen Druckfehler zu verbessern und Subof statt Lebof zu lesen.

Vorträge lag doch in der deutschen Geschichte des Zeitraums und deren Behandlung war im Wesentlichen nur eine gedrängte Zusammenfassung Dessen, was Häusser in seinem großen Werke ausführlich dargestellt. Was auf dem Katheder sein vollgiltiges Recht hatte, wäre im Druck eine Wiederholung gewesen, gegen die ich im Einverständniß mit dem Herrn Verleger, sowie den Herren Beiräthen der Häusser'schen Familie die ernstesten Bedenken hegte. Eben um solche Wiederholungen zu vermeiden, habe ich bereits von 1790—1799 die Parallelabschnitte so gedrängt behandelt, als dies ohne Nachtheil der Uebersicht irgend möglich war.

Am Schlusse dieses Rechenschaftsberichts sei mir noch eine persönliche Bemerkung gestattet. Die großen Schwierigkeiten, welche jeder umfänglicheren Arbeit über einen so vielfach behandelten Gegenstand an und für sich eigen sind, treten verdoppelt und verdreifacht auf, wo wie hier den unzulänglichen Kräften des Schülers aufgegeben ist, das gewissermaßen verlorene Werk des Meisters in einer seiner ursprünglichen Echtheit möglichst nahekommenden Gestalt wieder herzustellen oder nachzuschaffen. Man wird begreifen, wenn ich demgemäß um ein schonendes Urtheil bitte, und diese Bitte mir vielleicht gewähren, wenn man sich, wie ich hoffe, überzeugt, daß es mir mit meiner Aufgabe heiliger Ernst gewesen ist.

Zur Ergänzung Dessen, was ich in dieser Vorrede über Häusser's Vortragsweise angedeutet, kann ein Artikel dienen, den ich unter dem erschütternden Eindrucke der Nachricht seines Hintrittes niedergeschrieben und dann in der Nr. 17 der Protestantischen Kirchenzeitung veröffentlicht habe. Indem ich denselben hier wieder abdrucken lasse, bemerke ich, daß eine Herausgabe der Häusser'schen Vorträge über das Reformationszeitalter, von der dort hypothetisch die Rede ist, in derselben Weise vorbereitet wird, wie die jetzt erscheinenden über die Revolution.

Der Artikel lautet:

„In der Frühe des 17. März ist Ludwig Häusser gestorben, nachdem er am Abend des 15. zum letzten Mal die philosophische Fakultät als Dekan um sich versammelt und am Tage vorher seine

Vorlesung über deutsche Geschichte geschlossen; er ist demnach geschieden, wie ein Krieger, der unter seiner Fahne fällt, auf dem Ehrenfeld seines mit unverbrüchlicher Treue erfüllten Berufs, nachdem er sechszehn Monate mit wahrem Heroismus gegen ein letales Leiden angekämpft. Eine Ahnung seines jähen Endes hat Häusser unsres Wissens in seinen letzten Tagen nicht ausgesprochen, wenn auch Jeder, der ihm näher trat, angesichts seiner körperlichen Gebrochenheit, sich versucht fühlen mochte, jede wehmüthig klingende Aeußerung wie den versteckten Ausdruck einer Todesahnung zu deuten; seinen Kollegen hatte er vielmehr beim Abschied die zuversichtliche Hoffnung ausgesprochen, er werde im nächsten Halbjahr, wenn er sich während der Osterferien in Ruhe ausgepflegt habe, seine Doppelarbeit auf dem Lehrstuhl wie in der Fakultät mit frischen Kräften wieder aufnehmen können, aber freilich weder den tief ergriffenen Amtsgenossen, die ihm zuletzt noch dankten für seine tapfere Ausdauer, noch den Zuhörern, denen er am Abend des 14. mit weich werdender Stimme ein warmes Lebewohl zugerufen hatte, war es zu verdenken, wenn sie sich trennten mit dem schmerzlichen Gedanken, daß sie den Unvergeßlichen nicht wieder sehen würden. In seinem Abschiedswort an die zahlreiche Hörerschaft bezeichnete er die Erquickung, die er selber aus dieser Vorlesung geschöpft, als den lindernden Trost, der ihm über Schmerzen und Leiden hinweggeholfen habe. Wer Häusser jemals gehört hat, der weiß, was damit gesagt ist, denn jeder einzelne Vortrag muß ihn überzeugt haben, daß dem Manne der akademische Lehrberuf „das Leben in seinem Leben" gewesen ist, und daß es ihm, wenn Einem, gegeben war, über dem Vollgefühl einer Thätigkeit, in der er sich Meister wußte, den Stachel des nahenden Todes zu vergessen.

Was Häusser als politischer Redner bedeutet hat, das weiß die Welt seit dem Erfurter Parlament; was er als akademischer Lehrer war, das wissen die vielen Hunderte deutscher Studirenden jedes Fachs, die in den 27 Jahren seiner Lehrthätigkeit zu seinen Füßen gesessen haben, aber nicht Viele außer ihnen. Darum möchten wir hier am liebsten sein Bild festhalten, denn hier liegt das Feld, wo er wohl einzig in seiner Art gewesen ist, und wo die rückhaltlose

Anerkennung Dessen, was er leistete, den Wenigsten durch den Einfluß einer abweichenden politischen oder kirchlichen Parteiüberzeugung verkümmert wird. Freilich ist hier auch die Schilderung am schwierigsten, denn der Eindruck vollendeter akademischer Beredtsamkeit gehört zu den Dingen, die man nicht gut zerlegen und zergliedern kann.

Als wir bei Häusser deutsche Geschichte hörten, hatte sein Vortrag bereits das Gepräge vollendeter Reife; aus den Mittheilungen Solcher, die ihn bei Beginn seiner Laufbahn gehört hatten, ging hervor, daß diese Stufe das Ergebniß jahrelanger ernster Arbeit in Behandlung des Stoffes und der Sprache, die letzte Frucht gewissenhafter Selbstprüfung und unermüdlicher Feile sein mußte, denn von den mancherlei Schlacken, die sie noch gefunden haben wollten, fanden wir nicht die leiseste Spur mehr. Häusser hat sich wie ein antiker Redner in seinem Berufe selber gebildet und wenn der Athlet der Rednerbühne in späteren Jahren seine Arbeit spielend zu verrichten schien und mit keiner Andeutung mehr an die strenge Schule erinnerte, die er bei sich selber durchgemacht, so bezeugte das eben, schlagend wie nichts Anderes, den Triumph der Kunst. Was ist klassisch? fragt Cicero einmal und antwortet: Das was Jeder zu können meint und nur der Meister wirklich kann.

Häusser pflegte in den letzten Jahren viererlei Vorlesungen zu halten: im Winter deutsche Geschichte [bis 1815] und Geschichte des europäischen Staatensystems von der Reformation bis 1789; und im Sommer: Geschichte der französischen Revolution und des Kaiserreichs [1789—1815] und Römische Geschichte, die ersteren drei nach gedruckten Grundrissen, die neben ausführlichen Literaturnachweisen ein vollständiges und übersichtliches Gerippe des Erzählungsstoffs enthalten, und sämmtliche vier vollkommen frei, ohne irgend welche äußere Unterstützung des Gedächtnisses. Die Vorlesungen über Römische Geschichte und die über die drei letzten Jahrhunderte waren am wenigsten stark besucht; gleichwohl war die erstere eine vortreffliche Arbeit, die letztere aber nach seinem eigenen Urtheil und nach dem aller Kundigen entschieden die beste, die er überhaupt

gehalten hat. Es verdient dieser Umstand wohl, vor den Lesern der Protestantischen Kirchenzeitung, zu deren eifrigen Mitarbeitern er gehört hat, besonders hervorgehoben zu werden. Seine Darstellung der Reformation, und ihres Siegeszugs durch die abendländische Welt, die Charakteristiken Luther's, Zwingli's, Melanchthon's, Calvin's waren meisterhaft; mit wahrer Andacht wurden sie gehört, denn hier offenbarte sich der ganze sittliche Ernst, mit welchem Häusser diesen gewaltigen Freiheitskrieg des modernen Geistes als die erste nationale Culturthat unseres Volkes und seiner Stammeszweige auffaßte. Wenn je eine Herausgabe seines Nachlasses nach dieser Seite hin möglich werden sollte, so müßte dieser Theil seiner Vorträge mit in erster Reihe stehen, er würde beweisen, wie richtig einer seiner würdigsten Amtsgenossen einmal von ihm gesagt, an Häusser sei im edelsten Sinn des Worts ein Theologe verloren gegangen.

In unvergänglichem Andenken aber der weitesten Kreise, nicht bloß der akademischen Welt, werden die Winterabende haften, an denen Häusser die deutsche Geschichte, insbesondere in der zweiten Hälfte des Semesters die Geschichte der Freiheitskriege behandelte. Da faßte der größte Hörsaal der Heidelberger Hochschule die Menge der Besucher kaum; da saßen und standen Kopf an Kopf in athemloser Stille Studirende aus allen Fakultäten und reife Männer aus der Bürgerschaft und Beamtenwelt der Stadt. Der Vortrag, der hier eine unvergleichliche Meisterschaft über Stoff und Sprache verrieth, wirkte wie Selbsterlebtes auf die Menschen wirkt; die Beschreibungen der Feldzüge, die Charakteristiken der Generale und Staatsmänner, die Zeichnungen der Lage der Dinge und der Stimmungen der Gemüther — das Alles zog wie ein majestätisches Drama voll der ergreifendsten Wirkung vorüber; erschütternder sind die Katastrophen von 1806 und 1809 wohl nie auf einem deutschen Katheder geschildert worden, aber auch wärmer, begeisterter nie die Anfänge des Neubaus unseres nationellen Wesens auf preußischem Boden und der Aufschwung des unvergeßlichen Jahres 1813. Die Hörer athmeten auf, wenn Häusser bei dieser Epoche in seiner einfach schlichten Weise sagte: „Das sind Momente,

die für Vieles entschädigen und viel Schmachvolles streichen aus unserer Geschichte," und bei der kunstlosen Schilderung dieser Erhebung ohne Beispiel fühlten sie mit, was er meinte, wenn er hinzusetzte, seit vielen Jahren erzähle er die deutsche Geschichte, aber dieser Theil seiner Aufgabe erfasse ihn immer und immer wieder mit demselben unvertilgbaren Zauber. Häusser's akademischer Vortrag war sachlich in hohem Maße gewissenhaft; jede einzelne Darstellung ließ auch bei der strengsten Nachprüfung die solide gelehrte Arbeit nirgends vermissen. Was den Vortrag als solchen auszeichnete war genau dasjenige, was die Methode akademischer Lehre von einem Buche unterscheiden muß, die planvolle Auswahl des Stoffes, die richtige Perspektive der Darstellung, ohne die ein Lehrvortrag ungefähr dasselbe ist wie ein chinesisches Wandgemälde, d. h. Alles, nur kein Bild. Daß Häusser national, politisch und kirchlich sehr scharf geprägte Ueberzeugungen hatte, verrieth sich auch dem studentischen Zuhörer, aber er gestattete ihnen keinen trübenden Einfluß auf den Charakter seiner Erzählung und den Geist seines Urtheils; es gilt nach dieser Seite von seinen Vorlesungen dasselbe, was der jüngere Perthes [in seinem Buche: Politische Zustände und Personen in Deutschland während der französischen Herrschaft. S. 555] von dem seiner politischen und kirchlichen Richtung entgegengesetzten Standpunkt des Häusser'schen Werkes über deutsche Geschichte gesagt hat: „nie ist durch denselben die Zuverlässigkeit thatsächlicher Angaben und selten die Gerechtigkeit und Billigkeit des Urtheils geschmälert worden." Damit steht keineswegs im Widerspruch, daß Häusser niemals um den Ruhm jener Art von Objektivität gebuhlt hat, die nur der bare Unverstand verlangen und nur die völligste Selbsttäuschung zu besitzen vorgeben kann, wenn er auch nicht für nöthig fand, dies, wie sein Lehrer, der alte Schlosser, zu thun pflegte, im Vorwort seiner Vorlesungen ausdrücklich zu bemerken. Von der Sprache, der Redeweise Häusser's, über die wir vorhin schon andeutungsweise gesprochen haben, würden sich Diejenigen eine ganz falsche Vorstellung bilden, die etwa aus den begeisterten Lobeserhebungen jugendlicher Zuhörer auf etwas der Schönrednerei Verwandtes schließen wollten.

Ihr entschiedenstes Unterscheidungsmerkmal war vielmehr das gerade Gegentheil, eine musterhafte Schlichtheit in der Wahl der Worte, die von eitler Effekthascherei und gleißendem Phrasenflitter lediglich Nichts wußte.

Häusser wirkte mit den einfachsten Mitteln und legte sich dabei eine Entsagung auf, zu der sich ein Kopf von so reicher Phantasie und so sprudelndem Humor selten versteht; den Pfauenschweif gesuchter Bilder und lang ausgesponnener Vergleiche, verschmähte er ebenso konsequent als den Apparat blendender Schlagwörter, dessen geschickte Verwerthung so oft mit wirklicher Beredsamkeit verwechselt wird.

Freilich war diese Sparsamkeit in Anwendung rednerischen Schmuckes nicht die Bescheidung des Armen, der aus der Noth eine Tugend macht, sondern die haushälterische Weise eines begüterten Mannes, der es unter seiner Würde findet, mit dem Parvenü in leerer Pracht zu wetteifern, aber am rechten Ort die rechte Gabe stets zur Hand hat. Häusser beherrschte den ganzen Reichthum unserer Sprache mit einer sicheren Geistesgegenwart, die nie fehl griff und der die feinste Schattirung des Gedankenausdrucks jeden Augenblick zu Gebote stand. Die gedruckten Schriften Häusser's geben davon ein sehr unvollkommenes Bild, die Breite der Sätze, in denen zuweilen derselbe Gedanke gewissermaßen wiederholt um seine Axe kreist, ist den Hörern seiner Vorträge niemals zur Last, ja nicht einmal aufgefallen; jene verhalten sich zu diesen wie die dürren Blätter eines Herbariums zu lebenden Pflanzen und wäre auch ihre stilistische Vollendung bei Weitem größer als sie wirklich ist, sie könnten doch nicht wiedergeben, was die individuelle Farbe jeder Rede ausmacht, die Wärme des Tons, die Instrumentation der Stimme, wenn wir so sagen dürfen.

In diesem letzteren lag zu einem guten Theil das Geheimniß des gewaltigen Eindrucks, den er als Redner machte; sein klangvolles männliches Organ schmiegte sich jeder, auch der flüchtigsten Färbung des Gedankens lebendig an, der Donner des Tribunen, wie die Schlichtheit des herodoteischen Erzählertons, vernichtender Spott und spielender Witz, eines gab sich so natürlich und anspruchs-

los wie das Andere, auch hier war Häusser fern von jeder künstelnden Koketterie und wer sich einer jener berühmten Tischreden erinnert, in denen Häusser mit Recht für unübertroffen galt, der erinnert sich sicher auch, wie ihr größter Reiz in dem Schmelz des einfachen, aber empfindungswarmen Tones seiner Sprache bestand.

Wir nehmen Abschied von unseren Lesern, indem wir die wenigen Worte hierhersetzen, mit welchen Häusser von seinen Zuhörern Abschied genommen hat. Wir benutzen zu dem Zweck die authentische Mittheilung, welche Herr Professor Wattenbach gelegentlich eines Gedächtnißvortrags darüber gemacht hat und die u. A. in Nr. 77. der Karlsruher Zeitung abgedruckt ist. Hienach führte Häusser aus, wie er, durch seine Krankheit zur Unterbrechung der Vorträge gezwungen, nicht den ganzen Stoff habe erschöpfen können; doch das könne auch keine Vorlesung, wohl aber das Urtheil schärfen und den Weg zeigen, das Gelernte zu verwerthen, und Liebe erwecken zur Nation, Anleitung geben zu eigenem Studium. „Habe ich Das bei Ihnen erreicht, so habe ich meine Aufgabe erfüllt; und ich hoffe es. Anregung und Interesse an dem mächtigen Gegenstand wollte ich in Ihnen erwecken, und in der Hoffnung, daß mir das gelungen — Sie haben es mir durch Ihre Ausdauer gezeigt — scheide ich von Ihnen. Leben Sie Alle recht herzlich wohl! So schwer mir körperlich die Vorlesungen geworden sind, so habe ich doch, Sie können davon überzeugt sein, kaum je in einem Semester so viel Trost und innere Befriedigung aus ihnen hinweggenommen, als in diesem; sie haben mich wieder in engere Verbindung mit meiner Wissenschaft gebracht, das ist mit meiner Welt. Und so sage ich Ihnen denn nochmals Allen ein herzliches Lebewohl!" —

Heidelberg, Nov. 1867.

W. O.

Inhalt.

Einleitung.

Frankreich vor der Revolution. S. 1—120.

Erster Abschnitt.

Sturz der alten Monarchie und Sieg des bürgerlichen Mittelstandes (bis Oktober 1789.) S. 121—186.

Zweiter Abschnitt.

Ausarbeitung einer neuen Verfassung. Kampf der konstitutionellen Mehrheit gegen monarchische und demokratische Extreme. Der König scheinbar mit ihr einverstanden. Oktober 1789 bis April 1791. S. 187—218.

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Die gesetzgebende Nationalversammlung. Erneuter Kampf um die konstitutionelle Monarchie bis zum Sturz des Königthums (10. August 1792). S. 259—334.

Fünfter Abschnitt.

Der Nationalconvent. Kampf zwischen der Gironde und den Jakobinern. Ermordung des Königs. Sturz der Gironde (31. Mai 1793.) S. 335—420.

Sechster Abschnitt.

Der Terrorismus im Kampf gegen den Bürgerkrieg und das Ausland. Die Zersetzung der revolutionären Parteien bis zum 9. Thermidor (27. Juli 1794). S. 421—497.

Siebenter Abschnitt.

Sturz des Terrorismus und Anfang der Reaktion. Erhebungen der geschlagenen Parteien, der Jakobiner wie der Royalisten; der Convent im Kampfe gegen beide bis zur Einführung der Verfassung vom Jahre III. (Okt. 1795.) S. 499—531.

Achter Abschnitt.

Siege und Eroberungen der Republik bis zum Frieden von Campo Formio (17. Oct. 1797), Kampf des Direktoriums gegen die Faktionen bis zum 18. Fructidor V (4. Sept. 1797). S. 533—565.

Neunter Abschnitt.

Französisches Uebergewicht. Neue Coalition. Bonaparte's Feldzug nach Egypten; innere Zerrüttung bis zu Bonaparte's Diktatur seit 18. 19. Brumaire VIII. (9. 10. Nov. 799.) S. 567—606.

Einleitung.

Frankreich vor der Revolution.

§. 1.

Universeller und lokaler Charakter der Revolution von 1789. — Die alte Monarchie seit Richelieu und Ludwig XIV. — Absolutismus, Centralisation, Feudalität.

Universeller und lokaler Charakter der Revolution.

Die französische Revolution von 1789 führt den Namen Revolution in einem fast sprichwörtlichen Sinn; wird er im gewöhnlichen Leben genannt, so denken wir unwillkürlich zuerst und fast ausschließlich an die von 1789. Das hat seinen Grund in den Eigenthümlichkeiten dieser Umwälzung.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß es anderen Zeiten an solch elementaren Erschütterungen gefehlt hätte; jeder Geschichtsabschnitt weist Zeiten auf, wo bis in die Grundfesten der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung Alles in Fluß gerathen ist, und das liegt sosehr in der menschlichen Natur, daß man kaum nöthig hätte, darauf noch ausdrücklich hinzuweisen, wenn nicht die Parteien bald da bald dort ihr Interesse dabei gefunden hätten, die Existenz der Revolution erst von 1789 herzuleiten. Die Zeiten der Bürgerkriege in Hellas und Rom sind ganz modern revolutionär angelegt; im Mittelalter findet man zumal in Italien auf kleinem Raum denselben Charakter revolutionärer Erschütterungen mit all ihrer Gewaltsamkeit und blutgierigen Leidenschaft wieder und auch die Ausgänge des Mittelalters seit den Hussitenkriegen, wo man auch in den religiösen Dingen anfing die alte Autorität zu brechen und zuletzt ein Geist zügelloser Zerstörungslust alle Grundlagen des Staates und der Gesellschaft ergriff, entbehren solcher Beispiele nicht.

Eine unterscheidende Eigenthümlichkeit dieser Revolution liegt zunächst wohl schon darin, daß sie wie keine andre den lokalen Charakter ihres Ursprungs abgestreift hat; sie entbehrt desselben nicht, aber sie hat ihn mehr als andre Erschütterungen überwunden, gleich von Anfang an ihre Ziele weit über den Sitz ihrer Entstehung hinaus verlegt und in ihrem Fortgang den ganzen Umkreis der vorhandenen politischen Entwickelungen des Abendlands, ja selbst einen Theil der neuen Welt, in ihren Strudel hineingerissen.

Die „Principien, die Ideen der Revolution", ein oft mißverstandener und mißbrauchter Ausdruck, gaben sich als etwas allgemein Menschliches, als etwas die Ordnung der gesammten politischen Welt Beherrschendes. Es kommt nachher in der Zeit der wildesten Verzerrung des revolutionären Wesens wohl vor, daß Einer die Thorheit begeht, sich als orateur du genre humain anzukündigen; immerhin lag in dieser Fratze noch Etwas, was an den Ursprung erinnerte. Die gleich Anfangs aufgestellten Grundsätze wollten aus abstrakten „philosophischen" Lehren eine neue Welt aufbauen, ein universelles Programm wurde gleich im Beginn aufgestellt wie in keiner anderen Revolution, daher die gewaltigen Massen, die sie ergreift und überwältigt.

Was sind alle Stadtrevolutionen des Alterthums, alle jene Bürgerkriege der italienischen Freistaaten im 13. und 14. Jahrh., ja selbst die Hussitenkriege im Vergleich mit dieser revolutionären Völkerwanderung? Niemals haben bei Revolutionen kolossale Massen in so ausgedehntem Umfange mitgewirkt als hier. Insofern hat die Revolution von 1789 gleich hierin große Eigenthümlichkeiten vor allen andern voraus, den universellen Charakter ihrer Ziele, die ursprüngliche Universalität der Motive, die sie von Hause aus als ihr Programm hinstellt, und die unerhörte Betheiligung der Massen.

Ihren lokalen Charakter konnte sie gleichwohl nie völlig verleugnen. Obwohl durchweg darauf angelegt, eine europäische Revolution zu werden, hat sie nie ganz aufgehört, eine französische zu sein. Vor Allem in ihrem Ursprung. Neben den allgemeinen und bedeutungsvollen universellen Elementen liegt doch ein unermeßlicher Zündstoff, der specifisch französisch war. Es war kein Zufall und nicht Folge der beweglichen und reizbaren Natur des

französischen Volkes, sondern eine tiefe geschichtliche Nothwendigkeit, daß die Revolution gerade hier und nicht anderswo zum Ausbruch kam. Ein flüchtiger Blick schon auf die Vorgeschichte von 1789 zeigt dies sofort. Ueberall sonst war die absolute Monarchie, die seit dem 17. Jahrhundert in Europa gebot, mit den Verhältnissen und Aufgaben der Zeit gewachsen, hatte sie sich den Bedürfnissen der Völker anzunähern, ja sie noch machtvoll zu beherrschen gewußt bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Friedrich der Große hatte mit ihr Europa seine Wege vorgezeichnet. Ueberall hatte der Absolutismus es verstanden, die populären Wurzeln seiner Macht zu schonen, für die gemeinsamen Interessen der Gesellschaft in seiner Weise zu wirken, die lästigen Fesseln der Feudalität zu lockern, seine Diktatur wie eine wohlthätige, erweckende, schützende Form erscheinen zu lassen, die den Massen lieb geworden war. Das galt von einem großen Theil der europäischen Welt; kein Mensch haßte die absolute Monarchie als solche, denn sie wirkte vielfältig segensreich und befruchtend.

Vergleichen wir damit die Dinge in Frankreich. Neben den Monarchieen des alten Europa, neben Friedrich dem Großen, Maria Theresia, Katharina II. steht das Frankreich Ludwigs XV. in dem gerade das Schlechteste und Unbrauchbarste der alten Zeit erhalten bleiben sollte. Dort der immer stärkere Trieb der Massen, die Fesseln der Arbeit, des Eigenthums, des Verkehrs zu lösen, in allen Gebieten des Lebens dem Individuum eine freiere Entwicklung zu schaffen, hier der launenvollste Despotismus und daneben unbegreifliche Reste der Feudalität. Auf der einen Seite eine monarchische Ordnung, die in dieser Form ihr eigenes Ziel verfehlte, und auf der andern eine feudale Ueberlieferung, die den Staat noch immer wie eine Beute von bevorrechteten Classen ansah, die ihn überall rankenartig umschlang und seine Thätigkeit hundertfältig durchbrach. So war es in Frankreich und nur in Frankreich. Das alte Europa bedurfte erst schwerer Schläge und einer wirklich ungeschickten Politik und Kriegführung, bis seine alten Monarchieen durch einen Bonaparte zu Boden geworfen wurden; revolutionäre Sympathieen haben ihre Heereskraft nicht gelähmt; hier war also Etwas vorhanden, was eine wahrlich nicht unverächtliche Widerstandskraft ermöglichte. Aber in Frankreich war Alles, Regierung, Verwaltung, Heer, Finanzen, Credit unter

beispiellos unbedeutenden Gegenkräften zusammengebrochen. Wie wenig Zeit brauchte es, um hier eine Monarchie zu zertrümmern, die ein ganzes Jahrhundert der Schrecken Europas gewesen war, und als es geschah, geschah es noch nicht einmal in dem Maße würdig und imposant, wie man das selbst von einem Staate mittleren Ranges erwarten konnte.

Ein eigenthümliches Moment liegt ferner in dem natürlichen Charakter dieses Volks, in seinem beweglichen, reizbaren und wandelvollen Wesen, das die Römer schon den alten Kelten nachsagten: kein anderes Volk ist so geartet, zwischen zügelloser Freiheit und Unterwerfung unter den ärgsten Despotismus hin und her zu schwanken, kein anderes hat auch die elastische Kraft bewährt, von gewaltigen Ideen erfüllt zu großen Thaten sich aufzuraffen und unter dem Despotismus selbst, in den es zurückgesunken, ein kriegerisches Heldenthum zu entfalten, einer halben Welt Gesetze vorzuschreiben, mit Verachtung aller der Ideen, die es eben erkämpft. Diese elastische Kraft ist man häufig genug im Falle anzustaunen und zu bewundern.

Auch mancher üble Zug französischen Naturells ist in der Revolution nicht zu verkennen. Es ist nicht zu hart geurtheilt, wenn wir sagen, unter allen romanischen Nationen hat die französische am Meisten an sich von jener Hast und Leidenschaft, gleich mit dem gewaltsamsten und blutigsten Mittel das Ziel kurzweg zu erstürmen. Dafür legt uns schon ihre frühere Entwicklung Zeugnisse genug ab; wer die Geschichte Frankreichs im 16. Jahrhundert durchgeht, der wird von der wilden Härte und Grausamkeit, der unbeugsamen bis zur Barbarei sich steigernden Leidenschaft, die die Vorgänge seit 1793 kennzeichnet, Züge genug vorfinden.

Vor Allem ist der lokale Charakter in einem Momente zu erkennen: die Revolution erinnert in ihrer äußeren Einkleidung immer und immer wieder daran, daß das Frankreich Ludwigs XV. das unsaubere Gefäß war, in welches die Ideen von 1789 hineingelegt waren. Die ersten Gedanken von 1789 wird auch der als etwas Bedeutsames, ungewöhnlich Großes und Wirkungsvolles anerkennen müssen, der ihnen grundsätzlich entgegensteht. Daß darin das Programm einer neuen gewaltigen Weltentwicklung lag, wird auch der nicht in Abrede stellen, der sie principiell verwirft. Aber wo ist ein großes geschichtliches Programm so rasch und fürchterlich

zum Frevelhaftesten, zum Entsetzlichsten entartet als hier? Die Ideen von 1789 sind nicht verantwortlich für die Thaten von 1793. Vergessen wir nie, daß die Gesellschaft der Zeit Ludwigs XV. es war, die 1793 Politik machte. Sie verfolgt nicht mehr bestimmte, politische Ziele, sie will zerstören, um zu zerstören und glaubt, damit ein Neues werden könne, müsse erst ein großes Chaos alles Bestehende verschlingen. Das hatte Rousseau im Tone tiefer Wehmuth vorausgesagt, jetzt kamen die Leute, um diesem Gedanken eine durchaus nicht empfindsame Durchführung zu schaffen.

Die Dinge von 1793—94 waren der Todesstoß für die friedliche Ordnung, die seit 1789 angestrebt wurde und vielleicht für jede künftige. Sie machten es zweifelhaft, ob bei diesem Volke sich je eine friedliche Frucht der Revolution Platz schaffen würde. Das Schwanken zwischen den Theorieen von 1789 und der Praxis seit 1793 bildet ja den Grundcharakter der französischen Geschichte bis zu dieser Stunde.

Die alte französische Monarchie seit Richelieu und Ludwig XIV.

Es ist ein vielfach verbreitetes Vorurtheil, daß die Zustände des alten Frankreich vor 1789 sich nicht wesentlich unterschieden hätten von denen des übrigen Europa. Dem ist nicht so. Wohl war Frankreich der Staat gewesen, dessen innere Gestaltung seit Richelieu's und Ludwigs XIV. ersten Zeiten dem übrigen Europa als Vorbild diente; wohl war die erste Grundform des centralisirten Staates vorzugsweise in Frankreich geboren und von da über einen großen Theil der Welt verbreitet worden, aber das Nachbild gestaltete sich doch nach den verschiedenen Ländern und den Persönlichkeiten ihrer Herrscher sehr verschieden.

Die Idee der absoluten Staatsmacht wurde außerhalb Frankreichs von mächtigen Fürstennaturen getragen, welche sie ursprünglicher, tiefer und richtiger faßten als Richelieu und Ludwig XIV., vervollkommnet nach den wachsenden Aufgaben der Zeit von Staatsmännern, die sich selber dem Staatszwecke unterordneten und als Vertreter des Gesammtwohls der Regierten betrachteten.

In Frankreich bestand dagegen eine Monarchie willkürlicher,

gewaltthätiger, rechtloser als irgend wo und hatte neben und um sich die wild wuchernden Reste einer feudalen Ordnung, die sie überall durchkreuzte und hemmte. Die Fürstengewalt war hier nicht gebändigt durch unabhängige Gerichte, durch ein klares einfaches Gesetzbuch, durch irgend welche Rechtssatzungen, wie sie selbst in dem absoluten Militärstaat Preußen bestanden; ihr einziges übrigens nicht politisches, sondern sociales Gegengewicht war eine entartete Feudalität, die sie so gewaltig überwachsen hatte, daß die alte Monarchie daran zu Grunde ging.

Dies Verhältniß ist neuerlich von einem der ausgezeichnetsten Geister Frankreichs, Alexis de Tocqueville dargelegt worden. Er trat hauptsächlich der Vorstellung entgegen, als ob die Zustände dort ungefähr dieselben gewesen wären, wie im übrigen Europa, die unglaubliche Verkoppelung der absoluten Staatseinheit mit einer verrotteten Feudalität hat er im Einzelnen nachgewiesen und dann mit frappanter Anschaulichkeit gezeigt, daß jene Centralisation, die man gern das Werk der Revolution nennt, die Abtödtung alles selbständigen, gegliederten Wesens nicht von ihr geboren, sondern nur weiter geführt, daß ihre Grundlagen bereits unter der alten Monarchie vorhanden waren und die Revolution durch diese vorzugsweise erleichtert worden ist. Eine kurze Vorgeschichte der Revolution wird dies Verhältniß am Besten beleuchten.

Trotz der losen Ungebundenheit und unberechenbaren Beweglichkeit ihres Naturells sind die Franzosen immer ein überwiegend monarchisches Volk gewesen*) und haben das Bedürfniß, energisch regiert zu werden, stets in hervorragendem Maße empfunden. Daher kam es, daß nach jenen 40jährigen blutigen Glaubenskriegen Heinrich IV. das Königthum wieder herstellen konnte und als die Errungenschaften seiner Politik wieder in Weiber- und Günstlingsherrschaft zerronnen waren, ein einziger Mann, Richelieu,

*) Einen merkwürdigen Beleg dieser Gesinnung gibt die Erklärung des tiers état auf dem Reichstag von 1614: „que le roi de France tenant sa couronne de Dieu seul, il n'y a puissance en terre quelle qu'elle soit, spirituelle ou temporelle, qui ait aucun droit sur son royaume pour en priver les personnes sacrées des rois, ni dispenser ou absoudre leurs sujets de la fidélité ou obéissance qu'ils lui doivent, pour quelque cause ou prétente que ce soit."

hinreichte, das Werk Heinrichs IV. nicht bloß zu retten, sondern noch kühner aufzubauen, als Jener es vermocht hätte.

Richelieu schuf mitten unter inneren und äußeren Zerrüttungen eine einheitliche Verwaltung, eine strenge Rechtspflege, Sicherheit des Verkehrs, legte den Grund zu einem starken Heer, machte Frankreichs Einfluß wieder geltend nach Außen, trug den Löwenantheil des 30jährigen Kriegs davon, bändigte den Adel, absorbirte die Stände, zum ersten Male fühlte man wieder das Gewicht des königlichen Namens von einem Ende Frankreichs bis zum andern und das Alles vermochte im Verlauf von etwa 18 Jahren ein Mann, der Tag für Tag um seine Existenz ringen mußte. Nach seinem Tode konnte ein viel Schwächerer seine Erbschaft übernehmen und als ein junger aufstrebender König, fast noch ein Kind, die Regierung übernahm, stand er auf einer so glücklich vorbereiteten Ordnung da, wie keiner seiner Vorgänger.

Ludwig XIV. fand beim Antritt seiner Selbstregierung ein vortreffliches Heer, leidliche Finanzen und ein europäisches Ansehen vor; der Gedanke des Widerstandes gegen die fürstliche Allgewalt war verschwunden, die alten Führer der Rebellion waren zu Trägern seines Willens geworden, eine Fülle von Talenten in Literatur und Kunst, in allen Zweigen des Staates und Heerdienstes rangen um die königliche Gunst. Nach Außen war Frankreich stärker als je, die einzige rivale Macht, Habsburg, war erschüttert, England durch die Restauration der Stuarts ans französische Interesse gebunden, die übrigen Nachbarn waren theils welk und hinfällig wie Spanien, theils in ohnmächtiger Zersplitterung, wie Deutschland und Italien.

So trat er die Monarchie an und wenn je in einem Staate die absolute Fürstenmacht populär war, wo die nationale Idee mit ihr Hand in Hand ging, so war es damals in Frankreich der Fall.

Das war das große Geheimniß Richelieu's, daß er dieser schrankenlosen Staatsmacht ihre populäre Stellung stets zu erhalten wußte. Rücksichtslos gegen Adel und Hugenotten, gegen Höflinge und Günstlinge — selbst Mutter und Gattin, Bruder, Freund und Geliebte des Königs empfanden seine Härte — rücksichtslos gegen die großen Corporationen, sorgte er für Ordnung und Sicherheit im Großen und Kleinen, schuf eine verhältnißmäßig rasche, wohlfeile, strenge Justiz, schützte den Bürger und Bauer

gegen den vornehmen Uebermuth, ließ das ganz Gehässige der alten Zeit auf die großen und kleinen Herren fallen und wußte so den gedrückten Classen den Gedanken nahe zu legen, daß diese königliche Vormundschaft die beste Fürsorge für sie wäre. Mit diesem Capital begann Ludwig seine Herrschaft und wie wenig er auch den großen politischen Schöpfern vor ihm ebenbürtig war, er war in seinen jungen Jahren frisch, lebendig, geistreich, für kühne Unternehmungen zugänglich, hatte den Instinkt, die richtigen Männer an die rechten Stellen zu setzen, war von dem ganzen Geiste der Zeit, dem monarchischen Zuge der Nation, erfüllt und darum haben seine Ideen bisweilen etwas Grandioses. Ein großer Mann war er deßhalb nicht, aber eine glänzende, durch die äußeren Verhältnisse wunderbar begünstigte Erscheinung.

Colbert kam an die Spitze der inneren Verwaltung, Louvois erhielt das Kriegswesen, Lionne und ähnliche Männer leiteten die auswärtigen Geschäfte, Condé, Turenne, Luxembourg befehligten die Heere.

Colbert*), ein schöpferischer, originaler Geist, gab dem System Richelieu's seine letzte technische Vollendung; Richelieu war kein Finanzmann, Mazarin noch weniger, aber Colbert war es im vollsten Sinne. Als solchen hatte ihn schon Mazarin erkannt, der auf seinem Sterbebette zum König sagte: „Ich bin Ew. Majestät Alles schuldig, dafür hinterlasse ich Ihnen aber Colbert." Eine ausgezeichnete Specialität in seinem Fache, war er aus dem Comtoir hervorgegangen und betrachtete den Staat oft nur allzusehr von diesem Standpunkt aus. Colbert zuerst faßte in seinem ganzen Umfang den Gedanken, ein Gleichgewicht herzustellen zwischen der Blüthe des allgemeinen und des privaten Wohlstandes. Mit seinem Gelde hat Ludwig XIV. Krieg geführt und gebaut, nach seinem System wurde in Frankreich der Ackerbau befördert, eine Menge von Grenzbarrieren niedergeworfen, Handel und Gewerbfleiß zu seltner Blüthe gehoben, eine Marine gegründet, Frankreich mit Canälen und Straßen durchschnitten, Er ist der Schöpfer der Manufakturen zu Lyon, unter ihm sind die Häfen Rochefort, Brest, Honfleur, Havre, St. Malo, Cette, Toulon angelegt worden.

*) Pierre Clément: gouvernement de Louis XIV, Paris 1848, und dessen Monographie über Colbert.

Die Staatseinheit war jetzt auch wirthschaftlich und in der gesammten Verwaltung vollendet. Der Staat leitete Alles, schuf Verkehrsanstalten, erzeugte und belebte eine einheimische Industrie, lenkte das ganze Erwerbsleben des Volks — er war Alles in Allem.

In dieser Zeit führt Frankreich seine glücklichsten Kriege und ist nach Innen der blühendste Staat des Festlandes; sein Handel und sein Gewerbe hatten das Uebergewicht in ganz Europa, seine Marine stand nicht bloß der von Holland und England gleich, sondern schien beiden zusammen gewachsen, und daneben waren Kunst und Literatur in der reichsten Entfaltung; Frankreich war in seinem „goldenen Zeitalter".

Aber die Vorbedingung dieses Systems wurde bald vergessen, vor Allem der Gedanke der populären Fürsorge für den steuerpflichtigen Theil der Nation und außerdem geschah Nichts, dem rein faktischen Zustand die dauerhafte Basis eines gesetzlichen Rechtszustandes zu geben. Die Staatsallmacht war ein bloß thatsächliches Verhältniß, gesetzlich bestanden die alten Körperschaften fort. Das Staatswohl obenanzustellen, war Ludwigs Sache nicht, dem Schwindel der Allgewalt zu widerstehen, war er nicht stark genug. Ihn berauschte bald der Gedanke, wie eine zweite Vorsehung sich über die Nation zu stellen, der Reiz Alles, Recht und Eigenthum, Glauben, Sitte und Bildung des Volks mit seinem Stempel zu versehen, die Versuchung, die stets verderblich ist, das ganze individuelle Leben der Nation in seine Formen einzuschmelzen, jede Art von kleiner Selbständigkeit zu ersticken, zu gebieten wie ein orientalischer Despot über stumm gehorchende Massen.

„Der Staat bin ich" sagte er dem Parlament, das ihm im Namen des Staatswohls Vorstellungen machen wollte. „Alles soll mir vorgelegt werden, sagte er bei seinem Regierungsantritt, von der diplomatischen Depesche bis auf die letzte Anstellung und die letzte Bittschrift."

Früh fing er an, den Staat dem Hofe unterzuordnen, höfischen Ränken und Einflüssen über Gebühr nachzugeben, Maitressen Einfluß auf den Staat zu gestatten, und diesen selbst seinen Launen, seinem Belieben zu opfern. Das steigerte sich, als jede Gegenwirkung aufhörte, seit Colberts Tode. Im Vertrauen auf die Ueberlegenheit seiner Heere stürzt er sich in maßlose Kriege, die

endlich in dem so vielgetheilten und gebrochenen Europa eine fast einmüthige Verbindung gegen ihn zu Stande bringen. Die Blüthe seiner Heere, der Wohlstand seiner Nation wird verschlungen, er vertreibt die Hugenotten, zerstört damit die südfranzösische Industrie, jagt Tausende durch Europa wie ein wanderndes Pamphlet, das Alles gegen ihn erbittert und das Capital an Geschick und emsigem Fleiß, das mit den Flüchtlingen hinausgestoßen wird, führt er seinen Feinden zu. Was wäre Brandenburg geworden, wenn er ihm nicht mit diesem Capital zu Hilfe kam! Das Alles hatte seit den achtziger Jahren immer reißender um sich gegriffen. Mit Mühe und Noth hielt der König noch den äußeren Bestand des Reiches fest, aber die Suprematie in Europa war dahin, sie ging zunächst an England über und theilte sich an alle Staaten mit, die bisher untergeordnet gewesen waren, seine Flotte war verloren, seine Häfen und sein Handel dadurch schutzlos, die Finanzverwaltung entsetzlich zerrüttet, die Gewerbe tödtlich getroffen, in die Nation selbst das nachwirkende Gift des Religionshaders gelegt: er konnte die Parteien wohl blutig züchtigen und decimiren, aber nicht geistig und moralisch todt machen.

Dazu kam, daß das Königthum seine persönliche Würde mehr und mehr verlor. Heinrich IV. war trotz seiner Ausschweifungen ein guter König, man verzieh ihm gerade hier mehr als irgendwo seine Verirrungen, denn er war ein tapferer Soldat, der trotz seiner weichen Sinnlichkeit im Feld auf harter Erde schlief, mit seinen Soldaten jede Entbehrung theilte, in jeder Schlacht an der Spitze seines Heeres stand, eine bewunderungswürdige, ritterliche Persönlichkeit. Ludwigs XIV. in seiner allmälig träge werdenden Majestät war das nicht mehr; er theilte die Noth weder mit seinem Heer noch mit seinem Volk, sein Hof fuhr fort zu schwelgen und zu glänzen, als das Volk darbte. Heinrichs Maitressen hatten sich dem Staate nicht fühlbar gemacht, mit Ludwig theilten sich erst junge, dann alte Maitressen in das Regiment. Das kostete den Staat ungeheure Summen, war überdies für eine kriegerische Monarchie eine Entweihung des Königthums und ein unheilvolles Beispiel, dem die ganze herrschende Classe der Gesellschaft aufs Schrecklichste nachgeeifert hat.

Ludwig hinterließ sein Reich äußerlich unverkürzt, aber sittlich und wirthschaftlich tief herabgekommen, ein undeckbares Deficit,

furchtbare Wunden, welche die Kriege geschlagen, das Volk verarmt, die Bevölkerung verringert, das Heer nur noch ein Schatten des früheren.*) In der ganzen herrschenden Gesellschaft war ein Geist der Meuterei und Unzufriedenheit, eine aus Unsittlichkeit und frivoler Impietät gemischte Verachtung der bestehenden Ordnung und ihrer Träger, die in Europa ohne Beispiel war. Dazu war seine Familie ausgestorben und das Alles mußte er einem Urenkel von 5 Jahren hinterlassen. Noch war er nicht beerdigt, da ward bereits sein Testament umgestoßen und der ihm persönlich verhaßte Neffe Philipp von Orleans übernahm die Regentschaft. Die Regierung Philipps und seines Dubois vollendete den sittlichen Bankrott der Krone und des Hofes und fügte mittelst des Law'schen Bankschwindels den wirthschaftlichen Bankrott der Nation hinzu. Oft genug wurde jetzt gefragt, wie lange wird es dauern, bis der Staat zusammenbricht? Es dauerte noch zwei Menschenalter bis er wirklich zusammenbrach. Welche Erbschaft der Urenkel Ludwigs XIV. seinem Enkel hinterließ, davon später.

*) Bei Ausbruch des Krieges von 1688 wies Vauban dem Minister Louvois nach, daß in Folge der Conversionen Frankreich seit 5 Jahren um 100,000 Einwohner und 60 Millionen Capital ärmer geworden, daß der Handel ruinirt, die fremden Flotten um 9000 der besten Matrosen des Königreichs, die fremden Heere um 600 Offiziere und 12,000 der kriegstüchtigsten Soldaten reicher geworden seien. S. Clement.

Von der Verarmung entwirft derselbe Gewährsmann ein grauenerregendes Bild: beinahe der zehnte Theil der Nation ist am Bettelstab und bettelt wirklich, von den neun andern sind fünf nicht im Stande, Jenen Almosen zu geben, von den vier anderen sind drei in einer gedrückten Lage, oft mit Schulden und Processen überhäuft und der Rest, zu dem er die Leute des Degens und der Robe, die Geistlichen, den Adel, die Beamten, die guten Kaufleute, die vermögenden Bürger rechnet, umfaßt nicht mehr als — 100,000 Familien. Vauban verlangt Reformen in der Finanzverwaltung und will das arme Volk retten aus den Klauen der Armee von Pächtern und Unterpächtern mit ihren Commis jeder Art, dieser Staatsblutegel, deren Zahl hinreichend wäre, die Galeeren zu füllen, die aber nach tausend verübten Schurkereien in Paris umhergehen, als hätten sie den Staat gerettet. Man berechnete, daß die Einbringung von 30 Millionen Steuern dem Staate 60 Millionen Ausgaben und den Eigenthümern einen Schaden von 80 Millionen verursache.

Zustände in Staat und Gesellschaft.*) Absolutismus, Centralisation, Feudalität.

Die Machtvollkommenheit der französischen Krone war nichts als eine permanente Usurpation, ruhte lediglich auf der thatsächlichen Uebergewalt der Krone, neben ihr bestanden die alten Körperschaften mit ihren hergebrachten Ansprüchen und Gerechtsamen fort und so herrschte ein ewiger Zwiespalt zwischen der altgesetzlichen Regel und der faktischen Uebung. Rechtlich war die Monarchie beschränkt, thatsächlich war sie es nicht, rechtlich durften die Parlamente gesetzgebende Gewalt ansprechen, in Wirklichkeit kümmerte der Monarch sich darum nicht; rechtlich sollten die Stände an der Regierung einen Theil haben, faktisch hielt man sie sorgfältig fern.

Einen öffentlichen Rechtszustand gab es mithin nicht, aber auch die Pflege des privaten Rechts war in trostloser Verwirrung. Zwischen der Rechtspflege der Parlamente und der Willkür des Monarchen ist ewiger Hader, altfränkisches und römisches Recht, provincielle Gewohnheitsrechte und königliche Edikte bilden je nach der Gegend die Grundlage der Entscheidungen und eine unglaubliche Vervielfältigung der Gerichtsstellen für jede Classe von Staatsangehörigen und jede Gattung von Vergehen ohne irgend welche höhere ausgleichende Einheit galt einem Richelieu, Colbert, Turgot noch als eine vergleichsweise sehr beträchtliche Besserung, die erst nach dem verzweifeltsten Widerstande hatte durchgeführt werden können.**)

*) v. Sybel: Geschichte der Revolutionszeit. I. Bd. Einleitg. Alexis de Tocqueville: l'ancien régime et la révolution. 1857.

**) Clément: gouvernement de Louis XIV S. 46:

„Was bei der Betrachtung dieser Organisation ganz besonders in die Augen fällt, ist weniger der Mißbrauch der Vorrechte gewisser Stellungen, die Käuflichkeit der Aemter und ihre schädliche Ueberzahl als vielmehr die unermeßliche Anzahl der Gerichtsbarkeiten, von den glänzenden Edelleuten des königlichen Hauses bis auf den kleinsten Förster des Reichs hatte jede Beamtenclasse ihre eigenen Richter, für jede Art Vergehen gab es eine Art besonderer Gerichtsstelle und da keinerlei höhere, verbindende Einheit darüber stand, welche das Verfahren wenigstens in Etwas geregelt hätte, so kann man sich leicht die Unordnung, die Widersprüche und Conflikte vorstellen, die daraus hervorgehen mußten, und doch galt das den reifsten Geistern der Zeit, einem Richelieu, Colbert, Turgot als ein mühsam errungener Fortschritt."

Die Verwaltung, seit Colbert immer mehr concentrirt, bot dagegen ein ziemlich einfaches Bild, aber es war eine verhängnißvolle Einfachheit. Der leitende Minister war der contrôleur général, der controlirte Alles, war Minister der Finanzen, des Innern, der öffentlichen Arbeiten, des Handels, der Marine; er und die wenigen andern Minister bildeten das conseil du roi, wo alle großen und kleinen Dinge, von den wichtigsten Fragen der auswärtigen Politik bis zu den kleinsten Angelegenheiten eines Dorfbürgermeisters entschieden wurden.

An der Spitze der Provinzen standen Gouverneure. Dazu wählte man gern Männer aus dem höchsten Adel, selbst Prinzen von Geblüt. Mit dem Glanz solcher Stellungen wollte man den Adel abfinden für Alles, was er geopfert, seit er die heimischen Burgen verlassen und die Unabhängigkeit des souveränen Barons für den höfischen Flitter hingegeben hatte; die Rolle schmeichelte ihrem Ehrgeize, wie Vicekönige standen sie da und übten auch eine gewisse militärische Gewalt, aber zu verwalten hatten sie Nichts. Die Verwaltung lag in den Händen des Intendanten. Die Intendanten waren fast nie aus dem Adel, sondern regelmäßig bürgerliche Bureaubeamte, die sich durch Fleiß, Geschick und blinde Unterwürfigkeit aus dem Staube emporgeschrieben hatten. Ueber jeder Provinz stand ein Intendant, der die Steuern vertheilte und eintreiben ließ, die Truppen aushob, Justiz, Polizei, Verwaltung, Arbeiten — wie ein faktischer und rechtlicher Vicekönig leitete und überwachte, neben dessen Befugnissen der große Gouverneur sich fast kindisch ausnahm. Auf sie warf sich ein furchtbarer Haß. Der Adel sah in ihnen die Pioniere der königlichen Gewalt, die ihm langsam das Leben abgrub, der gemeine Mann die sichtbaren Vollstrecker des namenlosen Drucks, mit dem das ganze System auf ihm lastete. Darum lautete der Ruf der Massen 1789, als ihre Blutgier anfing entfesselt zu werden, nicht: „Nieder mit den Gouverneuren!“ sondern: „Tod den Intendanten!“ und ihr erstes Opfer war denn auch ein Intendant.

Mit den Unterintendanten (subdélégués) an der Seite, die von ihnen ebenso unbedingt abhängig waren als sie selber von dem Generalkontroleur, regierten die Intendanten die Provinzen der französischen Monarchie: einfach war der Mechanismus im hohen Grade, aber auch in seiner maßlosen Vielregiererei tödtlich für die

bescheidensten Keime bürgerlicher Selbsthilfe und gemeindlicher Freiheit.

Tocqueville gibt aus den Archiven der Intendanturen die interessantesten Belege von der Art, wie nach diesem System der Staat in Alles hineinregierte, wie keine Gemeinde einen eingestürzten Kirchthurm wieder aufrichten, ein schadhaftes Pfarrhaus, einen schlechten Weg, eine baufällige Brücke ausbessern darf, ohne ein paar Jahre auf obrigkeitliche Genehmigung gewartet zu haben; wie das Gefühl dieser Abhängigkeit dann wieder den Sinn des Volkes entmündigt, jeden Gedanken an Selbsthilfe und Selbstregierung in der Wurzel zerstört und die vermessensten Ansprüche an die Staatsgewalt und ihr Eingreifen großzieht; die Landwirthe machen die Regierung für schlechte Ernten verantwortlich, warum sorgt sie nicht für besseren Ackerbau und bessere Viehzucht? Bauern wollen vom Intendanten Entschädigung für ein Stück Vieh, das ihnen gefallen, für ein Haus, das ihnen abgebrannt, fordern Anweisungen vortheilhafter Culturzweige und Ueberlassung von Saatgetraide; reiche Besitzer wollen Capitalien, um ihre Wirthschaft noch schwunghafter zu betreiben, Kaufleute und Fabrikanten fordern Privilegien, um sich gegen eine unbequeme Mitbewerbung zu schützen. Auch der Adel erscheint unter den Bittstellern, zwar hat er eine unaussprechliche Verachtung gegen den bürgerlichen Schreiber und wenn er bittet, so thut er es mit standesgemäßer Hoffahrt, aber bitten muß auch er, wenn er Aufschub oder Abzug an der Steuer des Zwanzigsten begehrt, auf deren Veranlagung der Intendant großen Einfluß hat oder, wenn seine Geschäfte die Staatshilfe nöthig haben.

Die Staatsgesellschaft hatte sich gewöhnt, Regen und Sonnenschein, Glückseligkeit und Elend von der Staatsregierung ausgehen zu sehen; der Staat war wie zu einer Krippe für seine Angehörigen geworden.

Das hat für die Revolution große Bedeutung gehabt. Man begreift hienach, wie in Zeiten der Gährung gegen eine schwache, keineswegs gewaltthätige Regierung ein furchtbarer Haß aufwachsen konnte, eben weil sie schwach war: galt sie doch für allmächtig, sollte sie doch Alles können und Alles verantworten, und darum für Alles büßen; man begreift ferner wie nachher der Terrorismus es nicht allzu schwer fand, sein Regiment da aufzurichten, wo die

despotische Centralisation der alten Monarchie so wacker vorgearbeitet hatte.

Und neben dieser Centralisation bestanden Reste einer Feudalität der merkwürdigsten Gestalt. Der französische Bauer war im Allgemeinen viel freier als der Bauer des 18. Jahrhunderts überhaupt; vor dem deutschen Bauer namentlich hatte er vieles voraus, er durfte, was diesem nicht gestattet war, frei seine Scholle verlassen, kaufen und verkaufen, handeln und arbeiten, wie es ihm gefiel, der französische Bauer war nicht mehr Leibeigener, er war sogar Grundbesitzer und die Zahl der kleinen Grundbesitzer war in Frankreich größer als irgendwo sonst.

Das alte Vorurtheil, daß die Revolution die Zersplitterung des Grundeigenthums geschaffen habe, ist jetzt durch Zahlen und Thatsachen widerlegt. Den Nachweisen, welche Arthur Young nach dreijährigen Forschungen über den Zustand der französischen Landwirthschaft unmittelbar vor der Revolution gegeben hat, fügt Tocqueville noch anderweitige Zeugnisse hinzu. Necker klagt über die immensité kleiner Landgüter, Turgot findet die landesübliche Theilung der Erbschaften in gar zu kleine Brocken höchst verderblich und ein geheimer Intendantenbericht weist auf die Besorgniß erregende Zerlegung und Zersplitterung der Erbgüter hin. In der That ward ungefähr ein Drittel des gesammten Landes von kleinen Eigenthümern bewirthschaftet, die in der weit überwiegenden Mehrzahl nicht genug hatten zum Leben und zu viel, um Hungers zu sterben.

Das Verhältniß der Bauern zu dem Gutsherrn vom geistlichen und weltlichen Adel, welcher die beiden andern Drittel des Grund und Bodens inne hatte, war nun ganz eigenthümlich geartet. Die Verbindung von Vorrechten und Pflichten, welche der deutsche Adel in der Besorgung der Rechtspflege und Verwaltung auf dem flachen Lande hatte, kannte der französische Adel längst nicht mehr; während jener für die Abgaben, Zinsen, Frohnen, Gülten, die er zu fordern hatte, gewissermaßen eine Art Staatsdienst verrichtete, hatte der französische Feudalherr alle die Vorrechte, die zugleich Pflichten und Leistungen seinerseits einschlossen, an den Staat verloren und nur diejenigen behalten, die dem Bauer Arbeit und Eigenthum an tausenderlei Ecken und Enden belasteten und brandschatzten. Die Zölle von Markt und

Messe, das ausschließliche Recht auf Jagd und Taubenhäuser, die Belastung des Bodens mit Lehn- und Grundzins, mit Frucht- und Geldabgaben, die Bannrechte der gutsherrlichen Backöfen, Mühlen und Keltern, die Stempelgebühren — das Alles war durchaus keine beispiellose Eigenthümlichkeit der französischen Feudalität; aber eigenthümlich war dieser, daß den drückenden Vorrechten dieser Art keinerlei Pflichten und Leistungen entsprachen, um deren Willen dieselben anderwärts weniger schwer empfunden wurden, daß mithin, was sonst wie ein nothwendiges Uebel hingenommen wurde, hier einen namenlosen Haß erregen mußte. Denn der vornehme Nachbar, der dem kleinen Bauer bald durch sein Jagdrecht und seinen Mühlenzwang, bald durch seinen Wegzoll und seinen Grundzins den Ertrag seiner sauren Arbeit verkümmerte, leistete Nichts für all diese Ansprüche, war nicht einmal in Person sichtbar und erschien nur durch seine mitleidslosen Agenten wie ein finsteres Verhängniß, zu keinem anderen Zweck vorhanden als zur Qual und zur Verzweiflung des armen Mannes.*) Schwebte der Adel, der in Versailles die von dritter Hand beigetriebenen Einkünfte seiner Güter vergeudete, in ewiger Geldnoth, so war die Lage des Bauers, der trotz aller Arbeit nie zu Athem kam, völlig unerträglich und machte es wohl erklärlich, wenn er endlich verzweifelnd die Hände sinken ließ und bei einem Wetterschlag oder bei einer Viehseuche sich schadenfroh die Hände rieb, weil der Gutsherr auch dabei verlor. So fehlte es Frankreich an einem gesunden Landadel und darum auch an einem gesunden Bauernstand. Dies unnatürliche Verhältniß war eine der wichtigsten Ursachen der Revolution. Nur in der Vendée stand es anders. Dort war Nichts von dem fürchterlichen Hasse gegen die privilégiés zu finden, der überall sonst so schrecklich zum Ausbruch gekommen ist. Da hat sich der Bauer vielmehr löwenmuthig für den Lehnsherrn geschlagen, weil der ein wirklicher Patriarch, ein hilfreicher, sorgender Verwalter seines Gebietes geblieben war und sich von der Unsitte des Hofadels gänzlich fern gehalten hatte.

Hier ist auch allein der Grund zu suchen, weßhalb die Kirche sich

*) [Außer den hierher gehörigen Abschnitten des ancien régime etc. vgl. desselben Verfassers älteren Aufsatz état social et politique de la France avant et depuis 1789 in den Oeuvres complètes VIII. 1—54.]

mit dem Adel in den Haß der Nation getheilt hat. Irrig ist es, in der Masse des französischen Volkes eine kirchenfeindliche Stimmung anzunehmen: Voltaire und seine Nachfolger konnten die obersten und mittleren Classen der Gesellschaft dem alten Glauben entfremden, aber die Millionen Bauern, die nicht lesen und nicht schreiben konnten, wußten von ihm wenig oder nichts, ja als die Revolution ihre neue Kirchenordnung durchsetzen wollte, griffen sie in einem großen Theile Frankreichs zu den Waffen, ein furchtbarer Bürgerkrieg entbrannte zum Schutze der alten Ordnung und als das erste Consulat kam, empfand man kaum Etwas so wohlthätig als die Wiederherstellung des Friedens und der gesetzlichen Freiheit in der Kirche. Was an der Kirche verhaßt war, konnte mithin einmal nur in dem liegen, was sie mit der Feudalität gemein hatte, dem Druck wirthschaftlicher Vorrechte, für die sie Nichts leistete und dann in der fanatischen Verfolgungswuth, die Ludwig XIV. entzügelt hatte, und gegen die sich die Humanität des Jahrhunderts empörte. Dieselben Classen, die die Aufhebung der Zehnten, die Verkündung der Glaubensfreiheit mit Jubel begrüßt, geriethen in leidenschaftliche Erbitterung, als man anfing in die innere Organisation der Kirche gewaltthätig einzugreifen.

Die weltliche und geistliche Aristokratie Frankreichs war zu einer Kaste verknöchert, der es an allen naturgemäßen Lebensbedingungen gebrach, da sie nicht in und mit, sondern von dem Volke lebte. Welch ein nichtiger, würdeloser Geist in einer Körperschaft dieser Art erwachsen mußte, davon zeugt jene klassische Bittschrift französischer Pairs, welche unter der Regentschaft Philipps von Orleans zur Zeit, da Montesquieu bereits schrieb, 1717 übergeben worden ist, und in der die hohen Herrschaften unter schwerer Klage über Verkümmerung ihrer Vorrechte, folgende Begehren einschärfen: Sie wollen das Sacrament nur aus der Hand der Bischöfe empfangen, wollen allein Polster und die ersten Plätze in der Kirche haben; in den Klosterkirchen soll die Messe eine halbe Stunde auf sie warten, bei Gastereien soll ihre Gesundheit vor der des Wirthes und der Wirthin getrunken werden; im Theater wie beim Fahren auf der Straße wollen sie den Vorrang haben (non obstant tous les embarras qui en pourraient arriver); mit bloßen Edelleuten brauchen sich Pairs nicht zu schlagen (même s'ils avoient reçu des coups de bâton) und Handwerker können

wegen Bezahlung nicht klagen, sondern nur mahnen — mais rarement u. s. w.

Der kastenartigen Gebundenheit der ländlichen Kreise entsprach die Strenge des Zunftzwangs in den Städten. Das Recht auf Arbeit war hier ebenso abhängig von dem Zufall der Geburt, wie dort das Recht, fremde Arbeit zu besteuern. Der zünftige Handwerker vererbte sein Geschäft auf den Sohn oder Schwiegersohn, dem fleißigsten geschicktesten Arbeiter war es nicht möglich, in den geweihten Kreis der maîtrises und jurandes einzudringen, wenn er nichts hatte als den Anspruch seiner Tüchtigkeit: in Paris zählte man 80,000 unzünftiger Handwerker, die verbotener Weise ihr Gewerbe trieben: sie wohnten in den faubourgs St. Marceau und St. Antoine und waren nachher das gefährlichste Material für die Revolution, denn sie fochten für ihr Leben. Die sinnlose Vervielfältigung der Zünfte und der mit ihnen verbundenen Vorrechte war ebenso eine Einnahmequelle für die stets um Geld verlegene Regierung, als der ungeheuerliche Mißbrauch der Regierung Ludwigs XIV., den Städten das Recht der Beamtenwahl für hohen Preis zu verkaufen, zurückzufordern und von Neuem zu verkaufen so oft als der Staat auf anderem Wege nicht zu Gelde kam.

Dieser falsche ungesunde Aristokratismus in allen Kreisen der Gesellschaft gehörte zu den gefährlichsten Zündstoffen der Revolution.

Zu dem Allen kam die ausnahmsweise Stellung der Hauptstadt Paris zu den Provinzen. Zur Zeit der Revolution beherrschte die Stadt Paris die französische Monarchie, nicht weil sie unverhältnißmäßig volkreich war — zur Zeit der Religionskriege und der Fronde war sie bereits die bevölkertste Stadt Frankreichs und entschied doch Nichts — sondern weil seit Richelieu mehr und mehr alle Bäche und Ströme französischen Lebens dorthin geleitet, alle Anstalten für Verkehr und Unterricht, Handel und Gewerbe, Wissenschaft und Kunst dort in einem glänzenden Mittelpunkt vereinigt wurden und es bald in Frankreich keinen Glanz und keine Auszeichnung, keine Stelle für das Talent, keine Laufbahn für den Ehrgeiz mehr gab, außer in Paris.

Paris hatte aus den Provinzen Alles an sich gezogen, was im geistigen und politischen Leben den Ausschlag gibt und nicht nur glanzlos standen diese neben der Hauptstadt, sondern auch sklavisch

abhängig und unselbständig. Während der ersten Wellenschläge der Revolution findet Arthur Young in Paris eine Fluth von Zeitungen und Pamphleten, deren die Woche an 92 hervorbrachte, in den Provinzen ist Alles öd und still, dort findet er Broschüren wenig, Zeitungen gar nicht, Versammlungen nur, um Nachrichten aus Paris unter die Leute zu bringen und diesen mitzutheilen, was man dort denkt und thut, was man demnach auch in der Provinz zu denken und zu thun habe.

Diese Ertödtung alles provinciellen Gemeingeistes, dies Absorbiren aller Intelligenz durch die Hauptstadt, dies führerlose Begetiren in den Provinzen ist der Hauptgrund, weßhalb Frankreich trotz seiner Revolutionen zur politischen Freiheit nicht gelangen kann; man gebe einer Verfassung welchen Namen man will, die Art der Regierung bleibt immer dieselbe und das ungesunde Uebergewicht der Hauptstadt bleibt stets das gleiche. Auch die Revolution von 1789 hätte einen andern Verlauf genommen ohne die Wucht der Initiative von Paris, der es an jedem nachhaltigen Gegengewicht außerhalb fehlte; nie wären die Jakobiner ans Ruder gekommen, wenn es einen mächtigeren Provinzialgeist gab.

Darum war es von so verhängnißvoller Bedeutung, daß eben die Stadt, in der das Schicksal Frankreichs entschieden werden mußte, nach und nach nicht bloß der Sitz der öffentlichen Gewalt, der Kunst und Wissenschaft, sondern auch zugleich die größte Handels- und Gewerbsstadt Frankreichs geworden war und als solche ein industrielles Proletariat hatte großwachsen sehen, das für Zeiten der Erschütterung als eine furchtbare Waffe bereit stand. Dies pariser Proletariat stellte die mobilen Colonnen der Revolution und bald zeigte sich, daß wer sie zu handhaben verstand, über Paris und damit über Frankreich gebot.

§. 2.

Ausnahmsweise Stellung der französischen Literatur zu Hof, Staat und Gesellschaft. — Voltaire. — Montesquieu. — Rousseau.

Stellung der französischen Literatur zu Hof, Staat und Gesellschaft.

Die Literatur eines Zeitraums ist niemals Ursache von Revolutionen, sie kann höchstens für ein Symptom der allgemeinen Zustände, als ein Reflex der Stimmungen gelten, unter denen solche Ereignisse sich zutragen und überaus belehrend ist stets zu beobachten, wie die Literatur ein getreuer Ausdruck solcher Strömungen ist; aber der Antheil, den sie an den Entwickelungen selber nimmt, darf nicht in dem Maße übertrieben werden, wie dies häufig geschieht und auch bei der Literatur nicht, welche der Revolution in Frankreich vorausgegangen ist.

Niemals wohl war der Unterschied zwischen der Welt, die in Wirklichkeit bestand und derjenigen, welche die Stimmungen der Gemüther beherrschte, unermeßlicher und unausgleichbarer als in dem Frankreich des 18. Jahrhunderts. Man glaubt auf einen andern Erdtheil versetzt zu sein, wenn man aus dem thatsächlichen Zustand der Dinge in den idealen der Geister hinüberstreift. Dort unbegreifliche Mißbräuche und Verkehrtheiten der alten Zeit, hier in kecken Umrissen hingeworfen das Traumbild einer neuen Welt, von der soviel gewiß war, daß sie der vorhandenen in keinem Zuge glich.

Es gibt einen Standpunkt der Verzweiflung, wo die Geister,

müde an dieser oder jener Einzelheit der bestehenden Ordnung fruchtlos zu mäkeln, Alles was vorhanden ist, hoffnungslos aufgeben und dem Unhaltbaren ein ganz neues eigenes Gebäude entgegenstellen, sei es ausführbar, sei es nicht.

Auf diesem Standpunkt war die französische Literatur angekommen, welche der Revolution vorausgegangen ist.

Eine ganz eigenthümliche, weder mit der von Deutschland noch mit der von England vergleichbare Stellung hatte diese Literatur der Welt und dem Leben gegenüber.

In Deutschland ging sie ihren eigenen selbständigen Weg, nicht geachtet aber auch nicht mißleitet von den Mächten des Tages und doch Hand in Hand mit den großen Entscheidungen unseres nationalen Lebens. Friedrich der Große, der politisch das Uebergewicht der Franzosen in Deutschland brach, befand sich, obgleich er französisch sprach und dachte, schrieb und dichtete, doch auf der gleichen Bahn mit dem geistigen Freiheitskrieg gegen die Franzosen, in dem Lessing voran ging. Im Wesentlichen gingen deßhalb Stimmungen und Zustände bei uns nicht auseinander, wenn auch die Heroen unserer Literatur von nationalen Empfindungen sehr wenig, von Theilnahme an politischen Dingen gar nichts wußten. Die Literatur Englands konnte sich an Glanz und Bedeutung der deutschen nicht vergleichen, aber ihre Vertreter standen dem öffentlichen Leben ganz nahe und hatten hier eine eingreifende Bedeutung, wie man sie in Deutschland nicht kannte, sie leiteten die Presse, führten die öffentliche Meinung, aus diesem Kreise kamen Männer ins Ministerium und in wichtige Aemter, was anderwärts etwas ganz Unerhörtes, hier aber eine ganz natürliche Folge der staatlichen Entwicklung war. Darum war diese Literatur völlig frei von träumerischem, phantastischem Wesen und streng auf die Fragen des wirklichen Lebens hingerichtet.

Zu diesen beiden Arten der Entwicklung stand die Stellung der französischen in einem ganz eigenthümlichen Gegensatz. *Die französische Schriftstellerwelt stand völlig außerhalb der politischen Ordnung und beherrschte dennoch die bürgerliche Gesellschaft.*

Die Schriftsteller in Frankreich hatten keinerlei unmittelbaren Zusammenhang mit irgend einem Verhältniß des öffentlichen Lebens und übten doch einen unermeßlichen Einfluß auf die Hauptstadt,

ihre Salons und alle ihre leitenden Kreise, die maßgebend waren für Frankreich.*) Der Gedanke, einen Voltaire oder Rousseau an die Spitze der Geschäfte zu rufen, hätte hier wie eine Tollheit ausgesehen, aber daß der ganze Ton und Geschmack der Hauptstadt, ja selbst des Hofes, nach Voltaire sich richtete, fand man ganz natürlich. Montesquieu hatte eine Zeitlang im Staatsdienst gearbeitet, dann sich ihm für immer entzogen, Voltaire und Rousseau waren bloß Schriftsteller und hatten kein Interesse am öffentlichen Leben; das war für sie ein morsches, ausgelebtes Wesen, unsäglich nichtig und werthlos gegenüber der abstrakten Welt, die sie sich nach ihren Grundsätzen aufgebaut: hatte der noch am Meisten in der Praxis stehende Montesquieu seinen englischen Constitutionalismus, so hatte Voltaire seine deistische Religion der Menschenrechte in Staat und Kirche, und Rousseau seine sociale Republik. Alle drei sehen in dem Staat, wie er ist, eine ihrem Ideal feindselige Macht, sie spotten und ärgern sich über ihn und üben daneben auf die Gesellschaft, die in diesem Staate lebt, einen unermeßlichen Einfluß. Der alte Adel ergötzte sich an den Lästerungen Voltaire's, verschlang die beißenden Satiren Montesquieu's in den Persischen Briefen, selbst Rousseau wurde als die interessante Erscheinung eines Natursohnes in seiner ursprünglichen Wildheit genossen und doch gehörte das Alles nur zum Nachtisch der Bildung, galt als Lückenbüßer für die Blasirtheit, als Naschwerk einer Liebhaberei, von der man ernste Folgen nicht fürchtete. Daß dereinst das Volk mit diesen Schriftstellern gehen könne statt mit den Pairs, daß einmal Ernst gemacht werden könne, mit den verwegenen Ansichten, die man jetzt als belustigende Sonderbarkeit, als reizendes Spielzeug so unschuldig fand, das ahnte Niemand. So war nicht leicht ein Kreis der besseren Gesellschaft, der sich diesem Einfluß verschlossen hätte, so entstand ein förmlicher Wetteifer der Gönnerschaft im Fach der Literatur und des schöngeistigen Verkehrs, wurde, was die feinere Welt meist nur als nothwendiges Uebel betrachtete, und doch nicht entbehren konnte, zu einer Macht in der Gesellschaft.

Aus dieser seltsamen Zwitterstellung erklärt sich Manches in

---

*) [Hierüber s. namentlich die chapitres inédits zu l'ancien régime et la révolution. Tocqueville, oeuvres complètes, vol. VIII. S. 57—148.]

dem Leben dieser Männer. Bei Voltaire z. B. bleibt man oft voll Erstaunen stehen, sieht man auf der einen Seite seinen Stolz und sein Selbstgefühl, auf der andern seine kriechende Unterwürfigkeit, gewahrt man hier Ausbrüche eines himmelstürmenden Uebermuthes und dort Beweise einer erschrecklichen Servilität — das hing an dem socialen Widerspruch in der Stellung dieser Männer; theils waren sie Halbgötter der Salons, theils literarische Proletarier in der bürgerlichen Gesellschaft, ihre persönliche Stellung war schief, und das wirkte auf ihre Leistungen zurück, ihrem eigentlichen Zwecke entsprachen sie nicht und doch war ihre Wirkung zu mächtig in der gebildeten Welt.*)

Voltaire (1694—1778).

Voltaire wuchs auf in einer Zeit, da es mit Ludwig XIV. und seiner Macht auf die Neige ging und gleichzeitig in der Literatur ein Umschwung sich vorbereitete. Molière, Corneille, Racine waren todt, Boileau lebte nur noch wenige Jahre, die Größen der königlichen Literatur des 17. Jahrhunderts waren theils verstorben, theils verstummt und vereinsamt; wie Staat und Kirche von dem Vorgefühl innerer Auflösung ergriffen waren, warf auch das geistige Leben die steife Strenge der akademischen Richtung des 17. Jahrh. ab, fing auch die Literatur an, sich loser, ungebundener zu geberden, in der Form den Zwang abzustreifen und im Inhalt Opposition zu machen, sei es auch zunächst nur durch versteckte, verstohlene Hiebe auf das herrschende System. Zu allem Andern, was den Verfall Ludwigs XIV. ankündigt, stellte sich auch der Anfang einer leisen literarischen Auflehnung ein. Spottgedichte auf fliegenden Blättern gingen zunächst als Manuscripte von Hand zu Hand, wurden im Stillen mit Leidenschaft verschlungen und statt der wohlfeilen Witze über den greisen Boileau traten die bissigen Ausfälle auf Person und System des Monarchen als gesuchteste Gattung auf. Diese Kreise empörten sich zugleich gegen die officielle Frömmelei am Hofe Ludwigs; wie dieser selbst keinerlei wahr-

*) Für das Folgende vgl. Arnd: Geschichte der franz. Nationalliteratur I. II. u. Hettner: Literaturgesch. des 18. Jahrh. I. II.

Hatin: histoire pol. et litéraire de la Presse en France. 1860. I—IV. Mémoires du cardinal Pacca. Paris 1860. Bd. 1—3.

haft religiöse Empfindung zu Grunde lag, so wars auch nicht die sittliche Entrüstung über die Heuchelei, welche die Gegner der mit niedergeschlagenen Augen einherwandelnden Sittenlosigkeit in Harnisch brachte; in diesen Salons war man gottlos und ruchlos zugleich, man trug seine Ungläubigkeit zur Schau und spottete der erlogenen Gläubigkeit des Hofes und verbarg dabei gar nicht, daß man in Sachen der Sittlichkeit ebenso locker dachte als Ludwig und sein Hof. Ein Franzose äußert sich darüber in unübersetzbaren Worten: ils faisaient la débauche avec délicatesse, ils frondaient avec gaîté et proféraient le blasphème avec grâce.

In diesen Kreisen wars, wo Voltaire zuerst das Leben und sein Talent kennen lernte.

Voltaire ist geboren am 20. November 1694 zu Paris.*) Die ersten Bücher, die ihm sein Pathe, der Abt Chateauneuf, in die Hand gab, um ihn lesen zu lehren, enthielten unzüchtige und irreligiöse Gedichte. Als Schüler der Jesuiten im collège Louis le grand that er sich bereits durch seine Schelmenstreiche, aber auch durch seinen eminenten Verstand hervor: Vous serez l'étendard du deisme en France, sagte der P. Lesay schon damals zu ihm. Ninon de l'Enclos wandte dem begabten Jüngling ihre Gunst zu und vermachte ihm 2000 Frs. Er sollte die Rechte studiren, verließ aber bald die trockene Jurisprudenz und lebte ganz der Poesie. Sein Pathe führte ihn in die frivolen Kreise der Prinzen und vornehmen Priester ein und hier zeichnete er sich neben einem Prinzen Conti, einem Herzog v. Vendome, einem Herzog v. Sully, Abt Chaulieu, Servien u. A. aus. Hier eignete er sich das unbegrenzte savoir vivre und savoir faire, jene Feinheit im Umgang mit Vornehmen an, die ihm zeitlebens geblieben ist und hier erfuhr auch sein junges Talent die erste Anerkennung und Ermunterung.

Bereits als fünfzehnjähriger Knabe fiel er auf durch die gewürfelte Leichtigkeit seines Versbaues, die Ungezwungenheit der sprachlichen Form, eine erstaunlich kurzathmige Verdauungskraft in geistigen Dingen; dabei war Alles, was er brachte, frisch, jugendlich, ursprünglich, ohne den welken Zug der gealterten Hauptstadt.

Eine Reform der Sitten mit sittlichem Ernste anzugreifen,

*) [Nach dem neuerdings aufgefundenen Taufschein. Hettner: Literaturgesch. II. 134.]

dazu war diese Schule nicht angethan, aber die Art von Virtuosität, die in ihrem Kreise zu erlangen war, die hat Voltaire im höchsten Grade ausgezeichnet. Die flüchtige Grazie des leichten Gedichts und des leichten Liedes (in den poésies fugitives), der sprudelnde Humor, die höchste Anmuth der Sprache, der kecke Wurf des esprit und dabei ein gewisser gesunder Sinn für nüchterne Betrachtung der Dinge, ein praktisches Geschick, die wirklichen Verhältnisse zu erfassen, der französische bon sens, der sich nicht leicht irre machen läßt und selbst wenn er Gefühle an den Tag legt, doch gefühllos und verständig bleibt und selten von einer jähen Empfindung sich fortreißen läßt — dieses Element hatte Niemand in höherem Maße inne als Voltaire. Hinzu kam eine seltsame Art von Bildung und Leben bei diesem Manne, der in den verschiedensten Verhältnissen herumgeworfen war, unendlich viel gelebt, gesehen und gelesen und dabei in der That ein ausgesprochenes Talent für das Verschiedenartigste an den Tag gelegt hatte; wohl war es nur die glänzende Vielseitigkeit eines reproducirenden Talentes, kein schöpferischer Kopf, der Bahnen vorzeichnet für Jahrhunderte und doch für alle Gebiete schriftstellerischen Schaffens von bedeutendstem Einfluß: ein Mann, der ohne selbst Neues, Ursprüngliches hervorzubringen, auf den verschiedensten Sätteln gerecht war und mit einer wunderbaren Beweglichkeit des Geistes bald da bald dort sich versuchte, nicht überall der Meister blieb, aber doch überall einen Ton anschlug, der so rasch nicht wieder verklang.

Kein Name ist schwärzer gezeichnet worden in der Literatur des 18. Jahrh. als der seine und wo man ihn nicht persönlich fassen konnte, da wollte man ihn wenigstens in Verruf bringen für alle Zukunft, und doch reicht aller Ruhm aller Dichter aller Zeiten nicht an den Platzregen von Triumph und Lobpreisung, der über Voltaire ausgeschüttet worden ist. Ein großer Theil Europas bewunderte in ihm den Propheten einer neuen Lehre von Freiheit und Menschenwürde, in diesem Sinne hat die jugendliche Revolution der ersten Tage ihn in ihr Pantheon gestellt, und doch ist nichts widerspruchsvoller als sein Charakter und sein literarisches Gebahren. Derselbe Mann, der bis in seine letzten Tage bereit ist, Unglücklichen zu helfen und mit eigener Gefahr armer Verfolgter sich anzunehmen, hat ein ander Mal sich unsägliche Mühe gegeben, bei einer Pompadour zum Handkuß zugelassen zu

werden; neben Zügen männlicher Tugend laufen die Eigenheiten der kleinsten und niedrigsten Seele her. Hier edel und ritterlich, dort hämisch und boshaft, hier empfänglich für alles Große, dort mit feindseligem Hohn alles Göttliche im Menschen überschüttend, hier ein Kämpfer für Freiheit und Recht, dort kriechend und schmeichelnd wie der niederträchtigste Hofpoet von Versailles — hier sittlich rein, dort sich im Kothe der Gemeinheit wälzend, hier für Freundschaft und alle edlen Gefühle glühend, dort dem Haß, dem Neid, dem Undank, der Verketzerung und allen Lastern eines kleinen Herzens unterworfen, hier kühn einem ganzen Jahrhundert den Handschuh hinwerfend, dort sich feige hinter jeder Niedrigkeit versteckend — so erscheint uns Voltaire in seinem Leben, ganz wie die Gesellschaft, die ihn erzogen und gebildet, gehätschelt und emporgetragen hatte, das treue Abbild einer Zeit, an deren Ideenflug der sittliche Schmutz der Regentschaft hing.

Bei Ludwigs XIV. Tode war Voltaire wegen eines beißenden Epigramms, das ihm zugeschrieben wurde, auf die Bastille gekommen und hatte dort seine Henriade entworfen, seinen Oedipe beendigt. Der Letztere wurde 1718 mit großem Erfolge aufgeführt. Voltaire wollte der Racine seines Jahrhunderts werden; in seinem Oedipe gelang es ihm weder Racine zu überbieten noch seine großen Seiten auch nur zu erreichen, und doch ließ die Wirkung, der Erfolg des Stückes sich dem der Werke Racine's wohl an die Seite stellen; nicht bloß das große Publikum klatschte ihm Beifall, auch die literarische Welt setzte die Mustergiltigkeit dieser Leistung neben die besten Werke Racine's. Das lag an dem glücklichen Griffe, den Voltaire gethan, als er mit dieser sog. Tragödie zum ersten Mal die geistige Strömung der Gegenwart unter fremdem Namen auf die Bühne brachte. Die gravitätische, von Corneille noch ererbte fast spanische Etiquette der Sprache war verlassen, eine leichte, ungebundene Art des Denkens und Handelns herrschte darin, die Helden waren lauter moderne Zeitgestalten, in denen eine Menge Beziehungen auf die Gegenwart zu finden war; hier wurde die Freiheit, dort die religiöse Duldung gepriesen, das eine Mal der weltliche, das andere Mal der geistliche Despotismus verurtheilt. Der Kothurn Racine's hatte zu hoch über dem Leben gestanden, in seinen majestätisch dahin rollenden Versen hörte man keine Beziehung zum Leben; hier war das anders; das war mit

Schlagwörtern, kräftigen und deutlichen Beziehungen auf die Gegenwart reichlich ausgefüttert, da griff sich Mancher in den Busen und der Höchsten war am wenigsten geschont. Dies gab dem Stück nicht poetischen Werth, aber es machte es zu einer bedeutungsvollen Erscheinung.

Neben andern vornehmen Salons besuchte Voltaire auch den eines Herzogs von Sully. Wie überall gehörte auch hier die Literatur zum hochadeligen Hausbedarf; als ihr begabter Vertreter wurde Voltaire geduldet, bewirthet und, wie er glaubte, bewundert. An der Tafel traf er einmal zusammen mit einem Chevalier de Rohan, dem jüngeren Sohn irgend eines jüngeren Bruders von irgend einem Rohan — ein Prachtexemplar dieser hochadeligen Familie werden wir bei der berüchtigten Halsbandgeschichte kennen lernen. — Ein Mensch von der rohesten Verschlossenheit gegen Alles, was Bildung hieß, sprach er über Einiges mit und gab sich Blößen, die Voltaire zu einigen scharfen Seitenhieben benutzte. Der empfand das bitter. Ritterliche Genugthuung zu fordern lag tief unter der Linie eines Ritters. Rohan ließ Voltaire von vieren seiner Leute auflauern und im Hofe des Palastes von Sully auspeitschen. Voltaire benahm sich vollkommen, wie ein junger Mann in solcher Lage sich benehmen soll. Er wandte sich an seinen Gönner den Herzog von Sully, aber der fand das Betragen Rohans ganz in der Ordnung; jetzt entsagte Volaire dieser Verbindung, lernte fechten und schickte Rohan eine Herausforderung zu. Der nahm sie an, aber in der Nacht vor dem Duell wurde Voltaire verhaftet, zum zweiten Mal, jetzt auf 6 Monate in die Bastille gesetzt und nach Ablauf der Haftzeit aus Frankreich verbannt. Diese Geschichte ist ein Buch werth. So stand also die Literatur damals zu den vornehmen Herrn; man konnte sie nicht entbehren, zog sie an sich heran, pflegte und hegte ihre Vertreter und ließ sie dann gelegentlich die brutalste Verachtung fühlen, stieß sie mit Fußtritten von sich.

Aus seiner Haft entlassen, ging Voltaire nach England, für die Franzosen jener Zeit eine fremde, unbekannte Welt. Man hatte diesseits des Canals noch immer die feindseligen Erinnerungen aus den Zeiten der Jeanne d'Arc nicht überwunden; jetzt war es bedeutsam, daß der frischeste, regste Geist Frankreichs in England eine Zuflucht fand und Bahn brach zu jener Anglomanie,

die nachher Montesquieu mit so großem Erfolge in ein System gebracht hat.

War es Absicht oder die gute Gewöhnung einer wirklichen Aristokratie, Voltaire fand eine glänzende Aufnahme; man sprach Bedauern und Entrüstung über die Unbill aus, die ihm widerfahren war, er wurde gehätschelt und geliebkost — Franzosen sind dafür immer etwas empfänglicher als andere Sterbliche und Voltaire war es noch mehr als andere Franzosen — Voltaire wurde Anglomane. Die Großartigkeit des britischen Verfassungslebens erfüllte ihn mit Bewunderung; als echter französischer Literat hatte er sich bis jetzt von allem staatlichen Wesen fern gehalten, hier aber drang der neue Eindruck mächtig auf ihn ein; hinzu kam die gewaltige geistige Bewegung, die sich eben in England reich entfaltete, die reiche philosophische Literatur seit Locke und der Aufschwung der naturwissenschaftlichen Forschung seit Newton. Voltaire fand politisch, philosophisch und wissenschaftlich eine Schule, wie sie eben nur im damaligen England offen stand; was ihm erreichbar war, nahm er in sich auf mit jener wunderbaren Aneignungsfähigkeit, die ihn stets ausgezeichnet hat und den reichen Ertrag seiner in England gesammelten Anschauungen und Kenntnisse breitete er nun in einer Reihe von Schriften vor seinen Landsleuten aus. Die erste literarische Frucht seines dreijährigen Aufenthaltes in England [1726—1729] war die umgearbeitete Henriade, die durchdrungen ist von Bewunderung der Größe des freien Englands, und selbst die poetische Einführung der Newton'schen Physik nicht verschmäht. Die Henriade war eine Arbeit, die fast in seine ersten Jünglingsjahre zurücklief und jetzt erst abgeschlossen ward. Auch dieses Werk darf nicht als Epos vom künstlerischen Gesichtspunkt aus beurtheilt, sondern muß in seinem Verhältniß zu dem Ideengehalte der Zeit betrachtet werden, und nach dieser Richtung ist es viel bedeutsamer als die künstlerische Durchführung erwarten läßt. Proben wunderbarer Formvollendung sind darin, aber ein Epos ist es nicht. Von der Zeit Heinrichs IV. und dem Geiste seines Jahrhunderts ist keine Spur darin zu finden. Wie hätte auch Voltaire einen Glaubenshelden, einen Mann der Reformation des 16. Jahrhunderts darstellen können? Die Naivetät, die unmittelbare Plastik der echt epischen Gestalten wird nirgends mehr vermißt als hier: „trotz aller Redensarten von Waffen und

Krieg, sagt ein französischer Kritiker, findet sich in den zehn Gesängen nicht soviel Heu und Hafer, um ein einziges Pferd damit zu füttern." Das Gedicht hatte darum doch seine außerordentliche Bedeutung vom ersten bis zum letzten Blatt.

Gegenstand der Henriade ist die religiöse Duldung, sie ist ein Lehrgedicht über Toleranz, eine schneidend bittere Polemik gegen jede Art von kirchlichem Zwang und kirchlicher Verfolgung; aus den Glaubenskriegen und der Bartholomäusnacht wird gezeigt, wohin ein Volk auf solchem Wege kommen müsse, von Anfang bis zu Ende eine Menge Zeitbeziehungen, über denen der objective Charakter eines Epos ganz verloren gehen mußte, die aber auf den Leser eine zauberische Wirkung hatten. So hat gleich im ersten Gesang die Stelle den größten Eindruck gemacht, wo Heinrich in seiner Noth auf England blickt, dort Trost und Hilfe hofft und eine schwärmerische Schilderung der Majestät des Inselreichs mit dem Ausruf schließt: „Wann werden die Franzosen glücklich wie Ihr den Ruhm mit dem Frieden vermählen?" [I v. 328].

Als Voltaire nach Frankreich zurückkam, war er ein Anderer geworden und die Nation betrachtete ihn als einen Andern. Durch die Huldigungen des Auslandes ausgezeichnet, galt er zu Hause in doppeltem Maße für einen ungewöhnlichen Menschen. Voltaire war in sich fertig geworden; vor seinem Aufenthalt in England hatte er bloß Verse gedrechselt, jetzt brachte er eine Weltanschauung von neuem und reichem Inhalt mit, sein Gesichtskreis war politisch, philosophisch und naturwissenschaftlich erweitert und das ward für sein Leben und seine ganze Thätigkeit bestimmend. Wenn er jetzt auch zu den Formen seiner alten Dichtweise gelegentlich wieder zurückkehrt, auch wohl die Tendenztragödie wieder verwendet, die Periode der eigentlichen Dichtung im früheren Stil ist doch fast abgeschlossen, er läßt sich jetzt auf schwerfälligere Gebiete der Literatur ein, treibt Geschichte und Naturwissenschaften, auch dies wie ein Apostel der religiösen und bürgerlichen Freiheit, der jetzt bestimmtere Vorstellungen von seinem Ideale und eine bewußtere Ueberzeugung von seinem Berufe hat. Es kamen nachher Zeiten, wo er durch ein Abgehen von seinem Bekenntniß ein lange ersehntes Ziel rasch hätte erreichen können, da ist er auf seiner Bahn geblieben, bis allmälig sein Einfluß eine Stufe erreichte, wo Alles, was ihm eben noch Haß eintrug, Lorbeern brachte.

Inhalt und Ziel der ganzen vieljährigen Thätigkeit war der Kampf gegen die Autorität, die in der Kirche den Zwang der Gewissen, im Staate die Sclaverei der Massen, im literarischen Leben den starren Bann überlieferten Ungeschmacks festhalten wollte. Dieser Kampf braucht die mannichfaltigsten Waffen und versucht sich in tausenderlei Wendungen, Tendenztragödie, Tendenzepos und Tendenzroman, leichte anmuthige Erzählung, heitere Satire, bittere Invective, philosophische Deduktion, historisches Raisonnement und naturwissenschaftliche Belehrung — Alles arbeitet auf einen und denselben Punkt, es gilt ihm mit immer neuem Anlauf Bresche zu legen in das Gemäuer der alten Autorität. Nie ist eine Polemik in bunterer Gestalt geführt worden und trotz des größten Wechsels in der Waffengattung und der Waffenführung ist das Ganze doch eine einzige, große, mit besonnener Taktik angelegte und geleitete Schlacht. Die Bedeutung dieser Thätigkeit liegt auf der Hand; wie wenig Positives dabei herausgekommen sein mag, die geistige Revolution war eine Thatsache und hatte dem alten Dogmatismus Wunden beigebracht, die nicht mehr zu heilen waren. Sein Antheil daran war darum so groß, weil unter den unzähligen Blößen des alten Wesens keiner so geschickt zu wählen, keiner so unermüdlich und hartnäckig anzugreifen wußte als er. Die meisten Menschen wissen nicht, wie viel sie selber von Voltaire in sich aufgenommen haben und erkennen erst zu ihrer großen Ueberraschung aus der Lectüre seiner Schriften, wie viel Hunderte von seinen Gedanken und Anschauungen in den allgemeinen Bildungsschatz übergegangen und unter den Gemeingütern der Erziehung mit uns aufgewachsen sind.

Seine Vielseitigkeit im Gebrauch der Literaturgattungen ist ohne Beispiel: Alles, auch das Unbedeutendste aus seiner Feder fand Beifall und merkwürdig ist der Erfolg, den seine Thätigkeit selbst auf schwierigen, ernsthaftes Studium erfordernden Gebieten hatte. Voltaire ist auch eine bahnbrechende Erscheinung auf dem Felde des historischen Sinns und des historischen Urtheils geworden.

Zwar sein historisches Wissen ist erstaunlich dünnfaserig und man kann sich recht gut anheischig machen, in seinem Buch über Karl XII. und Peter d. Großen auf jeder Seite wenigstens einen Irrthum oder eine Unwahrheit nachzuweisen, und doch ist sein

Verdienst um Ausbildung einer historischen Kunst, einer universalgeschichtlichen Betrachtung, Weckung der Theilnahme an geschichtlichen Dingen in den weitesten Kreisen größer, als das einer Menge ernster, würdiger Gelehrter, deren Unsterblichkeit sich im Staub der Bücher vergrub.

Als Voltaire anfing, Geschichte in seiner Weise zu behandeln, war sie nicht, was sie sein sollte und heutzutage ist, ein Stoff zur belehrenden Betrachtung für die ganze gebildete Lesewelt, sondern ein unbeholfenes Anhängsel der Fachgelehrsamkeit, von dem dem Publikum ein geschmackloser Abhub vorgesetzt wurde. In den Schulen der herrschenden Richtung wurde ein Leitfaden zusammengeschrieben, das Mark und Fleisch aus der Fülle des Stoffs herausgenommen, wo möglich so, daß es ungefährlich war für eine streng kirchliche Erziehung; war das langweilig, um so besser, dann verführte es auch Niemand. Geschichtliches Studium war Sache der Fachgelehrten; Theologen, Juristen, Publicisten brauchten und besaßen ein historisches Wissen, dem das der heutigen Zeit vielleicht nicht gleichsteht in einzelnen Kreisen, aber diese Kreise waren auch enger und beschränkter. Nirgend war der Sinn für den tieferen Inhalt der Geschichte, kein Gedanke daran, das nationale und sittliche Interesse eines großen Volks für einen großen geschichtlichen Stoff zu fesseln. Jetzt ist das anders, und wenn auch hier damals ein erster Stoß geschah, so war Voltaire dabei einer der ersten Anreger.

Wie aber schrieb Voltaire Geschichte?

Eine deutsche Herzogin hätte gern einen Begriff von deutscher Geschichte gehabt; man liebte in solchen Regionen Bücher, die die Essenz der Sachen, den „Geist der Geschichte" in engem Rahmen zusammenfaßten und das mühsame Studiren ersparten. Solche Bücher zu erzeugen war die deutsche Forschung nicht geeignet. Der gelehrte Mascov hatte ein vortreffliches Werk über deutsche Geschichte in vier Quartanten bis zu den Karolingern geschrieben — aber solche Bücher konnten die Hofdamen nicht brauchen, die paßten nicht auf den Toilettentisch. Voltaire kam einmal vorüber und erhielt den Auftrag, eine deutsche Geschichte zu schreiben.

Demgemäß ließ er sich einen Auszug machen aus den deutschen Folianten und Quartanten, goß die Sauce des französischen

esprit darüber und die Annales de l'empire waren fertig. Kühn faßte er auch schwierige Stoffe auf, brachte dann den Pragmatismus seiner geistvollen Auffassung herein und das Ganze las sich flüssig, anmuthig wie ein Roman; wie flach und leer auch die stoffliche Behandlung war, historischer Geist, gesunde natürliche Betrachtung der Dinge, wie sie sind, war darin. Einen großen Scharfblick hatte er für Unterscheidung des Gemachten, des in sich Unwahren und das ist eine der Eigenschaften, die er mit dem echten Historiker gemein hat. Das Schlechteste sind wohl seine Biographieen, obwohl was die Kunst der Erzählung angeht, Vieles ganz vortrefflich ist; so lesen sich die Schlachten Karls XII. ausgezeichnet, aber es ist kein Wort wahr daran.

Von großer Wichtigkeit ist das Werk: Essai sur les moeurs als der erste Versuch einer universellen Culturgeschichte vom Standpunkte der Aufklärung des 18. Jahrhunderts.

Es war zunächst bestimmt, eine einseitig kirchliche Auffassung der Völkergeschichte zu verdrängen, welche Bossuet's discours, eine in Weltgeschichte gekleidete dogmatische Theodicee, zur Herrschaft gebracht hatte. Voltaire wollte das große Publikum, welches sich entweder gar nicht um Weltgeschichte kümmerte oder sie nach Anleitung eines geistvollen Bischofs beurtheilte, für die Sache und den Standpunkt der Aufklärung gewinnen und das ist ihm gelungen. Liest man das Buch, so merkt man fortwährend, daß er seine eigene Zeit meint, wenn er von Indern, Persern u. s. w. redet. Jede Gelegenheit benutzt er, um der positiven Kirchlichkeit einen Streich zu versetzen und da kommt es ihm nicht einmal auf historische Unwahrheiten an. Buddhaismus, Brahmanenthum u. s. w. müssen herhalten, um das Christenthum zu fassen, und noch ist er nicht beim Christenthum angelangt, da hat er es bereits auf jede Weise untergraben.

Das Buch hat das Interesse am großen Gang der allgemeinen Geschichte geweckt in den weitesten Kreisen. Wir haben seitdem Arbeiten hierüber voll Geist, voll Tiefsinn und Studium erhalten, mit denen Voltaire sich nicht messen kann; aber daß solche Bücher möglich wurden, ist doch Voltaire's Verdienst, denn er hat ihnen den Leserkreis geschaffen und die empfängliche Theilnahme in der Gesellschaft geweckt.

Montesquieu (1689—1755).

Montesquieu ist den Jahren nach etwas älter, der schriftstellerischen Thätigkeit nach jünger als Voltaire, in dessen Geschmacksrichtung sein Erstlingswerk gehalten ist. Er gehörte dem alten Parlamentsadel, der noblesse de robe, an; das war unter der sittlich und wirthschaftlich herabgekommenen Aristokratie der achtungswertheste Theil: in den schwülsten Zeiten des Despotismus finden sich Leute darunter, die Frankreich Ehre machen. Die Studien Montesquieu's entsprachen den Ueberlieferungen seines Standes und dem Beruf, auf den er sich vorbereiten sollte; es waren nicht die flüchtigen Lesereien eines Dilettanten wie Voltaire, sondern die gründliche, gediegene Schulung eines gelehrten Richters und von der landläufigen Fachbildung eines Rechtsgelehrten jener Zeit wieder dadurch unterschieden, daß er nicht kleben blieb an dem Buchstaben des urkundlichen Rechts, sondern zum Geiste des Rechtslebens und zur Idee des gesammten Verfassungswesens aufstrebte.

Ernst und gehalten in seinem Wesen ist er fern von jenem Geiste frivoler, spöttischer Verneinung, wie er in Voltaire lag, er kennt nichts von der Leidenschaft, jede Autorität herunterzureißen, sondern steht mit der würdevollen Sicherheit eines reifen, gelehrten, weltkundigen Mannes den Verhältnissen seiner Zeit gegenüber.

Gleichwohl entsprach seine erste literarische Thätigkeit der Richtung Voltaire's; 1721 erschien aus der Feder des 32jährigen Mannes eine Schrift, die, ohne seinen Namen gedruckt, bald ungeheure Verbreitung fand: die Lettres persanes.

Der Perser Usbeck kommt in den letzten Tagen Ludwigs XIV. nach Paris und schildert im Tone eines Naturkindes die Eindrücke, die er da empfangen. Geist und Art dieser Schilderung machten das größte Aufsehen. Man glaubte die Schrift sehr zu loben, wenn man sie Voltaire zuschrieb und an diesen erinnerte auch die leichte reizvolle Anmuth des Stils und die Schärfe des Witzes, allein die, bei allem Spielen mit dem Humor des Romans, tief einschneidende, oft wahrhaft vernichtende Kritik der französischen Verhältnisse in Staat und Kirche, Glauben und Leben, Vergangenheit und Gegenwart, setzte besondere Kenntnisse und ein besonderes Talent voraus, wie Voltaire es nicht besaß.

Die persischen Briefe blieben Montesquieu's einziger Versuch auf diesem, seinem Gemüthe ganz fremden, Felde.

Er war mittlerweile Parlamentsrath geworden, bewährte in seinem Amt einen fleckenlosen Charakter und gab in seinem Privatleben ein damals seltenes Beispiel der liebenswürdigsten Geistesgesundheit und Gemüthsfrische. Aber ihm fehlte der Glaube an den Beruf der Parlamentshöfe: bereits in seinen persischen Briefen erscheinen sie ihm wie Ruinen, 1726 legte er sein Amt nieder und 1728 ging er auf Reisen, um seinen geschichtlichen und juristischen Studien die allein richtige Vervollständigung zu geben. Er reiste viele Jahre lang durch einen großen Theil Europas, sah Italien, die Schweiz, Holland, England, Ungarn, nicht wie ein Tourist, sondern wie ein Forscher, der die Welt aus dem Leben und die Geschichte aus der Gegenwart kennen lernen will. Bis auf Mirabeau hat es denn auch im 18. Jahrhundert keinen Franzosen gegeben, der die staatlichen Zustände, die Gesetzgebungen und Verfassungen der europäischen Länder so genau gekannt hätte, als Montesquieu.

Die erste Frucht seiner durch die Reisen ergänzten Studien war eine Schrift, die bei geringem Umfang gleichwohl als eines der literarischen Meisterstücke des Jahrhunderts, von Manchen als sein vollendetstes Werk betrachtet worden ist, „die Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer" 1734.

Seit Macchiavelli war das wieder der erste Versuch, einen Stoff, der sonst nur in den Händen der Philologen war und denen als antiquarisches Material zur Erklärung der Classiker diente, zum Gegenstand einer historisch-politischen Betrachtung zu machen. Kurz ist die Geschichte der Größe, viel ausführlicher ist die Geschichte des Verfalls behandelt und hier sind weniger die Römer als die Franzosen gemeint. Alle Stellen, wo die Verderbniß der Römer geschildert wird, lassen sich ebensogut auf die Franzosen anwenden und bei der Charakteristik des Despotismus der Kaiserzeit denkt man weniger an das erste als an das 18. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung. Das Buch ist ein politisches Programm: aus dem Kreise des alten Beamtenadels spricht ein hervorragender Vertreter die Ueberzeugung aus, die alte Staatsordnung ist verderbt und wird untergehen, sie hat ihren Zenith überstiegen und eilt abwärts.

In den Zeichnungen der römischen Dinge ist häufig das Alterthum das verblaßte, dahinterliegende Bild, was mit frischen Farben in den Vordergrund tritt, das paßt auf Frankreich.

Die positiven Grundgedanken dieser Schrift weiter auszuführen, wirft er sich auf eine größere Arbeit, die nicht vollendet ist, aber auch als Fragment eine bedeutende Stelle in der Geschichte der politischen Ideen einnimmt, den „Geist der Gesetze" 1748.

In diesem Werke ist ein großartiger Stoff mit kühner Anlage und bleibendem Werthe behandelt; es ist kein gelehrtes Buch im engern Sinn des Worts, aber es hat vor jedem gelehrten Buche Eigenschaften voraus, die kein Bücherwissen geben kann, vor Allem die aus dem Leben selber geschöpfte Anschauung von dem Sein der Völker in Staat, Recht und Sitte. Dabei ist das Buch nicht bloß elegant, sondern mit höchster Kunst geschrieben; es gibt unter den streng systematischen Werken keines, das sich an Glanz und Anmuth der Darstellung mit diesem messen könnte. Manche Stellen sind wie Sprichwörter, so knapp und scharf sind sie geprägt und abgerundet.

Der Kern des Buches liegt in der Lehre von der Monarchie, deren Ausartung in dem Bilde des französischen Despotismus, deren Ideal in der Charakteristik des englischen Constitutionalismus dargestellt wird. Wie erst die eigene Anschauung dieses letzteren ihn gewissermaßen für die Monarchie unter den Formen und Bürgschaften des constitutionellen Rechtsstaates wieder gewonnen hat, das zeigt ein Blick auf diejenigen Stellen der persischen Briefe, wo der Verfasser an der Vereinbarkeit von Fürsten- und Volkswohl verzweifelnd, die Monarchie überhaupt preisgibt. Bei der Empfehlung des englischen Constitutionalismus, zum Behufe der Verjüngung der französischen Monarchie, hat Montesquieu übersehen, daß die englische Verfassung ein historisches Gebilde ist, das in und mit specifisch englischen Zuständen verwachsen war und darum nicht ohne Weiteres von dem heimischen Boden abgelöst und auf fremde Erde verpflanzt werden konnte. Der Unterschied lag zumal in der von M. so scharf betonten Stellung von Adel und Körperschaften, die man so wenig nach Frankreich hinübertragen konnte, als die englische Geschichte zur französischen machen. Aber das Programm M.'s von der constitutionellen Monarchie nach englischem Muster wurde das Bekenntniß aller wohlgesinnten

französischen Patrioten bis zu Turgot, Malesherbes, Necker, Mounier, Tolendal u. s. w.; sie sahen darin die Heilung aller Gebrechen des alten Regime und hielten fest daran bis der Sturm über sie und ihr Programm hinwegging.

Voltaire und Montesquieu vertreten die zwei großen Lebenskreise des französischen Volks, die bis zur Revolution als die allein berechtigten Faktoren galten. Die vornehme elegante Gesellschaft, die bei Hof und in den Salons der Residenz den Ton angab, deren Frivolität ohne Grenzen, deren Witz Nichts heilig war, nicht einmal die Grundlagen, auf denen ihre eigene Stellung ruhte, hing an Voltaire; der besser geartete Theil der Aristokratie, das höhere Beamtenthum, der Adel des Verdienstes und der Geistesbildung, die Männer, die den furchtbaren Ernst der Lage begriffen, denen ein leichtfertiges Bonmot nicht genügte, sich darüber hinwegzuhelfen, suchten mit Montesquieu in der Empfehlung des englischen Constitutionalismus, als des Ideals einer gemischten Verfassungsform, ein friedfertiges Heilmittel für die Schäden des heimischen Wesens; aber damit waren die Stimmungen der Geister in Frankreich noch nicht erschöpft.

Weder Voltaire noch Montesquieu waren Schriftsteller für die große Masse, des Ersteren Schriften las der Mittelstand wohl, aber beherrschen ließ er sich durch ihn nicht, der Letztere war vollends nicht Jedermann zugänglich; beide gehörten überdies einer Schicht der Gesellschaft an, deren Grundstimmung eine Stufe tiefer, zumal in solcher Zeit, kaum mehr verstanden wurde. Ist einmal eine Staatsgesellschaft so zerrüttet, wie sie in Frankreich damals war, dann will die Masse nicht mehr hören, wenn man ihr sagt, mit Geduld und Ausdauer läßt sich eine neue Verfassung langsam ausbauen und zur Reife bringen, sie hat auch nicht mehr Lebensfreudigkeit genug, um mit den Lesern Voltaire's die Ruinen rings umher blos von der belustigenden Seite zu betrachten. Es kommt der krankhafte Gemüthszustand dessen, der sich mit dem Bestehenden überhaupt nicht mehr versöhnt, ein Pessimismus, der auf das Schlimmste speculirt, der mit einem gewissen Behagen sich ausmalt, wie einmal Alles durch einander gerüttelt und geschüttelt werden müsse und wie das allein helfen könne statt der armseligen Versuche, am äußeren Rahmen zu putzen und zu flicken. Es kann diesem Zustande eine gewisse Lethargie zu Grunde liegen — unter Umstän-

den ist nichts leichter als eine bequeme Verzweiflung — aber es kann auch ein Andres sein, die entschiedne Ueberzeugung, daß Nichts mehr helfen werde, und daß ein Ende mit Schrecken besser sei als ein Schrecken ohne Ende. Diese Stimmung war in Frankreich weiter verbreitet, als Voltaire, Montesquieu und ihre Leser ahnten und der Sprecher dieser Stimmung war J. J. Rousseau, der gerade hierzu wie geboren war.

J. J. Rousseau (1712—1778)

ist nicht in dem Sinne Franzose wie es Voltaire ist; er hat Züge, die nicht an den französischen Nationalcharakter erinnern, die tiefe Schwermuth, der schwärmerische fanatische Hang gemahnen mehr an die Stadt Calvins, das alte Genf, aus dem er hervorgewachsen war. Selbst seine Art zu schreiben entfernte sich weit von dem herrschenden Geschmack, sie war durchaus eigenthümlich und ursprünglich und machte eben darum einen unvergleichlichen Eindruck auf Frankreich und einen großen Theil Europas. Rousseau ward geboren, als Voltaire bereits seine ersten Verse dichtete und wuchs auf, nicht als das gehätschelte Schoßkind vornehmer Kreise der Residenz, sondern als der Sohn eines kleinen Genfer Handwerkers in engen und beschränkten Verhältnissen. Früh verlor er die Mutter und der Vater verzärtelte den talentvollen Knaben; gewiß war der Eifer gut gemeint, in dem er den sechs- bis siebenjährigen Jungen mit Lektüre aller Art überfütterte, aber planlos wie er verfuhr, versäumte er darüber, was die Hauptsache ist in jeder Erziehung, die Gewöhnung an Anstrengung und ernsthafte, zusammenhängende Arbeit. Rousseau's Umgebungen wiesen auf eine Zukunft unter Armuth und Entbehrung, seine Erziehung aber legte einen unheilvollen Widerspruch in sein Inneres, lehrte ihn Bedürfnisse kennen, die diesem Kreise sonst ewig fremd bleiben, und Nichts von allem dem, was einem Jüngling in seiner Lage gerade am unentbehrlichsten war. In seinen „Bekenntnissen" hat er ein Bild seiner Jugendentwicklung niedergelegt, das schwerlich geschmeichelt ist; die Wirkung der Lektüre auf seine Individualität schildert er mit den Worten: „daraus ging jener frei gesinnte republikanische Geist, jener unbeugsame, unzähmbar stolze Charakter hervor, der die Qual meines Lebens geworden ist und mich gerade da am häufigsten

übermannte, wo ich ihm am wenigsten Spielraum geben durfte — so bildete sich in mir ein Herz so hoffärtig und so zart, ein Charakter so weibisch und doch so herrisch, der mit seinem ewigen Schwanken zwischen Schwäche und Muth, zwischen Schlaffheit und Tugend mich bis an mein Ende in Widerspruch mit mir selbst gesetzt und verschuldet hat, daß mir Entsagung und Genuß, Freude und Enthaltsamkeit gleichmäßig im Leben entgangen sind."

Dieses Wesen war für seine Verhältnisse ein namenloses Unglück; zum Gelehrten zu arm, zum Handwerker zu verwöhnt, für beide Berufe verdorben, weil er nie gelernt was arbeiten heißt, was sollte er werden? „Als ich das 16. Jahr erreicht, sagt er selbst, war ich ein unsteter Mensch, unzufrieden mit Allem und am Meisten mit mir selbst, ohne Lust zu meinem Stand, ohne Sinn für die Freuden meines Alters, verzehrt von Wünschen, deren Gegenstand ich nicht kannte, immer Thränen in den Augen und ein räthselhaftes Sehnen im Herzen, schließlich Trost suchend in zärtlicher Umarmung mit reizenden Träumen, weil ich Nichts um mich sah, das sie aufgewogen hätte." So wuchs er heran, zu Nichts erzogen, zu Nichts zu brauchen, zum Handwerker zu gut, zu jedem höheren Beruf zu unvollkommen gebildet, ein Spielball jäher Neigungen und der Sklave einer unberechenbaren, meisterlosen Phantasie, die ihn folterte, wenn es ihm gut, und ohne Trost ließ, wenn es ihm schlecht ging.

Eine Zeit lang sollte er in einem Bureau, dann in der Werkstatt arbeiten, aber er taugte nicht; statt zu arbeiten, las er Romane, trieb alles Mögliche, nur nicht was er sollte. Er entfloh aus seiner Vaterstadt ohne Geld, ohne Kenntniß der Welt, ohne klare Gedanken über seine Zukunft. Heute ist er dem Hunger und der Verzweiflung nah, morgen durch irgend eine Gutthat in das behaglichste Nichtsthun versetzt, an keiner Stelle zu angestrengter Verfolgung eines bestimmten Zieles genöthigt oder aufgelegt; in einem savoyischen Kloster läßt er sich zum Katholicismus bekehren und bald bereut er es bitterlich — das sind ein paar Züge aus seiner wilden, abenteuernden Jugendzeit, die er selbst mit übermäßiger Ausführlichkeit geschildert hat. Dreißig Jahre war er alt geworden und noch immer ein unnützes Glied in der Gesellschaft; die einzige Arbeit, die er mit einigem Ernste betrieben, die Musik, war eben die, für die er die geringste Begabung besaß, in der am

Wenigsten hoffen durfte Etwas zu leisten. Gleichwohl lag in diesem bunten wirrevollen Leben Etwas, was für ihn von Bedeutung war. Er stand außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, die bestehende Ordnung hatte für ihn keinen Reiz und zeigte ihm Seiten, die Andern entgingen, er war heimathslos in Genf, ein Flüchtling in Frankreich. Diese weltbürgerliche Unbestimmtheit seines Lebens hat auf sein Anschauen und Denken hinübergewirkt: er ist nie eigentlich von Herzen Franzose gewesen und wie dem Charakter, so stand er auch den gewohnten Lebensformen dieses Volkes anders gegenüber als Alles, was zu den tonangebenden Kreisen desselben gehörte. Dann lag in ihm Etwas, was geeignet war, ihn zum Sprecher von Wünschen und Ansichten zu machen, die in Tausenden sich unklar regten und wofür Voltaire und Montesquieu nicht die Stimme führen konnten. Er hatte jenen Pessimismus, jene selbstquälerische Verzweiflung, jenes unbestimmte Sehnen in die Ferne, das die Empfindungen des gedrückten Theils der französischen Nation beherrschte, daneben hatte er einen Zug, der Voltaire und Montesquieu ganz fremd war, einen Hang zu sentimentaler Schwärmerei, einen phantastischen Idealismus, der aus einer übermächtigen Empfindung, einer nie gezügelten Einbildungskraft hervorbrach und da, wo er zu Worte kam, mit erschütterndem Pathos die Seele ergriff. Die Massen folgen dem, der ihre Gefühle zu erregen versteht, und dazu war Rousseau der Mann. Dabei hatte sein Lebenslauf einen wunderbaren romantischen Reiz: wie glücklich standen Voltaire und Montesquieu da, wie wenig wußten sie von der Noth des gemeinen Mannes, die Rousseau selbst so bitter gekostet und die Masse hat eine natürliche Sympathie zu Charakteren, in deren Schicksalen sie das Bild ihres eignen Elends wiederfindet; vollends warf sein räthselhafter plötzlicher Tod, wahrscheinlich durch eigne Hand, einen tragischen Schatten auf ihn; die Welt meinte damals er sei das Opfer der Noth und Entbehrung, ja vielleicht eines Verbrechens geworden.

Die erste Hälfte des Jahrhunderts war beinahe abgelaufen, Rousseau war 38 Jahre alt und noch immer quälte er sich mit Dingen, für die er nicht geboren war, Notenabschreiben, Componiren und allerlei musikalischen Versuchen; als Schriftsteller hatte er noch nichts irgend Bedeutendes hinausgegeben. Aber er war nach Paris gekommen (seit 1741) und hatte mit bedeutenden Männern

wie Fontenelle, Diderot, d'Alembert, Grimm, Holbach Verbindungen angeknüpft. Die elegante Welt sah in dem armen Genfer eine Merkwürdigkeit. In Paris hatte so ziemlich Alles einen einzigen gleichförmigen Schliff, nun kam auf einmal ein reines Naturkind, an dem die Schablone der Schule ganz zu Schanden ward, ein ungeschliffener Diamant, ein Sonderling, der über Alles seine eignen Ansichten hatte, der in Armuth lebte und doch Unterstützung verschmähte, für den abgestumpften Gaumen der feinen Welt eine wahre Erquickung.

Auf einem Spaziergang von Paris nach Vincennes fiel ihm in einem Zeitungsblatt die Preisfrage der Akademie zu Dijon in die Augen: „Hat die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften die Sitten veredelt?“

Die Frage an sich war schon interessanter als jede Antwort, die darauf kommen konnte. Eine königliche Akademie wirft die Frage auf, ob das, was sie selber pflegt, überhaupt für die großen Interessen der Gesellschaft etwas werth sei?

Seltsam war gleich die Voraussetzung. Wissenschaften und Künste an sich können ja nie eine Sitte hervorbringen oder umschaffen, vielmehr sind sie ihrerseits abhängig von dem Sittenzustand, dessen Reflex sie darstellen; danach wie dieser beschaffen ist, gestalten sie sich selbst und eher könnte man die Frage umkehren; aber es war ja einmal eine echt französische Anschauung, daß das gesammte höhere Geistesleben außer der Gesellschaft stehe und für sich sei.

Die Frage ergriff Rousseau mit ungeheurer Macht; er selbst sagt, athemlos, fast betäubt von Aufregung und Herzklopfen habe er sich unter einen Baum niederlassen und dort eine halbe Stunde wie bewußtlos ruhen müssen, als er die wenigen, aber inhaltschweren Zeilen gelesen. Unzählige Male hatte er sich selbst diese wunderliche Frage vorgelegt und ebenso oft hatte er gezweifelt, ob es wirklich der Mühe werth gewesen sei, das ganze Gerüst von Kunst und Gelehrsamkeit zu schaffen, nur um die moderne Lüge und Unwahrheit zu erzeugen, die daraus hervorgegangen war? Er sah das übertünchte Grab der Gesellschaft, die feinen Formen außen und die Unsittlichkeit drinnen und der Gedanke trat ihm nahe, ist nicht die Bildung an Allem schuld, die die Natur überwuchert hat und muß nicht der Zustand, den kein Rost

der Bildung angefressen, der Zustand unversehrten Glücks gewesen sein?

Er schrieb seine Antwort, so wie man etwas schreibt, was Einen lange wie eine Lebensaufgabe beschäftigt hat. „Ich weihte ihr, sagt er, schlaflose Nächte. Ich sann auf meinem Lager mit geschlossenen Augen der Frage nach und warf unter unsäglicher Qual meine Perioden im Kopfe hin und her." In erstaunlich kurzer Zeit war die Schrift fertig und die Arbeit, die der Gesittung ihr Verdikt aussprach und der Barbarei den Preis ertheilte, wurde gekrönt von der Akademie. Die Herren von der alten Cultur stimmten ein in das Verdammungsurtheil, das sie selber traf, ihr letzter Glaube, der an ihre eigne Gottähnlichkeit, war also dahin. Voltaire fand das nicht nach seinem Geschmack, ihm kam das vor, „als ob man auf allen Vieren kriechen wollte."

Die Schrift hatte die Vorzüge wie die Schwächen aller seiner Schriften, dasselbe Feuer in der Sprache, dieselbe Gewohnheit, die Einwendungen des Verstandes durch steten Appell an das Gefühl zu entwaffnen, dieselbe gewandte dreiste Dialektik, die mit einem unbewiesenen Vordersatz beginnt und nun mit unwiderstehlicher Consequenz den Leser gefangen nimmt. Wer die Vordersätze nicht prüft, ist vor dieser Dialektik verloren.

So ist hier die willkürliche Voraussetzung, von der die ganze Beweisführung ausgeht, die: mit dem Urzustand culturloser Einfalt ist die Menschheit um ihr Glück gekommen, streift man von dem Menschen nur die Cultur ab, so hat man ihn von allen Lastern und sittlichen Krankheiten geheilt. Rousseau sprach den geheimsten Gedanken einer überbildeten Gesellschaft aus; der Ueberdruß an dem öden schöngeistigen Treiben und dem leidigen Salonleben brachte den Durst nach ungebrochener Natürlichkeit, das Verlangen nach einer gesunden Barbarei hervor; ist der Gaumen mit Leckerbissen übersättigt, so fängt man wieder mit trocknem Brode an.

Rousseau schrieb nicht mit jener sauberen Glätte, nicht in jenem vornehm weltmännischen Stil, den sich die ersten Geister Frankreichs angeeignet hatten, sondern bewegt, stürmisch, leidenschaftlich wie ein Volkstribun spricht; die ganze Reihe seiner Sätze in ihrem Bau und in ihrer Häufung ist nichts weniger als regel-

mäßig und korrekt, aber es ist die Macht einer Beredsamkeit darin, die die Phantasie mit Bildern und Vergleichen förmlich überschüttet, die ganze Gefühlswelt des Lesers aufwühlt, eine Beredsamkeit wie sie niemals ein französischer Schriftsteller so wieder gehandhabt hat. Und gab er nun nicht wirklich Etwas, was jeden edleren Menschen mehr ergreifen mußte als Voltaire's Schriftstellerei? Hielt er sich nicht fern von jedem Hohn und Spott, sprach er nicht wie ein scharfer Sittenrichter und schien er nicht etwas Positives zu geben, wo seine Vorgänger nur kalte Verneinung gehabt? Das zeigt sich zumal in seiner Stellung zur Religion. Rousseau war nicht spöttelnder Deist und nicht frostiger Leugner. Er hatte, was Kant den „Deismus der natürlichen Religion" nannte. Die Offenbarung war für ihn nicht Gesetz, aber er griff sie auch nicht an, die ewigen religiösen Vorstellungen, die sich fortpflanzen in der Menschenbrust von Geschlecht zu Geschlecht, schonte er nicht bloß, sondern er gab ihnen auch mehr Recht, als je ein aufgeklärter Franzose bisher gethan. Er predigt eine Art sittlicher Naturreligion, die dort großen Anklang fand, wo man sich mit der herrschenden Kirche überworfen hatte und doch von Voltaire sich abgestoßen fühlte; das war keine Gläubigkeit im Sinne des 16., aber auch kein Unglaube im Sinne des 18. Jahrh., es war die schwer zu bezeichnende mittlere religiöse Stimmung der Mehrzahl seiner Landsleute, der er begeisterten Ausdruck lieh.

Hier wie in seinem ganzen Wesen erschien er als ein Mann des Volks, seiner edlen wie seiner gefährlichen Empfindungen.

Mit dem Erfolge seiner ersten Schrift war Rousseau über seinen Beruf entschieden. Es folgte die Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen, die gleichfalls gekrönte Antwort auf eine zweite Preisfrage der Akademie von Dijon 1753. War dort das Verderbniß der inneren Ungleichheit der Menschen aus den Folgen der Civilisation erklärt, so machte er hier einen Schritt weiter und sagte: die Wurzel aller Ungleichheit ist das Eigenthum und die Ungleichheit zum Gesetz erhoben ist die sogenannte bürgerliche Ordnung. „Der Erste, der ein Stück Land einzäunte und erklärte, das ist mein Eigenthum und Leute fand, die thöricht genug waren, ihm dies zu glauben, ist der wahre Stifter der bürgerlichen Ordnung gewesen. Wieviel Verwüstungen und Kriege, wieviel Blutvergießen und Elend wäre dem Menschengeschlecht erspart geblieben,

wenn Jemand diesen Zaun niedergerissen und den Andern zugerufen hätte: traut nicht dem Betrüger! Ihr seid verloren, wenn ihr vergeßt, daß die Früchte des Bodens Allen gehören und dieses Niemandes Eigenthum ist!" In den wildesten Zeiten der Revolution ist kein Gedanke geäußert worden, der an Verwegenheit über diesen hinausgegangen wäre. Nun kommen die größeren Schriften, deren jede ein Ereigniß in der Geschichte der Ideen ist.

Die wichtigste darunter ist der Emile, weil der zuerst ein positives Programm über die Erziehung einer neuen Gesellschaft im Einzelnen ausführte und dem Zwang, der in Kirche, Schule, Staat, Familie noch herrschte, das Bild einer extremen natürlichen Freiheit gegenüberstellte. Die Revolution, die hier gepredigt wird, tritt nicht in stürmischen Forderungen, sondern in dem reizenden Gewande eines lehrhaften Romanes auf, dessen umstürzende Wahrheiten mit einem Kranz von Rosen umlegt sind. Darum hat denn auch das Buch wahrhaft erschütternd auf die Meinung gewirkt. Wo Rousseau's Abhandlungen gar nicht gelesen wurden, da wurde der Roman verschlungen, das ging bis in die deutschen Dorfstuben herunter. Das Buch verdiente den erklärten Haß der Geistlichkeit, es enthielt die gefährlichste Ketzerei.

Ein völliger Umschwung der Erziehungsweise beginnt mit diesem Roman. Es kamen später Leute, die mehr von der Erziehung verstanden als Rousseau, Männer wie Pestalozzi und Salzmann: aber die alte Art der Erziehung hörte auf in und außer Frankreich seit diesem Buch. Sein positiver Inhalt wurde mit der Zeit kühler angesehen, aber seine negative Wirkung war doch schon eine ganz außerordentliche Thatsache.

Eine ähnliche Bedeutung hatte die neue Heloise, die das Naturrecht der individuellen Empfindung und Leidenschaft gegen den Zwang der Convenienz zurückverlangt. Das Buch wirkte namentlich nach Deutschland mächtig hinüber. Goethe's Werther war darauf die Antwort und als der geborne Gegensatz zu Allem, was schönseelige Empfindsamkeit heißt, Napoleon Bonaparte, nach Egypten ging, nahm er in seiner kleinen Reisebibliothek Rousseau's Heloise und Goethe's Werther mit. Auch dies Buch wirkte eine Revolution, die nicht auf den Gassen blutig ausgefochten ward, aber die Gefühlsweise auf's Vollständigste umgeschaffen hat. Züch-

tig, sittlich rein konnte das Buch nicht genannt werden, aber gegen den bodenlosen Schmutz von Unsittlichkeit gehalten, welcher sonst in den französischen Romanen allgemein war, bekundete es doch einen mächtigen Schritt zum Bessern.

Rousseau machte eine andere Opposition als seine Vorgänger; die hatten die Kirche und den Staat angegriffen, Rousseau griff an, was in Kirche und Staat lebte, die bürgerliche Gesellschaft selber, und nicht diese oder jene Satzung, nicht diese oder jene äußere Verkehrtheit, die gesammte Ordnung dieser Gesellschaft war seine Zielscheibe, mit ihrer Vertheilung des Eigenthums wie mit ihrer Bildung, mit ihrem Familienleben wie mit ihrer Erziehung, Mode und Sitte. Alles, was galt in der Gesellschaft, bezeichnete er als Unnatur und Fratze, als unheilbarem Verderben verfallen. Jene verlangten eine neue Kirche, einen neuen Staat, er verlangte eine neue Gesellschaft und deren Programm verkündete den gedrückten leidenden Massen, wonach sie alle schmachteten: Freiheit und Gleichheit. Und der Mann, der das forderte und verhieß, entweihte nicht die Heiligthümer des volksmäßigen Glaubens, er hatte eine warme religiöse Empfindung, den Priestern war er ein Ketzer, aber die große Masse der mittleren Stände fand in dem Bekenntniß seines Vikars wieder, was sie selber über Gott und Vorsehung, Weltordnung und Unsterblichkeit dachte und dabei war er im Leben selbst das treue Bild eines Propheten der Armen und Nothleidenden. Arm, gedrückt, beengt, gepeinigt hundertfach, schlug er sich durch, er schwelgte nicht an den Tafeln der Reichen, war eine Art Märtyrer seiner Lehre und wurde es vollends durch die noch heute nicht aufgeklärte Art seines Todes. Daher der unermeßliche Einfluß dieses Mannes auf diejenigen Schichten der Gesellschaft, die ihren Trost nicht bei Voltaire und Montesquieu, sondern allein bei Rousseau fanden. Im Laufe der Revolution werden wir eine Schule von Staatsmännern finden, die seine Lehre praktisch angewendet und an dem Körper der sich auflösenden Gesellschaft nach seinen Vorschriften Experimente gemacht hat. Für sie war das epochemachende Büchlein vom Gesellschaftsvertrag (1762) geschrieben, welches die Lehre von der socialen Republik in kurze, schlagende Sätze katechismusartig zusammengefaßt hat. Dreißig Jahre nach seinem Erscheinen finden

wir diese Sätze wieder, aber nicht mehr bloß auf dem Papier, sondern als fürchterlichen Ernst.

An diese drei Männer hat sich Alles angeschlossen, was Frankreich in der nächsten Generation an hervorragenden Schriftstellern und Staatsmännern gesehen hat: Voltaire hatte seine literarische Schule in den Encyklopädisten, und in der Politik haben sich die Schulen Montesquieu's und Rousseau's abgelöst. Zwischen den constitutionellen Monarchisten von 1789 und den Socialrepublikanern von 1793 stehen die Girondisten, deren republikanisches Ideal ein Nachfolger Rousseau's, Mably, entworfen hatte.

§. 3.

Ausgang Ludwig's XV. — Anfänge Ludwig's XVI. — Die fünfzehn Jahre der Experimente 1774—1789. — Versuch einer physiokratischen Reform: Ministerium Turgot-Malesherbes 1774—1776. — Der Versuch mit Necker 1776 bis 1781. — Calonne 1783—1787. Finanzielle und sittliche Crisis. Einwirkung der nordamerikanischen Ereignisse. Der Hof und die Halsbandgeschichte (1785).

Ich erinnere hier noch einmal an die unausgleichbare Kluft, die zwischen den vorhandenen Zuständen in Kirche, Staat, Gesellschaft und dem Urtheil der öffentlichen Meinung bestand. Das alte Wesen schleppt sich träg mechanisch weiter, mit immer zweifelhafterem Erfolg, während ganz neue, mit ihm unversöhnliche Anschauungen bereits einen großen Theil der Nation beherrschen. Was mußte geschehen, wenn diese Strömung der Geister zusammenstieß mit den morschen Wänden des Bestehenden, das von der Einsicht der Nation längst verurtheilt war! Und wie die Dinge gehen, zeigt sich nirgend ein Halt, vielmehr ist Alles dazu angethan, die Gegensätze zu schärfen und den unbändigsten Richtungen der Nation die breiteste Bahn zu öffnen.

Das Königthum hatte in Frankreich, trotz seiner Gebrochenheit in Ludwig's XIV. letzten Jahren, einen Rest von äußerer Würde nicht verleugnet. Das Gedächtniß der früheren Größe ließ diesen Monarchen in den Augen der Nation nie völlig sinken, aber Ludwig XV. offenbarte als Fürst eine Haltung, die das Königthum in den Koth schleifte, der jedes Gefühl politischer, sittlicher,

persönlicher Würde abhanden gekommen war. Ein Königthum mit diesem schandbaren Maitressenregiment, das den Wohlstand des Volks, die Ehre der Nation, die Macht des Staats verschleuderte an königliche Buhlerinnen und deren Creaturen, war wahrlich geeignet, die Erbitterung jedes Volks, wie vielmehr des französischen, dem Ueberschäumen nahe zu bringen. Und wie war mit dem Königthum die Umgebung des Thrones, der Adel und die Geistlichkeit herabgekommen! Zu den guten Zeiten Ludwig's XIV. waren die großen Adelsgeschlechter würdig vertreten gewesen, die Turenne, Luxembourg, Condé waren große Männer, die durch ihre Verdienste ihren Adel recht eigentlich erst geadelt hatten. Davon war jetzt nichts mehr zu sehen, selbst nicht an den leiblichen Nachkommen jener Geschlechter. Auch in diesen Schichten hatte der Verfall, die Entwürdigung und zugleich die persönliche Nichtigkeit furchtbare Fortschritte gemacht.

Dasselbe galt vom Clerus. Das abgelaufene Zeitalter hatte Männer wie Bossuet, Massillon, Bourdalone, Fenelon hervorgebracht, auf die die Nation noch jetzt stolz war. Wo waren im 18. Jahrhundert die Bischöfe, die auch nur Einem von diesen vergleichbar gewesen wären? Die Männer, die in diesem Stande Etwas bedeuteten, die Sieyes und Talleyrand, hatten weder den Wunsch noch den Anspruch, als Geistliche sich die Unsterblichkeit zu sichern. Alles, was am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts noch imposant und würdig dagestanden hatte, war dahin vom König und den Pairs des Reichs bis zu den Bischöfen, und die letzten zwanzig Jahre der Regierung Ludwig's XV., namentlich die Zeit vom siebenjährigen Kriege an bis zum Tode des Königs, waren wie darauf berechnet, die Stimmung des Murrens, der frondirenden Opposition zu einer tiefen sittlichen Entrüstung zu steigern. Eine kriegerische Nation kann Niederlagen schwer, Schmach und Entehrung nie verzeihen, darum sagte Mirabeau, die Schmach bei Roßbach habe dem Königthum den Hals gebrochen; der siebenjährige Krieg hatte Frankreich seine Colonialmacht gekostet, noch mehr, die Ehre der französischen Waffen war in den Händen eines gewissenlosen, gottvergessenen Dirnenregiments vor ganz Europa beispiellos herabgewürdigt worden, der einst glänzende militärische Vorrang Frankreichs war an Neulinge übergegangen und die großen Ereignisse des 18. Jahrhunderts, wie die Theilung Polens

gingen vor sich, als ob es ein Frankreich nicht auf der Welt gäbe.

Die letzten Jahre Ludwig's XV. vergingen unter allerlei Meutereien, gegen die die Waffengewalt noch aufkam, aber die selbst dem Stumpfsinne dieses Königs als Symptom eines heraufziehenden schweren Ungewitters erschienen. Wenn einem Fürsten, dessen ganzes Leben im Schlamme der ekelhaftesten Liederlichkeit untergegangen war, der keinen andern Gedanken kannte, als den an immer neuen raffinirten Sinnenkitzel, der nie Staatsmänner und Feldherren, sondern immer nur Kuppler und deren Creaturen um sich gesehen hatte, wenn selbst dem die Ahnung von einer Sündfluth vor die stumpfe Seele trat, die er zwar nicht mehr erleben werde, aber die nach seinem Tode hereinbrechen müsse, dann mußte es schon weit gekommen sein.

Ludwig XVI. und die fünfzehn Jahre der Experimente, 1774—1789. *)

Als Ludwig XV. starb, gab es in Frankreich keine Illusionen mehr über die Fortdauer des alten Zustandes. In allen Kreisen war durchaus die Empfindung, daß etwas Neues kommen müsse und die Regierung nur die Wahl habe, entweder das selber zu machen oder auf's Ungefähr sich machen zu lassen. Wenn der neue König über Etwas klar sein mußte, so war es dies, daß er den Spuren des Großvaters nicht folgen dürfe, daß überhaupt die alte Maschine nicht mehr brauchbar sei. Ludwig XVI. hatte eine Ahnung dieser Wahrheit, aber ihre Folgerungen zu ziehen fehlte ihm die Thatkraft und die Einsicht. Dieser Mangel führte zu Handlungen und Unterlassungen, die den Ausbruch der Revolution

*) Droz: histoire du règne de Louis XVI. 1839. 3 Bde. (A. Renée: Louis XVI et sa cour. Paris 1858 2. Aufl. u. Tocqueville: chapitres inédits de l'ouvrage l'ancien régime et la révolution: oeuvres compl. VIII. S. 57—148). Vgl. die Schriften von Toulongeon (Paris 1801. I) u. Montgaillard (Paris 1826 I. II) über die Revolution; dazu die Denkwürdigkeiten der Frau Campan, von Besenval, Lauzun (Beugnot I) u. A. Campardon: Marie Antoinette et le procès du collier. 1863. Goncourt: histoire de M. Ant. 1863. Lescure: la vraie Marie Antoinette. Ihr Briefwechsel mit Maria Theresia, Joseph II. u. Leopold II. Herausg. v. Arneth 1865 u. 66.

beschleunigt haben. Sein fortwährendes Bestreben, sie hintanzuhalten, hat sie nur unvermeidlicher, sein Bemühen, ihr die Spitze abzubrechen, nur furchtbarer gemacht. Allerdings ist die stumpfsinnige Verstocktheit früherer Tage gewichen, man sperrt sich nicht mehr mit jenem pharaonischen Hochmuth gegen Alles, was im Schooße der Nation vorgeht, ein guter Wille, wie man ihn nie gekannt, ist vielfach sichtbar, aber die rechten Mittel zu wählen ist man weder thatkräftig noch einsichtig genug.

Der neue König, der Enkel Ludwig's XV., war kaum 20 Jahre alt, als er am 10. Mai 1774 den Thron bestieg. Auch einer ungewöhnlichen Kraft wäre es nicht leicht geworden, in dem Chaos aufzuräumen, das ihr mit der Krone vererbt wurde; die Regierung verrufen wie nie eine in Europa, der Staat am Rande des Bankrotts, Recht und Sitte, Gesetz und Glaube in voller Auflösung begriffen, eine wilde Gährung und ein unbegrenztes Mißtrauen in den Gemüthern, das war die Erbschaft, die Ludwig XVI. antrat. Seine Persönlichkeit war nicht organisirt, um solcher Massen Herr zu werden, eher war er neben manchen lobenswerthen Eigenschaften dazu angelegt, die Wirren noch zu vermehren.

Ludwig war ein sehr mittelmäßiger Kopf und diese Mittelmäßigkeit war nicht etwa durch eine sorgfältige energische Erziehung einigermaßen aus dem Rohen herausgearbeitet worden, er hatte auch wenig gelernt. Denkt man freilich an den Hof Ludwig's XV. und die Einflüsse, die dort herrschten, so war es schon als besondere Gunst zu preisen, wenn der junge König wenigstens sittlich nicht verdorben war.

Im Denken ist er schlaff, langsam, unbeholfen; schwer ist es, ihm Etwas einleuchtend zu machen, und ist das geschehen, dann besitzt er nicht die Kraft des Willens, danach zu handeln: nach jeder Anstrengung des Geistes sinkt er in sich zurück, die Rathschläge der Minister, seine eigenen Ordonnanzen vergißt er auf der Jagd oder bei der Schlosserei, er ist wie ein Mann von wenig Wissen und Interesse an großen allgemeinen Dingen, den seine Neigungen stets zu nichtigen Liebhabereien herabziehen, weil alles Andere ihn immer nur flüchtig von Außen berührt, ihm aber innerlich ganz fremd bleibt. Seine Gesinnung war voll Wohlwollen, sein sittlicher Wandel ohne Makel, aber ernsthafte Arbeit, anstrengende Geschäfte kannte er nicht, er war träge, aber nicht aus

Genußsucht oder Frivolität, sondern aus Mangel an geistiger Rührigkeit und Gewöhnung zur Arbeit. In den gefährlichsten Augenblicken seiner Monarchie ist er nicht verbotenen, aber leichtsinnigen Dingen nachgegangen; in seiner Schlosserwerkstatt hat er arglos gehämmert, während sein Thron zusammenzustürzen drohte.

Wir beurtheilen ihn gern nach dem Eindruck, den seine Haltung in den letzten Tagen seines Regiments auf uns macht. Da, als er zu ringen hatte um sein Leben, tritt die Stärke seines Wesens, ein gewisser passiver Heldenmuth, zu Tage; er beugt sich nicht zu unwürdigen Dingen, bleibt ruhig und kalten Blutes inmitten der tobenden Leidenschaft, spricht zu seinen Richtern mit „kaiserlicher Kürze", geht entschlossen dem Tode entgegen, nicht wie ein Held, aber wie ein Märtyrer. — Diese letzten Tage sind allerdings geeignet, unser Urtheil zu bestechen, aber diese Größe im Leiden und Dulden war denn doch nicht das, was einen Thron unter solchen Umständen konnte behaupten und retten helfen. Ludwig konnte groß sterben, ohne daß das Urtheil der Geschichte über die namenlose Schwäche seines Regentenlebens sich zu verändern hätte.

Ludwig XVI. brachte Nichts auf den Thron als gute Absichten, das Wohl des Volks, das Glück Frankreichs zu begründen; wie er dabei verfahren müsse, war ihm freilich nicht klar. Eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß es so nicht bleiben könne, wie es war; aber das war auch Alles, bei jeder praktischen Frage schaukelt er zwischen widersprechenden Einflüssen, kann heute das Beste, morgen das Schlechteste wollen, immer in dem guten Glauben, daß er auf der richtigen Spur sei.

An seiner Seite stand die Tochter Maria Theresia's, Marie Antoinette, damals blühend in Schönheit und Jugend: mehr Mann, als ihr Gemahl, mehr angelegt, die Majestät des Thrones zu vertreten und mehr befähigt zu einem politischen Willen, aber doch nicht die Persönlichkeit, die ihn wirklich geleitet und inspirirt hätte, die der Geist seiner Politik gewesen wäre oder hätte sein können.

Auch sie war ein unerfahrenes, leichtfertiges Kind, auch sie spielte und tändelte in einer furchtbaren Zeit, auch sie handelte ganz nach augenblicklichen Launen und Einfällen. Es gibt Momente in ihrem späteren Leben, wo man glaubt, sie rafft sich zusammen zu einem großen Entschluß, da stört sie irgend eine persönliche Abneigung und sie bleibt stehen auf halbem Wege. Sie

war ohne all die schmutzigen Eigenschaften, die die Verleumdung ihr nachgesagt hat, aber auch ohne die großen Züge, die allein retten konnten. Gleich seit der Verheirathung war die Oesterreicherin unpopulär, denn diese Ehe war das Symbol der verhängnißvollen Allianz von 1756. Leute, die man ehrenhaft nennen muß, haßten sie lediglich aus diesem Grunde, sie galt nie als Französin und das war schon viel für eine Königin von Frankreich.

Was man sonst an ihren Namen gehängt hat, gehört in das Gebiet der schmutzigen Verleumdung jener Tage. Die Prinzen von Geblüt, voran der Herzog von Orleans, dessen Sittenlosigkeit sie verabscheute, und der ihr das vergalt mit lästerlichen Nachreden, waren mit einer großen Partei des französischen Adels in offener Verschwörung gegen die Königin und was sie ihr halb zweifelnd oder mit Bestimmtheit nachsagten, das wurde gern geglaubt von der „Oesterreicherin“. Ihr Leben war so rein wie das irgend einer Königin von Frankreich; allerdings war sie lose, ungebunden, leichtsinnig wie ein Kind und forderte unendlich oft den bösen Schein heraus; aber die strenge Etikette, gegen die sie am französischen Hofe verstieß, bedeckte unter den feinsten elegantesten Formen eine fürchterliche Unsittlichkeit, während der Hof Maria Theresia's, dessen Weise sie nachahmte, und der sich durch die herzlichste, zwangloseste Ungebundenheit auszeichnete, zugleich der sittenreinste in ganz Europa war. Auch die Verschwendung der Königin ist weit übertrieben worden; die Bauten, Gartenanlagen u. s. w., die sie machte, sind nicht der Rede werth im Verhältniß zu dem, was sonst gesündigt worden ist. Aber es war einmal Mode, sie für die Urheberin aller Uebel zu erklären, während man den König ausnahm von jedem Vorwurf.

Und diese beiden Kinder, das eine von 20, das andere von 17 Jahren, sollten Frankreich regieren, sie, die noch 15 Jahre später spielen und tändeln in unbeschreiblicher Arglosigkeit; und dies königliche Paar war noch das gesundeste Blut am ganzen Hofe, sein häusliches Leben war ein Muster von Reinheit, während schon die Brüder des Königs und die ganze übrige hohe Gesellschaft ein Abgrund von sittlicher Verworfenheit waren. Es war nicht ohne Bedeutung für den Gang der Dinge bis 1789, daß dies schwache königliche Paar in einer Atmosphäre lebte, die die Gesellschaft Ludwig's XV. vergiftet hatte.

Ludwig XVI. brachte auf den Thron Nichts mit als den redlichen Willen, es besser zu machen als sein fluchwürdiger Großvater. Das Erste, was eine Wendung zum Bessern ankündigte, war ein Wechsel im Ministerium. Unter den Ministern Ludwig's XV. waren zwei derart mit dem Hasse des Volks beladen, daß ihr ferneres Bleiben unmöglich war: der Finanzminister Terray und der Justizminister Maupeou, beide gewaltthätige, hartherzige Menschen.

Der erste, Terray, als Finanzmann ein Plusmacher der schlechtesten Art, der gewissenlos genug war, für sich selbst dem Staate Millionen zu stehlen, an dem Nichts hervorragend war als der entsetzliche Cynismus, womit er die eigne Gemeinheit scherzend eingestand und die Verlorenheit des Staates bespöttelte; der andere, Maupeou, ein an sich tüchtiger Mann, der aber so unendlich viel Schändliches geschehen ließ, daß er die allgemeine Erbitterung sich zuzog. Namentlich Eines hatte ihm die bevorrechteten Classen tödtlich verfeindet, die Aufhebung der Parlamente 1771. In diesen beiden Männern haßte das Volk die Träger der bisherigen schmachvollen Regierungsweise; als der König sie verabschiedet, ging ein allgemeiner Jubel durch ganz Frankreich, und die Nachfolger, die jetzt berufen wurden, waren nicht farblose Höflinge, sondern die offenkundigsten Vertreter der großen Reformpartei, welche sich in den besten Kreisen der Nation gebildet, die bisher nur literarische Bedeutung gehabt, jetzt zum ersten Mal an das Ruder der Regierung gelangt. Dabei gehörten diese Männer zu den ehrenwerthesten Persönlichkeiten der ganzen Zeit.

Wie auf allen Gebieten geistigen Lebens und Schaffens, so war auch auf dem der staatswirthschaftlichen Lehren eine neue Schule thätig, es war die der Oekonomisten oder Physiokraten. Colberts System, durch Maßregeln von Oben Handel und Gewerbe nicht bloß zu schützen, sondern auch von Staatswegen künstlich zu erzeugen, war von seinen Nachfolgern auf die Spitze getrieben worden und nun fand man, daß das System falsch sei, daß wenn die Consumenten mit ihren Steuern die Blüthe irgend eines heimischen Gewerbszweiges, der sonst vielleicht nicht einmal entstanden wäre, bezahlen mußten, das gesammte übrige Wirthschaftsleben, insbesondere dessen Grundlage, der Ackerbau, planmäßig dadurch geschädigt werde. Man stellte jetzt den blanken

Gegensatz dieses Systems auf; hatte bisher Handel und Industrie Alles gegolten, so sollte jetzt der Ackerbau Alles gelten. Ein Arzt, also ein Dilettant in dem Fache, der in der Umgebung Ludwig's XV. lebte, Quesnay, wollte von allen Gütern und Werthen nur den Grund und Boden, von allen Auflagen nur eine strenge und gerecht vertheilte Grundsteuer gelten lassen und bezeichnete als einziges Mittel, den Werth von Grund und Boden für den Eigenthümer wie für den Staat zu seiner natürlichen Geltung zu erheben, die Befreiung der ländlichen Arbeit und des ländlichen Besitzes von allen unbilligen Lasten, die beide noch bedrückten.

Diese Schule wies mit Zahlen nach, wie verderblich die üblichen Steuern, die taille, die gabelle, capitation u. s. w. seien, die, um schnell Geld zu schaffen, das Capital des Volkswohlstandes selber verzehrten, und zeigte durch die Ergebnisse gründlicher Forschungen in allen Theilen Frankreichs, wie kläglich der französische Ackerbau überall verfiel, wie jammervoll die Lage des Landmanns war. Auf Grund dieser Thatsachen verlangte sie Alles, was unfehlbar kommen mußte, wie es die Revolution später gebracht hat: Entlastung des Ackerbaues, freien Handel für das Getreide, Aufhebung der sinnlosen Vorrechte der Feudalität.

Unter den Männern, die in dieser Schule bereits einen angesehenen Namen hatten, war der bedeutendste Turgot*), seine Berufung hieß Versuch einer Durchführung des physiokratischen Programms.

Versuch einer physiokratischen Reform. Ministerium Turgot-Malesherbes.

Turgot (1727—1781) war unter den Männern dieser Richtung der Einzige, der bereits in der Praxis erprobt war und die Richtigkeit des Systems, soweit möglich, durch die Anwendung ge-

*) (Dupont de Nemours: Vie et oeuvres de Turgot Neuerdings drei Biographien: Batbie: Turgot philosophe, économiste et administrateur. Paris 1861. Tissot: Turgot, sa vie et son administration, ses ouvrages. Paris 1862. Mastier: Turgot, sa vie et sa doctrine. Paris 1862.

zeigt hatte. Als Intendant im Limousin hatte er in einer zehnjährigen Verwaltung eine wahrhaft schöpferische Thätigkeit entfaltet; die glänzenderen Posten in Rouen, Lyon und Bordeaux hatte er ausgeschlagen, um einer Provinz aufzuhelfen, die alle Schäden des alten Frankreich, die Armuth und Stumpfheit der Bevölkerung, den Steuerdruck und das Elend des Ackerbaues, die Verstocktheit der Beamten und der Privilegirten — in seltener Vollkommenheit vereinigte. Seine Verwaltung war ein einziger heldenmüthiger Kampf gewesen mit der Blindheit oben und der gleichgiltigen Trägheit unten, eine Menge wohlthätiger Reformen und eine begeisterte Liebe der Angehörigen der Provinz — Intendanten konnten sich ihrer sonst nicht rühmen — war das Ergebniß. Als dieser Mann ins Ministerium berufen wurde, mochten die Gutgesinnten jubeln, mit ihm war ein Mann an's Ruder gekommen, der zum Reformgesetzgeber berufen war, wie kein Beamter in ganz Frankreich und von dem man wußte, daß er lieber seine Stelle, als seine Grundsätze opfern werde.

Neben ihm stand Malesherbes, ein sehr ehrenwerther Mann, von unbeflecktem Ruf im öffentlichen Dienst. Aus dem Ministerium, in das er nur aus Pflichtgefühl eingetreten war, in Ungnaden entlassen, hat er sich später dem angeklagten König als Vertheidiger angeboten, da sich sonst Niemand fand, und nach ihm selbst das Schaffot bestiegen.

Zwei andere solcher Ehrenmänner besaß Frankreich nicht.

Schade nur, daß der König an die Spitze des Ministeriums den alten Marquis de Maurepas berufen hatte, der um Nichts besser war als die Männer des alten Hofs und dessen einziges Verdienst darin bestand, daß er wegen eines Spottgedichtes auf die Pompadour verbannt worden war. Ein Intriguant aus Neigung und Leidenschaft, der rein aus Liebhaberei oft höchst verderbliche Ränke spann, dabei voll jener bestechenden und doch so nichtigen Grazie und Zierlichkeit des altfranzösischen Edelmanns, der für jede Lage ein Bonmot weiß. Eines ernsten Gedankens unfähig, lacht er über die ehrlichen Minister, die Etwas zu können meinen, während er sie nur berufen hat, um Leute unter sich zu haben, denen jede Stütze am Hofe fehlt, und die darum — so rechnet er — auf ihn allein angewiesen sind.

Turgot brachte ein umfassendes Reformprogramm mit, mit-

telst dessen er hoffte, das kühne Versprechen zu verwirklichen: „Kein Staatsbankrott, weder zugestanden, noch verhüllt, keine neuen Steuern, kein Anlehen.“

Das gesammte Steuerwesen sollte von Grund aus verändert werden: die Vertheilung der Steuern übergehen in die Hände der Steuerpflichtigen selbst und die Einhebung der Steuern geheilt werden von den himmelschreienden Mißbräuchen, die den Bürger und Bauer um seinen Wohlstand, den Staat aber um seine Einnahmen brachten.

Turgot hatte den großartigen Plan eines Systems der Selbstverwaltung in Gemeinde, Kreis, Provinz entworfen, womit die Grundlagen für eine wahrhaft gesunde Decentralisation wären gewonnen worden. In jeder Stadt und jeder Landgemeinde sollte eine Municipalität, ein Gemeinderath gewählt werden mit dem Auftrage, die von der Regierung ausgeschriebenen Steuern zu vertheilen, über die Bedürfnisse der Angehörigen sich auszusprechen, nützliche Arbeiten für die Gemeinde zu berathen, für die Armenpolizei zu sorgen u. s. w. Aus den Gemeindevertretungen sollten Kreisvertretungen, aus diesen Provinzialräthe und endlich aus diesen ein Reichstag hervorgehen: eine Stufenleiter von Organisationen, die geeignet waren, den Geist der Selbstthätigkeit von unten auf zu erziehen, der Willkür der Beamten zu wehren und den feindseligen Gegensatz der Stände auszugleichen, kurz die Vorbedingung jeder politischen Freiheit, zu der es in Frankreich bis auf diese Stunde nicht gekommen ist.

Das Steuerpachtwesen sollte umgestaltet werden. Die Generalpächter waren berüchtigt wegen ihrer Härte gegen die Steuerpflichtigen und der Schamlosigkeit ihrer Betrügereien. Bei ihren Streitigkeiten mit den Pflichtigen hatten sie den Grundsatz zur Anerkennung gebracht, daß zweifelhafte Fälle zu ihren Gunsten entschieden werden sollten. Turgot stellte den entgegengesetzten Grundsatz auf. Die Steuererhebung wurde weniger tyrannisch und der Ertrag für die Staatskasse wuchs. Hatte der Einnehmer der Grundsteuern in seiner Kasse ein Deficit, so nahm er die vier Reichsten seines Bezirks beim Kopfe, steckte sie ein und ließ sie nicht eher wieder frei, als bis der Rückstand, an dem sie selber ganz unschuldig waren, bezahlt war. An dem Gewinn der Generalpächter nahmen angesehene Leute bei Hofe ganz unbedenklich Theil,

Empfänger dieses Sündengeldes hießen croupiers und Ludwig XV. hatte förmliche Patente auf diese Einnahmen ausgestellt. Diese Dinge mußten einfach aufhören.

Noch gab es in Frankreich Binnenzolllinien in einem Maß und Umfang, daß die Nation alle paar Jahre den schlimmsten Brodkrisen ausgesetzt war. Die einzelnen Provinzen waren noch durch Zolllinien getrennt, die selbst den Handel mit Getraide unmöglich machten. Bei der großen Verschiedenheit des französischen Bodens ereignete es sich oft, daß die Ernte hier reich oder wenigstens leidlich, dort dagegen eine vollständige Mißernte war und nun darbten ganze Landschaften, während dicht neben ihnen große Vorräthe waren, deren Einfuhr durch hohe Zölle gestört, deren Verkauf ein Wuchergeschäft vornehmer Herren bei Hofe war. Das sollte aufhören, der Handel mit Getraide im Inlande unbedingt frei werden. Die lästigsten Steuern und Auflagen, welche den Landmann drückten, vor Allem die Wegfrohnen, sollten erst vermindert, dann abgeschafft werden, eine billige Grundsteuer an die Stelle treten, wenn Eigenthum und Arbeit des Bauers vollständig entlastet sein würden. Wie auf dem Lande sollten auch in der Stadt alle Formen der Feudalität, der Zunftzwang, die Privilegien der Arbeit und der bürgerlichen Aristokratie beseitigt, all die bisher gebundenen Kräfte entfesselt und dem Gemeinwohl gewonnen werden.

Das war ein Reformplan von kühner Anlage aber auch von bestimmten klaren Gedanken und strengster Uebereinstimmung zwischen Grundsätzen und Folgerungen. „Er gab den rechtmäßigen Inhalt der französischen Revolution, sagt einer seiner französischen Biographen; Alles was außerdem geschehen ist, ist entweder bestreitbar oder verwerflich."

Am 24. August 1774 war Turgot Minister geworden und bereits am 13. Sept. sprach eine Verordnung die Freiheit des Getraidehandels im Innern aus; in eingehenden Erläuterungen wurde das Edikt als das geeignetste Mittel bezeichnet, den Nahrungsstand des Volks von den Wechselfällen der Jahreszeiten unabhängig zu machen und die maßlosen Schwankungen in der Höhe der Brodpreise zu beseitigen. Aber gleich hier zeigte sich die Unheilbarkeit der verrotteten Maschine. Außer zahllosen Schwierigkeiten in der Verwaltung, außer dem Widerstand des Parlaments,

dessen Wiederherstellung (Nov. 1774) Turgot im Ministerrath vergebens bekämpft hatte, wurde vor Allem im Frühjahr 1775 der Mehlkrieg (la guerre des farines) gegen ihn organisirt. In Dijon brach er aus am 20. April, in Pontoise am 1. Mai u. s. w. Banden, mit Geld versehen, zogen umher, fingen Getraidetransporte auf, erstürmten Bäckerläden, machten die Kornläden unsicher und zerstörten was sie an großen und kleinen Kornvorräthen fanden. Daß die Sache künstlich gemacht war, zeigte u. A. die Planmäßigkeit der Märsche, als deren Ziel sich bald der Gedanke herausstellte, Paris auszuhungern und dort hierdurch einen entscheidenden Umschwung herbeizuführen. Die Fäden der Verschwörung liefen in den höchsten Kreisen zusammen, Maurepas war ihre Seele, und das Parlament, welches kurz nachher in einer Vorstellung gegen Turgot's Edikte den Grundsatz aussprach que le peuple de France est taillable et corréable à volonté, stand mit dem Geiste dieser Unternehmung durchaus auf einer Linie. Man rieth dem König zu fliehen, man brachte ihn dazu, die Anwendung von Gewalt zu verbieten, den Brodpreis herabzusetzen. Aber für dies Mal war es doch nur ein Moment der Schwäche. Turgot, Malesherbes ergriffen energische Gegenmaßregeln. Die am 3. Mai in Paris und in einer Reihe von Städten ausgebrochene Emeute ward unterdrückt und die Sache war durchgeführt. Turgot erleichterte die Getraideeinfuhr, ließ durch die Geistlichen Erläuterungen und Belehrungen unter dem Volk verbreiten, beseitigte die widersinnigen Beschränkungen, die in Paris, Bordeaux, Rouen, Besançon, Metz, Lyon u. a. Städten im Getraidehandel bestanden; die Hauptstadt sollte nicht mehr hungern, während 20 Stunden davon Getraide im Ueberfluß war und die Händler, die natürlichen Vermittler der gleichmäßigen Vertheilung, nicht länger wie Feinde der Gesellschaft bedrückt und verfolgt werden.

Nach einer Reihe von Einzelreformen, mittelst deren Turgot versuchte, die gröbsten Widerstände mit möglichst wenig Geräusch hinwegzuräumen, ehe er zu den wichtigeren principiellen Entscheidungen selber vorging, verlangte er vom König die Unterzeichnung von sechs Edikten. Unter diesen waren zwei: Aufhebung der Wegfrohnen und der Zünfte von durchgreifender Bedeutung und gaben deßhalb das Signal zu einem Sturmlauf aller Feinde des kühnen Ministers. Es kam zu einem heftigen Kampfe mit

dem Parlament, durch die Thronsitzung vom 12. März 1776 bereitete der König dem großen Reformer noch einen Triumph, er erzwang die Registrirung der Edikte, trotz der leidenschaftlichsten Gegenvorstellungen der entrüsteten Privilegirten, aber weiter reichte die Ermannung des schwachen Fürsten nicht; am 12. Mai hatte Turgot seinen Abschied. Zwanzig Monate war er im Amte gewesen, 23 Gattungen lästiger Auflagen hatte er abgeschafft, die Frohnden und Zünfte beseitigt, die Steuererhebung reformirt und erleichtert, den Handel mit Lebensmitteln, Getraide, Fleisch und Wein von unsinnigen Abgaben befreit, viele alte Mißbräuche abgestellt, den Stellenverkauf eingeschränkt, versäumte Verpflichtungen des Staates erfüllt und endlich ein erträgliches Verhältniß zwischen Ausgaben und Einnahmen erzielt. Turgot schied mit trüben Ahnungen von dem Schicksal des Monarchen und der Monarchie; die Historiker, die glauben, Turgot sei der Mann gewesen, um durch rechtzeitige Reformen die Revolution zu verhüten, betrachten den 12. Mai 1776 als den Tag, an dem der Würfel geworfen worden ist über die Zukunft Frankreichs. Thatsache ist, daß alle Versuche, die nach dem Sturze dieses Ministers gemacht wurden, ohne und gegen sein Programm die nahende Crisis zu beschwören, kläglich fehlgeschlagen sind und daß unter seinen Nachfolgern kein Mann wieder gewesen ist, von dem selbst seine bittersten Feinde ehrlicher Weise nichts Schlimmeres auszusagen wußten, als daß er „in der Rüge des Verfahrens seiner Gegner zu rauhe Formen geliebt" habe. Mirabeau, ein noch größerer Staatsmann als er, hat auf der Höhe seines Ruhms gesagt: „O, daß ich eine andere Vergangenheit hinter mir hätte!" Turgot war der letzte Minister, an dessen fleckenlose Redlichkeit ganz Frankreich glaubte; von dem Schlage, den das Vertrauen in die Regierung durch seine Entlassung erlitt, hat sich die Monarchie nie wieder erholt.

Der Versuch mit Necker.

Auf Turgot folgte Clugny, der sich beeilte die Frohnen und Zünfte wieder herzustellen; „ein Mann ohne Redlichkeit und ohne Scham", wie ihn ein Zeitgenosse bezeichnet, ein Ministerium, von dem ein Anderer sagte: „vier Monate Plünderungen, von denen der König Nichts wußte." Die ersten Nothmittel waren bald ver-

braucht, der Tag kam, wo man die täglichen Ausgaben nicht mehr bestreiten konnte, man brauchte einen Finanzmann, der Credit hatte und Geld schaffte und verfiel auf den Bankier Necker, der als Protestant nicht Generalkontroleur werden konnte, aber thatsächlich darum doch der leitende Finanzminister war (1776—1781). Damit beginnt das öffentliche Leben dieses merkwürdigen Mannes, von dem eine Zeitlang in Frankreich Jedermann überzeugt war, daß er der fähigste Staatsmann der Monarchie sei, der eine Zeit lang selbst das revolutionäre Frankreich wie ein Atlas auf seinen Schultern zu tragen schien und dann auf einmal spurlos verschwunden ist. Necker war ein vortrefflicher Bankier, sein Haus war wohl das bestgeordnete in Paris und hatte den größten Credit weit und breit; seine Verhältnisse gestatteten ihm ungewöhnlichen Aufwand, die ausgewählteste Gesellschaft der gebildeten Kreise ging bei ihm aus und ein, er hatte eine begabte Frau, eine geistreiche Tochter, die spätere de Staël, genug er war in der literarischen Welt eine Autorität, in der finanziellen eine Macht und darum verzieh man ihm die hölzerne Pedanterie, mit der er im Tone eines Methodistenpredigers seine Lehren vortrug. Seine politische Vergangenheit versprach wenig. Turgot war als Physiokrat ein Gegner des Colbert'schen Systems, Necker wollte durchaus das Merkantilsystem vertreten und hatte sich dazu brauchen lassen, das unsaubere Treiben gegen Turgot durch eine sehr mittelmäßige Broschüre zu unterstützen, deren Ausgangspunkt ein unverzeihliches Mißverständniß der Turgot'schen Ansichten war. Auf Empfehlung eines Günstlings von Maurepas kam er ins Ministerium und hier sollten die Thatsachen lehren, daß er weder Staatsmann noch Finanzmann sei. Er war nur Bankier, es sind aber zwei sehr verschiedene Dinge, ein Bankhaus in Ordnung zu halten und einen halb bankrotten Staat zu leiten. Dazu kam die grenzenlose Eitelkeit des Mannes, großerzogen in der gegenseitigen Lobhudelei, die in seinem Salon herrschte. Wie er in seinem compte rendu an den König die unglaubliche Geschmacklosigkeit beging, für seine Frau gewissermaßen die Unsterblichkeit zu fordern, so ist denn auch die Schrift seiner Tochter über die Revolution oder vielmehr über den größten Mann der Zeit d. i. ihren Vater, den Ueberlieferungen ihres väterlichen Hauses durchaus treu geblieben.

Necker war ein Mann von kleinen engen Gesichtspunkten, der, als es die Rettung Frankreichs galt, es nicht über sich gewinnen konnte, den Ruhm seiner Stellung mit einem Nebenbuhler zu theilen. Die Geschichte ist ihm strenge Gerechtigkeit schuldig; thöricht wars, wenn nachher die vornehmen Herren meinten, er habe die Revolution gemacht, aber noch thörichter war die Ansicht derer, die sagten, wenn man ihn hätte machen lassen, so wäre die Revolution nicht so weit gekommen. Von den Neuerungen, die Turgot angeregt, wollte er nichts wissen. Während dieser eine Radikalkur empfohlen hatte, verfiel er auf einen gefährlichen Nothbehelf, auf das Verfahren, die Schulden durch neue Schulden zu decken. Es ist eine schlimme Art von Wirthschaft, wenn man ein jährlich wachsendes Deficit zu decken sucht, nicht durch Oeffnung innerer Einnahmequellen, sondern durch Anleihen, also für das beginnende Jahr schon das folgende vorweg nimmt und zu der Last der vorhandenen Schuld die neue Zinsenlast des Anlehens hinzufügt. Sein Ruhm war, daß er die Anleihen geschickt zu machen wußte; das verstand er als ein gewandter Börsenmann und als Inhaber eines unbegrenzten Credits in der Geschäftswelt; die großen Geldleute in Paris, London, Amsterdam hatten für Clugny und Calonne kein Geld, aber Necker liehen sie gern. Dann wußte er Concurrenz zu erregen, erhielt die Anlehen zu leidlichen Bedingungen, nicht wie nachher zu Wucherzinsen, so daß schon die Hälfte der angeliehenen Summe durch die Bedingungen wegging. Aber das Princip war schlecht; es hieß die Wunde, die Frankreich drückte, zudecken, verhüllen, Bankrottwirthschaft treiben, wenn man jedes Jahr ein Stück Zukunft wegnahm ohne Aussicht auf dauernde Besserung. Necker hat von 1777—1780 über 500 Millionen Livres angeliehen und daneben für keinerlei neue Hilfsquellen gesorgt: er beschränkte sich auf Empfehlung von Ersparnissen am Hof und in der Verwaltung.*) Das ging im ersten Jahr leidlich, aber die Flitterwochen der Sparzeit waren bald vorbei und nun lebte man wieder aus dem Vollen, so leichtsinnig als je. Auf

*) Auf Grund des Sparsystems, dem die 48 Generaleinnehmer und 1780 nicht weniger als 400 königliche Hofstellen geopfert worden sind, ist doch wohl ein etwas günstigeres Urtheil über Necker, wenigstens nach dieser Seite hin, nicht unstatthaft. D. H.

solche Art konnte man einmal ein Deficit decken, aber auf die Dauer nicht.

Ein Neues kam hinzu, was sein Verdienst noch heller hervortreten ließ. Frankreich warf sich in den amerikanischen Krieg; die exaltirte Stimmung der höheren Classen, der alte Brittenhaß, die Erscheinung Franklins, der durch seine gesuchte Einfachheit das französische Volk wie den französischen Adel bezauberte, wirkte zusammen, Frankreich in die Bahn des Kriegs fortzureißen und darin festzuhalten.

An sich war es nicht unpolitisch, den alten Gegner im Bunde mit einem Andern anzufallen, die Frage war nur die, ob es für Frankreichs Finanzen gut war, zu allen andern Nöthen auch noch die Kriegsnoth hinzuzufügen und das Volk mit amerikanischen Freiheitsidealen zu begeistern; war doch ein großer Theil des höheren Adels, die Lafayette und Rochambeau, Noailles u. s. w. in beunruhigendem Maße angesäuert von den republikanischen Ideen Amerikas.

In solch einer Lage war Neckers Virtuosität, mitten im Kriege Geld zu schaffen, ein blendendes Verdienst. Aber Necker hauste auf Kosten der kommenden Generation, deckte nothdürftig die Lücken des augenblicklichen Bedarfs und handelte nach dem Grundsatz après nous le déluge. 1780 und 1781 ging es nicht mehr recht mit den bisherigen Mitteln; Necker überzeugte sich daß der Augenblick gekommen sei, wo die wachsenden Schwierigkeiten nöthigten auf neue Hilfsquellen zu sinnen. Da kam er auf den Gedanken, daß Provinzialstände, Abschaffung der Wegfrohnden, Minderung der Kopfsteuer doch nicht so verächtliche Dinge seien. Es war, wie Ludwig XVI. erstaunt ausrief: das ist ja aber lauter Turgot! Calonne kam nachher zum gleichen Ergebniß.

Um diese Wendung einzuleiten, schrieb Necker seinen Rechenschaftsbericht, den Compte rendu, worin er zunächst zur Kenntnißnahme des Königs die wesentlichen Verhältnisse der Finanzlage Frankreichs auseinander setzte. Er that es nicht ganz redlich. Es gibt eine Kunst, die Zahlen so zu gruppiren, daß Einnahmen und Ausgaben vortrefflich stimmen und nur in einem entlegenen Winkel, den der Leser meist nicht beachtet, ein Deficit zum Vorschein kommt. Auch Necker verschmähte das nicht. Sein Bericht ließ den wirklichen Stand der Dinge, den eigentlichen Fehler der Verwaltung nicht zu Tage kommen. Gefälscht hat er die Zahlen nicht, nur so gruppirt, daß das etwa Angreifbare irgendwo versteckt ward.

Später glaubte er auch die Nationalversammlung damit täuschen zu können, aber das gelang ihm nicht.

Im Uebrigen war der Bericht dadurch bedeutsam, daß er in die Wildniß des französischen Finanzwesens eine Einsicht gab und denen, die tiefer zu blicken im Stande waren, Stoff zum Rechnen und Denken verschaffte. Ferner legte er die unermeßliche Verschwendung des Hofes bloß und wies so mit dem Finger auf den wundesten Fleck hin, der unter allen Umständen Reformen erheischte. Für die Unvermeidlichkeit der Reformen, um deren willen Turgot gestürzt war, bildete der Bericht die allerberedteste Schutzschrift.

Necker konnte es nicht über sich gewinnen, die Schrift bloß dem König vorzulegen, er wollte öffentlich mit ihr glänzen und ließ sie deßhalb drucken. Das war in jeder Monarchie ein ungewöhnlicher Schritt, vollends in einer absoluten, zu deren echtesten Zügen die Heimlichkeit der Verwaltung gehörte. Necker durchbrach diesen Bann und die Welt trug ihn dafür auf Händen. Der sachliche Werth der Zahlen des Berichtes ward damals weit überschätzt, wie angreifbar die Berechnungen waren, ist später schlagend gezeigt worden; aber das Verdienst blieb ihm, daß er überhaupt gesprochen, daß er einen Gegenstand von so eminenter Bedeutung, der bisher in absolutem Geheimniß gehalten worden war, der öffentlichen Besprechung zugänglich gemacht hatte.

Der Hof, schwer compromittirt wie er war, gerieth in die äußerste Erbitterung und überschüttete Necker mit leidenschaftlichen Angriffen. Necker fühlte sich dadurch gekränkt und verlangte vom König, daß ihn dieser zur Genugthuung für die Angriffe des Hofes zum wirklichen contrôleur général ernenne und ihn als Beisitzer in den königlichen Rath zulasse. Der König schlug das Begehren ab und Necker wußte, daß seine Stunde gekommen sei. Necker trat zurück (19. Mai 1781) und die öffentliche Meinung zog die Lehre, daß mit diesem Hofe überhaupt nicht zu wirthschaften sei. Geschmeidiger als der kühne Reformer Turgot hatte Necker nicht auf Aenderungen, die innern Revolutionen gleich kamen, sondern nur auf Ersparungen gedrungen, um wenigstens ein leidliches Verhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben herzustellen und doch war auch er gefallen.

Calonne. Finanzielle und sittliche Crisis.

Nach zwei Jahren rathlosen Schwankens unter Joly de Fleury und d'Ormesson kam am 3. Oktober 1783 das Ministerium Calonne.

Der ehemalige Intendant von Lille war ein Mann nach dem Herzen der Prinzen von Geblüt, der Artois, Orleans und Genossen, verlangte weder Reformen wie Turgot, noch spießbürgerliche Sparsamkeit wie Necker, theilte mit ihnen Sitten und Grundsätze oder vielmehr den gänzlichen Mangel an beiden, war gewandt mit der Feder wie mit dem Wort, um ein Bonmot nie verlegen und außer Stande, über irgend Etwas zu erröthen. Im eigenen Privatleben bankrott reißt er den Staat in das gleiche Schicksal hinein. In seinem Verfahren karrikirt er Necker, schöpft dessen Anleihesystem bis auf den letzten Tropfen aus und zeigt durch die Uebertreibung, wie durchaus verkehrt diese Methode war. Er machte Anlehen auf Anlehen, aber so, daß er in der Regel ¼ der Summe gleich von vorn herein weggeben mußte, anders erhielt er keinen Credit und dabei hauste er in Verschleuderung der Staatsgelder auf eine wahrhaft unerhörte Weise.

Aber in den kolossalen Ausgaben, die er theils selber machte, theils dem Hof und dem ganzen Schweife der Schmarotzer auf Kosten des Staats gestattete, war, wenn man ihn hörte, ein wohlberechnetes kluges System. „Wer leihen will, sagt er, muß reich erscheinen und darum Aufwand machen. Sparen ist thöricht nicht nur, sondern auch gefährlich, es erweckt den Anschein schlechter Verhältnisse, schreckt die Capitalisten ab, Credit zu geben. Geben wir viel aus, um desto mehr einzunehmen." Unbefangener kann man den gewissenlosen Schwindler nicht zeichnen, als er es durch diese Worte selbst gethan hat. So machte er denn große Ankäufe, machte kolossale Bestellungen, um, wie man das nannte, die Industrie zu heben und verbreitete in dem ganzen Strahlenkreise des Hofes einen märchenhaften Glanz. Das ging einige Zeit, bis es auf einmal zusammenbrach. 1787 war sein Credit verspielt. Es mußte etwas geschehen, um neue Einkünfte zu schaffen und nun verfiel er auf Reformen, deren er nach Turgots, Neckers, Machaults und Colberts Grundsätzen ein buntes Programm behende zusammen-

stellte. Die wichtigsten Vorschläge darunter: Grundsteuer, Abschaffung der Frohnden und Zünfte, Freigebung des Getraidehandels, Einführung von Kirchspiels-, Kreis- und Provinzialversammlungen — waren von Turgot entlehnt, der diese Entweihung seiner großen Ideen durch einen frivolen Abenteurer zum Glück nicht mehr erlebte.

Mit den Parlamenten war dergleichen nicht durchzusetzen, mit den alten Ständen auch nicht, vielleicht aber mit Notabeln. So nannte man eine Versammlung von Vertrauensmännern aus allen Classen der Nation, die nicht gewählt, sondern von der Krone ernannt waren und die man deßhalb nur als eine Scheinvertretung der Stände betrachten konnte. In ruhigen Zeiten, wo die Regierung im unangefochtenen Besitze aller ihrer Machtmittel sich befindet, ist ein Nothbehelf dieser Art nicht bedenklich; in solchen Zeiten aber gibt es nichts Unheilvolleres, als ein Scheinzugeständniß, das die unruhige Bewegung der Massen vermehrt, ohne ihren Drang im Mindesten zu befriedigen.

Der König willigte ein, die Notabeln wurden berufen; kurz ehe sie zusammenkamen, stand in Versailles ein großer Theaterzettel angeschlagen mit der bitterbösen Ankündigung: „der Herr Generalkontroleur hat eine neue Schauspielertruppe angeworben, die Montag d. 29. d. M. an dem Hofe spielen wird. Als großes Stück wird gegeben „die falschen Vertraulichkeiten", als kleines „die Zustimmung wider Willen." Darauf folgt ein Ballet, allegorische Pantomime nach der Composition des Herrn v. Calonne, betitelt „das Faß der Danaiden." Daß Calonne die Notabeln zu beschwatzen hoffte, zeigte gleich sein erstes Auftreten, aber er wurde rasch seinen Irrthum inne. Die Vorbedingung jeder Verständigung, das Vertrauen, das Turgot im höchsten Maße genossen hatte, war gründlich zerstört, der verrufene Calonne war nicht der Mann diesen Verlust einzubringen, außerdem war in den letzten Jahren der Abfall der Gemüther von der Monarchie und dem Hofe vollendet worden durch Dinge, die außerhalb der Finanzwirren lagen, durch den mächtigen Eindruck der nordamerikanischen Ereignisse und durch die fürchterliche moralische Niederlage, welche der Hof in der berüchtigten Halsbandgeschichte erlitten hatte.

Einwirkung der nordamerikanischen Ereignisse. — Der Hof und die Halsbandgeschichte.

Der Friede von 1783 hatte den nordamerikanischen Krieg beendigt, die Freiwilligen aus dem französischen Adel und die hinübergeschickten Hilfstruppen kehrten zurück und Vieles traf zusammen, ihrem Erscheinen einen tief aufregenden Einfluß auf die Nation zu geben. An sich konnte es ein nicht unpolitischer Griff der Regierung scheinen, trotz aller Finanznoth, an einem Kriege gegen England sich zu betheiligen, welcher Wiederherstellung der im siebenjährigen Kriege so schwer getroffenen Waffenehre Frankreichs versprach, aber die Regierung kam fast völlig um die Anerkennung dieses Verdienstes, denn viel lebhafter als dies wirkte der innere Antheil, welchen das ganze gebildete Frankreich an dem Siege der politischen Freiheit in Nordamerika nahm.

Die Beobachtung eines glücklichen Aufbaues demokratischer Ordnungen auf einem Boden, wo es keine alte Monarchie, keine alten Stände und keine alten Vorrechte je gegeben, machte selbst auf nüchterne Länder, wie z. B. Deutschland, einen hinreißenden Eindruck und durch ganz Europa ging eine einzige Bewunderung für diese schlichten Männer aus dem Stande der Handwerker, Kaufleute, Pächter, die so trefflich die Heere und die Politik ihres freien Vaterlandes zu leiten wußten. Noch tiefer als irgendwo sonst drang dies in Frankreich ein, einmal, weil die Gesellschaft hier an sich entzündlicher war, als anderwärts, und sodann, weil hier der Gegensatz zwischen den Zuständen diesseits und jenseits des Oceans am grellsten hervortrat. Nimmt man nun noch hinzu, welch ein Capital von Freisinn, Talent, Einfluß mit Männern wie Lafayette, Rochambeau, Biron, Lameth, jetzt in das alte Frankreich zurückgekehrt war, so kann man die Macht ermessen, welche die Ideen amerikanischer Freiheit auf diesem Boden zu derselben Zeit entfalten mußten, wo die Monarchie ihrer Bankrotterklärung täglich näher kam.

Aber an die grobe Täuschung, der sich die Schwärmer in den Kreisen des amerikanisirenden Adels hingaben, soll hier doch auch erinnert werden.

Sie sahen nicht, daß in Amerika Etwas lebte, was in den meisten andern Ländern, am meisten aber in Frankreich fehlte:

Etwas von der alten puritanischen Strenge, Zucht und Tüchtigkeit, mit der einst die Voreltern dieses Geschlechts das europäische Mutterland verlassen hatten, daß diese bewunderten demokratischen Formen ihre Grundlage hatten in einer Zucht des Hauses und der Sitte, die kein Staat Europas mehr kannte. Die Tugenden, die man gern republikanische Tugenden nannte, waren hier vorhanden, und die Männer, die an der Spitze standen, wirkten wie Muster zurück auf die übrige Gesellschaft. Verglich man den Geist sittlichen Ernstes und männlicher Würde, der in den Besten des amerikanischen Volkes lebte, mit der fürchterlichen Zuchtlosigkeit, welche die französische Gesellschaft beherrschte, so konnte Einem bange werden bei dem Gedanken an eine Vermischung nordamerikanischer Staatsgrundsätze mit französischen Zuständen. Das sahen diese edlen Geister nicht und doch that sich gerade in den Tagen ihrer Rückkehr der Abgrund dieser Verderbniß schrecklich auf.

Ueber die Regierung war eine jener Skandalgeschichten gekommen, die nicht selten eine kommende Katastrophe verkündigen, und bei denen der Argwohn der Menschen viel wichtiger für die Ereignisse ist, als die Ereignisse selbst. Der Skandal war mit dem Hofe keineswegs so eng verbunden, als man damals glaubte, aber darauf kam es nicht an, der junge Hof trug den Fluch der Sünden des alten auch da, wo er es am wenigsten verdiente. Das war die Bedeutung der berüchtigten Halsbandgeschichte, in welche der Name der Königin verflochten war. In Paris lebte ein großer Herr, der als Typus der alten Gesellschaft fast eine Lebensbeschreibung verdiente, der Cardinal v. Rohan, Fürstbischof von Straßburg, eine Zeit lang Gesandter am Wiener Hofe. Die Memoiren der Zeit geben uns ausführliche Schilderungen von seinem Leben. Er war aus einer der ersten Familien des Reichs, der König redete ihn mon cousin an, war einer der höchsten geistlichen Würdenträger und führte dabei einen unbeschreiblich gottlosen Lebenswandel. Die neuerlich erschienenen Memoiren der Baronesse d'Oberkirch zeichnen ihn ganz vortrefflich ohne alle Bosheit in seiner ganzen raffinirten Verlüderlichung. In Wien hatte er, schwatzhaft, leichtsinnig, wie er war, eine Menge Einzelheiten vom Wiener Hof nach Paris geklatscht, die Königin hatte das erfahren und der Gesandte ward abberufen.

Rohan hatte ein königliches Einkommen und lebte, wenn auch

unaufhörlich von seinen Gläubigern gepeinigt, als deutscher Reichsfürst im Range fast gleich den größeren Fürsten des Reichs, also in einer Lage, die einen Andern über die Ungnade trösten konnte, aber die Sonne der Hofgunst konnte er nicht entbehren, all sein Dichten und Trachten war darauf gerichtet, bei Hofe wieder zu Gnaden aufgenommen zu werden und das benutzten ein paar Gauner. Ein Bauernmädchen, dessen Vater Valois hieß, hatte mit Hilfe dieses Namens Carriere in der vornehmen Gesellschaft gemacht. Sie behauptete und fand Glauben dafür, daß sie von einem Bastard Heinrichs II. abstamme, und es war ja im alten Frankreich bereits dahin gekommen, daß die meisten Menschen es für viel anständiger hielten, von irgend einem vornehmen Bastard abzustammen, als ehrlicher Leute eheliches Kind zu sein.

Auch die Valois gab sich für einen Sprößling der alten Königsfamilie aus, und als sie einen ihrer würdigen Gemahl, einen Leibgardisten gefunden, der sich „Graf" nannte, hieß sie Gräfin Lamotte-Valois. Der „Graf" gehörte zu einer eigenen Classe der französischen Gesellschaft, es waren Abenteurer, die stets zwischen Salon und Galgen hin- und herschwebten und eine Zeitlang eine gewisse Rolle zu spielen wußten.

Ein anderer Spieler in der Sache war der Graf Cagliostro, der große Hexenmeister, diese echte Schmarotzerpflanze einer Gesellschaft, die den alten Glauben nur abgethan, um sich einem neuen Aberglauben in die Arme zu werfen, die von der Kirche sich losgesagt, um sich Leuten hinzugeben, bei denen man selbst im besten Fall nicht wußte, wo der Schwärmer aufhörte und der Schurke anfing. Der lieh, angeblich im Auftrage der Königin, bei Rohan Geld und theilte die Beute nachher mit den Valois. Für solche Geldopfer war dem blindgläubigen Kirchenfürsten die Gnade der Königin, ja mehr als das, zugesichert worden. Ein Hauptfang sollte mit einem kostbaren Diamantenhalsband im Werthe von anderthalb Millionen bewerkstelligt werden, das die Juweliere der Königin angeboten und das diese ausgeschlagen hatte, weil es ihr zu theuer war. Dem Cardinal wurde einleuchtend gemacht, daß er das Herz der Königin endgiltig erobern werde, wenn er ihr zur Erwerbung der Juwelen verhelfe. Die Gauner brachten es durch Billets mit falschen Unterschriften dahin, daß der Cardinal sich den Juwelieren für die Bezahlung der Summe verbürgte, welche

die Königin angeblich nach und nach abzutragen versprochen hatte. Das ging eine Zeitlang. Der Graf Lamotte ging mit dem Halsband nach England und verjubelte den Erlös mit guten Freunden, während die Juweliere des guten Glaubens waren, sie hätten den Schmuck der Königin verkauft. Dem Cardinal war aber doch auffallend, daß die Königin das Halsband niemals trug und daß sie ihn, so oft er sich am Hofe zeigte, mit der früheren abstoßenden, habsburgischen Haltung behandelte. Auf eine Klage darüber erhielt er aus der Fabrik der Lamotte zärtliche Briefe und am Ende gar die Zusicherung eines Stelldicheins mit der Königin im Park zu Versailles. Irgend eine verlorene Dirne, die der Königin in Gestalt und Wuchs ähnlich war, wurde herausgeputzt und hatte das Stelldichein mit dem kindischen Cardinal. So spielte die schmutzige Geschichte zwei Jahre lang und das Entsetzliche daran ist, daß in all diesen Kreisen gar kein Zweifel rege wird, ob es denn nur denkbar sei, daß die Königin einen so übel beleumundeten Menschen wie den Cardinal als Bürgen für ihre Redlichkeit aufstellen, ja sich mit ihm in ein Liebesverhältniß einlassen könne.

Es mußte endlich zum Bruche kommen. Die Juweliere hatten noch einen Theil der Summe zu fordern und wendeten sich unmittelbar an die Königin, ohne aber die Sache ganz klar darzustellen. Die Königin warf das Billet bei Seite, sie meinte, es sei ein Mißverständniß. Nach einiger Zeit kamen die Juweliere abermals, entschlossen, diesmal den König nicht zu umgehen. Der schmähliche Betrug kam an's Tageslicht, im ersten Unwillen ließ der König den Cardinal während einer großen Feierlichkeit in der Kirche festnehmen, verletzte dadurch die ganze Clerisei auf's Tiefste und begann des Weiteren ein Verfahren gegen den betrogenen Betrüger, das den Uebelwollenden die allererwünschtesten Waffen gegen den Hof in die Hand gab.

Die Bemühungen des Hofes, vom Parlamente eine Verurtheilung des Cardinals zu erwirken, erweckten den Verdacht, daß man ihn stumm machen wolle, damit er nicht noch mehr sage, und in ganz Frankreich zweifelte kein Mensch, daß die Oesterreicherin, des Schlimmsten fähig, auch in dieser Sache schuldig sei.

Das Parlament sprach den Cardinal frei, das Verbrechen, das man ihm vorwarf, hatte er nicht begangen, und was er be-

gangen, war kein Verbrechen. Das Volk jubelte dem Richterspruch entgegen, der Hof hatte eine fürchterliche Niederlage erlitten und beging am Ende noch die Thorheit, der Lamotte ein Manuskript über die Sache abzukaufen, damit es nicht gedruckt und der Skandal noch vergrößert werde. Natürlich wurde es nachher doch gedruckt und das Verfahren des Hofes galt als Beweis, daß der Inhalt Glauben verdiene. Dem Haß gegen das Königthum war schon keine Waffe mehr zu schlecht und keine Verleumdung zu grob.

§. 4.

Calonne und die Notabeln. — Brienne und die Parlamente (1787—1788). — Necker und die Reichsstände. — Graf Mirabeau's Vergangenheit, ein Charakterbild aus der Sittengeschichte des alten Frankreich. — Das alte und neue Frankreich in den cahiers.

Am 22. Februar 1787 war die Versammlung der Notabeln eröffnet worden. Sie sollte bestehen aus 7 Prinzen, 14 Bischöfen, 36 Herzogen und Pairs, 12 Staatsräthen, 38 Präsidenten, 12 Abgeordneten vom Lande, 25 Bürgermeistern, zusammen 144 Mitgliedern, erschienen waren 120—130. Calonne fand bei der Versammlung mit seinen Reformvorschlägen denselben Widerstand, den Turgot bei den Parlamenten gefunden hatte. Zu der Abneigung der hier vertretenen bevorrechteten Classe, die Opfer zu bringen, welche fast jede einzelne der vorgelegten Reformen von ihr forderte, kam das haßerfüllte Mißtrauen gegen das gesammte Regiment, in dem diese Versammlung mit der öffentlichen Meinung der weitesten Kreise sich einig wußte und Calonne verdarb sich vollends das Spiel, als er unvernünftig genug war, über den wirklichen Stand der Finanzen täuschen zu wollen. Unter den Notabeln, die wesentlich das alte Frankreich der Mißbräuche und Privilegien vertraten, befand sich doch auch Einer, der das junge Frankreich vorstellte, wie es schwärmte für Freiheit und Menschenrechte: Lafayette, der in seiner fahrigen Weise eine Menge gut gemeinter aber schlecht überlegter Vorschläge machte und u. A. das große Wort Berufung der Reichsstände aussprach.

Calonne machte förmlich Bankrott vor den Notabeln, sie verwarfen nicht nur seine Vorschläge, sie wiesen ihm auch nach, daß er die Versammlung wissentlich betrogen habe. Er wurde unmöglich und an seine Stelle trat einer der eifrigsten Sprecher der Opposition, der Erzbischof von Toulouse, Lomenie de Brienne.

Brienne und die Parlamente.

Der schickte die Notabeln nach Hause und versuchte es wieder mit den Parlamenten. Auch sein Programm war eine Wiederholung Turgot'scher Ideen und deren Schicksal bewegt sich wieder in dem alten Cirkel: die Parlamente widersetzen sich den Reformen, welche die Regierung fordert, aus denselben wenig ehrenwerthen Beweggründen des Standesgeistes wie damals, nur daß das jetzt verbrämt wird mit einigem Beisatz von prunkenden demokratischen Redensarten. In dem ganzen Parlament zu Paris waren vielleicht zwei Demokraten, denen es ernst war und die es nachher bewiesen haben; die lautesten Redner aber sind nachher die eifrigsten Fanatiker der Reaktion geworden.

Es erhebt sich ein Kampf der seltsamsten Art; die beiden Träger der alten Ordnung reiben sich gegenseitig auf, arbeiten an ihrem eigenen Untergang und thun es mit Waffen, in deren Handhabung eine furchtbare Vorschule der Revolution enthalten war. Was uns dabei am wunderbarsten vorkommt, ist die Stellung, welche die öffentliche Meinung zu den beiden Gegnern einnimmt. Die Regierung will Reformen, die dem Volke so nöthig sind wie das tägliche Brod, und die Parlamente kämpfen gegen die Reformen, d. h. gegen das Volk. Trotzdem jubelt das Volk den Parlamenten zu und arbeitet leidenschaftlich mit am Sturze der Regierung.

Die Parlamente machten Glück, nicht weil das Volk sie liebte, sondern weil sie Opposition machten gegen ein allgemein verhaßtes Regiment; nicht die Gründe, sondern die einfache Thatsache der Opposition fand Anklang. Das übersahen die Parlamente gänzlich, als sie von den Wogen der Volksgunst getragen, die Monarchie umstürzten; als der Sieg erfochten war, warf man sie zu den

Todten, wurden sie selbst die Opfer der Revolution, die sie hatten erziehen helfen.*)

Die Regierung griff gegen das Parlament zu dem üblichen Staatsstreich eines lit de justice, 6. Aug. 1787, erzwang die Registrirung der Edikte und verwies das Parlament, als dasselbe heftig protestirte, in eine Provinzialstadt, nach Troyes. Das geschah in dem Gedanken, die Langeweile und die Geschäftslosigkeit werde die Herren mürbe machen und richtig, es war so. Nach einiger Zeit waren sie bereit zu einer Verständigung, die ihnen die Rückkehr ermöglichen sollte, ein Abkommen schmählichster Art wurde geschlossen (September), die Privilegirten hielten sich noch einmal die verhaßte Grundsteuer und die Stempeltaxe vom Leibe und erlaubten dafür der Regierung, die alte Steuerdruckmaschine gegen das übrige Volk noch einmal in Bewegung zu setzen, die vingtième zu verdoppeln.

Der Streit war damit nicht abgethan, denn die Finanzen erholten sich nicht und an sie konnte man schon nicht mehr rühren, ohne die gesammte staatliche Ordnung der Monarchie anzugreifen.

Bald war man wieder soweit, daß man par ordre du roi befehlen mußte, um sich nur aus der dringendsten Geldnoth zu retten. Man wählte den Weg einer séance royale, wo nicht in den herben Formen des lit de justice diktirt ward, sondern eine Debatte und eine Abstimmung stattfand, beides freilich in Gegenwart des unumschränkten Königs. Ludwig XVI. war für solche Auftritte die unglückseligste Figur; an sich weder gewöhnt noch angelegt, das Königthum äußerlich zu vertreten, war er vollends am unrechten Orte, wo er öffentlich sprechen sollte; hatte er, wie hier, diktatorische Worte zu sagen, so wurde der Inhalt seiner Rede regelmäßig durch Ton und Geberden Lügen gestraft. Bei dieser Gelegenheit machte der Herzog von Orleans seinen ersten politischen Gang. Als der Magistrat, statt das Ergebniß der Abstimmung zu verkündigen, einfach die Einzeichnung der Anleihe aussprach, fragte Orleans: Soll das ein lit de justice sein? Der König: Es ist bloß eine königliche Sitzung. Orleans: Diese Form der

---

*) Von dieser Seite ist die Revolution der Parlamente vortrefflich geschildert in den schon angeführten „chapitres inédits“ v. Tocqueville; vgl. meinen Aufsatz darüber Preußische Jahrbb. XX. 128—154.

Einzeichnung ist ungesetzlich. Sie ist gesetzlich, erwiderte der König, denn ich habe die Meinung Aller gehört.

Das Parlament schloß sich, als der König hinausgegangen war, ohne die Sitzung zu schließen, dem Proteste des Herzogs an, die Regierung schritt gegen den letzteren und zwei andere Parlamentsräthe ein und dies rief eine allgemeine Bewegung im Reiche hervor. Ihr zu begegnen folgte der König einem unglücklichen Rathe, er hob an demselben Tage, 17. April 1788, einerseits die Befehle gegen den Herzog und die beiden Räthe auf und erließ eine Erklärung seiner königlichen Rechte, welche man allgemein als Ankündigung eines Staatsstreichs betrachtete. Seit einem Monat war es ein öffentliches Geheimniß, daß ein solcher beabsichtigt werde und die Kundmachung vom April, welche in hochfahrendem Tone die stuart'sche Lehre von der aus Gott stammenden königlichen Allgewalt aussprach, hob den letzten Zweifel über das, was bevorstand. Alle Welt wußte, wie weit Ludwig XVI. seinem Wesen nach hinter dem Ahnherrn zurückstand, in dessen Sprache ihn seine Minister reden ließen, wie ihm die Fähigkeit raschen, energischen Handelns, die kurz angebundene Wahl der Mittel gänzlich fehlte, die nöthig ist, um solchen Worten Nachdruck zu geben und darum war seine Erklärung thatsächlich nichts Anderes als ein Wink für die Bedrohten, den Widerstand einstweilen gegen den Gewaltstreich zu organisiren. Der Muth, der dabei entfaltet wurde, war ziemlich wohlfeil.

In denselben Tagen, Ende April und Anfang Mai, wo die Ordonnanzen über Gerichtsreform und Aufhebung der Parlamente im tiefsten Geheimniß gedruckt wurden, berieth das Parlament über eine Erklärung der Rechte des französischen Volks, welche am 3. Mai in einer von d'Epresmenil entworfenen merkwürdigen Vorstellung zusammengefaßt wurde. Nach einem Vorworte, welches offen auf die geheimen Absichten des Hofes hindeutet, heißt es hier:

„Frankreich ist eine Monarchie, welche vom König nach den bestehenden Gesetzen regiert wird; einige von diesen sind Grundgesetze und umfassen und heiligen

1) das Recht des Mannesstammes der regierenden Königsfamilie auf den Thron.

2) Das Recht der Nation, die Steuern durch das Organ der regelrecht einberufenen und zusammengesetzten Reichsstände zu bewilligen.

3) Das Gewohnheitsrecht und die Capitulationen der Provinzen.

4) Die Unabsetzbarkeit der Richter, das Recht der Höfe, in jeder Provinz die Befehle des Königs zu prüfen und nur insoweit gutzuheißen, als sie einerseits den Verfassungsgesetzen der Provinz und andererseits den Grundgesetzen des Staats entsprechen.

5) Das Recht jedes Bürgers nie und in keiner Weise seinem natürlichen Richter entzogen zu werden.

6) Das wesentlichste aller Rechte, ohne welches alle andern nutzlos sind: das, nie und durch keinerlei Befehl verhaftet werden zu können, außer, um unverzüglich den Händen des zuständigen Richters übergeben zu werden.

Das Parlament protestirt gegen jeden Angriff, welcher auf die eben ausgesprochenen Grundgesetze gemacht werden könnte, erklärt einstimmig, daß es nie von denselben weichen und falls es mit Gewalt außer Thätigkeit gesetzt werden sollte, ihre unversehrbare Obhut in die Hände des Königs, seiner erhabenen Familie, der Pairs des Reichs, der Reichsstände und eines jeden der versammelten oder nicht versammelten Stände, welche die Nation ausmachen, niederlegt.

Die Sprache streifte an die der petition of right von 1628, das Parlament wußte nicht mehr was es sagte, es berief sich auf Rechte, die theils nie so bestanden hatten, theils längst abgekommen waren und deren wirkliche Quelle nicht in alten Urkunden, sondern in dem Geist der Zeit lag; es war fortgerissen von dem Strom der Revolution.

Die Regierung ließ am Abend des 5. Mai die beiden Räthe d'Epresmenil und Goislard de Montsabert inmitten der Sitzung des Parlaments verhaften, machte am 8. Mai gleichzeitig in ganz Frankreich die Ordonnanzen bekannt, worin die alte Magistratur aufgehoben, das pariser Parlament durch eine sogenannte cour plénière, die Thätigkeit der übrigen durch neue Obergerichte (grands baillages) ersetzt wurde und bis zum 10. Mai schien der Staatsstreich durch Kissensitzungen in allen Parlamenten — äußerlich durchgesetzt. Aber nun bot sich ein merkwürdiges Schauspiel dar. Der gesammte Adel, noch immer der einzige Wortführer der Nation, erhob sich für die Parlamente und der Staatsstreich der Ordonnanzen fiel machtlos zur Erde. Die Richter, welche in die neuen Höfe eintreten sollten, wurden von den Parlamenten

geächtet, die Stände in den Provinzen lehnten sich auf, Gouverneure und Intendanten fanden keinen Gehorsam mehr, selbst die Bayonnette versagten, die ganze Maschine weigerte den Dienst und die Regierung hatte die vollständigste Niederlage erlitten, obgleich es fast nirgend zu einem heftigen Zusammenstoß oder zu ernsthaftem Blutvergießen gekommen war. Bei Gelegenheit dieser Unruhen bediente sich an den meisten Orten zumal in Paris der hohe und höchste Adel eines zweischneidigen Werkzeugs: er wühlte die Massen auf, und setzte ein ähnliches Gesindel in Bewegung, wie das, welches einst den Mehlkrieg gegen Turgot geführt. Die ersten anarchistischen Turnübungen namentlich des pariser Pöbels hat der Adel veranstaltet, der sich nachher nicht wenig wunderte, als sich zeigte, daß das Volk diese Kunststücke auch ohne, ja selbst gegen seine anfänglichen Befehlshaber verstehe. Der Minister, der die letzten Schritte angerathen, ließ sich natürlich nicht mehr halten, Brienne erhielt seine Entlassung (August), der König berief Necker zum zweiten Mal und der Jubel des Volks begrüßte die Wahl.

Necker und die Reichsstände.

Nichts ist seltsamer als die heitre Unverzagtheit, womit dieser das Ruder des Staates jetzt ergriff. Es hat etwas fast Komisches: mit dem leichtesten Muth von der Welt geht er an das lecke Fahrzeug heran, überzeugt, daß es nur seiner Riesenhand bedürfe, Alles wieder in Ordnung zu bringen und das unter Umständen, die einen viel größeren Mann hätten zur Verzweiflung bringen können.

Sein erster Handgriff war, daß er der Nation versprach, die états généraux zu berufen. Das Wort war in den letzten Jahren einigemale gehört worden. Die Reichsstände waren das Nothmittel, das Montesquieu schon ein halbes Jahrhundert früher vorgeschlagen hatte. Lafayette hatte es seit den Notabeln wiederholt verlangt und als die Wirren im Herbst 1787 ausbrachen, griff es die Regierung zum ersten Male auf, sie dachte die Versammlung so etwa in 5 Jahren d. h. 1792 einzuberufen, da gab es bekanntlich keine Monarchie mehr. Jetzt war die Morgengabe des Ministeriums Necker die Verheißung, daß auf den Beginn des nächsten Jahres die allgemeinen Reichsstände einberufen werden sollten.

Es lag auf der Hand, die Berufung der Reichsstände in solchem Augenblick war die Revolution: vielleicht war kein anderer

Ausweg mehr übrig, vielleicht war es noch die wohlthätigste Art der Revolution, aber es war die Revolution. Den Schritt so thun, wie ihn Necker that, hieß blind in den Loostopf hineingreifen, ohne zu wissen ob man eine Niete oder das große Loos herausziehen werde, und doch war Necker darüber nicht unklarer als Millionen seiner Landsleute. Die ganze Nation war wie in einem Taumel, nach den endlosen Experimenten, in den états généraux Etwas zu haben, was noch nicht verbraucht war, nur Einer sah und sagte klar, die Reichsstände sind die Revolution, die Zeit der Talente ist gekommen — das war Mirabeau.

Die Regierung trifft keinerlei vorbereitende Maßregel, um sich die Leitung der gewaltigen Körperschaft zu sichern, Necker glaubt sich stark genug, ihr zu rechter Zeit das quos ego zuzurufen und verräth doch durch Alles, was er thut und nicht thut, eine wahrhaft klägliche Rathlosigkeit.

Daß man die états généraux im Jahr 1789 nicht einfach nach der Form von 1614 berufen könne, wo der dritte Stand noch knieend seine Bittschriften überreichte und nichts Wichtigeres zu bitten hatte, als Einschreiten gegen die schlechte Presse und die frechen Pamphletisten — das war so ziemlich Allen klar, nur nicht dem pariser Parlament, das dem königlichen Edikt über die Einrufung der von ihm selber stürmisch verlangten Reichsstände ausdrücklich die Clausel beifügte: „in der im Jahr 1614 befolgten Form“ und dadurch mit einem Mal seine ganze Popularität verlor. Dieser Vorgang zeigte schlagend, wessen sich die Regierung von der Seite der Privilegirten zu versehen habe. Nichts destoweniger hielt Necker die Notabeln Calonne's für die richtige Behörde, ihm Rath zu ertheilen in der schwierigen Frage. Wie leicht erklärlich, konnten die Berathungen mit den zum zweiten Male berufenen Notabeln vom 6. Nov. bis 12. Dec. die Klärung der Sache nicht um einen Schritt weit fördern, und höchstens verhindern, daß die Reichsstände schon im Jan. 1789 zusammentraten, wie ursprünglich beabsichtigt war.

Necker gab nach dem Edikt vom 27. December, welches dem dritten Stande die doppelte Anzahl Vertreter zusprach, jede weitere Initiative auf und wartete mit verschränkten Armen ab, wie sich die Dinge von selber machen würden. Die Vorfrage, wie die Stände gebildet werden, die noch wichtigere, wie sie stimmen sollten,

überließ er dem Federkrieg der freien Presse, die sich mit unglaublicher Rührigkeit und steigender Leidenschaft darüber herwarf, überließ er dem Kampfe der Stände in den einzelnen Provinzen, der mehrfach einen höchst erbitterten Charakter annahm.

Eine Fluth von Broschüren erschien, Jeder nahm sich das Recht, laut und entschieden mitzureden, nur die Regierung verzichtete darauf; mit einer gewissen Schadenfreude sah Necker zu, wie die freisinnige Presse kühner und immer kühner seinen eignen Gegnern, den Privilegirten, zu Leibe ging und versäumte darüber in erhabener Objektivität die letzte Gelegenheit, von der Initiative, welche der Regierung naturgemäß zustand, auch nur in der Presse Gebrauch zu machen.

Unter den 2—3000 Flugschriften, welche aus Anlaß dieser Frage erschienen sind, hat eine bleibende geschichtliche Bedeutung die Flugschrift vom Abbé Sieyes: Qu'est-ce que le tiers état? Sie hat das Verdienst, den Gedanken, der die Masse der Nation bewegte, mit unübertroffener Schärfe und Bestimmtheit ausgesprochen zu haben und den Triumph erlebt, daß zu dem Programme, welches sie von Anfang an aufgestellt, am Ende Regierung und Stände sich bequemen mußten. Und der Verfasser war keiner jener dunkeln Pamphletisten, die wohl ein Mal einen glücklichen Griff zu thun, ein passendes Wort zu sagen wissen, um dann für immer zu verschwinden, sondern ein hervorragender Kopf, der sich durch ganz eigenthümliche Talente in der großen Bewegung jener Tage eine ausgezeichnete Stelle erworben und behauptet hat. Seinem Stande nach Geistlicher, hatte er seinen Studien früh eine politische Richtung gegeben, war einer der eifrigsten Anhänger der freisinnigen politischen Schule des Jahrhunderts geworden, hatte sich in der Geschichte und Beschaffenheit der europäischen Verfassungen ausgebreitete Kenntnisse erworben, die geeignet waren, ihm neben Montesquieu und Mirabeau einen ehrenvollen Rang zu sichern und glänzte dabei durch äußerst gewandte Dialektik, durch meisterhaftes Geschick in der Anlage und Gruppirung politischer Gedanken und eine eminente Sicherheit in Formulirung epigrammatischer Sätze. Die Natur hatte ihm die Gaben eines imposanten Volksredners versagt, in der Versammlung hörte man gewöhnlich nur einige leise schüchterne Worte von ihm, aber stets zeugten sie von tiefem scharfem Denken, wenn auch nicht immer

von großem staatsmännischen Blick. Er war viel mehr Denker und Theoretiker, als ein Mann der That, durchaus nicht gemacht zur Agitation auf den Gassen und nicht frei von einer gewissen Furchtsamkeit für seine eigne Person, dabei aber von sehr glücklichem Instinkt. Auf die Frage, was er während der Schreckenszeit gethan habe, antwortete er j'ai vécu; das konnten allerdings nicht Viele von sich sagen. In dem genialen jungen Soldaten, Bonaparte, hoffte er anfangs einen Vertreter seiner Verfassungsideen zu finden, aber bald fand er, daß er sich in ihm geirrt, wie denn auch dieser sich den Theoretiker zuerst anders vorgestellt hatte. Bei der Rückkehr der Bourbons war er als régicide nicht sicher in Frankreich, flüchtete sich in eine deutsche Gegend an der französischen Grenze und hat dort noch in meiner Jugend gelebt. Als er starb, war er ganz verschollen. An allen Verfassungen von 1789 bis 1799 hat er mitgearbeitet, alle tragen Züge von seiner Individualität an sich und zeugen von jener Routine der Formulirung, die ihm auch seine Gegner lassen mußten, mochten sie sonst von ihm denken, was sie wollten.

Im Januar 1789 war jene Flugschrift über den dritten Stand erschienen. Ihr Inhalt läßt sich in wenig Worten wiedergeben. Er stellt und beantwortet drei Fragen.

Was ist der dritte Stand? Alles.

Was hat er bisher im Staat bedeutet? Nichts.

Was will er? Etwas sein (être quelque chose).

Diese Schlußfolgerung beweist er u. A. mit einigen Ziffern: der erste Stand, die Geistlichkeit, zählt 80,000, der zweite, der Adel, zählt 120,000 Köpfe, der dritte aber 25 Millionen, d. h. er ist die Nation selber, und aus diesen Annahmen schließt er drei Begehren: 1) daß dieser Stand nur durch seine eignen Angehörigen vertreten werden könne, 2) daß er doppelt so viele Vertreter beanspruchen dürfe, als jeder der beiden andern, 3) daß nicht nach Ständen, sondern nach Köpfen abgestimmt werde.

Die Wahlen zu den Reichsständen gingen bewegt, leidenschaftlich und geräuschvoll vor sich, doch unter verhältnißmäßig geringen Störungen der Ordnung. Wenn man bedenkt, daß dies Volk seit Jahrhunderten unter den unwürdigsten Despotismus geknechtet war und nun mit einem Male wählen sollte auf Grundlage eines nach jenen Zeitbegriffen sehr freisinnigen Wahlgesetzes, und zwar

durch alle französischen Gemeinden hindurch, so kann man die Wahlvorgänge von 1789 verhältnißmäßig ruhig und gehalten nennen.

Keine Wahl zog mehr die Aufmerksamkeit der ganzen Nation auf sich, als die beiden Wahlen, welche zu Aix und Marseille vorgenommen wurden und bei denen der Candidat Graf Mirabeau war. Es war an sich schon eine Erscheinung, welche namentlich den Bevorrechteten mißfiel, daß ein Mann vom alten Adel sich als Abgeordneten des dritten Standes wollte wählen lassen, noch mehr war die Persönlichkeit des Candidaten geeignet, in allen Kreisen das außerordentlichste Aufsehen zu machen. Seine Vergangenheit machte es begreiflich, daß man im ersten Augenblick betroffen war über seine Wahl; denn es gibt nicht leicht einen grelleren Gegensatz, als dieser jetzt auftretende Wahlcandidat und der ungefähr zwei Jahre später zu Grabe getragene Führer der Versammlung. Wenn man jetzt nach ihm fragte, sagten die Einen, er hat in allen Staatsgefängnissen Frankreichs gesessen, die Andern, sein Name hat am Galgen gestanden, Diese nannten ihn einen mißrathenen Sohn, Jene einen Ehebrecher, der die Frau eines Andern entführt — kurz, es gab kaum ein ehrenrühriges Verbrechen, das man ihm nicht nachgesagt hätte, und ich führte nur an, was man mit Grund von ihm sagen konnte; wie Vieles aber wurde ihm verleumderisch nachgesagt. Daraus erklärt sich, weßhalb selbst Männer, die darin nicht heikel waren, ihm Anfangs mit großem Mißtrauen entgegentraten, wie selbst Lafayette und Aehnliche, die in diesem Punkt nicht allzu strenge dachten, die Gesellschaft mit ihm verabscheuten. Nur allmälig schaffte er sich in der Versammlung Gehör und als nur etwa zwei Jahre nach jener Wahl der Präsident in die Nationalversammlung kam und seine Rede mit den Worten begann: „ich habe eine traurige Pflicht zu erfüllen", da ging ein Ruf durch die ganze Versammlung: „er ist todt". Nur ein Mann konnte damals ganz Frankreich so beschäftigen. Er wurde in das Pantheon Frankreichs eingeführt und nie ist ein Monarch glänzender bestattet worden, selbst Napoleon nicht viele Jahre nach seinem Tode, keiner mit diesem Schmerz der verschiedensten Parteien, wie der Mann, vor dessen Leumund damals alle zurückbebten.

Die zwei Jahre, in denen ein solcher Umschwung eintreten

konnte, mußten merkwürdige Jahre sein und ganz ungewöhnlich die Kräfte, mit denen der Verabschente von 1789 sich zum Diktator der Nationalversammlung aufschwang. Nicht der Rausch einer flüchtigen Gemüthsbewegung, nicht das Aufflackern einer augenblicklichen Parteibegeisterung war's, was damals den Verbrecher von 1789 in das Pantheon geleitete — die zwingende Gewalt des Genius hatte das vollbracht und auch die geschichtliche Beurtheilung wird mehr mit der von 1791 als der von 1789 übereinstimmen. In der Nationalversammlung fand sich die Blüthe von ganz Frankreich; der ganze überwuchernde Reichthum von Talent und Kenntnissen, Geist und Witz, den ein goldenes Zeitalter vielseitigster Cultur hervorgebracht, war hier vereinigt, große Redner, ausgezeichnete Dialektiker, glänzende Namen der Literatur waren hier versammelt, aber Staatsmänner nach dem höchsten Maße, die fähig gewesen wären, aus dem Chaos eines aufgelösten Staates einen neuen Staat aufzurichten, waren sie nicht. Solcher Männer gibt es und kann es zu jeder Zeit nicht viele geben, nur Einen dieser Art hatte die Versammlung, das war Mirabeau.

Er hatte den Muth, eine Revolution zu führen und dabei das volle Bewußtsein dessen, was eine Revolution war; er war nachher der Einzige, der, als es ihm Zeit schien, den noch verwegeneren Muth hatte, wieder einzulenken, und die stolzeste Grabschrift, die man ihm schreiben konnte, war deßhalb die: „er allein hätte die Revolution aufzuhalten vermocht."

Das Leben*) eines solchen Mannes näher zu betrachten, ist darum schon an sich von Interesse, noch mehr deßhalb, weil uns Vieles in diesem Leben Aufschluß über die französische Sittengeschichte geben kann; es führt uns den ganzen sittlichen Wirrwarr in Haus und Familie jener Tage vor und hier hinein haben wir noch nicht gesehen.

Graf Mirabeau's Vergangenheit.

Die Mirabeau's waren eine alte, seit einem halben Jahrtausend in Frankreich eingebürgerte Familie und stammten aus jener

*) Mémoires de Mirabeau, Paris 1841. 8 Bde. Pipitz: Leben Mirabeau's. 1850. 2 Bde. Lewitz: Mirabeau. 1852. I.

Stadt Mittelitaliens, die im Mittelalter und im Eingang der Neuzeit an großen stattlichen Namen fruchtbarer war, als jede andere. Jenes Florenz, aus welchem die Dante, Machiavelli, Bonaparte stammten, war auch die Wiege des Geschlechts der Arrhighetti, die als Ghibellinen verbannt und nach Frankreich ausgewandert waren (1267—68). Der Erste von ihnen, Azzo Arrhighetti, kaufte sich in der Provence an, die unter den französischen Landschaften noch am meisten italienische Züge trug, und hier wurde die Familie im Laufe der Zeit nach einem ihr gehörigen großen Lehensgut Mirabeau genannt. Was wir von den einzelnen Gliedern dieser Familie hören, zeigt durchweg einen scharf ausgeprägten Typus. Das Mirabeau'sche Haus fällt auf durch seinen Reichthum an kraftvollen Persönlichkeiten; sie stehen alle mitten in den Kämpfen ihrer Zeit, ein Jean Riquetti ist in den Zeiten der Religionskriege eifriger Katholik, ein anderer in den Zeiten der Fronde entschiedener Royalist. Es sind südliche, leidenschaftliche Naturen, von ungebrochener Energie und hohem Selbstgefühl; Persönlichkeiten, die ungeachtet einer scharf gezeichneten Individualität, auch wieder einen starken Familienzug kundgeben; trotzige, bisweilen unbändige Menschen, derb und beredt in Worten, energisch in Thaten und schwer zu bemeistern in ihrem Widerspruch. Unser Gabriel Honoré M. ist von nicht allzu großer Pietät, aber von dem Hausgeiste seiner Familie spricht er mit auffallender Wärme und unverhohlenem Stolze. „Seit ich mich kenne," sagt er in einer auf Chateau d'If entworfenen Skizze, „sah ich meinen Vater und meinen Oheim das Gedächtniß unserer Vorfahren erneuern, ehren und feiern, viele von ihnen hatten sich hervorgethan, nicht durch Erfolge bei Hofe und Belohnung für geleistete Vasallendienste, sondern durch männliche Tugenden, durch Verdienste, die sie sich um ihre Mitbürger erworben hatten, kurz durch Dinge, aus denen allein wahrhaft achtungswerthe Auszeichnung fließen kann."

Ein echter Riquetti war auch Mirabeau's Großvater, Jean Antoine, ein Bayard seiner Zeit, ein Held vieler Schlachten, Vendôme's Liebling, in den Feldzügen des spanischen Erbfolgekrieges mit Wunden bedeckt, für todt gehalten, von den Seinen betrauert und dann doch wieder in seiner riesigen Lebenskraft sich aufrichtend, um invalid in die Heimath zurückzukehren und an der

Hand einer der ersten Schönheiten der Provence, einer Castellane, sich als Vierzigjähriger Haus und Familie zu gründen. Er war eine typische Gestalt unter den Mirabeau's, ein Mann von gewaltiger Körperkraft, eine noch im Alter stattliche Erscheinung, von schlagfertiger scharfer Zunge, vom reizbarsten Ehrgefühl, furchtlos gegen Jedermann auf dem Schlachtfeld wie im Salon, ein strenger Vater, vor dem die Kinder zitterten. Im Heere war er wohl bekannt, il est des Mirabeaux, ce sont tous des diables, hieß es hier. Dem König stellte ihn Vendôme mit den Worten vor, er sei, seit die Franzosen Italien betreten hätten, nicht aus dem Harnisch gekommen. „Oui, Sire," setzte Mirabeau hinzu, „et si quittant les drapeaux j'étais venu à la cour payer quelque catin, j'aurais eu mon avancement et moins de blessures." Der König wandte sich ab. „Ich hätte Dich kennen sollen," sagte Vendôme zu Mirabeau, „aber künftig werde ich Dich stets nur dem Feinde und nie wieder dem König vorführen."

Bei seinem Tode 1737 hinterließ er drei Söhne; Victor, den Vater des großen Mirabeau, geb. 1715, Johann Anton, den Malteser, geb. 1717, und einen dritten, Ludwig Alexander, der früh gestorben und in der Geschichte der Familie nicht besonders hervorgetreten ist. Der Malteser diente als Seemann seit 1730, wurde 1752 Gouverneur von Malta und zog sich später, über Zurücksetzung aufgebracht, aus dem Dienst zurück. Ein Mann von hervorragenden Eigenschaften des Geistes und Gemüthes hatte er eine zärtliche Liebe zu seinem älteren Bruder, dem Marquis Victor, dessen innigster Vertrauter und wärmster Vertheidiger er stets geblieben ist.

Ein vollständiges Original war dieser Letztere, der Vater unseres Mirabeau. Unter den Grundbesitzern der Provence einer der reichsten und begabtesten, hat er zuerst im Süden Frankreichs die neuen physiokratischen Lehren praktisch angewendet und mit Mirabeau'schem Fanatismus vertreten. Eine Schrift von ihm über die Auflagen (théorie de l'impôt) trug ihm 1760 eine kurze Haft in Vincennes ein; eine große Anzahl ökonomistischer Schriften, die er unter dem Namen ami des hommes veröffentlichte, machten ihn weithin berühmt, daher die Bekanntschaften mit Carl Friedrich von Baden, Leopold von Toscana, Gustav III., und sein Wirthschaftssystem konnte nach einer Seite hin wohl als ein Muster

gelten; für seine Bauern war er in der That ein Menschenfreund, sie waren besser versorgt, als die meisten andern Zinsbauern Frankreichs. Von sich selber sagt er: „Wie schwerfällig und steif ich auch aussehen mag, ich predigte mit 3 Jahren, mit 6 war ich ein Wunderkind, mit 12 ein hoffnungsvoller Knabe, mit 20 ein Hitzkopf, mit 30 ein theoretischer Politiker, mit 40 bin ich nur noch ein guter Kerl."

Neben den Eigenschaften, welche ihn in die Ferne nicht bloß als bedeutend, sondern auch als liebenswürdig erscheinen ließen, hatte er alle die Züge wilden, unbändigen Wesens, die in seinem Hause von jeher heimisch waren. Er war von einer fürchterlichen Heftigkeit des Zorns, von unbekehrbarem Eigensinn, völlig unfähig, irgend welchen Widerspruch zu ertragen und dabei von einer jähen Sinnlichkeit erfüllt und verführt.

Der „Menschenfreund", der so vortreffliche Abhandlungen schrieb über humane Behandlung der Bauern, war in seinem eignen Hause das Gegentheil seiner Lehren; der freundliche Herr seiner Vasallen war ein Tyrann seiner Familie, mißhandelte Frau, Kinder und seine ganze Umgebung auf barbarische Weise, war im Stande, seiner Leidenschaft zu Liebe das ganze Lebensglück seiner Familie auf's Spiel zu setzen. Dazu kam, daß der für sich sparsame, ja geizige Herr, für seine ökonomischen Lehren ein Verschwender, sich mit kostspieligen Experimenten verspeculirt, große Verluste gehabt hatte, sich das aber in seinem rechthaberischen Eigensinn nicht eingestehen wollte; lieber sollte seine Habe, als seine Lehre zu Grunde gehen. Er war auch nicht so reich, als man glaubte, sein ganzes Leben rang er mit Bedrängnissen, die er der Welt zu verbergen suchte. Dabei hatte er früh Häuslichkeit und Ehe vernachlässigt; wir finden eine Person im Hause, die seine Maitresse ist, und die Marquise scheint auch eine trotzige, eigensinnige, leidenschaftlich aufbrausende Südländerin gewesen zu sein. Jenes Verderben, das in alle höheren Kreise der französischen Gesellschaft anfing einzudringen, die Zerstörung aller der Bande, welche das Heiligste im Staat und im Hause zusammenhalten, war hier so heimisch als irgendwo. Ein jähzorniger Vater, eine heißblütige Mutter, die die Kinder gegen den Vater aufhetzt, und eine Maitresse, die zwischen beiden intriguirt — das waren die Elemente dieser wie so mancher andern vornehmen

Häuslichkeit in dem Frankreich jener Tage. Aus solchen Verhältnissen wuchs der Graf Mirabeau heraus.

Am 9. März 1749 ward dem Marquis als fünftes Kind und erster Sohn Gabriel Honoré geboren. Was wir von seinem Heranwachsen und den Zuständen der Mirabeau'schen Häuslichkeit während seiner Jugend wissen, erfahren wir aus dem Briefwechsel des Marquis mit seinem Bruder, dem Malteser oder Bailli de Mirabeau. Der Letztere, eine durchaus edle, wohlwollende Natur, zeigt, was aus einem Mirabeau werden konnte, wenn er durch die Schule des Lebens gezüchtigt und gebildet war. Er ist die liebenswürdigste Erscheinung in der ganzen Familie.

Gegen das Kind scheint der Vater früh eine gewisse Abneigung gehabt zu haben. Der Kleine, der in der Wiege seine Amme schlug, konnte noch nicht viel gethan haben, was den Vater ärgerte; aber möglich ist, daß der Anblick der furchtbaren Blatternarben, welche das Gesicht schon des dreijährigen Knaben verunstalteten, den alten Vater immer wieder von Neuem gegen den Stammhalter verstimmte, wenigstens nennt er ihn „häßlich wie den Teufel". Das „Fratzengesicht" zeigte übrigens die ungewöhnlichsten geistigen Triebe und Anlagen. Er lernte mit wunderbarer Leichtigkeit, verschlang Alles mit unersättlicher Lern- und Wißbegierde, und zwar nicht, um es nachzuplappern oder im Gedächtniß aufzuspeichern: was er in sich aufnimmt, wird verarbeitet und kombinirt; „er hat," sagt der Vater, „eine Art Straußenmagen, er kann Alles klein kriegen." Die Urtheile des Vaters über den heranwachsenden Sohn schwanken zwischen den seltsamsten Widersprüchen; daran ist einmal die launenvolle Natur des Ersteren, dann aber auch der unheimliche Eindruck schuld, den die sich entfaltenden Charakterzüge des Letzteren auf Jenen machten. Der junge Graf versprach ein ganzer Riquetti zu werden, und der alte war gegen keine Fehler unerbittlicher als gegen die, welche der Sohn mit ihm gemein hatte. Bald ist ihm dieser ein „verdrehter, fanatischer, wüthender, unfügsamer Kopf, der zum Schlimmen neigt, ehe er es noch kennt und ehe er dessen fähig ist", bald hat er „ein stolzes Herz unter einem Kinderwamms, einen seltsamen Instinkt von Selbstgefühl, das übrigens edel angelegt ist; ein verworrener Prahlhans, der die Welt verschlingen möchte, ehe er noch 12 Jahre alt ist"; und dann wieder ist er „platt und niedrig"; heute rühmt er an

ihm „eine Intelligenz, ein Gedächtniß, eine Fähigkeit, die ergreift, mit Staunen, ja mit Schrecken erfüllt", morgen sieht er in ihm „ein Nichts, das den Leuten Sand in die Augen streut und aus dem nur ein Viertelsmensch werden wird".

Das Mißverhältniß zwischen Vater und Sohn schärfte sich an dem häuslichen Unfrieden; der Letztere, der dem Vater gern die Zähne wies, hatte stets die Mutter auf seiner Seite und die Ränke der Frau von Pailly, die Hetzereien eines alten Bedienten thaten das Ihrige, diese Wunde stets offen zu halten. Der Sohn aber lernte in dieser Schule Alles von dem Einfluß erwarten, den er auf Andere ausübte, lernte die Virtuosität, die Menschen zu bearbeiten und zu geschmeidigen nach seinem Willen; das zeigte sich insbesondere an den Erziehern und Aufsehern, die ihm der Vater bestellte, die seine Zuchtmeister werden sollten und statt dessen seine Beschützer wurden gegen die rauhe Strenge des Vaters, so daß dieser oft genug in Verzweiflung gerieth. So wuchs er zum Jüngling heran. Bei aller Bitterkeit, von welcher die Briefe des Vaters gegen ihn zeugen, hören wir doch nicht, daß auch nur ein einziger wirklich schlechter Streich sein Thun bezeichnet hätte; was der Vater ihm vorwirft, sind meist Kindereien und seine wirklichen Fehler hätte er vor Allem an sich selber tadeln müssen; aber ein unbändiger leidenschaftlicher Jüngling war er, mit allen Fehlern seines Hauses und namentlich der Mirabeau'schen Sinnlichkeit und Genußsucht. Mit der steigenden Heftigkeit des ehelichen Zwistes wuchs die Erbitterung des Vaters gegen den Jüngling, denn dieser stand wie eine Art Wächter im Hause zwischen der Mutter und der Maitresse des Vaters und war der natürliche Anwalt der Ersteren: er mußte aus dem Hause. Erst kam er (1764) in die militärische Erziehungsanstalt des strengen Abbé Chocquard, wo er neben den ritterlichen Künsten sich in den alten und den neueren Sprachen, in Musik und Mathematik tüchtige Kenntnisse erwarb; von hier wurde er 1767 in das Reiterregiment des wegen seiner tyrannischen Disciplin verrufenen Marquis Lambert und in eine Garnison gesteckt, wo man nöthigenfalls vor Langeweile sterben konnte, nach Saintes. Eine ganze Bibliothek im Kopfe, mit Menschen und Verhältnissen mehr vertraut, als sonst junge Leute zu sein pflegen, von stärkeren Leidenschaften erfüllt als sonst Einer in seinem Alter, ward Mirabeau in eine kleine

Garnison geworfen, um dort ein ordentlicher Mensch zu werden. Das Ergebniß ließ sich ungefähr voraussehen. Von allen Lieutenants war er bald der berühmteste, in allen Liebes- und Ehrenhändeln war er voran, er spielte und zechte, Schulden verstanden sich von selbst und doch war das ganze Städtchen von ihm bezaubert, war sein Ansehn und Credit unbegrenzt; 30,000 Livres, schreibt der Commandant, hätten sie ihm geborgt, wenn sie so viel beisammen gehabt hätten. Sehr bald zerfiel er mit seinem Obersten, dem er in einer Liebesgeschichte den Rang abgelaufen hatte. Der Vater war wüthend: „Ein sehr enger Kerker soll seinen Appetit mäßigen und seine Taille dünner machen.“ Honoré flieht und findet in Paris bei Freunden Schutz. Der Gedanke taucht ernstlich auf, ihn in die holländischen Colonien, d. h. in den sichern Tod zu schicken. Selbst der wohlwollende Oheim hat ihn aufgegeben und meint, man müsse ein Ende machen mit einem „Unglücklichen, der zum Kummer seiner Eltern und zur Schande seines Hauses geboren sei.“

Die Wuth des Obersten und des Vaters begnügte sich vorerst noch, eine lettre de cachet gegen ihn auszuwirken; ein Siegelbrief mit dem nachgemachten Namen des Königs reichte damals hin, Einen auf unbestimmte Zeit in's Gefängniß zu bringen, eine Verwaltungsjustiz entsetzlichster Art.

Honoré kam auf die Insel Rhé, gegenüber Marseille. „Er ist jetzt,“ schreibt der Vater im August 1768 an den Malteser, „denke ich, gut eingekäfigt; ich habe ihn dem Gouverneur d'Aulan gut empfohlen: ich habe ihm geschrieben, er sei ein Rasender, ein Querkopf, ein Gewohnheitslügner.“ Hier sollte also das zu Saintes mißlungene Heilverfahren noch einmal angewendet werden und mißlang es, so stand Surinam im Hintergrund. Ein pädagogisches Mittel dieser Art ist für einen schwachen Geist gerade hinreichend, ihn irrsinnig zu machen, für einen starken eher, ihn völlig zu verhärten und zu verwildern. Etwas der Art mochte der alte Mirabeau auch wohl fürchten. Seine äußeren Verhältnisse hatten sich verschlimmert, die Mutter drohte mit einem skandalösen Proceß, von dem verwilderten Sohn, wenn er aus dem Gefängniß entkam, war für den Fall das Schlimmste zu befürchten, und schon wußte der Vater, daß dieser auch den neuen Zuchtmeister „behext“ habe: — so wünschte er sich seiner auf immer zu entledigen und

ließ ihn nur frei, um ihn über Meer zu schicken. Es ging damals eine Expedition gegen Corsika. Die Genueser hatten die Insel an Frankreich verkauft, aber das alte wilde Räubervolk wehrte sich gegen die Käufer, es kam zu einem entsetzlichen Bandenkrieg in den Gebirgen der Insel, dorthin schickte man noch ein paar verlorene Regimenter als Kanonenfutter und für eines von diesen hatte der Marquis seinem Sohn eine Lieutenantsstelle gekauft; mit welchen Gesinnungen, lehrt der Brief, worin er dem Bruder schreibt, „er schwebe jetzt zwischen der Hoffnung, eine interessante Nachkommenschaft (durch Verheirathung einer Tochter) zu erhalten und dem Wunsche, eine sehr verhaßte Nachkommenschaft los zu werden, die ihm glühende Kohlen unter die Füße streue und das Schwert gezückt über seinem Haupte halte." Also nicht wegen seiner wirklichen Fehler haßt er den Sohn, sondern weil er in dem traurigen Conflikt zwischen seinen Eltern auf Seiten der Mutter steht.

Mirabeau kam in einen entsetzlichen Krieg des Meuchelmordes und der bestialischen Vertilgungswuth; das schien eine so unfehlbare Versicherung des Todes, daß man erwarten konnte, der junge Graf werde nicht zurückkommen, aber er kam zurück und mit Ehren. In dem kurzen Feldzug hatte er die starken, gewaltigen Seiten seiner Natur wiedergefunden, die sich im Garnisonleben nur durch Verirrungen kund gegeben hatten, der Lieutenant war bald ein hervorragender Offizier und erhielt die Anwartschaft auf eine Hauptmannsstelle, die Soldaten hingen an ihm wie an einem Abgott, er war in Zucht und Strenge ein echter Mirabeau, aber er war auch ein ganzer Soldat und theilte mit seinen Untergebenen Noth und Mühe und Gefahr.

Er kam zurück, nicht wie der Vater im besten Fall gedacht haben mochte als Candidat für die Galeeren, sondern als ein namhafter Offizier.

Mittlerweile war der Oheim in die Provence zurückgekehrt, um dort den Rest seines Lebens zu verbringen; mit ihm kam ein milderndes, versöhnendes Element in die Familie und bei ihm meldete sich der Zurückgekehrte zuerst an. Anfangs will ihn der scheue alte Herr gar nicht vorlassen, aber bald hatte ihn der Neffe förmlich bezaubert; gewiß kam er auch unter den günstigsten Umständen, er war ein fertiger, erprobter Soldat, ein Mann, der die

Welt gesehen, manche Unart der Jugend abgestreift. Das hätte auf Jeden Eindruck machen müssen, vollends auf den alten Gouverneur, dem das Herz im Leibe lachte, wie er in seinem Neffen sich selber gleichsam verjüngt sah und von den Fehlern, die der Vater so bitter an ihm getadelt, keinen wieder bemerkte. Wir haben einen Theil der Briefe, die er um diese Zeit seinem Bruder schrieb; danach war er in einer Art Verzückung über den geistvollen, unterrichteten Jüngling, der von den verschiedensten Dingen gewandt und witzig zu reden wußte und gegen den Oheim so bescheiden, so zurückhaltend und mit so zarter Achtung auftrat. Er und sein Caplan waren fast zu Thränen gerührt, wenn der verlorene Sohn schmerzlich ausrief: „Ach! daß mein Vater die Gnade haben wollte, mich kennen zu lernen! Ich weiß, er meint, ich habe ein schlechtes Herz, aber er stelle mich auf die Probe!" Wenn dann sein Oheim fortfuhr und meinte, er und sein Bruder hätten mit 21 Jahren doch auch Etwas vorgestellt, aber gegen Honoré seien sie doch nur Stümper, war der Marquis vollends außer Zweifel, daß „der Taugenichts", sein Sohn, ein ganzer Erzschelm geworden sei und diesmal das gröbste Geschütz seiner Schauspielerkünste habe wirken lassen.

Aber weich wurde er doch auch und endlich entschloß er sich, den Sohn wieder in sein Haus aufzunehmen.

Mirabeau's Chef hatte ihn beim König zu einer Hauptmannsstelle vorgeschlagen und diese Laufbahn entsprach damals allen seinen Neigungen. Er schreibt darüber später einmal: „aufgezogen in den Vorurtheilen des Dienstes, glühend vor Ehrgeiz, dürstend nach Ruhm, kräftig von Körper, rastlos und ausdauernd, verwegen, tollkühn und doch, wie ich in allen Gefahren erprobt habe, von unerschütterlicher Kaltblütigkeit, von der Natur mit einem ausgezeichnet raschen und sichern Blick begabt, mußte ich mich zum Soldaten geboren halten." Dazu hatte er Jahre lang militärische Studien gemacht: „ich kann," sagte er, „Auszüge aus 300 Schriftstellern zeigen," seinem Talent und seiner Gemüthsart schien das Soldatenleben gleichmäßig zuzusagen; „wozu ich am Meisten geboren bin," sagt er ein andermal, „das ist, wenn ich mich nicht täusche, der Kriegerstand, denn da allein bin ich kalt, ruhig, heiter, ohne Ungestüm, fühle ich selbst, daß ich größer werde mit meinen Aufgaben." Aber der Vater wollte nicht, theils aus Spar-

samkeit, theils aus Liebhaberei für seine wirthschaftlichen Studien; um ermessen zu können, ob der Sohn wirklich ein anderer Mensch geworden sei, wollte der Vater ihn erst als Physiokraten erproben.

Am 25. August 1770 verließ Mirabeau die Provence, um sich zu dem endlich mürbe gewordenen Vater auf sein Gut im Limousin zu begeben. Der führte ihn hinaus in die Wirthschaft, auf die Felder und die Höfe, ließ ihn im Sinne des neuen Systems Landwirthschaft treiben, Rechnungen machen, Pachtverträge ausstellen, kurz eine ähnliche prosaische Thätigkeit üben, wie sie Friedrich der Große als Kronprinz sich hatte gefallen lassen müssen und wie dort der anfangs widerstrebende Geist sich allmälig in die engen Formen fügte und am Ende die zähe, ausdauernde Arbeit lieben lernte, so hier: der junge Mirabeau fand sich in die neue Rolle. Er selbst glaubte nicht an die alleinseligmachende Kraft der neuen Landwirthschaft, lachte wohl über des Vaters doktrinäre Verranntheit, der über seine Liebhabereien in einem Maße kindlich naiv denke, wie es seinen Jahren nicht entspreche — aber er sah, das war der Weg, sich eine Stellung in der Welt zu schaffen und so hielt er eine Zeitlang aus. Das allein konnte des Vaters Herz etwas milder stimmen: er schien in der That fast versöhnt, aus seinen halb unfreiwillig anerkennenden Briefen spricht Etwas wie Bewunderung für die Gaben und die Haltung des jungen Mannes, der in seinen Augen bisher ein verlorener Sohn gewesen war. In den Briefen an den Oheim äußert er sich in einem Ton, der, wenn man ihn kennt und seine eigne Schreibweise berücksichtigt, fast zärtlich zu nennen ist. So heißt es im Mai 1770: „er arbeitet wie ein Sträfling, um sich das Gut Mirabeau in den Kopf zu bringen, er beißt gehörig an, schreibt dicke Hefte voll. In meinem Leben habe ich keinen so flinken und fleißigen Schreiber gesehen — er ist so zu sagen ein überheizter, zugesperrter Backofen. — So ist er leicht in Gefahr, anmaßend zu werden, um so mehr, da er nothwendig seine Ueberlegenheit fühlen muß, nicht bloß seinen Altersgenossen, sondern auch viel älteren Leuten gegenüber. Der Zügel der Furcht fehlt ihm ganz." Im November 1770 schreibt er: „eine schreckliche Theurung und Hungersnoth bedrängt unsere unglückliche Provinz, Honoré hat Arbeiten für die Armen eröffnet und handelt wie ein Mann; er arbeitet mit ihnen, ißt mit ihnen an einem Tisch, lebt

von denselben Speisen, ermuntert sie, hält sie aufrecht. Jetzt hat er auch eine Art Schiedsgericht gegründet — dann hat er verworrene Rechnungen geordnet, Reglements entworfen; kurz er ist der Dämon des Unmöglichen — er verdient jetzt, daß ich ihn mit Vertrauen behandle."

Mirabeau bewährte hier die ungemeine Geschmeidigkeit seines Wesens, sich in Alles zu finden, wie fremd es ihm auch sein mochte, und seine Meisterschaft, die Menschen zu leiten wie Puppen und zwar hier, hungernde Menschen, was keine Kleinigkeit war im alten feudalen Frankreich. Der Vater fängt an, mit Stolz auf seinen Sohn zu schauen: seit 500 Jahren, meint er, habe man den Mirabeau's nachgesehen, daß sie nicht waren wie andere Leute, man werde es auch diesem verzeihen und der werde seinem Namen keine Unehre bereiten. Er glaubt, etwas aus ihm machen zu können und leitet ihn an, unter den angesehenen Töchtern der Provinz um eine Frau zu werben. Auch hier wirkt der väterliche Egoismus mit: einmal wünscht er ihn aus dem Hause zu haben, denn er hat die Furcht noch immer nicht überwunden, daß er doch einmal als Waffe gegen ihn werde gebraucht werden, dann war der Marquis nicht so reich als er schien, und eine reiche Heirath des ältesten Sohnes mußte seinen eigenen zerrütteten Verhältnissen hoch willkommen sein. So wurde der Sohn bei dieser und jener Familie eingeführt; eine der angesehensten war die der Marignans und die Tochter des Hauses galt für eine glänzende Partie: sie war eine schöne, geistreiche Weltdame ganz in jenen Formen des Lebens und der äußeren Bildung aufgewachsen, wie man sie damals als Weltkunst pries, freilich von derselben Oberflächlichkeit und dabei angeblich unermeßlich reich. Dem jungen Grafen, dem „Fratzengesicht, häßlich wie der Teufel," wie ihn der Vater früher nannte, gelang es, der Bräutigam dieses Fräuleins zu werden und alle Bewerber aus dem Felde zu schlagen (1772). Kurz vorher war der Vater mit ihm in Versailles gewesen und hatte dort erfahren müssen, daß ihn der Sohn überall verdunkelte: er schrieb darüber, „die Leute behaupten lächerlicher Weise, er habe mehr Geist als ich."

Die Heirath war eine unglückliche Spekulation; auch das Vermögen der Marignans war in gedrückten Umständen und diese Familie hatte sich ebenso mit dem Vermögen der Mirabeau's auf-

helfen wollen, wie diese mit dem jener. Mit der ansehnlichen Mitgift, welche auf lange Zeit das Einzige war, was beide Häuser beisteuern konnten, wurde ein Jahr lang in Saus und Braus gelebt. Er hatte seine, sie ihre Leidenschaften, ihm stieg der Rausch zu Kopf, den großen Herrn zu spielen und sie hatte die gleiche Neigung, ein großes Haus zu machen; beide Theile kümmerten sich nicht viel um einander; allmälig aber entstand in den Finanzen ein bedenkliches Mißverhältniß, das Capital war schon angegriffen, als die Zinsen verschleudert waren. Dergleichen kann vorkommen und sich bessern, wenn die Gatten sich näher stehen oder wenigstens im Laufe der Zeit näher treten; aber das geschah hier nicht und konnte nicht geschehen, denn sie hatten von jeher keine Neigung zu einander gehabt. Ihn hatte theils des Vaters Wunsch, theils die Eitelkeit getrieben, die umworbenste Partie der Provence heimzuführen, und sie hatte einen ähnlichen Ehrgeiz gehabt. Man warf sich gegenseitig die Schuld an dem gemeinsamen Unglück vor und Beide hatten Recht. In Kurzem waren die Gläubiger wieder hinter Mirabeau her, wie einst hinter dem Dragoneroffizier. Ueber seine Lage in dieser Zeit schreibt er später: „Meine Schulden stammen sämmtlich aus dem ersten Jahre meiner Ehe und weil ich diese nicht abtragen konnte, mußte ich neue und größere machen. — Ich bin nicht derangirt wie andere Verschwender, die sich unter den Ruinen ihres Vermögens begraben, ihre Habe durch die Karten oder den Schmutz der Lüderlichkeit verschlingen lassen. Der Vermögenszustand meines Vaters erlaubte diesem nicht, mir Geld vorzustrecken, ich mußte also borgen. Man kennt die unglückseligen, aber verführerischen Quellen, aus denen die Söhne großer Familien zu schöpfen pflegen: bei kaltem Blute reizen sie nicht, aber ich in meiner Lage hatte nicht kaltes Blut. Ein Ertrinkender greift, um sich zu retten, nach einer rothglühenden Eisenstange. — Aus Leichtsinn hatte ich angefangen, aus Noth fortgefahren und aus Verzweiflung ließ ich Alles gehen. Um mich zu betäuben, stürzte ich mich in Zerstreuungen. Als ich erwachen wollte, war es zu spät."

Der Vater wirkte einen Verhaftsbefehl gegen ihn aus — der ami des hommes soll sich deren gegen 60 verschafft haben — und suchte außerdem um einen Spruch nach, wodurch Honoré mundtodt erklärt werden sollte. So kam er März 1773 nach

Manosque, von da nach einem Auftritt mit einem adligen Herrn August 1774 nach Schloß If, und als es ihm auch hier gelang, sich durch den Zauber seiner Persönlichkeit eine mildere Behandlung zu erwirken, als der Vater ihm gönnte, warf ihn ein neuer Haftsbefehl nach dem Fort Joux. Das Alles ohne Proceß und Urtheil, er wird wie ein Verbrecher aus einem Kerker in den andern geschleift — Stoff genug zu dem essai sur le despotisme, den er schon auf Manosque begonnen hatte. Daß diese fürchterliche Härte seines Vaters nicht bloß ihren Grund in dem Vorhaben hatte, den leichtsinnigen Schuldenmacher zu züchtigen und aus dem Bereiche aller Verführungen zu bringen, sondern zum Mindesten ebensosehr in der Furcht, Honoré möge in dem häßlichen Handel zwischen Vater und Mutter dem Ersteren gefährlich werden, — das läßt Mirabeau selber in einem Briefe durchblicken, in dem er den Oheim beschwört (August 1775), sich seiner anzunehmen und dann fortfährt: „Man straft nicht zweimal wegen derselben Sache. Es ist gewiß, ich bin nicht auf der Festung wegen verschwenderischer Ausgaben, die mir soviel Demüthigungen zugezogen, soviel Gewissensqualen verursacht, und ein Jahr meiner Freiheit gekostet haben, ich bin hier wegen einer Angelegenheit, die vielleicht formell ein Unrecht ist, im Grunde aber mir nur Ehre macht, die ich niemals ableugnen werde, und vor allen Gerichtshöfen der Welt vertheidigen will." Damit stimmt das Geständniß des Vaters an den Bruder im Mai 1776: „ich muß seinen Kerker verschlossen halten oder fürchten, daß er hieher kommt, seine Mutter zu unterstützen."

Am 25. Mai 1775 war er auf das Fort Joux gekommen; hier gelingt es ihm nach einiger Zeit, durch die Güte des Gouverneurs mancherlei Freiheiten zu erhalten, die ihm seine Gefangenschaft erleichtern: er darf schreiben, lesen, ausgehen, ja selbst das Schloß verlassen und in dem nahe gelegenen Städtchen Pontarlier verkehren, gegen das Ehrenwort, nicht zu entfliehen; er befindet sich gewissermaßen nur noch in einer Art Stadtarrest. Seitdem lebt er mehr in Pontarlier als in Fort Joux, findet Aufnahme in einem kleinen Kreise literarisch gebildeter Familien und — macht auch hier Schulden; allerdings solche, die er noch am ersten verantworten konnte, für Bücher, Landkarten, Papier, lauter Dinge, die er brauchte und nicht bezahlen konnte, weil er Nichts hatte.

Unter den Familien, die hier lebten, war die des alten Präsidenten Mounier. Dieser, ein angesehener Mann, aber durch Ausschweifungen verlebt und aufgebraucht, machte hier ein Haus, weniger durch sich als durch seine junge achtzehnjährige Gemahlin, die er unter für die Sittengeschichte der Zeit charakteristischen Umständen geheirathet hatte. Hier wurde auch Mirabeau eingeführt und nach nicht langer Zeit bildete sich erst eine Art galanter Liebschaft zwischen Mirabeau und der jungen Präsidentin, dann ein leidenschaftliches, mit seinem ganzen südländischen Feuer von ihm erfaßtes Liebesverhältniß.

Mirabeau war noch besonnen genug, um einzusehen, daß er an der Grenze des Verbrechens stand. Was er bisher gethan, waren leichtsinnige Streiche gewesen und hatte die Gattung von Vergehen nicht von ferne erreicht, für die sein Vater ihn gleich einem unheilbaren Frevler hatte büßen lassen. Aber jetzt stand er vor einer That, die die schlimmsten Vorwürfe bestätigen und die strengste Gerechtigkeit herausfordern mußte. Die eigene Frau verlassen, die Frau eines Andern verführen, vielleicht mit Bruch des Ehrenwortes entführen — das waren Thaten, die der Härte des Vaters Recht gaben, für die nicht ein Haftbefehl, sondern ein Criminalproceß die rechte Strafe war. Daß er sich alles Dieses selbst gesagt hat, dafür liegen Aeußerungen von ihm vor, theils aus dieser, theils aus späterer Zeit.

So schreibt er in einem Briefe an Dupont: „Ehe ich diesen Fehltritt that, den größten meines Lebens, überstand ich mit mir selbst den schrecklichsten Seelenkampf. Niemand wußte, was ich damals that. Fest entschlossen, von dem Pfeil, der mein Herz durchbohrte, mich zu befreien, ob auch das Herz selbst dabei zerrisse, schrieb ich meiner Frau einen glühenden Brief und beschwor sie mit der ganzen Beredsamkeit, die mir der Augenblick und die Sache eingab, ihr Geschick mit dem meinigen zu verbinden, wie es vor Gott und Menschen recht sei. Ich schlug ihr vor, wir wollten uns in die Schweiz zurückziehen, wo wir von unserem mäßigen Einkommen leben würden und wenn nöthig, selbst ohne Unterstützung.

Meine Arbeiten würden mir Mittel verschaffen, sobald ich einmal bekannt wäre. Hätte sie eingewilligt, ich schwöre es bei meiner Ehre, ich hätte alle meine Bande zerrissen, wäre ich auch

vor Schmerz darüber vergangen. Niemals hätte die Liebe zur Freiheit und eheliche Zuneigung einen schöneren Sieg davon getragen und dieser Sieg war möglich. Vielleicht hatte meine Leidenschaft noch nicht den höchsten Grad des Wahnsinns erreicht und mindestens war ich noch nicht durch das heiligste Band gefesselt."

Aber die Frau antwortete mit eisigem Hohn, er sei ein Narr, sie habe nicht Lust, das harte Brod der Fremde mit ihm zu essen, und Mirabeau sah, „wie Unrecht er hatte, Früchte von einem Baum zu erwarten, der nur Blumen trug." Seine Frau hatte mittlerweile nicht als Nonne gelebt. Fest auf Fest hatte sie gegeben, eine Liebschaft nach der andern angeknüpft und ganz kurz nach dem Tode ihres kleinen Sohnes einen erstaunlich glänzenden Ball veranstaltet. Mirabeau brannte der Boden unter den Füßen; er schreibt vergebliche Briefe an den Vater, der ihn in noch strengere Haft bringen will, bittet den Kriegsminister ebenso fruchtlos um eine Stelle, die, wie bescheiden immer, ihn von den Qualen seiner Lage erlöst haben würde: Alles ist umsonst. Schon ist er auf dem Punkte zu entfliehen, aber die Leidenschaft hält ihn zurück: „wenn ich blieb," schreibt er, „so war's ein Opfer, das ich der Liebe brachte und ich wiederhole es, Fehltritte dieser Art geben ein Anrecht auf die Nachsicht und die Theilnahme empfindender Herzen."

Alles, was ihn vor dem Abgrund hätte schützen können, hatte ihn verlassen, nur seine Leidenschaft blieb bei ihm und sie gab die Entscheidung.

Sophie Monnier drängte am Ende selber zur Flucht und schrieb später offen, es sei eine Thorheit von Entführung zu reden; sei eine solche vorgefallen, so habe sie ihn entführt, denn sie habe zur Flucht getrieben. Das mindert natürlich seine Schuld nicht.

Januar 1776 hatte sich Sophie nach Dijon zu ihren Verwandten begeben und Mirabeau, bis dahin in Pontarlier versteckt, folgte ihr. Er stellt sich, um der Haft in Joux und der Aufsicht eines Mannes zu entgehen, der sein Feind war, zur Haft in Dijon, wo man ihn anständig behandelt. Aber der Vater dringt auf einen anderen Kerker, eine Citadelle soll ihn aufnehmen, wo ihn nicht Sonne noch Mond bescheint und nun entschließt er sich zur Flucht ins Ausland; auf Schweizerboden, in Verrières, ver-

einigt sich Sophie mit ihm (August 1776) und beide fliehen nach Amsterdam.

Mirabeau hatte sein Ehrenwort und seine Ehe gebrochen, die Frau eines Andern erst verführt, dann entführt — er war ein doppelter und dreifacher Verbrecher, den sein Vater vor jedem Gerichtshof konnte verurtheilen lassen.

Es folgt nun eine kurze Episode in seinem Leben, die trotz der schauderhaften Verkettung der Umstände für ihn eine Art Ruhepunkt war. Auf die Flüchtlingszeit, die er mit seiner Entführten in Amsterdam in mühseligstem literarischen Tagelohn verlebte, hat er in seinen stolzesten Tagen mit Behagen und stillem Triumph zurückgeblickt. Die erste Arbeit, an der er sich versucht hatte, war der bereits zu Manosque begonnene Essai sur le despotisme. Der Despotismus in Haus und Staat hatte ihm seine Jugend und seine ersten Mannesjahre vergiftet und neben der Bitterkeit über die Härte seines Vaters tritt auch aus seinen Briefen stets der tiefere politische Gedanke hervor, wie dies sein persönliches Elend aus dem Elend des gesammten staatlichen und häuslichen Lebens seiner Zeit fließt, er fragt fort und fort: was ist das für ein Staat, in dem so Etwas möglich ist und ertragen werden muß? Ich habe nichts begangen, was ein Gericht straffällig hätte finden können, und doch bin ich durch alle Staatsgefängnisse Frankreichs geschleppt worden, ich habe keine Gnade, sondern Recht gesucht und es nirgend finden können. Das gibt dieser Schrift ihren Schwung, ihre Energie; es ließ sich über den Despotismus Tieferes und Philosophischeres sagen, aber Feurigeres, Leidenschaftlicheres nicht. Es war ein Stück eigenen schrecklichen Lebens darin, gerade wie in der Schrift über die Staatsgefängnisse und die Verhaftsbefehle, ein Fach, in dem er Autorität war. Keine Pamphlete haben so furchtbar gewirkt, wie diese Schriften; das waren nicht kühle Schwärmereien eines Menschenfreundes, sondern das leibhaftige Leben selber, noch heute wird man aufs Tiefste davon erschüttert, weil man alle Vergehen und Verbrechen des Einzelnen vergessen muß gegenüber dem großen Verbrechen einer solchen Staatsordnung.

Das literarische Stillleben zu Amsterdam, das bei der angestrengtesten Schriftstellerei für das flüchtige Paar nur einen dürftigen Ertrag, für den Namen Mirabeau's aber fast gar Nichts

abwarf -- er schrieb ja auch nicht um der Ehre, sondern um des Brodes willen — sollte nicht lange dauern.

Zu Pontarlier hatte man ihn wegen „Verführung und Entführung" in contumaciam zum Tode verurtheilt und da man ihn nicht hatte, einstweilen sein Bildniß an den Galgen angeschlagen — später sollte das Bild desselben Mannes die erste Zierde des Pantheon werden — während die Entführte zu lebenslänglicher Kerkerhaft verdammt wurde.

Der Vater bot Alles auf, den Sohn wieder in seine Gewalt zu bekommen, einmal fürchtete er noch immer, was er von jeher befürchtet hatte und dann, daß es zu einer Scheidung zwischen dem Sohn und der Schwiegertochter kommen würde, wobei dann die Vermögensauseinandersetzung leicht zum Nachtheil seines Hauses entschieden werden konnte.

Mit vieler Mühe und großen Kosten gelang es ihm endlich, nachdem er ein ganzes Netz von Spürhunden um ihn her aufgestellt hatte, den in Amsterdam unter fremdem Namen lebenden Grafen zu entdecken und im Geheimniß seines Hauses zu belauschen. Er verlangte und erhielt von den Generalstaaten die Auslieferung der verurtheilten Flüchtlinge (Mai 1777). Sie wurde in eines jener Klöster gesteckt, die zugleich als Strafanstalten für Frauen benutzt wurden, er kam in den Thurm von Vincennes, im Vergleich mit dem selbst die Bastille als ein anmuthiger Aufenthalt betrachtet werden konnte: er fand dunkle, feuchte Kasematten, ohne Licht und Lebensluft und eine Tradition der Kerkermeisterei, die nicht unglücklich darüber war, wenn die Sträflinge zu Tode gequält wurden. Am 7. Juni kam Mirabeau hier an; 28 Jahre war er alt, welch ein Stück Leben hatte er hinter sich und welch eine Zukunft that sich ihm hier auf! In dumpfe Kasematten war er eingesperrt, fern von jeder menschlichen Berührung; durch das Loch, das man Thür nannte, wurde ihm Nahrung hineingeschoben, im Uebrigen konnte er mit seinen Gedanken zu Rathe gehen, Bücher, Feder, Dinte u. s. w. wurde nicht gereicht. „Ich überlasse es jedem Fühlenden," schreibt er einmal, „sich eine solche Lage zu denken, einsam diesen Eisenstangen gegenüber, ohne Zerstreuung irgend einer Art und die Länge von 24 tödtlichen Stunden, wenn der Schmerz den Schlaf verscheucht, wenn man sich weder mit den Lebenden noch mit den Todten unterhalten kann. Die Seele wi-

versteht besser den heftigsten äußeren Uebeln, wenn sie vorübergehend sind als der Zeit und der wechsellosen Gleichmäßigkeit der Qual. — Ich weiß nicht, ob Seele und Körper lange eine solche Marter ertragen; aber ich glaube, man würde zurückschaudern, wenn man ein genaues Verzeichniß Derer hätte, die an diesem Aufenthalt der Hölle in Verzweiflung sterben oder im Wahnsinn leben." Man kann über Alles, was er gethan hat, hart urtheilen, aber es verschwindet neben einem solchen System. Hier ist es ein Einzelner, der sich an Sitte und Gesetz schwer versündigt, dort eine Staatsordnung, die mit unmenschlicher Härte auf Millionen drückt: er hätte vollkommen unschuldig sein können und es wäre ihm im Kerker nicht anders ergangen, als es ihm hier erging. Es ist nöthig, an diesen Dingen fest zu halten, um den leidenschaftlichen, unversöhnbaren Haß zu begreifen, der ihn und tausend Andere gegen dies System erfüllte.

Mit seinem Kerkermeister Lenoir entstand eine flüchtige persönliche Berührung, die für den unglücklichen Gefangenen sehr wohlthätige Folgen haben sollte. Lenoir, dessen Menschenfreundlichkeit sonst nicht eben berühmt war, fing an den Sträfling interessant zu finden, der mit dem Griffel die Anfänge einer politischen Abhandlung an die Kerkerwand kritzelte. Er lieferte ihm Bücher, Papier, Feder, Dinte, Licht und erntete einen unbeschreiblichen Dank.

Es macht einen wunderbaren Eindruck, wenn man den Giganten von 1789 von dem alten rauhen Polizeimann im Tone schwärmerischer Dankbarkeit reden hört: nicht der Vater, nicht die Mutter, nicht der Oheim, nicht die Gattin noch die Gnade des milden Königs war ihm, was ihm der alte Polizeityrann geworden war, bei dessen Namen alle Pariser zitterten und der ihm wie ein rettender Schutzengel erschien.

Da schrieb er jene merkwürdigen Briefe an Sophie, die Lenoir überbrachte und die nie zur Oeffentlichkeit bestimmt waren. Diese Briefe sind tägliche Monologe, die er anstellt, um sich in der Einsamkeit vor Verzweiflung zu schützen, Rückblicke auf sein Leben voll Reue und Zerknirschung und dann wieder Ausbrüche eines himmelstürmenden Trotzes, der gegen die Kerkerwände rast, neben den zärtlichsten Liebesergüssen der Wertherperiode, Anfälle einer schäumenden Wuth gegen das alte Regiment. In diesen

Briefen steht der ganze Mirabeau mit seinen starken und seinen schwachen Seiten vor uns; der ideale Zug seines Wesens fort und fort durch Lascivität und Cynismus herabgezogen und beschmutzt.

Als er seine Waffe wieder hatte, seine Feder und ein Dintenfaß, war er auch entschlossen, seine Mauern zu durchbrechen. Wichtiger als der schwärmerische Briefwechsel mit Sophie mußte ihm die Freiheit sein: er schreibt an einflußreiche Männer, an Malesherbes, Maurepas, den Minister Amelot und richtet eine Eingabe an den König selbst, er bittet, man möge ihn an dem Kriege in Nordamerika theilnehmen lassen. Alles ist umsonst und auch sein Vater weigert sich beharrlich, ihm die Mittel zu einer reinlichen und gesunden physischen Existenz zu gewähren. Diese vier Jahre 1777—1780 sind eine entsetzliche Schule für ihn gewesen; in der furchtbaren Abgeschlossenheit dieser Haft ging er mit sich und den tiefern Ursachen seines Elends zu Rath, in der dumpfen Kasemattenluft dieses Kerkers, wo die alte Monarchie ihre ultima ratio ausspielte, hatte sie sich auch ihren Rächer großgezogen; als er die Wände seines Gefängnisses hinter sich hatte, war über den Charakter seiner politischen Zukunft unwiderruflich entschieden.

Sein Vater, dem viel daran lag, daß das eheliche Verhältniß zu der Marignan wieder hergestellt werde, machte seine Freilassung davon abhängig, daß er seine verkommene Gattin wieder annehme. In dem ganzen schnöden Familienhandel tritt Mirabeau noch als der ehrenhafteste Theil hervor; er sträubt sich gegen eine Rückkehr unter solchen Bedingungen und will sich nicht verkaufen lassen um armseliges Geld. „Niemand auf der Welt," schreibt er seiner Sophie, „kann mir das Vermögen meiner Frau nehmen; aber ich will es nicht, ich werde es nicht wollen. Ihr Vermögen gehört ihr, weil sie keine Kinder mehr hat, weil ich sie verachte, weil ich nicht mehr mit ihr leben will." Er sollte einer Frau sich wieder nähern, die tief unter ihm stand, die er verachtete, und wenn er es nicht that, blieb er im Thurm von Vincennes. Hierum dreht sich der Briefwechsel die ganze Zeit hindurch, täglich wird er bearbeitet in seinem Kerker und endlich gibt er nach, freilich anders als seine Eltern erwarteten. Er schreibt einen stolzen Brief an seine Frau, das Beste sei, wenn beide einen Schleier über die Vergangenheit würfen, darauf folgt eine eiskalte Antwort

von ihr und nun ein ermüdender Briefwechsel mit dem Vater. Von Ende 1778 bis December 1780 dauert die Seelenqual unaufhörlich fort, wo er zwischen Kerker und Schande zu wählen hat. Sein Zustand war kläglich. „Ich habe in diesem Augenblick," schreibt er um diese Zeit, „keinen Rock anzuziehen; ich gehe buchstäblich mit nackten Füßen in meinen Schuhen, weil ich keine Strümpfe habe: wollte ich für meine 500 Livres, die für Alles ausreichen müssen, mir Kleidungsstücke kaufen, so hätte ich keine Bücher, und ohne Bücher wäre ich todt oder wahnsinnig." Endlich bricht das Eis. Die Regierung wird unmuthig: — „schon 50 Haftsbefehle bloß für die Mirabeau's, ruft Maurepas ärgerlich, „man braucht für die am Ende einen eigenen Sekretär —" und der Vater hofft von dem Einfluß des Sohnes auf die Mutter seine eigene Versöhnung mit der letzteren, die in dem skandalösen Ehescheidungsprocesse einen ersten Erfolg bereits davon getragen hatte. Schon December 1779 hatte Mirabeau in der Sache einen erschütternden Brief an seine Mutter gerichtet, sie beschworen, im Namen der Familienehre die erlittene Kränkung zu vergessen und nicht der Leidenschaft allein zu gehorchen. Am 13. December 1780 wurde er aus dem Gefängniß abgeholt und in das Hôtel des Vaters gebracht. Als er dort das Bild des Alten sah, brach er zusammen, sie sahen sich dann flüchtig im Vorübergehen, nachdem sie sich 9 Jahre lang nicht mehr unter die Augen gekommen. Der erste Gebrauch den er von seiner Befreiung machte, war ein letzter Versuch der Aussöhnung zwischen Vater und Mutter, aber alle Vorstellungen und alle Beredsamkeit war fruchtlos.

Mirabeau war frei, aber die Schwierigkeiten begannen nun erst, denn eine Existenz hatte er noch immer nicht, weder in noch außer seiner Familie. „Was soll ich," fragt er, „mit meiner Freiheit anfangen? Getadelt vom Vater, vergessen und vielleicht gehaßt von der Mutter, weil ich ihr dienen wollte, gefürchtet von dem Oheim, erwartet von meinen Gläubigern, bedroht von meiner Frau oder von denen, die sie leiten, entblößt von Allem, von Einkommen, Stellung, Credit —". Der Vater konnte sich gleichwohl des Eindrucks nicht entschlagen, daß der Sohn auf der Hochschule der Staatsgefängnisse ein anderer Mensch geworden sei. „Einen gemachten Mann nennt er ihn, der sich zu halten wisse,

ja der etwas Imposantes habe," er spricht mit Stolz von den erstaunlichen Kenntnissen, die er, nach seinen Schriften zu schließen, mitgebracht habe und bewundert den Adlerblick dieses durchdringenden Geistes, der seine Schärfe verdoppelt zu haben scheine, seit er sich frei entfalten könne. Gewiß hatte Mirabeau eine Schicksalsprobe bestanden, der hundert Andere unterlegen wären. Einen Anderen hätte sie gebrochen auf Lebenszeit, körperlich und geistig geknickt, auch ein starker Mensch hätte dabei zum Mindesten die elastische Kraft des Geistes verloren: Mirabeau's Riesennatur hatte dem Allem widerstanden, die ganze sprudelnde Frische und unverwüstliche Spannkraft seines Wesens hatte er sich bewahrt — das erstaunte selbst den Vater und der schmeichelte ihm nie.

Mirabeau begann seine Wiederherstellung in der Gesellschaft, wie er sie verstand, mit jenen Processen,*) die ihm und seinem ganzen Hause eine wenig beneidenswerthe Berühmtheit, seinem Talent aber einen ganz außerordentlichen Ruf zu Wege gebracht haben. Es galt ihm zunächst, den formlosen und gewaltthätigen Proceß von Pontarlier und das Urtheil von 1777 gegen „den Verführer und Entführer" zu kassiren. Er wollte damit sich und noch mehr der unglücklichen Sophie „den Kopf wieder auf die Schultern setzen," wie sein Vater sich ausdrückte. Er war angeklagt des gebrochenen Ehrenwortes, der Verführung und Entführung einer fremden Ehefrau und von diesen Vergehen war soviel erwiesen, daß eine harte Strafe ihm sicher war; daher hätte sein Vater am liebsten eine Niederschlagung durch königlichen Spruch, der Oheim eine schüchterne Vertheidigung gesehen, aber Mirabeau bestand auf formellem Proceßverfahren und — bezeichnend genug für das alte Frankreich — die Sache wird so kläglich geführt, daß es ihm gelingt, eine Art von Freisprechung zu erwirken und mit 5 Monaten Gefängniß durchzuschlüpfen. Im Sommer 1782 war endlich sein Urtheil gefällt; während der Verhandlung hatte er die Richter fast zur Verzweiflung gebracht durch die Schlagfertigkeit, mit der er alle Blößen ihres Verfahrens rügte, durch den Trotz, mit dem er sich gegen jeden Handel erklärte. Er saß im Kerker, als man ihm einen Vergleich anbot; er schlug ihn aus,

---

*) Joly: les procès de Mirabeau en Provence d'après des doc. inéd. Paris 1863.

machte einen Gegenvorschlag und erreichte soviel, daß das Urtheil von 1777 kassirt und Sophie Monnier eine Pension von ihrem Manne gewährt wurde. Er selbst war nun endlich völlig frei. Sein Sieg nicht gerade geeignet den Verruf zu heben, der auf seinem Wandel lastete, aber die Art seines Auftretens, der verwegene Trotz seiner Haltung hatte unermeßlichen Eindruck gemacht: die Skandale seines Lebens waren arg, aber nicht viel ärger als die der ganzen vornehmen Welt, die er durch seine bedeutenden Eigenschaften unendlich weit überragte.

Es folgt nun der Handel mit der Frau. Mirabeau fügt sich nach langem Sträuben dem Drängen seines Vaters, geht nach der Provence und versucht zuerst eine friedliche Annäherung an seine Frau; das mißlingt. Nun reicht er Februar 1783 in Aix eine gerichtliche Klage wegen böswilliger Entfernung gegen sie ein: die ihm angetraute, nicht geschiedene Frau soll binnen der gesetzlichen Frist in sein Haus zurückkehren. Der Skandal des Processes, der nun begann, überbot bei Weitem den von Pontarlier; zumal da eine ganze Menge von andern höchst anstößigen Familiengeschichten dabei zum Vorschein kam, in denen durchweg geschiedene Eheleute und treulose Gatten eine Rolle spielten. Die ganze Provinz gerieth in Bewegung ob dieses tollkühnen Angriffs, welchen der „aus dem Grabe von Vincennes Wiedererstandene" gegen die mächtigste Familie weit und breit zu richten wagte; der Angriff schlug fehl, Mirabeau verlor den Proceß vor seinen Richtern, aber er gewann ihn in den Augen der Menge, die den Verhandlungen mit fieberhafter Aufmerksamkeit gefolgt und von seiner Beredsamkeit völlig hingerissen war. Mirabeau führte, zum Aerger seines Vaters, seine Sache selbst; die Ohrenzeugen waren voll jenes fünfstündigen Plaidoyers, in dem er den Anwalt seiner Gegner förmlich niedergeschmettert, so daß man ihn wie vernichtet aus dem Saal tragen mußte, während eine unübersehbare Menschenmenge draußen stand, in den Fenstern und auf den Dächern hing, um ihn, wenn nicht zu hören, so doch beim Herausgehen zu sehen; „der Art," sagt ein Brief, „hat er gesprochen, gedonnert, gebrüllt, daß die Mähne des Löwen weiß war vor Schaum und schweißtriefend herabhing." Die Menge vergaß die schändlichen Dinge im Leben Mirabeau's, aber die Reden, die er gehalten, blieben in lebendiger Erinnerung und als er sich zur

Abgeordnetenwahl vorstellte, da war nur eine Stimme, ihn und keinen Andern zu wählen.

Seine Reden, die wir zum Theil in den Memoiren gedruckt besitzen, sind eine furchtbare Anklageakte gegen das alte System in Recht, Staat, Gesellschaft. Er will sich nicht als Tugendhelden, noch weniger als Sittenrichter hinstellen — von seinen eigenen Fehlern und Verbrechen spricht er mit merkwürdiger Unbefangenheit — aber er hält der alten Ordnung einen Spiegel von furchtbarer Wahrheit vor, er fragt, wo ist euer Recht, mich als einen größern Verbrecher anzuklagen, als ihr selber seid? Es waren politische Reden, gerichtet nicht gegen eine Familie, sondern gegen eine ganze sociale Ordnung.

Jetzt endlich stand Mirabeau frei seiner Vergangenheit gegenüber, seine Familie hatte sich von ihm losgesagt, er stand allein, war, wie es scheint, in bitterer, tiefer Geldnoth; wieder mußte er von seiner Feder leben, die ganze Fruchtbarkeit seines Geistes und seiner Arbeitskraft ausschöpfen, um das tägliche Brod zu haben; selbstverständlich konnten diese Erzeugnisse nicht lauter Meisterwerke sein, wie denn auch unter seinen ersten 38 Schriften nur ein solches war: der essai sur le despotisme. In Paris war er nicht mehr sicher, seit ruchbar geworden war, daß er der Verfasser dieser Schrift sei. Er ging nach England, ehe ihn ein neuer Haftbefehl ereilte, lernte die dortigen Zustände kennen und lebte ziemlich dunkel als Schriftsteller. Auf den Rath seiner Freunde kehrte er zurück; es war die Zeit der beginnenden Wehen des Ministeriums Calonne. Verschiedene hochgestellte Personen brauchten seine Feder, bald aber überwarf er sich offen mit dem Minister und verließ Paris, wie er damals glaubte und entschlossen war, auf immer. England, die Schweiz, Holland kannte er schon, er ging deshalb nach Deutschland, und zwar zunächst nach der Stadt, die, ob auch das Licht schon im Erlöschen war, noch immer den Mittelpunkt der deutschen Dinge bildete, nach Berlin. Friedrich der Große nahm ihn freundlich auf, der Held des sinkenden und der Titan des neuen Zeitalters hatten Unterredungen mit einander, deren Wortlaut uns leider nicht überliefert ist. Denkwürdig ist jenes Gespräch, in dem Mirabeau den großen König fragte, warum er, der Cäsar Deutschlands, nicht auch der Augustus der deutschen Literatur habe werden wollen? und Friedrich antwortete: Sie

wissen nicht, was Sie sagen! Indem ich das Geistesleben der Deutschen seine eignen Wege gehen ließ, habe ich ihnen mehr gegeben, als wenn ich ihnen eine Literatur gemacht hätte. Dohm versichert von Mirabeau, es habe nie einen Menschen gegeben, der besser zu fragen verstanden hätte als er.

Mirabeau untersuchte die Beschaffenheit der preußischen Monarchie von Grund aus, er lernte die vielbewunderten Formen dieses Systems aus der Nähe anders beurtheilen als die gewohnheitsmäßige Lobhudelei, und ihm ging bereits eine Wahrheit auf, die man hier erst zwanzig Jahre später begriff, daß an der Blüthe dieser Monarchie die persönliche Regentengröße des beispiellos thätigen Königs größern Antheil hatte als die äußere Ordnung, die Maschine des Staates.

Die damals herrschende Ansicht war die entgegengesetzte, man glaubte, der Alte könne gehen, die Maschine werde auch ohne ihn treiben, sie trieb denn auch vortrefflich, immer bergab bis nach Jena und Auerstädt. Mirabeau war der Erste, der das Richtige gesehen und ausgesprochen hat: die Maschine ist schlecht durch und durch, ihre Mängel hat die Größe des Königs verdeckt, was er nicht mehr konnte nach den Wirren des siebenjährigen Krieges, das müssen die Nachfolger durch Reformen thun, die Zeit dazu ist da. Sein nach dem Tode Friedrichs II. erschienenes Werk über die preußische Monarchie fordert für diesen Staat, den er bereits feierlich als den Bürgen der Zukunft Deutschlands bezeichnet, eine neue wirthschaftliche Grundlage, Abschaffung der Reste der Feudalität, Aufgeben des Merkantilsystems, Erleichterung der Last des stehenden Heeres, das zu einem beträchtlichen Theil aus Fremden gebildet werden muß und darum eine unzuverlässige Stütze geworden ist — kurz lauter Dinge, die man erst nach der Katastrophe von 1806 reformirend in Angriff nahm.

Die Schrift Mirabeau's wurde, was man so nannte, officiell widerlegt, d. h. es wurde gesagt, ein Mann, der die Frau eines Andern entführt, dessen Namen am Galgen gestanden, der so viele Scheußlichkeiten begangen habe wie Mirabeau, könne hier nicht mitreden. Posselt, ein reiner Compilator, hat ihn damals in einer der widerlegenden Schriften mitgenommen, wie man einen ungezogenen Schuljungen behandelt. Die Zeit sollte kommen, wo man an diese Rathschläge dachte, aber erst mußte man herbe Erfahrungen

machen. Aus der Verstimmung über diese Aufnahme seines Werkes gingen jene bitterbösen Aufzeichnungen über den Berliner Hof hervor, in denen er die dortigen Verhältnisse schonungslos gegeißelt hat.

Er kehrte nach Frankreich zurück, nicht allein, weil ihm Preußen seit dem Tode Friedrichs d. Gr. weniger werth geworden war, sondern mehr noch, weil er das Ungewitter kommen sah: es war das Jahr 1787.

Er warf sich mit Eifer und Leidenschaft in den politischen Streit der Tage, schrieb Broschüren, die noch heute von der höchsten Wichtigkeit sind, und die heftigen schonungslosen Angriffe, die er dabei gegen die alte Ordnung richtete, strafte keine Polizei. Manches ist in diesen Schriften, was uns ihn von einer neuen Seite kennen lehrt. Man ist gewöhnt, ihn in jenen Tagen als einen himmelstürmenden Tribunen zu betrachten, aber hier kommen auch unsterbliche staatsmännische Wahrheiten nach einer gerade entgegengesetzten Richtung. So sagt er z. B. einmal: „Schlägt man, statt sich der veralteten Sprache der Willkür zu bedienen, eine wahrhaft volksthümliche Bahn ein, so ebnet sich Alles von selbst. Beim ersten feierlichen Wort, das den Zeitpunkt für den Beginn einer besseren Ordnung der Dinge festsetzt, kehrt Alles zur Ruhe zurück, die ruhigen Bürger, die einsehen, daß Frankreich durch die Geographie zur Monarchie bestimmt ist, werden sich gelehrig zeigen, die Sprudelköpfe im Zaume zu halten. Es gibt hier keine Schwierigkeiten, als die, die man sich selber schafft, oder solche, die aus der schrecklichen Krankheit aller alten Regierungen entspringen, nie aus eignem Antrieb heute zu gewähren, was ihnen morgen abgerungen wird." *)

Es kam der Kampf zwischen Regierung und Parlamenten, die

---

*) Hiezu fügen wir aus H.'s Notizen noch ein Wort Mirabeau's hinzu, welches unter dem 16. Aug. 1788 (an Levrault in Straßburg in den Souvenirs du comte de Pontécoulant) mitgetheilt wird: Sans doute nos institutions ont besoin de grandes réformes; il les faut larges, il les faut radicales; mais plus on sera pénétré de cette vérité, plus on verra que ce serait reculer barbarement nôtre âge que de recourir à des révolutions violentes; que l'instruction, grâce à l'imprimerie, suffit pour opérer toutes celles que se doit l'espèce humaine, et que de cette manière seule les nations ne perdront rien de leurs acquisitions.

Niederlage der ersten, der Sturz des Ministeriums Brienne und die Verheißung der Reichsstände auf den Anfang des nächsten Jahres. Damals schrieb Mirabeau jenen Brief, worin er sich verantwortet wegen seiner Haltung während des Aufruhrs der Parlamente und ankündigt, jetzt erst komme seine Zeit: „Seit 10 Monaten diene ich allen möglichen Verleumdungen zur Zielscheibe, weil ich den parlamentarischen Fanatismus nicht theile und noch keine Zeile zu Gunsten dieser Opposition geschrieben habe. Ich war eben immer der Meinung, es gebe zwischen König und Parlament noch eine kleine Partei, genannt die Nation, der alle verständigen und redlichen Männer angehören sollten", und deren wahres Interesse hatte er bei keinem der beiden Gegner gefunden.

Anders stellte sich die Sache seit Einberufung der Reichsstände. „Mit diesem Schritt," schrieb er an Mauvillon, „ist die Nation binnen 24 Stunden um ein Jahrhundert weiter gekommen. O mein Freund, Sie werden sehen, was diese Nation vermag an dem Tage, der ihr eine Verfassung gibt, an dem Tage, wo das Talent auch eine Macht sein wird."

Damals trat er unter den Ständen der Provence auf, aber diese stießen ihn zurück. Man warf ihm seine Vergangenheit, seine Laster und Verbrechen vor, er sei ein Mann, der seinen Stand verrathen wolle, ein Gegner der Rechte des Adels, da schrieb er seinen Standesgenossen einen Absagebrief:

„Ihr Freunde des Friedens, Ihr denuncirt dem Volke mit der Heftigkeit des Hasses den einzigen Vertheidiger, den es außerhalb seines Kreises gefunden hat. In allen Ländern, zu jeder Zeit haben die Aristokraten die Freunde des Volkes unversöhnlich verfolgt; und wenn sich Ein Volksfreund in ihrem Schooße erhob, so haben sie diesen gerade geschlagen, um durch die Wahl solchen Schlachtopfers Schrecken einzuflößen. So fiel der letzte der Grachen durch die Hand der Patricier; aber getroffen vom Todesstoß warf er den Staub der Erde zum Himmel empor, beschwörend die rächende Gottheit; aus diesem Staube erstand Marius; Marius, nicht deßhalb groß, weil er die Cimbern vernichtet, sondern weil er die Aristokratie Roms vertilgte. Aber ihr Gemeinen, hört den, der Euern Beifall im Herzen trägt, ohne durch ihn verführt zu sein. Der Mensch ist nur stark durch Eintracht, seid fest — ich werde, auf mein Gewissen und meine Grundsätze gestützt, dem

Weltall trotzen, sei es, daß meine Arbeiten und meine Stimme Euch in der Nationalversammlung unterstützen, sei es, daß meine Wünsche Euch dorthin begleiten. Ich war, ich bin, ich werde sein bis zum Grabe der Mann der öffentlichen Freiheit, der Mann der Verfassung. Die Privilegien werden enden, aber das Volk ist ewig."

Es war eine Absage an die Einen, eine Empfehlung an die Andern: in Aix und Marseille stritt sich der dritte Stand um seine Wahl, man spannte ihm die Pferde aus, das Volk rief vive le roi et Mirabeau und so ging er unter dem brausenden Jubel der Versammlung als Abgeordneter aus der Wahl hervor.

„Jetzt kommen meine Tage!" Mit diesen Worten hatte er die Wendung unter Necker begrüßt, und Frankreich hatte in der That keine Persönlichkeit, die mehr berufen war, in die großen öffentlichen Angelegenheiten einzugreifen als Mirabeau. Bittere Lebenserfahrungen hatten ihn gereift, er hatte im dreißigsten Lebensjahre mehr erlebt als irgend Einer seines Alters, und auch das durfte er von sich sagen: „Vielleicht haben wenige Menschen mit größerer Anstrengung an sich gearbeitet als ich." Seine Schicksale hatten ihn bunt genug herumgeworfen, seine Studien von früher Zeit her sich mit Vorliebe politischen Dingen zugewendet, er kannte die Verfassungen der Völker aus den Büchern wie aus dem Leben; umfassender und gründlicher, als dies den meisten Menschen zu gelingen pflegt und namentlich als irgend einem Franzosen der Zeit, kannte er die Welt aus eigner Anschauung. Er hatte in der Schweiz, in England, in Holland, in Deutschland gelebt und beobachtet, sein Horizont war in politischen Dingen der weiteste und reichste. Seit er selbstständig zu denken angefangen, hatte Staat und staatliches Leben ihm im Vordergrund gestanden, als 23jähriger Jüngling begann er in der Haft zu Manosque den essai sur le despotisme, im Kerker zu Vincennes die lettres de cachet und seit 1783 gehörte fast all sein Thun der Politik an. Und welche Politik das sein mußte, das lehrt sein Leben. Er stand am Ausgang einer despotischen Ordnung, die das Gericht des Himmels herausgefordert; seit seinen jungen Tagen liebte er, ein echter Riquetti, die Freiheit mehr als das Leben und unter dem Fluch des alten Despotismus hatte er geblutet wie Keiner; daher die glühenden erschütternden Ausbrüche seines Despotenhasses. Auf

die Erinnerung „Dein Vaterland" hatte er schon in Vincennes geschrieben: „in einem sklavischen Lande hat man keines" und in seinem ersten literarischen Versuche heißt es schon: „Muß man wählen, so ist ohne zu schwanken, eine schwache und unvollständige Autorität einer unbeschränkten Gewalt vorzuziehen, in welche Hände man sie auch lege."

Aber maßvoll bleibt er bei alledem. Er bewundert die literarischen Größen seiner Zeit, Voltaire, Montesquieu, Rousseau und stellt sich im Ganzen viel zu bescheiden hinter sie, aber er tadelt doch an Voltaire, daß er in seinen philosophischen und historischen Schriften oft nur ein Schöngeist sei, und auch von Rousseau, dem lebhaft Bewunderten, sagt er: „Es ist, als ob der Philosoph von einer Unterredung mit Numa in den sabinischen Wäldern oder mit Lykurg auf dem Berg Taygetus herkomme." Er erhebt sich gegen die ersten Vorboten socialistischer Lehren, gegen die Entfesselung gefährlicher Leidenschaften und gegen eine Freiheit, die wieder nur zur Unterdrückung führen muß.

Aber was ihn am meisten von den Männern von 1789 unterscheidet, ist der Umstand, daß vor seinem Auge der Schleier gehoben war, der den Andern die Zukunft verhüllte. Ihn störte seit dem Mai dieses Jahres keine Illusion friedlicher Uebergänge, kein Enthusiasmus milder, rosiger Tage. Er war überzeugt, daß die furchtbarste Revolution ausgebrochen sei*) und vor ihren Fluthen rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, was sich an Bürgschaften öffentlichen Gedeihens für eine bessere, ruhigere Zeit retten ließ, das, nichts Größeres und nichts Geringeres, erkannte er als seine und aller Patrioten Aufgabe.

---

*) Dec. 1789 schreibt er an Mauvillon: Je vois que les têtes fermentent dans votre Allemagne et je sais bien que si l'étincelle frappe les matières combustibles, ce sera du feu de charbon de terre et non du feu de paille comme ailleurs. Mais quoique plus avancés en instructions peut-être, vous n'êtes pas aussi mûrs que nous qui pourtant ne l'étions guère. Vous ne l'êtes pas dis-je parce que les émotions, ayant chez vous leurs racines dans la tête et les têtes y étant immémorialement pétries à l'esclavage l'explosion se fera beaucoup plus tard que chez une nation où le même quart d'heure peut offrir l'héroisme de la liberté et l'idolâtrie de la servitude.

Das alte und neue Frankreich in den cahiers.

Nach einer altfranzösischen Sitte gab jeder der drei Stände seinen Vertretern ein Heft mit Beschwerden, Wünschen und Vorstellungen mit; die Abfassung solcher cahiers war noch ausdrücklich in dem Wahlgesetz vom 24. Januar 1789 vorgeschrieben und dieser Verfügung, die überall ausgiebig befolgt worden ist, verdanken wir ein höchst merkwürdiges Dokument über die Zustände und Stimmungen jener Tage.*)

Je nach den Ständen und Gegenden lauteten die cahiers ungemein verschieden; wir finden Forderungen, die an die äußerste Demokratie streifen und wieder maßlose Ansprüche der alten Privilegirten. Auf diese Extreme kommt es nicht an, dergleichen lag vereinzelt auf beiden Seiten, im Großen und Ganzen stellten sich bestimmte Forderungen als Programme weit verbreiteter Ueberzeugungen, als Parole großer Körperschaften und einflußreicher Stände heraus.

Uebereinstimmend ohne irgend welchen Widerspruch wird der Absolutismus der alten Monarchie verurtheilt, vom Clerus, vom Adel und vom dritten Stand. Es war darum schwer begreiflich, wie eben diese Form noch hätte erhalten werden sollen, gegen die sich der strammste Adel der alten Zeit ebenso entschieden erklärte, als die fortgeschrittenste Demokratie des dritten Standes.

Gleichfalls eine sehr große Opposition findet merkwürdiger Weise das alte System des religiösen Gewissenszwangs und klerikaler Alleinherrschaft. Noch bestanden rechtlich und thatsächlich die Folgen der Aufhebung des Edikts von Nantes, d. h. die vollständige Rechtlosigkeit aller Bekenner protestantischer Lehren mit Ausnahme derer in den ehemals deutschen Ländern, die durch völkerrechtliche Verträge wenigstens einigermaßen geschützt waren. Jetzt gab es nicht allzuviele Protestanten mehr, aber in allen Instruktionen tritt das Verlangen auf, es solle hier endlich

*) Grille: tableau comparatif des mandats et pouvoirs donnés en 1789. Paris 1824. 2 Thle. [Chassin: le génie de la révolution I 1—2. Les cahiers de 1789. Paris 1864/65. Boiteau: état de France 1789 Paris 1861.]

Recht und Gleichheit geschaffen werden. Selbst einzelne geistliche Körperschaften sprechen sich dafür aus.

Ueberhaupt finden sich in den Aufträgen geistlicher Wähler Wünsche und Beschwerden, die man von dieser Seite kaum erwarten sollte. Der erste Stand ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Reform an Haupt und Gliedern, die dem Ganzen Noth thue, bei ihm selber beginnen müsse, erkennt an, daß die Entsittlichung, welche in seiner eigenen Mitte eingetreten ist, wesentlich mit schuld sei an dem Sinken des gesammten öffentlichen Geistes, beklagt die Skandale, die täglich den Kirchendienst schänden, verlangt zur Abstellung dessen, daß er gereinigt werde von unwürdigen Gliedern, daß der Mißbrauch der Häufung von Pfründen in derselben Hand, der Unfug der Vertheilung geistlicher Einkünfte an Nichtgeistliche — es kam vor, daß selbst Dragoneroffiziere mit geistlichen Pfründen dotirt wurden — aufhöre, überhaupt nicht mehr der Adel allein die höheren Würden empfange u. s. w.

Solche Klagen und Wünsche entsprachen hauptsächlich den Ansichten des dritten Standes in der Geistlichkeit; denn der Clerus zerfiel vollkommen in eine adelige Hochkirche und einen bürgerlichen Stand, den Stand der Pfarrer; die letzteren bildeten eine Art demokratischer Partei innerhalb der Kirche, und diese war es, die am ersten die Bänke der Privilegirten verließ und zum dritten Stand übertrat. Von 300 Gewählten dieses Standes waren über 200 Pfarrer. Höchst merkwürdig ist die annähernde Einstimmigkeit, mit welcher die geistlichen Wähler der geistlichen Abgeordneten sich für das ausschließliche Gesetzgebungsrecht der Reichsstände und die vollständige Einstimmigkeit, mit welcher sie sich für Steuergleichheit aller Stände aussprachen.

Allgemein ist ferner die Klage über den gänzlichen Mangel eines öffentlichen und eines bürgerlichen Rechts; zumal das letztere befand sich in einem Zustande himmelschreiender Verworrenheit. Keine zwei Herrschaften gab es in Frankreich, die gleiches Recht hatten — ein greller Gegensatz zu der Einheit der großen Codification, die aus der Revolution hervorgegangen ist. „Ein unförmiger Haufe," klagt die Stadt Paris, „von römischem Recht und barbarischen Gewohnheitsrechten, von Reglements und Or-

donnanzen, außer Zusammenhang mit unseren heutigen Sitten, und ohne Einheit der Grundsätze, entstanden in Zeiten der Unwissenheit und der Unordnung, bestimmt für Zustände, die nicht mehr vorhanden sind, kann nicht die Grundlage des rechtlichen Lebens einer großen und aufgeklärten Nation sein."

Frankreich hatte kein bürgerliches Gesetzbuch; sondern ein römisches Recht, das das Volk nicht verstand, ein altgermanisches, das für die Lehenszeiten paßte, eine Unzahl von Gewohnheitsrechten — man zählte gegen 400 — die in jeder Provinz anders waren; dazu kamen dann noch die ordonnances, die jedem Gesetz und Herkommen Hohn sprachen und die Ministerwillkür jeder Schranke enthoben.

Ein Strafrecht fehlte auch. Der Strafproceß war zu hart, die Todesstrafe zu häufig, die ganze Procedur schwerfällig, geheim und grausam, wie die der Inquisition; das Verfahren endlich ungleich je nach Stand und Person.

Daher die fernere allgemeine Klage über den Mangel jeder gesetzlich geordneten, wohlfeilen und raschen Rechtspflege. Der Gerichte und Gerichtsbarkeiten waren zu viele;*) die Richterstellen waren käuflich, wurden für Geld ausgeboten, die Richter selbst nicht unabhängig, oft auch unwissend und durchweg Glieder einer geschlossenen Kaste: ein Cahier verlangt, man möge die Richter nicht mehr bloß aus dem Adel nehmen. Für Schlichtung kleinerer Händel fehlte es gänzlich an einer passenden prompten Stelle, das Institut der Friedensrichter wird von allen Seiten verlangt — und dazu kommen nun noch die Anhängsel des Lehensstaates, die Gerichtsbarkeiten der Gutsherrn. „Die ganz fehlerhafte Besetzung dieser Stellen," sagt der dritte Stand von Rennes, „die Ungewißheit der Amtsgrenzen und der Zuständigkeit, die Ueberzahl der Berufungsstellen, die oft bis auf sieben steigt — das Alles spricht gegen die gutsherrlichen Gerichtsbarkeiten; sie begünstigen die Uebergriffe des kleinen Despotenthums, sie sind geächtet von der öffentlichen Meinung und müssen unterdrückt werden, denn sie sind unvereinbar mit dem Glück, der Freiheit und der Würde des französischen Volks." Dieser Mißstand gehört zu denen, hinsichtlich deren es kaum eine Partei gibt, über deren unbedingte

*) Vergl. oben S. 14.

Verwerflichkeit nur eine Meinung herrscht, und hier hat denn auch die Revolution ihr verdienstlichstes Werk vollbracht, als sie den ungeheuren Wust des verrotteten Herkommens hinweggräumte und der neuen Monarchie möglich machte, eine übersichtliche, rasche, wohlfeile und populäre Rechtspflege herzustellen.

Sehr abweichend von der oft wörtlichen Uebereinstimmung, welche die Hefte des ersten und dritten Standes in den wichtigeren Fragen kund geben, ist der Inhalt der Hefte des Adels, der unter sich nicht minder als mit dem Zeitgeist zerfallen ist.

Der höhere Adel betrachtet den niederen mit Verachtung, der eine wie der andere sperrt sich gegen den ersten wie gegen den dritten Stand und was in den Heften dieser Wähler freisinnig und zeitgemäß aussieht, ist ausschließlich im engherzigsten Standesgeist gedacht. Durchweg bleibt der Adel dabei, daß die Einrufung der Reichsstände nicht eine Neuerung, sondern nur die Anerkennung eines uralten Herkommens sei, daß die Franzosen eine Verfassung haben, die man nicht umzuändern, sondern in ihrer Reinheit herzustellen habe. Daher wird an der Abstimmung nach Ständen festgehalten, sogar ein ausdrückliches Vetorecht für den einzelnen Stand gegen die Beschlüsse der beiden andern verlangt und mit großem Ernst alles Detail der Etikettefragen behandelt. In Sachen der Finanzen erklären viele Wahlkreise, „aus Hochachtung für den Monarchen, aus Liebe zu seiner Person", wolle der Adel sich zu einer Theilnahme an den Lasten des Staates herbeilassen, er verzichte auf die Steuerfreiheit, vorausgesetzt, daß die Geistlichkeit gleichfalls tüchtig Haare lasse, aber die Adelssteuer soll nur zeitweise gelten und die Taille, die ihn trifft, soll heißen — la taille noble.

Mit der ängstlichsten Besorgniß wacht dieser Adel, dem das Wesen einer wirklichen Aristokratie längst abhanden gekommen, über den nichtigen Aeußerlichkeiten seiner Unterscheidung von der übrigen Gesellschaft. Einige Hefte verlangen für den Adel gleichzeitig Militärfreiheit und das alleinige Recht, den Degen zu tragen, mit strenger Strafandrohung für Alle, die sich eines gleichen Vorzugs anmaßen sollten. Andere verlangen Einsetzung eines heraldischen Gerichtshofs, um die Echtheit der Titel und Wappen zu prüfen. Noch andere erwarten von den Reichsständen die Be-

stimmung der Geschäfte, mit deren Betrieb der Verlust der Adelsrechte nicht verbunden sein soll u. s. w.

Und dieser Adel, innerlich so herabgekommen und entartet, lastete auf dem dritten Stand, auf dem Landmann und Arbeiter mit einer wahrhaft erdrückenden Wucht von Lehensvorrechten,*) die das Eigenthum fast illusorisch machten: da waren fixe Renten, solidarische Renten, schwebende Renten, Bannrechte auf Mühlen, Backöfen und Keltern, Jagd- und Taubengerechtigkeit, eine ganze Menge abenteuerlicher Privilegien aus dem Mittelalter, wie das Recht des ersten Kusses, der ersten Nacht und des silence de grenouille, das Recht auf Schutz gegen das Quaken der Frösche; die Bauern mußten Nachts die Teiche peitschen, damit die Frösche dem Gutsherrn nicht die Nachtruhe störten, ähnlich wie im Hegau die Bauern ihrer Edelfrau Schneckenhäuschen suchen mußten, weil sie solche zum Aufwickeln des Garns brauchte. Wie unter diesem System der Ackerbau litt, das bezeugen die Klagen der bäuerlichen Hefte, die bitten, man möge wenigstens kurz vor der Ernte dem Bauer gestatten, seine Fluren vor dem Hochwild zu schützen, möge wenigstens die Tödtung eines Hasen nicht, wie gesetzlich, mit dem Tode bestrafen; der dritte Stand von Montfort bittet sogar, „es solle dem Bauer gestattet werden, seine Wiesen zu mähen und seine Gewächse zu holen, wann er wolle.“ Eine Landplage, von der alle Hefte voll sind, war der Jagdunfug, der das ganze Jahr hindurch dauerte, denn Nantes verlangt, man möge wenigstens vom Mai bis November aussetzen; aber die Jagd galt für ein geheiligtes Recht, zu ihrem Schutze führte man selbst Stellen aus dem alten Testament an, wie die, wo es heißt: „Gott hat in deine Hände alles Vieh gelegt und gewollt, daß du darüber Herr seiest.“

Solche Wünsche in ihrer schlichten Naivetät waren die furchtbarsten Anklagen gegen das alte System; an Zuständen dieser Art schärfte sich tagtäglich der unglaubliche Haß gegen die gesammte bestehende Ordnung, der nachher so schrecklich zum Ausbruch gekommen ist und aus dem Vergleich zwischen der Kopfzahl der Herren und zwischen der Kopfzahl der Hörigen und Unterthanen ging auf Seite der Letzteren ein gewisses entschiedenes Machtbewußtsein und Selbstgefühl hervor.

---

*) Vergl. oben S. 17 ff.

Einstimmig befehlen die Wähler des dritten Standes ihren Abgeordneten, daß sie sich nicht als Vertreter einer Körperschaft, sondern als Bevollmächtigte der ganzen Nation betrachten sollen, von der die beiden andern Stände nur kleine Bruchtheile, kaum 1/50 vorstellen; einstimmig verlangen darum die Hefte, daß die Abstimmung nach Köpfen und nicht nach Ständen geschehe. Einige sehen den Fall voraus, daß die beiden andern Stände sich dem nicht unterwerfen werden und schreiben dann vor, daß die Abgeordneten des dritten Standes, „da sie 24 Millionen Menschen vertreten, die sich stets die Nationalversammlung nennen können und sollen," vor den König hintreten und im Verein mit den Mitgliedern der anderen Stände, die ihnen beitreten wollen, als Nationalvertretung berathen und handeln sollen.

Einmüthig verlangen die Wahlkreise Aufrichtung eines verfassungsmäßigen Rechtsstaates, Abschaffung jeder persönlichen Dienstbarkeit und aller Feudalrechte, Bürgschaften für Sicherheit der Person und des Eigenthums, Freiheit der Presse, unverletzliches Briefgeheimniß, Verantwortlichkeit der Minister, gleiche Vertheilung der Steuern, Einführung von Provinzialständen, die darüber zu wachen haben u. s. w. Dazu kommt eine sehr große Anzahl von eingehenden Vorschlägen über Hebung des Ackerbaus, der Viehzucht, des Getraidehandels, des Gewerbebetriebs, der Erziehung, wie sie „ein Mensch, ein Christ, ein Franzose" verlangen könne u. s. w. und neben Zeugnissen eines schwungvollen Freisinns und einer warmen Vaterlandsliebe gelegentlich arglose Selbstbekenntnisse jenes Sondergeistes, den die alte Monarchie auch den bürgerlichen Kreisen eingepflanzt, jenes Partikularismus der Provinzen und der Städte, jenes Egoismus der zünftigen Gewerbe, der zu den wesentlichsten Zügen des alten Systems gehörte.

Da will der Elsaß freien Handel mit dem Innern von Frankreich, aber keine Zollgrenze am Rhein, die seinen Handel mit Deutschland durchschneidet, die Städte Metz und Nantes wollen nur vor ihren Provinzialhöfen gerichtet sein, die Tuchhändler von Nantes wollen Schutz ihrer alten Vorrechte, die Apothekerzünfte wollen zu collèges erhöht werden, die Perrückenmacher von Nantes erklären, über die 92 Meisterbriefe, die jetzt ausgestellt seien, dürften keine weiteren ertheilt werden, namentlich nicht für den

Frisenrdienst bei Frauen, der zu den Privilegien der Perrückenmacher gehöre. Dann kommen die Schlossermeister, die haben wollen, daß eine besondere Art von Schlössern verboten werde, und so geht es fort bis auf die Thürhüter und Hausirer herunter.*)

Auf diesem Boden steht sich innerhalb des dritten Standes die Minderheit der Privilegirten und die unermeßliche Mehrheit der Ausgeschlossenen ganz ebenso gegenüber, wie im ersten die Hochkirche und das Volk der Pfarrer; doch berührte das meist nur die Städte, während der Bauer fast überall so ziemlich einen gleichmäßig unerträglichen Druck empfand. Mit derselben Einmüthigkeit, mit welcher der Bauernstand gegen die Feudalität sich auflehnt, erklärt sich der ganze dritte Stand gegen die Verwaltungsweise des alten Staates.

Die schwersten Klagen werden erhoben gegen die Abgaben, welche unter dem Titel der taille, der gabelle, der capitation, der vingtième theils ausschließlich, theils mit ganz unverhältnißmäßiger Ungleichheit auf dem gemeinen Manne lasteten, und allgemein ist die Erbitterung gegen die Intendanten, die durch Provinzialstände ersetzt werden sollen. Das verlangen alle drei Stände, die beiden ersten verlangen für die Provinzialstände auch einen gewissen Antheil an der verfassung- und gesetzgebenden Macht, während der dritte sie nur als verwaltende Landräthe thätig sehen will: aber daß die alte bureaukratische Allmacht fallen und eine Art Selbstverwaltung der Regierten eintreten müsse, darüber sind sie alle einig.

Ueber den ganzen Apparat der alten Monarchie wird rücksichtslos der Stab gebrochen; kein Haftbefehl, keine Staatsgefängnisse, keine geheime Polizei, keine Ausnahmsgerichte, keine willkürliche Verhaftung, kein geheimes Proceßverfahren, keine Intendanten und keine Dragonnaden mehr! so hallt es auf allen Seiten und auch der letzten Waffe der Regierung, der Armee, wird nicht geschont.

Die Armee war eine Versorgungsanstalt für die älteren Söhne der adeligen Familien, wie es die Kirche für die jüngeren war, und doch ist es gerade der Adel, der in seinen Heften die Heeresverfassung aufs Entschiedenste angreift, der Adel von Ver-

*) Buchez: histoire de l'assemblée constituante I. 2. Aufl. Paris 1846.

mandois sagt geradezu: „die gegenwärtige Verfassung des Heeres widerspricht dem heutigen Geiste der Nation, durch das ganze Heer vom Offizier bis zum Gemeinen geht dieselbe Stimmung allgemeiner Unzufriedenheit und Entmuthigung, die Verfassung des Heeres muß umgeändert und auf gerechten und dauerhaften Grundlagen neu errichtet werden." Die sinnlose Häufung der Offiziersstellen geschah lediglich den vornehmen Herrn zu Liebe und gerade diese wollen das jetzt abgestellt wissen. Der Adel von Sezanne sagt: „Ludwig XIV. und Ludwig XV. hatten zur Zeit ihrer blutigsten Kriege nicht halb soviel höhere Offiziere als wir deren jetzt haben." Die Armee verschlang 1789 bloß für ihre Verpflegung nicht weniger als 90 Millionen an den Einkünften des Staates, wovon 44 auf die Gemeinen und 46 auf die Offiziere kamen; ihre Verfassung aber war ein treues Abbild der Gliederung der bürgerlichen Gesellschaft.

Auch hier standen sich Gutsherrn und Lehnspflichtige, ein schwelgender Adel und ein darbendes, nothleidendes Volk gegenüber, oben zügellose Freiheit, unten bei barbarischer Willkür der Obern Noth und Elend, dort verletzende Geringschätzung, gewissenloser Leichtsinn, hier brütender Haß und leidenschaftlicher Groll. Auch die lächerlichen Seiten des alten Regime fehlten hier nicht; noch 22. Mai 1781 erklärte der König unter Aufhebung eines Ediktes von 1750, Offiziere, die nicht seit 4 Generationen adlig seien, könnten nicht Hauptleute werden, die Söhne der rôturiers aber, die der Ludwigsritter ausgenommen, könnten zu gar keinem militärischen Grade gelangen. Die Folge dieses Systems war, daß man jungen Leuten von 14—16 Jahren die Stellen von Obersten und Majoren anvertrauen mußte, weil an ihren Adel kein Anderer hinanreichte.

Ganz abenteuerlich waren die ähnlichen Bestimmungen gegen die Protestanten, die auch von allen Offiziersstellen ausgeschlossen werden sollten, während in den zahlreichen Fremdenregimentern bei den schweizerischen und deutschen Miethlingen die Führer fast immer Protestanten waren.

Man begreift, daß eine Regierung, von der die ganze unbewaffnete Nation abgefallen war, im Augenblick der Gefahr nicht einmal einen einigermaßen ritterlichen Widerstand leisten konnte, wenn die bewaffnete sich in solcher Verfassung befand.

Von dem Ton und der Einrichtung der Hefte von 1789 gibt ein vortreffliches Bild das cahier des dritten Standes von **Paris**, welches nach einer allgemeinen Einleitung in 6 Abschnitten ein umfassendes Reformprogramm (1. Verfassung, 2. Finanzen, 3. Ackerbau, Handel, Handelsgerichte, 4. Religion, Clerus, Erziehung, Spitäler, Sitten, 5. Gesetzgebung, 6. städtische Angelegenheiten von Paris) für das gesammte Staatswesen enthielt.

Gleich in den einleitenden Vorbemerkungen heißt es in entschiedenem Ton: „wir schreiben unseren Vertretern vor, sich **unnachgiebig Allem zu widersetzen, was der Würde freier Bürger zu nahe treten** könnte, die kommen, um die **Hoheitsrechte der Nation** auszuüben. Die öffentliche Meinung hat offenbar die Nothwendigkeit der Berathung **nach Köpfen** anerkannt, um die Mißstände der gesellschaftlichen Unterschiede auszugleichen, der öffentlichen Einsicht zu ihrem Recht zu verhelfen und die Annahme guter Gesetze zu erleichtern. Die Vertreter der Stadt Paris werden sich erinnern, mit welchem Nachdruck sie darauf zu bestehen haben; sie werden das als ein **unabweisbares Recht**, als **Gegenstand eines ganz besonderen Mandats** betrachten.

Es ist ihnen ausdrücklich eingeschärft, keiner Steuer, keinem Anlehen ihre Zustimmung zu geben, ehe nicht die Erklärung der Rechte der Nation Gesetz geworden und die wesentlichsten Grundlagen der Verfassung vereinbart und verbürgt sind.

Ist diese erste Pflicht erfüllt, werden sie zur Klarstellung und Consolidirung der Staatsschuld übergehen."

In der nun folgenden **déclaration des droits** heißt es:

„In jeder bürgerlichen Gesellschaft sind alle Menschen gleich an Rechten.

Alle Staatsgewalt geht aus von der Nation und kann nur zu deren Heil ausgeübt werden.

Der allgemeine Wille macht das Gesetz; die öffentliche Macht sichert diesem die Vollstreckung.

Die Nation allein kann die Steuern bewilligen; sie hat das Recht ihren Betrag zu bestimmen, ihre Dauer festzusetzen, die Verwendung anzuweisen, Rechenschaft darüber zu fordern und ihre Ausschreibung abzufassen.

Gesetze bestehen nur, um jedem Bürger die Sicherheit seines Eigenthums und seiner Person zu gewährleisten.

Jedes Eigenthum ist unverletzlich. Kein Bürger kann verhaftet oder bestraft werden, außer auf Grund gesetzmäßigen Richterspruchs.

Kein Bürger, nicht einmal ein Soldat, kann aus seiner Stelle entlassen werden ohne richterliches Urtheil.

Jeder Bürger hat das Recht, zu allen Aemtern, Berufen und Würden zugelassen zu werden.

Die natürliche, bürgerliche, religiöse Freiheit jedes Menschen, seine persönliche Sicherheit, seine völlige Unabhängigkeit von irgend einer anderen Autorität als der des Gesetzes, schließen jede Nachforschung nach seinen Meinungen, Reden, Schriften und Handlungen aus, so lange sie nicht die öffentliche Ordnung stören und fremde Rechte verletzen.“ —

In dem Abschnitt constitution wird ausführlich die Organisation der Reichsstände, als Trägers der gesetzgebenden Gewalt, die Verwaltung durch Provinz-, Kreis-, Gemeindeversammlungen und die Neuordnung des Gerichtswesens entwickelt. — Am Schlusse des Hefts wird der Wunsch ausgesprochen, die Reichsstände sollten sich künftig in Paris in einem eigens für sie bestimmten Staatsgebäude versammeln und dies auf der Front die Aufschrift tragen: palais des états généraux, ferner soll aus dem Ort, auf dem sich die Bastille befindet, ein freier Platz gemacht werden und in dessen Mitte eine einfache, aber edel gehaltene Säule sich erheben mit der Inschrift: „Ludwig XVI., dem Retter der öffentlichen Freiheit.“

Geschichte

der

französischen Revolution

vom Mai 1789 bis November 1799.

Literatur.

Außer den schon angeführten Quellen die Journale der Zeit, der Moniteur, die Lettres à mes commettants von Mirabeau, Barère: point du jour, Loustalot: Révolutions de Paris, und als Zusammenstellung hieraus: Buchez et Roux: histoire parlementaire de la révolution française. Bd. 1—40. Paris 1834—1838.

Bemerkungen aus dem Nachlaß über die Memoiren von:

Madame Campan. 4 Thle.

Unter ganz alltäglichem Hofklatsch viel gute Nachrichten, zumal über die letzte Zeit der königlichen Familie.

Bailly. 3 Thle. Paris 1821.

Eine reine, naiv unschuldige Natur spricht sich in diesen Denkwürdigkeiten aus. Kindlich und unbefleckt ist Alles, wie die Seele des Verfassers. In den furchtbaren Dissonanzen des Parteigetriebes tönt uns das Bailly'sche Buch wie eine sanfte, beruhigende Melodie entgegen.

Bertrand de Molleville. 3 Thle. Paris 1797.

Aristokrat — comme il faut. Ein Cavalier — aber ohne Ritterlichkeit, voll Intriguen; alles Große begeifernd, dazwischen mit rührender Ehrlichkeit seine und seines Gleichen Blößen und Beschränktheiten aufdeckend. Man muß ihn lesen, um zu sehen, wie diese Art Leute dachte und die Welt ansah.

Mirabeau, Memoiren. 6., 7., 8. Thl. Paris 1835.

Eine recht gute, aus wahrer Pietät hervorgegangene Zusammenstellung von Reden, Briefen, Privatnachrichten u. dergl., die

mit Mäßigung vorgetragen und mit gesundem Sinn gesammelt zur richtigeren Auffassung des großen Titanen sich trefflich benützen lassen.

Ferrieres. 3 Thle. Paris 1821.

Voll guter Nachrichten, vielleicht als Quelle das bedeutendste Memoirenwerk. F. ist ein Adeliger, dem es aber nicht an noblesse fehlt. Er sieht den dritten Stand als usurpirende Partei an, ist aber das Große einmal geschehen, so ist er patriotisch genug, einzugestehen, daß die Nation dadurch glücklich geworden. Er liebt die Verfassung von 1791 wirklich und hofft von ihr Frankreichs Glück. Geistige Größe ist er fähig zu begreifen, von der ganzen Partei der Alten ist er der einzig achtbare Quellenschriftsteller.

Lally-Tolendal, 1790.

Heftige, unter dem Einfluß des Augenblicks geschriebene Parteischrift im Necker'schen Sinne. Gibt selten mehr als der Moniteur. Nur Eines ist vortrefflich nachgewiesen, wie sich nämlich seit dem Juli die demokratische Fraktion der Nationalversammlung immer gewaltiger erhebt.

Dazu die von Larochefoucauld, Lafayette, Staël, Choiseul, Dumouriez, Barbaroux, Buzot, Mme. Roland, Pontecoulant und neuerdings [außer Miot de Melito und Beugnot] Besenval und Lauzun und Tilly. Ueber die beiden Letzteren finden sich im H.'schen Nachlaß folgende Bemerkungen:

Die Mémoires de Besenval, wiewohl sie historisch nicht viel Bedeutendes bringen, gehören doch wesentlich zur Charakteristik der Zeit. Besenval war noch lange nicht der schlimmste von den Höflingen seiner Tage. Er steht sittlich immerhin noch über der Species Lauzun-Tilly, war auch kein Abenteurer von Calonne's Art, urtheilt sogar über die Schwächen der Höfe und Fürsten mit einer bemerkenswerthen Objektivität, aber daneben ist er doch ein echter und rechter Höfling.

Mit wunderbarer Naivetät erzählt er selber seine Machinationen und Intriguen, um Minister zu machen und Stellen zu verschaffen; mit einem gewissen candor animi berichtet er, wie diese Gattung vornehmer Herren den Staat und den König brandschatzten, ist natürlich ein begeisterter Verehrer der Calonne'schen

Finanzweisheit und spricht sich über Turgot mit einer Stupidität aus, die selbst über die Grenzen des einem Höfling Erlaubten hinausgeht.

Die Aufzeichnungen von Lauzun und Tilly gehören zum Wesen der guten Gesellschaft vor 1789. Allerdings eine ekelhafte Lektüre, das Thema von der Begattung in allen Variationen, aber zur Charakteristik der Sittengeschichte von trauriger Bedeutung. Und auch hier findet noch eine Steigerung statt; Lauzun steht weit über Tilly. Er lügt sich doch wenigstens Empfindungen vor, freilich just so, wie der Chevalier de Faublas, zu dem er das Original zu sein scheint. Aber er ist tapfer, ritterlich und nicht ohne einzelne bessere Züge — wiewohl es immerhin ein nicht günstiges Zeichen auch für Marie Antoinette ist, daß sie einen Menschen soweit auszeichnen konnte, wie es die Briefe S. 126 ff. 173 andeuten.

Tilly ist ohne jeden interessanten, menschlichen Zug — es sei denn die Art von physischer Begabung, die er in seinen Liebesverhältnissen verwerthet hat. Denn hier überwiegt durchweg das plaisir animal, nicht ohne eingestandene Züge von Schlechtigkeit und Gemeinheit; er war nicht allein Libertin vom ärgsten Cynismus, sondern auch Spieler und Abenteurer in jeder andern Richtung. —

Französische Bearbeitungen von Thiers und Mignet; von deutschen Wachsmuth und Schütz (Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich. 6 Bde.). Leipzig 1827 ff., geht bis 1792). Ein trocknes Notizenmagazin — Ameisenfleiß im Sammeln und Graben und trivialste Beschränktheit im Urtheil. Alle Gründlichkeit schützt nicht vor lächerlichem Mißverstehen großer Charaktere und Situationen und boshafter Verdrehung. — Bei allem dem als Sündenregister der verfassunggebenden Versammlung, als sorgfältiges Repertorium aller Verleumdungen gegen sie recht brauchbar.

E. Arnd, Geschichte der französischen Revolution von 1789 bis 1799. Braunschweig 1851. 6 Bde.

H. v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795. Düsseldorf. 3 Thle. 1. Aufl. 1853. 3. Aufl. 1867.

[Richter: Staats- und Gesellschaftsrecht der französischen Revolution. 2 Bde. Berlin 1866.]

Erster Abschnitt.

Sturz der alten Monarchie und Sieg des bürgerlichen Mittelstandes (bis Oktober 1789).

§. 5.

Eröffnung der Reichsstände 5. Mai. — Die Prüfung der Vollmachten, eine Lebensfrage für die bevorrechteten Stände. — Der dritte Stand konstituirt sich als Nationalversammlung (16. und 17. Juni). — Ballhaussitzung (20. Juni). — Der mißlungene Staatsstreich der séance royale (23. Juni). — Scheinbare Versöhnung. — Hofintrigue und Ministerwechsel (Foulon, Broglie, Breteuil) (11. Juli). — Großer Aufstand in Paris, Zerstörung der Bastille (14. Juli).

Unter solchen Umständen kamen die Reichsstände Anfangs Mai 1789 in Versailles zusammen.

Gemäß dem allgemeinen Verlangen des dritten Standes, wie es namentlich Sieyes formulirt, war diesem die doppelte Vertretung zugestanden worden, gegenüber je 300 der beiden ersten Stände, waren 600 Wahlen für den dritten ausgeschrieben.

Die Versammlung war in folgenden Verhältnissen zusammengesetzt: der Clerus zählte 48 Erzbischöfe und Bischöfe, 35 Aebte und Canonici, 208 Pfarrer (zusammen 291); der Adel 1 Prinzen, 28 Magistrate, 241 Edelleute (zusammen 270); so daß der feudale Grundherr die Mehrheit bildete. Der dritte Stand: 2 Geistliche, 11 Edelleute, 18 Maires, 62 Richter, 16 Aerzte, 176 Bürger und Landleute und — 272 Advokaten (557, Summa 1118): es hatten also beim Clerus die Pfarrer, beim Adel das Junkerthum, beim dritten Stand die Advokaten das Uebergewicht.

Was sollte diese Versammlung? Was hatte die Regierung mit ihr vor?

Die Regierung wußte es nicht und hatte sich auch niemals ernstliche Gedanken darüber gemacht.

Was in einem Staate fest sein muß, Recht und Sitte, Glaube und Gesetz, Alles war hier bis in seine Grundfesten erschüttert, die öffentliche Gewalt fast zertrümmert, ihr letzter Versuch war die Berufung dieser Versammlung gewesen, die Alles enthielt, was Frankreich an Talent, an hervorragenden Namen und Familien besaß und der gegenüber befand sich eine Regierung, die mit verschränkten Armen den Dingen zusah, ohne irgend eine ernste Sorge und ohne Ueberlegung. Sie bewilligt die doppelte Vertretung des dritten Standes und trifft keinerlei Anordnung, wie und worüber nun die 11—1200 Köpfe mit einander berathen sollen; sie denkt, mögen die Herren zusehen, wie sie selber mit einander fertig werden.

Mirabeau meint, mit dieser Versammlung hätte die Regierung, wenn sie geschickt verfuhr, Alles anfangen können. Jedenfalls war es des Versuches wohl werth, von Seiten der Regierung irgend etwas Bestimmtes zu bringen, den Ton, das Thema anzugeben. Dann hatte sie eine unermeßliche Macht gegenüber drei Körperschaften, die sich feindlich gegenüberstanden, von denen die nachher mächtigste bis jetzt noch nicht einmal ihre eigenen Führer kannte, so daß selbst ein Mirabeau mit fast noch größerem Mißtrauen zu kämpfen hatte als die Regierung.

Aber Nichts der Art war vorbereitet.

Am 4. Mai wurde die Versammlung mit einer kirchlichen Feier eröffnet. Da war man aufmerksam gewesen, all die alten wunderlichen Etikettenformeln aus der Rumpelkammer hervorzuholen, da fehlten nicht die goldbrokatnen Röcke und Federhüte des Adels, die Prachtgewänder der Geistlichkeit und die schlichten schwarzen Mäntelchen der Gemeinen — der Hofmarschall und Ceremonienmeister hatte mehr bei der Sache gethan als die ganze Regierung.

Die Eröffnung fand unter bedeutsamen Umständen statt. Der Bischof von Nancy leitete die Feierlichkeit durch eine Festrede ein. Das war keine Predigt, sondern eine Volksrede, die überfloß von Schlagwörtern wie Freiheit, Gleichheit, Menschenrechte und bei jeder anzüglichen Stelle eifrigst beklatscht wurde. Als der feierliche Zug sich nach dem Schlosse bewegte, wurde der König von den Massen mit einem Lebehoch empfangen, die Königin fast stumm,

der Herzog von Orleans, weil er mit dem Hofe überworfen war, mit Jubel, selbst Mirabeau erhielt von dem Volk die erste Begrüßung.

Die Eröffnungsreden am 5. Mai wurden vom König, vom Großsiegelbewahrer und vom Finanzminister gehalten; sie enthielten das Geständniß der völligen Rath- und Hilflosigkeit der Regierung und gaben den selbständigen Köpfen der Versammlung den Muth, das Steuer in die Hand zu nehmen.

Die Rede des Königs war voll Wohlwollen, aber ohne politischen Inhalt; sie hatte überhaupt wenig Beziehung auf die Lage der öffentlichen Verhältnisse, das Einzige, was hierüber gesagt wurde, war das Bekenntniß, „die Staatsschuld, schon ungeheuer bei seinem Regierungsantritt, sei noch gewachsen durch den kostspieligen, aber ehrenvollen Krieg in Amerika, davon sei Erhöhung der Steuern die Folge gewesen und diese habe deren ungleiche Vertheilung noch fühlbarer gemacht.“ Dazu kam eine zweimalige Erwähnung des herrschenden Geisteszustandes: „Eine allgemeine Unruhe, ein überreiztes Verlangen nach Neuerungen hat sich der Gemüther bemächtigt und wäre im Stande, schließlich die öffentliche Meinung ganz zu verwirren, wenn man sich nicht beeilte, ihnen durch eine Vereinigung weiser und gemäßigter Rathschläge einen Halt zu geben,“ und dann: „die Geister sind in Wallung; aber eine Versammlung von Vertretern der Nation wird ohne Zweifel nur die Stimme der Weisheit und der Klugheit hören.“

Also weder ein Befehl, noch ein Rath aus königlichem Munde, es war ein: vogue la galère! Man überließ das Schiff den Wellen und dem Sturm.

Nun kam der Siegelbewahrer Barentin mit einer langen schwülstigen Rede, von der, wie der Moniteur beifügt, ein großer Theil wegen der schwachen Stimme des Sprechers für die Zuhörer verloren ging. Der Minister begann mit pomphaften Phrasen auf Ludwigs XVI. Regierung, pries dann die Nothwendigkeit, im Verein mit dem Volke zu regieren, und der Hauptfrage, ob die drei Stände mit oder ohne einander berathen und abstimmen sollten, war nur beiläufig in den Worten gedacht: „Der König habe die alte Form der Berathung, d. h. nach Ständen, nicht verändert, und obwohl es wünschenswerther scheine, nach Köpfen zu berathen, weil das den Vortheil gewähre, daß man den allgemei-

nen Wunsch besser kennen lerne, so habe der König doch gewollt, daß diese neue Form nur mit der freien Zustimmung der Reichsstände und mit der Gutheißung Seiner Majestät eingeführt werden sollte."

Am Schlusse kam Necker, der Mann des allgemeinen Vertrauens, dessen Rede man mit großer Spannung entgegensah.

Wenn Etwas die unbeschreibliche Selbsttäuschung dieses Mannes kennzeichnet, so war es diese Rede. Necker holte ein umfängliches Manuskript hervor und las der Versammlung drei tödtlich lange Stunden Zahlen und Posten von Einnahmen und Ausgaben vor, wobei natürlich den Hörern schon nach dem ersten Drittel die Geduld ausging und diese abgeschmackte Weise sollte noch eine Art Kunstgriff sein. Das Ergebniß der Vorlesung war, daß Frankreich nur eine Schuld von 56 Millionen habe und daß man diese mit Ersparnissen decken könne. Eine finanzielle Nöthigung, zu außerordentlichen Mitteln zu schreiten, habe darum eigentlich nicht vorgelegen und nur die unermeßliche Gnade des Königs habe der Nation diese Gelegenheit gegeben, ihre Wünsche zu äußern. Also ein Stück Höfling, der sich nach oben verbeugt, und ein Zahlenroutinier, der nach unten jene Kunst der Zahlengruppirung handhabt, von der wir schon früher gesprochen.

Die entscheidenden Zahlen, auf die hier Alles ankam, waren versteckt und sie lieferten ein völlig anderes Ergebniß. In Wahrheit hatte der Staat im Augenblick, da jene Rede gehalten wurde, bereits von den laufenden Einnahmen nach einem seit Jahren üblichen Brauch anticipirt: 271½ Millionen, dazu kamen rückständige Renten 160 Millionen und Rückstände der Ministerien 120 Millionen*), zusammen eine schwebende Schuld von 551½ Millionen, zu deren Deckung alle Mittel fehlten, eine Finanzlage, der ohne einen Umsturz der ganzen Staatsordnung gar nicht zu helfen war, und Angesichts dieser Thatsache hatte Necker den wenig beneidenswerthen Muth, von nur 56 Millionen zu sprechen.

Seine Rede war ein Kniff, mit der Langeweile seiner Zahlen wollte er die Leute hinhalten, und mit dem beschönigenden Ergeb-

*) Diese Ziffern gibt H. nach Sybel. Boiteau beziffert die Anticipationen auf 262 Mill.

niß über die wirkliche Lage täuschen. Ein paar Monate später mußte er vor die Versammlung hintreten und hunderte von Millionen Anleihe bewilligt haben.

Prüfung der Vollmachten.

Die wichtigste Frage für die Zukunft der Regierung wie der Stände war vorläufig die: Wie soll die Versammlung berathen?

Die Antwort auf diese Frage stand gesetzlich nur der Regierung zu. Machte sie nicht Gebrauch von diesem Recht, so hatte sie sich der Revolution preisgegeben. Die 15 Jahre der Experimente drehten sich um nichts Anderes, als darum, ob sich mit den alten Ständen verhandeln lasse oder nicht? Weil sich mit ihnen nicht verhandeln ließ, hatte man seine Zuflucht zu den Reichsständen genommen. Turgot, Necker, Calonne, Brienne, Alle waren gescheitert an den Bevorrechteten, ob sie Parlamente, ob sie Notabeln hießen oder wie sonst. Durch ihren Widerstand war die Maschine schließlich in jenes Stocken gekommen, wo die Privilegirten Reichsstände verlangten, um die Krone zu unterwerfen, und die Regierung sie gewährte, um die Privilegirten zu bändigen. Hätten Beide gewußt, was das hieß, die Haare hätten ihnen zu Berge gestanden.

Ließ nun der König berathen nach Ständen, so stimmten zwei Stände gegen einen und die zwei wehrten Alles ab, was gegen die alte Ordnung ging. Es wiederholte sich dann in einem Körper von über 1100 Köpfen dasselbe Schauspiel, das man bisher in den Parlamenten und bei den Notabeln gesehen hatte.

Darum war es so erstaunlich naiv von der Regierung, eine doppelte Vertretung des dritten Standes anzuordnen und doch eine Abstimmung nach Ständen zu wünschen, wobei dann jene Doppelzahl ganz werthlos war. Ueberhaupt war es nicht Sache der Regierung, zu wünschen, sondern zu befehlen, sonst mußte sie sich in Alles fügen, und das Letztere geschah denn auch.

Es begann die Verhandlung zur Prüfung der Vollmachten und der Wahlakten.

Gleich hier gingen die Wege der Stände weit auseinander. Am 6. Mai versammelten sich der Clerus und der Adel, jeder

Stand in seinem Local, und begannen die Prüfung der Vollmachten, als ob es gar keinem Zweifel unterliegen könne, daß dies wie jedes andere Geschäft von jedem Stande abgesondert für sich erledigt werden müsse. Sie beriefen sich dabei auf die letzten Reichstage von 1588 und 1614.

Der dritte Stand betrachtete es als ebenso selbstverständlich, daß gleich hier die gemeinsame Thätigkeit zu beginnen habe, wartete in dem ihm angewiesenen Raume, der zugleich als allgemeiner Versammlungsort bestimmt war, ein paar Stunden und ging, als er um 2 Uhr erfuhr, daß die anderen Stände getrennte Berathung wollten, für den nächsten Tag auseinander. Er vermied es sorgfältig, irgend eine Handlung für sich vorzunehmen, die auf Constituirung deutete und aus der sich ableiten ließ, daß er damit die Verhandlung in getrennten Ständen gutheißen wolle.

Am 7. Mai werden auf Mounier's Vorschlag die anderen Stände privatim eingeladen zu kommen, weil Mirabeau erklärt, eine officielle Abordnung sei unmöglich, ehe ihre Vollmachten geprüft und die Constituirung erfolgt sei. Die Herren vom Adel und der Geistlichkeit kommen natürlich nicht, aber der dritte Stand weicht auch nicht aus seiner Haltung. Am 11. Mai wählt der Clerus commissaires conciliateurs zur Vermittlung, während der Adel sich als konstituirt betrachtet und für sich verfährt, als ob Niemand außer ihm auf der Welt wäre. Am 13. Mai schickt auch er eine Deputation, um dem dritten Stand seine Beschlüsse zu eröffnen. Er solle auch Commissäre wählen, um der Prüfung der Vollmachten beizuwohnen und dann die Berathungen zu beginnen — aber der dritte Stand rührt sich nicht.

Diese passive Haltung ist charakteristisch für die vorherrschende Stimmung dieser großen Versammlung.

Man stellt sie sich leicht zu sehr nach der Analogie der späteren Versammlungen vor; man denkt an eine Auslese von heroischen, entschlossenen, ja extremen Köpfen, die von vornherein auf's Kühnste angelegt gewesen wären. Dem war nicht so. Wir wissen das aus unmittelbaren Zeugnissen jener Tage selbst, aus dem Kreise der Eingeweihtesten, die darin einig sind, daß diese Versammlung von 557 Menschen eine Versammlung war wie jede andere der Art, etwas Ungreifbares von unermeßlichen inneren Verschiedenheiten, eine Masse von einem halben Tausend Män-

nern, unter denen die Wenigsten ihre Nachbarn kannten, unter denen es noch keine Parteien und noch keine Führer für diese oder gar für die Gesammtheit gab.

Es gehört schon eine lang dauernde politische Agitation, eine nicht gewöhnliche Erhitzung der Leidenschaften dazu, wenn aus solchen Elementen ein Convent zu Stande kommen soll. Was hat es doch gekostet, bis ein solcher in Frankreich zu Stande kam! Mirabeau zumal, der später die Seele der Versammlung werden sollte, steht noch völlig allein, und so oft er spricht, versichert uns Bailly, begegnet seinen Vorschlägen, bei aller Bewunderung für sein Talent, ein allgemeines unbesiegbares Mißtrauen*); die besten Anträge haben erst die Ungunst zu überwinden, in der der Redner steht mit seiner fleckenvollen Vergangenheit und seinem verrufenen Lebenswandel.

Der Zwischenfall am 6. Mai ist hiefür bezeichnend.

Am Tage nach Eröffnung der Stände verbot eine königliche Ordonnanz das Erscheinen eines Blattes, in welchem Mirabeau unter dem Titel États généraux die Verhandlungen veröffentlichen und besprechen wollte, weil das Unternehmen gegen die Preßgesetze sei. Thatsächlich gab es in Frankreich keine Preßgesetze mehr; seit jenem Preisausschreiben des Ministeriums Brienne wagte allerhöchstens das Pariser Parlament durch Verbrennung eines ihm mißliebigen Buchs seine Impopularität zu vermehren, aber die Regierung wendete keine Censur mehr an und jetzt auf einmal wollte man gegen Mirabeau eine Strenge zeigen, zu der man seit zwei Jahren den Muth nicht mehr hatte.

Mirabeau erließ einen flammenden Brief an seine Wähler, es handelte sich gewiß um eine große Frage, die nicht die Person dieses Abgeordneten allein anging, aber die Versammlung schwieg, kein Mund öffnete sich. Mirabeau schleuderte einen zweiten Brief

---

*) — on était en garde contre tout ce qu'il proposait. Son avis dans sa bouche avait de la défaveur; cependant on admirait son talent — Mém. I. 303 ff. Damit stimmt, was Mirabeau selbst in einem Briefe (Mém. de Mir. II. S. 48) sagt: dans les ordres privilégiés on dit que c'est „mon insidieuse et funeste éloquence" qui acharne les communes; dans les communes on dit que „par trop de zèle je perdrai la chose publique". Là on cabale, ici on intrigue; partout je suis le point de mire de la calomnie et je vais mon chemin.

gegen die Regierung hinaus, worin es hieß: „Es ist also wahr, daß man, weit entfernt, die Nation zu befreien, nur darauf bedacht ist, ihre Fesseln noch drückender zu machen! Daß man im Angesichte der versammelten Nation wagt, mit Hofbeschlüssen hervorzutreten, welche ihre geheiligtesten Rechte antasten, und daß man, um dem Hohn die Beleidigung hinzuzufügen, die unglaubliche Verblendung hat, ihr diese That der Ministerwillkür wie einen Beweis zarter Fürsorge für ihr eignes Heil einreden zu wollen. — Jedermann weiß heute, daß solch falsche Schritte höchstens aus dem Ministerium kommen, daß der König daran unbetheiligt ist. So wahr ist es, daß, während wir auf der einen Seite rasch und entschieden der Gleichheit zusteuern, wir auf der anderen noch tief in den Klammern des Despotismus stecken. — 25 Millionen Stimmen verlangen Preßfreiheit, die Nation und der König verlangen einstimmig das Zusammenwirken aller einsichtigen Geister, und nun, nachdem wir genarrt worden sind mit einer trügerischen, arglistigen Duldung, hat ein angeblich volksthümliches Ministerium die Stirn, unsere Gedanken zu versiegeln, der Lüge den Freihandel zu gestatten und die unerläßliche Ausfuhr der Wahrheit als Schmuggel zu verbieten."

In Versailles zitterte man. Mirabeau's Blatt erschien unter verändertem Titel (Lettres à mes commettants) weiter, aber während die Wähler der Stadt Paris eine Kundgebung zu seinen Gunsten und der in ihm bedrohten Preßfreiheit veranstalteten, rührte sich in der Versammlung Niemand. Bei diesem ersten Lebenszeichen stand Mirabeau noch allein, von der Kühnheit, die aus seinen Worten sprach, war die Versammlung noch weit entfernt; er weiß das sehr gut und schreibt einmal: „Kühne Anträge wagte ich nicht, denn ich war überzeugt, daß, wenn es ernst wurde, sie sich doch besonnen und mich in Stich gelassen haben würden. Darum warten wir ab." Charakteristisch ist übrigens an jenem Brief insbesondere die scharfe Unterscheidung, welche Mirabeau zwischen dem Ministerium und dem König macht; jenes stellt er dem Hasse bloß, diesen will er als natürlichen Bundesgenossen der Nation in Achtung erhalten.

Der Hader der Stände dauerte ungeschlichtet fort. Verschiedene Vorschläge der Vermittlung werden gemacht, Mirabeau erinnert die Gemeinen, daß sie in ihrem guten Rechte seien, und Boissy

d'Anglas spricht das prophetische Wort: „Der Tag wird kommen, wo ihr die lang vergessene Wahrheit beherzigen werdet, daß die Bitten des Volks Befehle, daß seine Beschwerden Gesetze sind und daß hier in Wahrheit die Nation tagt, während die anderen Stände nur Bruchtheile davon sind." Conferenzen von Commissären der drei Stände, die vom 23.—25. Mai dauern, haben kein anderes Ergebniß als eine neue Schärfung der Gegensätze, zwischen denen der Clerus lavirend auf der Lauer steht.

Da am 28. Mai mengte sich der Hof dazwischen. Wie Alles, was er thut, ist auch dieser Schritt aus dem Schaukeln zweier Parteien zu erklären, die den König hin- und herzerren, von denen die schlimmere wenigstens weiß, was sie nicht will, während die bessere nicht einmal weiß, was sie will.

„Ich bin," hieß es in der Zuschrift des Königs, „unterrichtet worden, daß die Schwierigkeiten, die sich hinsichtlich der Prüfung der Vollmachten erhoben haben, noch fortbestehen, trotz aller Bemühungen, sie zu schlichten. Nicht ohne Verdruß und selbst Beunruhigung sehe ich die Nationalversammlung, die ich berufen habe, um im Verein mit mir die Wiedergeburt meines Königreiches zu leiten, in einer Unthätigkeit, die, wenn sie fortdauert, alle Hoffnungen vereiteln würde, welche ich für das Glück meines Volks und das Gedeihen des Staates auf ihre Wirksamkeit gesetzt habe."

Auch hier wieder nur Wünsche, Hoffnungen, Bedauern, Besorgnisse, aber kein lösendes Wort und kein einleuchtender Rath, geschweige denn ein passender Befehl. Ein solcher konnte wenigstens die angekündigte Weisung nicht heißen, die Conferenzen sollten am folgenden Tage in Gegenwart und unter Leitung einiger Regierungscommissäre wieder beginnen. Mirabeau macht entschiedene Vorschläge, aber es geht 29. Mai noch die gemäßigte Meinung durch, es mit den Conferenzen wieder zu versuchen.

Die Conferenzen fingen wieder an und hörten wieder auf, ohne daß eine Versöhnung erfolgte, und so dauerte die Unentschiedenheit 6 Wochen lang. Die Lage war gleichwohl um Vieles klarer geworden. Der König hatte seine Unschlüssigkeit von Neuem bewiesen, der Adel seinen blind unzugänglichen Trotz klar an den Tag gelegt, von Aussicht auf billige Vereinbarung mit solchem Unverstand konnte keine Rede mehr sein — sint ut sunt aut non

siut hieß es da. — Dabei hatte er in der amerikanisirenden Partei doch eine starke Minderheit, auf welche die Gemeinen zählen durften, der Clerus vollends mit der Mehrheit der Pfarrer versprach durchaus keinen nachhaltigen Widerstand, wenn eine kräftige Initiative ergriffen wurde. Volle Einigkeit war nur beim dritten Stand und nun kam der Druck der steigenden Unzufriedenheit von Außen.

Sechs Wochen waren vergangen, seit man mit ungemessenen Erwartungen die Reichsstände hatte zusammentreten sehen und während dieser ganzen Zeit hatte man fruchtlos gestritten über eine Frage, die man dem Verständniß des gemeinen Mannes gar nicht einmal klar machen konnte. Wer in solcher Lage handelte, etwas Mögliches, Ausführbares vorschlug, der hatte die Nation. So ist das immer.

Wer in Tagen solcher Unentschiedenheit rasch handelt, dem folgen die Massen. Ergriff das Königthum die Initiative, dann folgte ihm das Volk, weil es aus dieser unleidlichen Crisis herauskommen mußte; that es den Griff nicht, so dankte es ab zu Gunsten der Macht, die ihn statt seiner unternahm. Und so geschah es.

Der dritte Stand als National-Versammlung.

Am 10. Juni machte Mirabeau einem entscheidenden Antrag Bahn. Er trat auf die Rednerbühne und forderte mit seiner Löwenstimme die Aufmerksamkeit der Versammlung für einen höchst wichtigen Vorschlag, den der schüchterne Abbé Sieyes, der Abgeordnete für Paris, machen wolle.

Sieyes entwickelte seinen Antrag in wenig Worten. Er konstatirt zunächst, daß bei den langen Verhandlungen mit den beiden ersten Ständen die Gemeinen „eine freimüthige und leidenschaftslose Haltung bewahrt haben, die von Seiten Jener mit Heuchelei und Winkelzügen"*) vergolten worden sei, erinnerte die Versammlung, daß sie nicht länger in Unthätigkeit verharren dürfe, ohne ein Verbrechen an ihren Pflichten gegen die Wähler und das Land zu begehen und schloß mit dem Antrag, die Herren vom

*) payée d'hypocrisie et de subterfuges.

Adel und vom Clerus durch eine letzte Aufforderung (une dernière sommation) zur gemeinsamen Prüfung der Vollmachten im Saale der Gemeinen einzuladen und dann, unter Protokollirung der nicht Erschienenen, ohne Aufschub an das Werk der Constituirung zu gehen. Der Antrag wurde mit lebhaftem Beifall begrüßt; er war das Losungswort, das Werde der Revolution. Mit einer kleinen Milderung im Ausdruck (statt sommation wurde invitation gesetzt), wurde er wirklich zum Beschluß erhoben.

Am 12. Juni rechtfertigten die Gemeinen in einer Adresse an den König den gefaßten Beschluß, am Tage darauf begann, ohne daß die Privilegirten eingelenkt hätten, die Prüfung der Vollmachten; noch in derselben Sitzung erschienen, vom allgemeinen Enthusiasmus begrüßt, drei Pfarrer, die sich dem dritten Stande anschlossen, während der Adel seine frühere Ablehnung erneuerte. Unter fortwährenden Uebertritten einzelner Pfarrer hatte die Prüfung ihren Fortgang, am 15. ward sie geschlossen, damit hatten sich die Gemeinen als Vertretung der Nation konstituirt und nur der Name fehlte noch.

Darüber erhob sich eine lebhafte Berathung vom 15.—17. Juni.

Gegenüber den Vorschlägen, die mit mehr oder weniger Bewußtsein von dem Gedanken der Allmacht der Versammlung eingegeben waren und die schließlich in der Bezeichnung assemblée nationale gipfelten, verlangt Mirabeau den Namen Vertreter des französischen Volks (représentants du peuple français). Weiter, meint er, dürfe man nicht gehen, jede Bezeichnung darüber hinaus sei eine Usurpation, die man vielleicht später zu bereuen Ursache habe. Er hat eine vollkommen klare Vorstellung von der ungeheuren Gefahr, die in einer einzigen Versammlung von unbegrenzter Souveränetät liegt, ihm schwebte dagegen das Bild einer, verfassungsmäßig geordneten, festen monarchischen Gewalt vor, die mit einer solchen parlamentarischen Souveränetät nicht mehr vereinbar war. Viel glänzende Worte sind damals gesprochen worden, aber staatsmännisch war doch nur, was Mirabeau sagte. Die Versammlung wollte damals noch nicht das Ueberwachsen des Parlaments über die Monarchie, 9/10 des Hauses waren noch gut monarchisch gesinnt, aber die Gefahr, die in dem Namen lag, sahen sie nicht ein und ließen sich über ihr Ziel

hinaustreiben. Mirabeau hielt damals eine weltgeschichtlich bedeutende Rede.

Nach einem kurzen Ueberblick über die Lage, in dem die Haltung des Adels einer furchtbaren Kritik unterzogen wird und nach einigen Bemerkungen gegen den schwerfälligen Titel, den Sieyes als Benennung der Gemeinen vorgeschlagen, sagte er:

„Wählt keine Bezeichnung, die irgend Jemanden erschreckt. Sucht eine, die man euch nicht bestreiten kann, die milder und in ihrer Fülle nicht weniger imposant, für alle Zeiten passe, jeder Entwicklung fähig sei, die euch von den Ereignissen zugestanden werden wird und die im Nothfall den Rechten und Grundsätzen der Nation als Waffe dienen wird zu Schutz und Trutz. Diese Bezeichnung liegt nach meiner Ansicht in der Formel: Vertreter des französischen Volks.

Wer kann euch diesen Namen streitig machen? Und zu was kann dieser Name nicht werden, wenn eure Grundsätze bekannt sein werden, wenn ihr einmal gute Gesetze geschaffen und das öffentliche Vertrauen errungen haben werdet?"

Hier war jedes Wort sorgfältig abgewogen, aber es wurde nicht nach Verdienst gewürdigt. Er sprach weiter vom Veto und von den Gefahren des parlamentarischen Despotismus. Eindringlich mahnt er gleich hier den festen Boden der wirklichen Zustände nicht leichtfertig preiszugeben:

„Wenn der Metaphysiker eine Reise auf der Landkarte macht, dann gleitet er leicht über jede Unebenheit hinweg, er kehrt sich nicht an Berge noch Wildnisse, nicht an Ströme noch Abgründe; aber wenn man dieselbe Reise in Wirklichkeit machen und an sein Ziel kommen will, muß man sich ohne Unterlaß erinnern, daß man auf der Erde wandelt und nicht in der idealen Welt."

Am Abend desselben Tages kommt er auf das hart angegriffene Veto zurück und ruft aus:

„Ich halte das Veto des Königs in dem Maße für unerläßlich, daß ich lieber in Constantinopel als in Frankreich leben möchte, wenn es der König nicht hätte; ja, ich erkläre das hier, ich wüßte mir nichts Schrecklicheres zu denken als die souveräne Aristokratie von 600 Personen, die morgen sich für unabsetzbar, übermorgen für erblich erklären und am Ende, wie alle Aristokratieen der Welt, Alles an sich reißen würden."

Damit war die Geschichte des Convents in drei Worten geschrieben. Aber man verstand das nicht, man hatte jetzt nur Angst vor der Monarchie und parirte nach der Seite, wo der Stoß zuletzt hergekommen war.

Noch eine dritte, große Rede hielt Mirabeau am Abend des 16., in der er unter steigendem Murren der Versammlung den verächtlichen Nebenbegriff im Worte peuple zu beseitigen sucht; am Morgen des 17. wurde der Titel assemblée nationale angenommen.

Die wichtigste Stelle dieses Beschlusses lautet:

„Die Bezeichnung: Nationalversammlung ist die einzige, welche bei der gegenwärtigen Lage der Dinge dieser Versammlung ziemt, weil ihre Mitglieder die einzigen gesetzlich und öffentlich bekannten und beurkundeten Vertreter sind, weil sie unmittelbar von nahezu der Gesammtheit der Nation geschickt sind, weil endlich, da die Vertretung eine untheilbare Einheit bildet, keiner der Abgeordneten, in welchem Stande und in welcher Classe er gewählt sein mag, das Recht hat, seine Befugnisse außerhalb der gegenwärtigen Versammlung zu üben."

Daran knüpfen sich zwei, auf Targets Antrag, einstimmig gefaßte Beschlüsse, welche sich auf den herrschenden Nothstand des Staates und des Volkes beziehen.

Erstens wird erklärt, daß die ausgeschriebenen Steuern und Auflagen, obwohl ungesetzlich angeordnet und eingenommen, in der bisherigen Weise forterhoben werden sollen bis zu dem Tage, wo die Versammlung auseinandergeht, daß aber nach diesem Tage keine Erhebung von Steuern und Auflagen, welcher Art immer, stattfinden darf, außer wenn sie förmlich und frei von der Versammlung bewilligt sind, und daß, bis die Prüfung und Consolidirung der Staatsschuld erfolgen kann, die Gläubiger des Staates unter den Schutz der Ehre und Loyalität der französischen Nation gestellt sind.

Zweitens wird erklärt, die Versammlung halte es im Augenblick, da sie ihre Thätigkeit beginnt, für ihre erste Pflicht, die Ursachen zu prüfen, welche die Hungersnoth in den Provinzen des Reichs herbeigeführt haben und die Mittel ausfindig zu machen, welche auf die wirksamste und rascheste Weise Abhilfe zu schaffen geeignet sind. Zu dem Behuf wird ein Ausschuß niedergesetzt und

der König gebeten, diesem alle nöthigen Nachweise zukommen zu lassen.

Das war ein weltgeschichtlicher Beschluß. Das ausschließliche Steuerbewilligungsrecht der Volksvertretung war im vollsten Umfang in Anspruch genommen, den Staatsgläubigern die Lockung hingeworfen: wir stehen ein für die Verbindlichkeiten, die der Staat euch schuldet, und den vielen Tausenden, denen am täglichen Brod mehr lag als an bürgerlicher Freiheit, war versprochen, daß ihr Hunger gestillt werden solle.

Die Ballhaussitzung und die séance royale 20.—23. Juni.

In ganz Frankreich war nur eine Stimme der freudigen Anerkennung für diesen Beschluß. König und Ministerium, wenn sie ihre Neigung und ihren Instinkt der Selbsterhaltung allein befragten, hatten alle Ursache, ihn gleichfalls gut zu heißen; sie hätten sich gesagt: es ist gut so, die haben für uns die Kastanien aus dem Feuer geholt, wir stellen uns halb gezwungen und sagen Ja — sie liebten ja die Privilegirten nicht. Aber es erneuert sich der alte Kampf der widerstrebenden Einflüsse, als deren Spielball wir die Regierung kennen und nach einem Schwanken von 2—3 Tagen war die Frage entschieden. Der König machte die Sache der Privilegirten zu seiner eigenen, entschloß sich, noch einmal seine letzten Kräfte an einen Staatsstreich zu setzen und diesen Staatsstreich nicht für sich, sondern für seine schlimmsten Feinde zu wagen.

Der Sitzung vom 20. Juni wurde mit großer Spannung entgegengesehen; man erwartete den Uebertritt der Mehrheit des geistlichen Standes, welche am Tage vorher sich für gemeinsame Prüfung der Vollmachten entschieden hatte, während der Adel gegen die Beschlüsse vom 17. im Namen der alten „Verfassung“ protestirte.

Dem massenweise zuströmenden Publikum wie den Abgeordneten, die sich gegen 9 Uhr im Sitzungsraum zusammenfinden wollten, war eine andere Ueberraschung vorbehalten. Sie fanden die Eingänge verschlossen und von Soldaten umstellt. Eine Kundmachung, die in den Straßen verlesen wurde, erklärte dies damit,

daß die Räume hergerichtet werden sollten zu einer königlichen Sitzung, welche Se. Majestät am 22. Juni abzuhalten gedächte.

Der Zusammentritt der beiden Stände war damit gehindert und das war wohl der eigentliche Zweck. Man dachte, die Sache wäre damit abgethan, aber es war zu spät.

Die 600 Menschen waren eine Macht geworden, hinter der die unermeßlich erregte öffentliche Meinung stand. Der Versuch, die Versammlung stumm zu machen, wurde zu einem neuen Triumph für die Gemeinen und zu einer neuen Niederlage der Regierung.

Die entrüsteten Abgeordneten sagten: können wir hier nicht tagen, dann tagen wir in einem andern Raum, der uns aufnehmen kann. Man zog, geleitet von einer großen Menschenmenge, in das Ballhaus (jeu de paume).

Hier machte sich der Unmuth über die erlittene Behandlung Luft, aber auch der Entschluß ward ausgesprochen, daß man sich treu bleiben und keinerlei kleinlichen Chikanen weichen wolle und als jetzt Einer vorschlug, die Versammlung solle Mann für Mann den feierlichen Eidschwur leisten, sich nicht zu trennen, wo immer sie genöthigt werden sollte, Sitzung zu halten, bis die Verfassung des Königreichs aufgerichtet und auf haltbare Grundlagen gebaut sei, da fand er allseitige Zustimmung. Ein Einziger, Martin, protestirte, aber „ein allgemeiner Schrei der Entrüstung erhob sich gegen ihn", sagt der Moniteur. Von stürmischer Begeisterung fortgerissen, leistete die Versammlung den Eid und der Eindruck des feierlichen Auftritts ging durch ganz Frankreich.

Am 22. Juni fand in der Kirche des h. Ludwig, die man aufgesucht hatte, weil Graf Artois das Ballhaus nicht mehr hergab, eine nächste Sitzung statt, in welcher 149 Geistliche, geführt von zwei Erzbischöfen und drei Bischöfen, sich unter lautem Jubel mit den Gemeinen vereinigten.

Die séance royale war auf den 23. verschoben worden.

Man erwartete sie mit Spannung. Niemand wußte was daraus werden, Niemand ahnte, wie weit der König gehen würde. Der König war im Begriff, aus eigener Machtvollkommenheit eine Verfassung zu geben, aber sie unter die Autorität der Privilegirten zu stellen, seine eigene monarchische Gewalt zu beschränken, aber auf eine Weise, die vielleicht eine neue Revolution hervorrief

Diese Verfassung ist nie wirklich geworden, an demselben Tage, wo sie verkündigt wurde, war sie auch schon ein zerpflücktes Blatt Papier. Aber das Scheitern dieses letzten Versuchs der alten Staatsgewalt, sich aufzuraffen, steigerte nur den Muth der Versammlung, die gedemüthigt werden sollte, und da der Adel noch nicht nachließ mit seinen Attentaten, so kam es zu einem blutigen Ausbruch furchtbarster Art, der so siegreich war, wie nur Etwas sein konnte.

Am 23. versammelten sich die drei Stände unter Förmlichkeiten, die an die lits de justice erinnerten, um den Befehl des Königs zu vernehmen.

Ludwig bestieg den Thron, sprach verlegen, ängstlich, fast zitternd eine Reihe gebieterisch klingender Worte aus, die man ihm aufgeschrieben hatte; er befahl, aber seine Haltung widerlegte sein Befehlen, er drohte, aber Stimme und Geberde verriethen die eigene Seelenangst.

Nach einigen einleitenden Worten, worin der König sein Mißvergnügen darüber aussprach, daß in den zwei Monaten seit ihrem Zusammentritt die Stände noch nicht einmal über die erste Formfrage der Berathung hinausgediehen seien, verlas ein Staatssekretär eine Erklärung in 5 Artikeln, deren erster die Beschlüsse vom 17. für ungiltig erklärte: darauf in 35 Artikeln eine Reihe freisinniger Verheißungen (Steuer- und Anleihebewilligungsrecht der Stände, Abschaffung der Taille, der Frohnen und der Leibeigenschaft, der Staatsgefängnisse und Haftsbriefe, Einführung von Provinzialständen, sowie Presse, Justizreformen betreffend), aber — die neuen Stände sollten berathen und stimmen wie die alten, nämlich nach Ständen. Demgemäß war denn auch das letzte Wort des Königs: „Ich befehle Ihnen, meine Herren, sofort auseinander zu gehen und sich morgen früh in den abgesonderten Berathungsräumen, Stand für Stand, zur Wiederaufnahme Ihrer Arbeiten einzufinden."

Nahm man die letzte Clausel weg, so enthielten die Gewährungen mehr, als einst Turgot verlangt hatte: was Frankreich fehlt, hatte dieser einmal gesagt, ist eine Verfassung; hier waren die Grundzüge einer Verfassung mit Ständeversammlung, Sturz des Feudalstaates und vielen wohlthätigen Reformen, aber was früher großen Dank geerntet haben würden, ward jetzt nicht bloß

unzureichend, sondern beleidigend gefunden, denn der letzte Satz hob wieder Alles auf, was die vorausgehenden verheißen.

Gehörte doch ein wahrer Köhlerglaube dazu, um zu meinen, die Privilegirten würden jetzt anders stimmen, als sie seit 15 Jahren gestimmt hatten. Sie hatten ja Alles vereitelt, was seit 1774 zu Gunsten von Reformen in Angriff genommen worden war. Alle Zusagen blieben leer, wenn das voter par ordre hinzugefügt ward, das nur den beiden privilegirten Ständen, der Nation aber und dem Thron gar nicht nützte.

Das war die entsetzliche Unklugheit des Schrittes vom 23. Juni. Man gewährte in Worten viel und setzte etwas hinzu, was ganz Frankreich tödtlich verhaßt war und dabei kettete der König das Schicksal der eigenen schon schwer erschütterten Macht an das einer andern, die bereits ins Mark getroffen war.

Die Minister waren dem König alle gefolgt bis auf Necker, der „durch seine Abwesenheit glänzte." Man hat das damals als einen äußerst freisinnigen, charaktervollen Schritt bewundert, aber warum, wenn er gegen das Verfahren war, gab er sein Ministerium nicht auf?

Als der König den Saal verlassen hatte, folgten ihm auf dem Fuße beinahe alle Bischöfe, einige Pfarrer und ein großer Theil des Adels. Die Uebrigen blieben zurück. Einen Augenblick waren sie rathlos, betroffen, vielleicht hatte die Majestät des Königthums auf gar Viele noch einmal ihren Zauber geübt; Einer sah den Andern betreten an, und ein dumpfes Murren war hörbar, als Mirabeau sich erhob.

Kühn, herausfordernd, wie er noch nie gesprochen, wie die Gemeinen noch nie angeredet worden waren, sprach er nicht wie sonst gegen verblendete Minister, die den König verführt, sondern direkt gegen die „beschimpfende Diktatur" des Trägers der Krone, der sich vermesse, Gesetze zu geben, wo er sie zu empfangen habe als „Bevollmächtigter" (mandataire) der Nation.

„Ich verlange", rief er, „daß Ihr im Gefühle Eurer Würde und Eurer gesetzgebenden Gewalt Euch einschließt in die Heiligkeit Eures Eides, der uns nicht gestattet, auseinanderzugehen, ehe wir die Verfassung gemacht haben."

Da kam der unvermeidliche Oberceremonienmeister Marquis

de Brezé herein und ließ mit leiser, unsicherer Stimme einige Worte fallen. „Lauter", rief man ihm zu.

„Meine Herren", ließ er sich jetzt vernehmen, „Sie haben den Befehl des Königs vernommen."

„Ja", fuhr ihn Mirabeau an, „wir haben die Zumuthungen vernommen, die man dem König untergeschoben hat und Sie, der Sie hier sein Sprecher nicht sein können, der Sie hier weder einen Sitz noch eine Stimme haben, Sie sind nicht der Mann, uns seine Worte zu wiederholen. Um aber jeder Zweideutigkeit und jedem Aufschub vorzubeugen, erkläre ich hier, daß, wenn man Sie beauftragt hat, uns hier fortzuweisen, Sie sich Befehle schaffen müssen, um Gewalt anzuwenden; denn wir werden diesen Platz nicht räumen, es sei denn, vor der Uebermacht der Bayonnette."*)

Ja, ja! rief es stürmisch von allen Seiten.

Mirabeau hatte die Gewalt der Bayonnette herausgefordert und gewiß: suscipere et finire heißt es in solchen Dingen. Das Schlimmste ist einen Staatsstreich halb machen. Selbst die ärgsten Mittel werden milder beurtheilt, wenn ein Staatsstreich gelungen ist, aber einem mißlungenen verzeiht man Nichts. Die Bayonnette waren bereit, leicht hätten sie die Versammlung auseinandergetrieben, damit freilich die Revolution noch nicht erstickt. Aber der König scheute vor Anwendung des Aeußersten zurück.

Als der Oberceremonienmeister den Bescheid der Versammlung überbrachte, sagte er: Wenn sie nicht gehen wollen, mögen sie beisammen bleiben.

Und diesen Mann wollte man zu Staatsstreichen verleiten und zu kühnen Schritten veranlassen! Nichts thörichter und ungerechter als die wahnsinnigen Anklagen, die später diesen König zu einem blutdürstigen Tyrannen stempeln wollten. Dazu hatte er nicht eine Ader in sich.

Mit dieser Antwort aber war der 23. Juni für das Königthum eine verlorne Schlacht. Die Versammlung tagte weiter.

„Meine Herren", schloß Sieyes seine kurze Ansprache, „Sie

*) So der Moniteur. Nach der volksmäßigen Ueberlieferung habe er statt je déclare u. s. w. gesagt: allez dire à votre maître que nous sommes ici par la volonté du peuple et que nous n'en sortirons que etc.

sind heute noch was Sie gestern waren"; einstimmig erklärt sie, daß sie festhalten wolle an den gefaßten Beschlüssen und fügt auf Antrag Mirabeau's den neuen Beschluß hinzu, daß die Person jedes Abgeordneten unverletzlich und wer sich gegen diese Eigenschaft durch Anstiftung oder Thaten vergehe, infam, Verräther an der Nation und eines todeswürdigen Verbrechens schuldig sei. Mirabeau sagte bei diesem Antrag: „Heute segne ich die Freiheit um der edlen Früchte willen, die sie an der Nationalversammlung zeitigt. Die Unverletzlichkeit der Abgeordneten aussprechen, heißt nicht eine Besorgniß verrathen, sondern einer Eingebung der Klugheit folgen; es ist ein Zügel gegen die gewaltthätigen Rathschläge, die den Thron umlagern."

Am 25. Juni erschienen die ersten Abgeordneten von der Minderheit des Adels inmitten der Gemeinen, darunter der Herzog d'Aiguillon, der Marquis de Toulongeon, Beauharnais, der Herzog von Orleans, die Grafen Montmorency und Clermont-Tonnerre, Rochefoucauld, Lally Tolendal, Lameth, Latour-Maubourg — lauter Namen von ältestem Adel und seit dem amerikanischen Kriege von großer Popularität.

Die nächsten 2—3 Tage geschahen weitere Uebertritte. Mehrere vom Clerus folgten den Pfarrern — die Sache war verloren, nicht einmal die Privilegirten selber, denen der König zu Liebe sich bloßgestellt, hielten an dem Staatsstreich fest.

Am 27. und 28. Juni konnte bereits ein Bericht der Gemeinen sagen: wir sind die Vertreter der Nation, wird sind die Nation! Jetzt schrieb der König selber an die Vorsitzenden der beiden ersten Stände, sie möchten auch hinübergehen zu den Anderen und that ein Uebriges zu Gunsten derer, denen ihre Wähler ausdrücklich verboten hatten, sich auf irgend eine Verschmelzung einzulassen. Am Schluß des Monats war die Umwälzung vollendet, mit Unterstützung derselben Macht, die sie um 23. um jeden Preis hatte hindern wollen. Die Mehrzahl des Adels und der Geistlichkeit saß in der Nationalversammlung.

Die Monarchie hatte eine schwere Niederlage erlitten. Sechs Wochen hatte sie gezögert und zugesehen, dann hatte sie gedroht und getrotzt und sich endlich zurückgezogen, zuletzt sogar Ja und Amen gesagt. Mochte man die früheren Fehler vergessen, der Nachtheil blieb, daß die alte Gewalt, durch ihre passive Haltung

bereits moralisch bloßgestellt, nun auch den Zauber des Schreckens verloren hatte. Niemand fürchtete sie mehr, die Nationalversammlung hatte den Thron eingenommen.

Hofintriguen und Ministerwechsel.

Einen Weg gab es noch, nicht Alles, aber Vieles wieder gut zu machen: wenn jetzt der König sich rasch entschlossen hätte, aus dieser mächtigen Versammlung, wie Mirabeau schon am 10. Juni gerathen, sich die einflußreichsten Männer zu Ministern zu wählen und mit der Mehrheit zu regieren.*) Aber daran dachte im Schlosse

---

*) Ueber Mirabeau's Pläne und Ansichten seit dem 10. Juni bis zu Ende des Monats fügen wir aus Häusser's Aufzeichnungen Folgendes bei:

In der Unterredung mit Malouet (am 10. Juni), der ihm eine Zusammenkunft mit den Ministern Necker und Montmorin erwirken sollte, und auch in der That, freilich ohne Erfolg erwirkt hat, äußerte er: „Ich habe eine Auseinandersetzung mit Ihnen gewünscht, weil ich in Ihnen bei aller Ihrer Mäßigung einen Freund der Freiheit erkenne und weil ich vielleicht mehr als Sie entsetzt bin vor der Gährung, die ich in den Gemüthern beobachte, und vor dem Unheil, das daraus entspringen kann. Ich bin nicht der Mann, um mich schnöde an den Despotismus zu verkaufen; ich will eine freie, aber monarchische Verfassung. Ich will die Monarchie nicht erschüttern und sehe in dieser Versammlung soviel böse Köpfe, soviel Unerfahrenheit und Erhitzung, in den ersten Ständen eine so unüberlegte Widersetzlichkeit und Verbitterung, daß ich, wenn man nicht bald ein Ziel setzt, ebenso sehr als Sie, die grauenhaftesten Erschütterungen befürchte. Ich wende mich darum an Ihren redlichen Sinn; Sie sind näher mit den Herren Necker und Montmorin bekannt; Sie müssen wissen, was sie wollen und ob sie einen Plan haben; ist der Plan vernünftig, so werde ich ihn unterstützen." (Mém. de Mirab. VI. S. 60.)

Dann sagt Mirabeau Ende Juni (Bacourt: Correspondance de Mirabeau avec le comte de la Marck. Paris 1851 I. 91 ff.) auf die Frage, wie die Dinge gehen werden: „Zum Unheil Frankreichs. Soll es gerettet werden, so muß ohne Säumen das einzige zutreffende Mittel angewendet werden. Das System, das jetzt befolgt wird, ist abgeschmackt und wahnwitzig. Man überläßt die Versammlung sich selbst und schmeichelt sich, sie entweder mit Gewalt zu unterjochen, wie die aristokratische Partei sich vermißt, oder sie durch die leeren schwülstigen Redensarten des Herrn Necker zu zähmen, während die Regierung darauf ausgehen müßte, sich in ihr eine Partei zu bilden mit Hilfe der Männer, die die Kraft haben, sie zu lenken, sie fortzureißen und zu zügeln."

Niemand, wie Kinder waren sie erst unüberlegt dreingefahren und hatten sich nun aufs Schmollen geworfen, sie schlugen auf den Tisch, an dem sie sich gestoßen, waren mißvergnügt über Alles und Alle, nur nicht über sich selbst.

Durch ganz Frankreich ging jetzt der Sturm einer Bewegung, deren die Versammlung vielleicht nicht mehr Meister ward.

„Unbeschreiblich", sagt eine Flugschrift der Zeit, „war die fieberhafte Erschütterung von der Paris erbebte, bei dem einen Wort: der König hat Alles gestrichen. Nur eines Zeichens bedurfte es und der Bürgerkrieg brach aus. Alle Provinzen sind ohne Handel und Wandel und fast ohne Brod, was kann man Besseres thun, als losschlagen, wenn man Hungers stirbt?"

In den Provinzen machte sich das Volk mobil; es sind in jenen Tagen hunderte von Adressen eingekommen, die nicht bloß in allgemeinen Redensarten, die immer wohlfeil sind, Dies und Jenes zur Verfügung stellten, sondern die anfragten, ob man nach Versailles marschiren sollte, um die bedrohten Abgeordneten zu schützen?

Wenn die Versammlung nicht wollte, so mußte sie. — Paris, der riesenhafte Körper, fing in diesen Tagen an, seine, von Versailles unabhängige, persönliche Politik geltend zu machen, und das alte französische Heer war nicht mehr vorhanden. Das berühmte Regiment französischer Garden, gebildet aus der Auslese einheimischer Truppen, von fremden Elementen nicht berührt, in dem man gewohnt war, Alles was Ritterlichkeit und Heldenthum entfernt bedeutete, vereinigt zu sehen, dies Regiment war zu einer zügellosen Bande geworden, wo die Offiziere vor ihren Mannschaften flüchten mußten.

Es fehlen in solchen Dingen nicht die kleinen, schmutzigen Mittel, deren sich jede Revolution zu ihrer Propaganda bedient: freies Zechen, freies Essen u. s. w., aber thöricht ist es zu glauben, daß damit allein Etwas ausgerichtet werden kann. Wo ein

---

Einige Tage später: „Lassen Sie doch im Schlosse wissen, daß ich viel mehr für als gegen sie gestimmt bin."

Am 13. Juni war sein Vater gestorben und hatte ihm 50,000 Francs Rente hinterlassen; zum ersten Mal in seinem Leben hatte er ein zuverlässiges Einkommen. Dies überzeugte La Marck, daß es ihm nicht darum zu thun war, sich zu verkaufen.

Staatswesen nicht morsch ist, läßt sich mit solchen Mitteln Nichts erreichen. Der Soldat war dem Heer entfremdet, genau aus denselben Gründen, aus denen der Bürger von dem alten Staate abgefallen war; der Offizier war für ihn der Privilegirte im Waffenrock, noch gehässiger, weil eine barbarische Mannszucht dies Uebergewicht doppelt empfindlich machte.

Als man jetzt versuchte, ein paar Meuterer in der Abtei einzusperren, da zog das Regiment in Massen vor das Gebäude, erbrach die Thüren, befreite die Kameraden und keine Autorität konnte das hindern oder bestrafen.

Der Schrecken der alten Gewaltmittel war dahin und in Nancy kam es vor, daß selbst die Schweizer, auf deren Treue man Häuser gebaut, das Signal zur Meuterei gaben.

So lagen die Dinge, als in den Kreisen der Privilegirten und des Hofadels der Gedanke reifte: man muß noch einmal, aber mit doppelter Energie versuchen, was neulich der Schwäche mißlungen ist. Man hat es zu schlecht angefangen, man muß es besser anlegen, vor Allem einen kräftigen Schlag thun, dann ist die Sache zu Ende.

Schon in den ersten Tagen des Juli, ganz kurz nach der scheinbaren Aussöhnung, begannen die Schritte, die man als Einleitungen des neuen Staatsstreichs betrachten darf.

Es fand ein rascher, auffälliger Truppenwechsel statt. Alle Truppen, die in Versailles und in Paris standen, wurden weggezogen und an ihre Stelle schweizerische, deutsche, flamändische, wallonische gesetzt; die standen unter ihren eigenen, ausländischen Anführern*) und waren jetzt noch zuverlässig. Unverkennbar war, daß dies Zusammenziehen einer ungewöhnlichen Zahl von Truppen nicht den Zweck hatte, den König persönlich zu schützen, sondern auf die Versammlung den äußeren Druck zu üben, den man am 23. Juni versäumt hatte.

Der Versammlung entging das nicht und Mirabeau ergriff

---

*) bei Boiteau: état de France S. 248 sind die Regimenter angegeben, die am 14. Juli um Paris concentrirt waren. Unter 19 Regimentern die Mehrzahl fremde (Salis-Samaden, Chateauvieux, Diesbach, Esterhazy, Royal-Allemand, Royal-Suisse, Alsace, Hessen-Darmstadt, Römer, Royal-Pologne).

in den Tagen, wo die Aufregung sich steigerte, das Wort, um die Zurückziehung der Truppen zu erlangen.

Am 8. Juli bestieg er die Tribüne, um in einer nicht ausführlichen aber nachdrücklichen Rede die Gefahren des Augenblicks darzulegen.

Er rügt, daß das Vertrauen, welches durch die versöhnliche Haltung des Königs kaum hergestellt worden, so rasch wieder zerstört werde durch die beunruhigenden Truppenanhäufungen der letzten Tage, daß man die Freiheit in ihrem Heiligthum bedrohe, der Nationalversammlung das unerhörte Schauspiel einer, nicht zu ihrem Schutze concentrirten, Waffenmacht gebe und ihr von der achtungswidrigen „Grobheit einer orientalischen Polizei" Nichts erspart habe und fragt, wohin das führen solle?

Es gibt eine wohlfeile Taktik, die, wenn sie selber zu fallen fürchtet, rings um sich her allerlei Gefahren verspiegelt, um ihrem Gegner bange zu machen Das war nicht die Taktik Mirabeau's. Er sah die ungeheure Gefahr eines abermaligen Staatsstreiches, der mißlingen mußte, wie der erste, und die unberechenbaren Folgen, die daraus für die Monarchie entsprangen. Darum schlug er eine Adresse an den König vor, die am Tage darauf unter rauschendem Beifall vorgelesen und einstimmig (gegen 4 Stimmen) angenommen wurde.

„Wir kommen", hieß es zu Anfang der Adresse, „um in das Herz Ew. Majestät den Ausdruck unserer lebhaftesten Beunruhigung niederzulegen; wären wir selbst deren Gegenstand, hätten wir die Schwäche, für uns zu fürchten, so würde Ihre Güte sich herablassen uns zu beruhigen und selbst, unter Tadel über unsere Zweifel an Ihren Absichten, unsere Beängstigung in Gnaden aufnehmen, ihre Ursache entfernen und keine Ungewißheit bestehen lassen über die Stellung der Nationalversammlung.

Aber, Majestät, wir rufen nicht Ihren Schutz an, das hieße Ihren Rechtssinn beleidigen; wir hegen Besorgnisse und diese, wir wagen das auszusprechen, hängen zusammen mit der reinsten Vaterlandsliebe, dem Wohl unserer Wähler, der öffentlichen Ruhe, dem Glück des geliebten Monarchen, der, indem er uns den Weg zur Glückseligkeit ebnet, wohl verdient, ihn selber ohne Hemmniß zu wandeln."

Nach einigen scharfen Worten über die Rathgeber, die sich

zwischen das reine Wohlwollen des Königs und das offene Vertrauen des Volks drängen, fährt die Adresse fort:

„Die Gefahr dieser Truppenanhäufungen ist dringend, allgemein, übersteigt alle Berechnungen menschlicher Klugheit.

Sie besteht für das Volk in den Provinzen. Sind die einmal beunruhigt über unsere Freiheit, dann kennen wir keinen Zügel mehr, um sie zu halten. Die bloße Entfernung vergrößert, übertreibt Alles, verdoppelt die Befürchtungen, verbittert und vergiftet sie.

Die Gefahr besteht für die Hauptstadt. Mit welchen Augen soll dies hungernde, nothleidende Volk sich den Rest seiner Nahrungsmittel durch eine Menge drohender Truppen streitig gemacht sehen?

Die Anwesenheit der bewaffneten Macht wird erhitzen, empören, eine allgemeine Gährung entzünden und die erste Handlung der Gewalt, ausgeübt unter dem Vorwand der Polizei, kann eine Kette von unsäglichem Unheil eröffnen.

Die Gefahr besteht für die Truppen selbst. Französische Soldaten, dem Brennpunkt der öffentlichen Berathungen näher gebracht, gedrängt, an den Leidenschaften wie an den Interessen des Volks Theil zu nehmen, können vergessen, daß ein Eid sie zu Soldaten und sich erinnern, daß die Natur sie zu Menschen gemacht hat.

Die Gefahr bedroht die Arbeiten, welche unsere erste Pflicht sind und die nur so lange einen vollen Erfolg und guten Fortgang haben werden, als die Völker an ihre uneingeschränkte Freiheit glauben. Ueberdies liegt in leidenschaftlichen Erregungen eine ansteckende Gewalt: wir sind auch nur Menschen: das Mißtrauen gegen uns selbst, die Furcht schwach zu erscheinen, können uns über das Ziel hinaus treiben; wir werden bestürmt werden von Einflüsterungen, gewaltthätigen, maßlosen Rathschlägen und die ruhige Vernunft, die kaltblütige Weisheit geben ihre Orakel nicht inmitten des Tumultes und stürmischer Aufruhrscenen.

Die Gefahr ist noch viel schrecklicher, urtheilen Sie über ihren Umfang nach der Bestürzung, die uns vor Sie hinführt. Große Umwälzungen haben viel geringfügigerer Anlässe zum Ausbruch bedurft; mehr als eine Unternehmung, die Nationen und Königen verhängnißvoll geworden ist, hat sich auf eine viel weniger düstere und unheimliche Weise angekündigt.

Stets sind wir bereit, Ew. Majestät zu gehorchen, weil Sie im Namen der Gesetze befehlen, aber hier gebietet uns unsere Treue selbst den Widerstand. Wir beschwören Sie im Namen des Vaterlandes, im Namen Ihres Glückes und Ihres Ruhmes, schicken Sie die Truppen dahin zurück, von wo Ihre Rathgeber sie herbeigezogen haben. Ew. Majestät bedarf ihrer nicht; was sollte einen Monarchen, der von 25 Millionen angebetet wird, bestimmen können, mit großem Aufwande einige Tausend Fremdlinge um den Thron zu stellen?"

Es war in dieser Adresse Nichts von jenem Bangemachen Anderer, weil man selber bange ist; in ihr lag das Vorgefühl einer großen Katastrophe.

Der König nahm die Adresse kühl auf, er meinte, wenn der Versammlung die Nähe der Truppen lästig sei, so sei er bereit, falls sie es wünsche, sie nach Noyon oder Soissons zu verlegen, sich selbst aber, der Verbindung wegen, nach Compiegne zu begeben.

Darauf that die Versammlung, trotz einer flammenden Ansprache Mirabeau's, zunächst keinen Schritt; ehe sie einen neuen thun konnte, waren die schlimmsten Befürchtungen, die in der Adresse Ausdruck gefunden, zur Wahrheit geworden.

Am 11. Juli sollte der Staatsstreich erfolgen. Das Ministerium Necker sollte entlassen, durch eine strenge Reaktion abgelöst, Versailles und Paris aber durch Waffengewalt niedergeworfen werden.

Bis zuletzt war der Plan nur wenigen Eingeweihten bekannt; Necker hatte keine Ahnung von dem, was sich vorbereitete. Als er eben zu Tische gehen wollte, überreichte ihm ein königlicher Lakai den Befehl, er solle sich unverzüglich nach der Grenze begeben, und erst als er den Genfer See bereits erreicht hatte, erfuhr die Welt, daß er entlassen sei.

Das neue Ministerium: Foulon, Broglie, Breteuil war übel gewählt. Breteuil gehörte zum verrufensten Theil des Hofadels und pflegte nur in Gesellschaft der Polignacs und des Grafen Artois genannt zu werden.

Broglie war ein alter verdienter Militär, der Einzige, der den siebenjährigen Krieg ohne Schande mit durchgemacht und der dem Heere gegenüber der schlechten Sache einen guten Klang geben sollte.

Die unglücklichste Wahl war Foulon, einer der alten Intendanten, und zwar von denen, denen man die schlimmsten Dinge nachsagte. Er galt für einen hartherzigen, gemeinen Blutsauger, von dem man sich erzählte, er habe bei einer Hungersnoth gesagt: das Volk solle Heu und Stroh fressen, es sei ja doch nur Vieh. Während des siebenjährigen Krieges war er Armee-Intendant, hatte bei dem Marsch der französischen Armee vom Rhein zur Weser jene schandbaren Plünderungsbefehle gegeben und verfügt, daß bei einem etwaigen Rückzug das Land von der Weser bis Crefeld zur Wüste gemacht werden sollte. Die Helden von Roßbach liefen nachher zu rasch, um noch Mordbrenner werden zu können.

Die Antwort der Nation auf den Ministerwechsel war grauenvoll und rasch. Der neue Minister sollte sein Amt nicht antreten, auf der Pike hat der Pöbel seinen Kopf in die Hauptstadt hereingetragen.

Großer Aufstand in Paris.

Am 11. Juli war noch nichts bekannt, erst am Nachmittag des 12. verbreitete sich die Nachricht, daß Etwas im Werke sei. Die Nationalversammlung beschäftigte sich mittlerweile mit ganz abstrakten Verhandlungen über Menschenrechte u. dergl. Die Ereignisse, die sich vorbereiteten, gingen ohne sie vor sich. Die Leitung der Dinge verpflanzt sich jetzt mehr und mehr von Versailles nach Paris und Paris war im Laufe der jüngsten Tage bereits der Schauplatz heftigster Erregungen gewesen. In dieser Hauptstadt lag an sich ein ungeheures Hilfsmittel für jede Revolution, nicht allein wegen des besonders unruhigen Geistes in der Bevölkerung — es zeigt sich auch bei dieser gelegentlich so viel Schwerfälligkeit und Langsamkeit wie in jeder andern — sondern weil sie gleich einem riesenhaften Körper ganz Frankreich überschattete und durch ihr Beispiel eine moralische Macht besaß wie kein Theil der Monarchie.

Dort gab es gegen hunderttausend Menschen, die nicht wußten, wo sie über Nacht schlafen sollten, Leute ohne Brod und ohne Heimath, deren letzte Unterkunft zum Theil das Zuchthaus oder die Galeere gewesen war.

Paris, die Riesenstadt mit ihrer schlechten Polizei und schwer zu bändigenden Bevölkerung, war überladen mit dem Zündstoffe revolutionärer Leidenschaften und, zum Ueberfluß, schlecht versorgt mit Lebensmitteln.

Dort hatte im Laufe der letzten Wochen die Gährung langsam sich Bahn gemacht und einen Theil der Hauptstadt der Art ergriffen, daß es schon vor dem 11. Juli Zeit gewesen wäre, sich der Hauptstadt zu versichern, wenn diese nicht auf eigene Faust Politik machen sollte. Das berühmteste Regiment der französischen Infanterie war meutrisch geworden und man hatte keine Macht mehr, es zu bestrafen. Während der letzten Tage war um Paris her ein Lager gesammelt worden, bestehend aus 19 Regimentern, worunter 10 fremde, das waren zusammen 30,000 Mann, schwerlich genug, um eine Bevölkerung, wie die Pariser jetzt war, ganz niederzuwerfen, aber sicher genug, um Gährung und Haß zu wecken.

In solcher Lage aber durfte nichts halb gethan werden.

Von der Autorität einer Polizei war in Paris schon keine Rede mehr, eine neue Gewalt hatte sich gebildet, die eine moralische Autorität übte, das waren die électeurs, die Wahlmännercollegien der Districte der Hauptstadt, die sich gewissermaßen an Stelle der alten unfähig gewordenen Monarchie gesetzt hatten. So glich die Stadt einem Vulkan, der einem Ausbruch entgegen ging, und in dieser Stimmung, wo die Soldaten erklärt hatten, sie schössen nicht auf das Volk, und Angesichts eines Lagers fremder Truppen vor den Thoren, kam am 11. Juli das Gerücht, daß in Versailles Etwas im Spiele sei.

Die Massen rotteten sich zusammen, die Straßen füllten sich plötzlich mit Gruppen von vielen Tausenden, die schwer zu kennzeichnen waren; anständige ruhige Bürger, die eine unbestimmte Unruhe hinaus getrieben, unzufriedene junge Handwerker, eigentliches Proletariat aus den Vorstädten, entsprungene Sträflinge und Galeerensklaven, konfiscirte Gesellen aller Art, die im Trüben fischen wollten. So wogte diese ungeheure Masse auf.

Die erste gerüchtweise Andeutung, nicht von irgend Etwas, was geschehen sei, sondern von Allerlei, was geschehen werde, reichte hin, aus all den dunkeln Falten der Hauptstadt eine dämonische Macht an's Tageslicht zu locken, von der die alte Monarchie

sich Nichts träumen ließ. Sie hielt die Bevölkerung für so ruhig und friedliebend, daß sie glaubte, in 30 Jahren keinen Aufstand befürchten zu müssen.

Es blieb zunächst bei einzelnen Excessen, ein paar Bäckerläden wurden geplündert, sonst geschah Nichts, was über die gewöhnlichen Grenzen der Ordnung, so weit diese in den letzten Tagen überhaupt noch galt, hinaus ging. Denn daran war man seit Wochen gewöhnt, daß große Rotten sich zusammenthaten und da oder dort Einer auf eine primitive Rednerbühne trat und mit kurzen Worten über Dies und Jenes zu den Anwesenden sprach.

Das Palais Royal war eine kleine Stadt, weniger durch seinen Umfang als durch seinen Inhalt: Cafés, Wirthshäuser, Kaufläden, Spielhöllen, Bordelle, Alles befand sich da dicht bei einander. Der Herzog von Orleans hielt die Anstalt und zog daraus ein rentables Einkommen. In dem Garten daselbst waren schon seit Wochen die Sektionsversammlungen aller Derer, die in keine Sektion gehörten. Hier fielen wilde, heftige Reden nicht mehr bloß von Leuten ohne Namen und Stand, die flüchtig emportauchten, um für immer wieder zu verschwinden, sondern von solchen, die man nachher kennen lernte und deren weltgeschichtliche Bedeutung sich von hier datirt.

Camille Desmoulins, ein Mann voll Geist und Beredsamkeit, unter den späteren Schreckensmännern der begabteste, trat in diesen Tagen in's öffentliche Leben ein; er nahm (am 12.) von einem der Bäume, die rings umher standen, die Blätter herunter und theilte sie als Zeichen der Freiheitsfreunde aus, es war der Anstoß zu der Kokarde, von der Lafayette sagte, sie werde ihren Lauf durch die Welt machen. Die Trikolore entstand aus Roth und Blau, den Stadtfarben der Residenz, und Weiß, der Farbe der alten Monarchie, zum Zeichen der Versöhnung.

Der 11. Juli war zu Ende gegangen mit allen bedenklichen Anzeichen des kommenden Sturms; noch war er nicht da, man wußte noch nicht, was geschehen würde, der nächste Tag sollte das Weitere bringen.

Der 12. Juli war ein Sonntag, er brachte bestimmtere Meldungen aus Versailles, noch nicht, daß Necker entlassen, aber daß er in Ungnade gefallen sei; es erfolgten Demonstrationen zu Ehren Neckers und des Herzogs von Orleans, deren Büsten im Triumph

durch die Straßen getragen wurden, während die Pöbelhaufen allerwärts die Waffenläden plünderten.

Unterdessen rückten die Truppen heran, einige Regimenter näherten sich dem Marsfeld und selbst den Tuilerien; sie campirten da, sichtbar bestimmt, jedes Weitergreifen des Tumultes mit blanker Waffe niederzuschlagen. Ueber den Charakter der Befehle, die sie aus Versailles hatten, sind die Angaben streitig.

In der Nähe des Vendômeplatzes kam es zum ersten Zusammenstoß. Die ganze Haltung der bewaffneten Macht an diesem Tage trug den Stempel der Halbheit und Schwäche des Hofes an sich. Napoleon hat nachher, als er den Aufstand vom Vendemiaire unterdrückte, die Bemerkung gemacht, in solchen Fällen müsse man erst scharf, dann könne man blind schießen, aber nicht umgekehrt. Für den, der in solcher Lage mit Gewalt durchgreifen will, ist dies Recept sicher das allein richtige. Hier aber suchte man wieder schonend das Aeußerste zu vermeiden und doch brauchte man Gewalt genug, um die Gegner zu erbittern. Es kam nur zu Scharmützeln, bei denen Blut genug floß, um Alles zur äußersten Wuth zu entflammen, aber Nichts geschah, was irgend Jemanden eingeschüchtert hätte.

Der Tag verlief unter den peinlichsten Symptomen für die Sache der alten Monarchie, ihre Haltung ließ zweifelhaft, ob sie ihren Mitteln nicht traute oder trotz des drohenden Anscheins doch keine Gewalt anwenden wollte.

Am Abend des 12. Juli war Paris in einer Aufregung, die uns alle Zeugen jeder Parteifarbe als ganz unermeßlich schildern.

Jene Hefe der Gesellschaft, die in ruhigen Tagen auf dem Grund und Boden festsitzt, ohne sich zu rühren, war an die Oberfläche gekommen. Verwegene Banden von Gesindel aller Art, dem es nicht um Freiheit und Menschenrechte, sondern um straflose Plünderung zu thun war, belagerten die besitzende Pariser Bürgerschaft gewissermaßen in ihrem eignen Hause. Der ruhige, anständige Theil der Stadt war der Willkür der Mörder und Räuber preisgegeben. Niemand konnte sie hindern, die Stadt anzuzünden, in die Läden einzubrechen, Privathäuser zu plündern und Wehrlose niederzumachen, und auch die Truppen hatten nur dazu beigetragen, jede Macht des Widerstandes gegen die Anarchie zu lähmen.

Die Lage und Stimmung aller Derer, die nur ein Mini-

mum von Interesse an Besitz und Ruhe hegten, war verzweifelt, Nichts von kriegsmuthigen heroischen Stimmungen war hier zu finden, es herrschte vielmehr eine Angst und ein Gefühl der Verlassenheit, die Alle empfinden ließ, was es heiße, plötzlich aus dem Zustand geregelter Ordnung auf das offene Meer der Anarchie hinauszutreiben.

Die bewaffnete Macht regte sich nicht mehr, die Regimenter zogen sich zurück in Folge höherer Befehle:*) man hatte also noch Zündstoff in das Feuer hineingetragen und entfernte sich dann, ohne zu löschen.

So kam der Morgen des 13. Juli heran. Tausende in Paris waren froh, diesen Morgen noch erlebt zu haben. Da regte sich der Gedanke, eine Autorität zu schaffen und einen bewaffneten Selbstschutz für die besitzende und ruheliebende Classe der Bürgerschaft zu organisiren.

Der Gedanke war schon ganz zu Anfang 1789 aufgetaucht, als bei einer Arbeiterempörung das Haus eines Fabrikanten demolirt worden war. Jetzt, im Drang einer doppelten Noth von Außen und von Innen kam er wieder und nahm bestimmte Umrisse an.

Aus dem Wahlmännercollegium kam der Entwurf zu einer Bürgergarde, welche eine Sicherheitswache gegen die wilden Pöbelrotten bilden und aus den 60 Sektionen der Stadt ausgehoben auf die Stärke von gegen 50,000 Mann gebracht werden sollte.

Der Plan war sehr konservativer Natur, er war dem bessern Theil der Pariser von dem Trieb der Nothwehr eingegeben. Die erste Bildung dieser Nationalgarde lag in allen Sektionen in den Händen der anständigen, wohlhabenden Bürger; das Proletariat der Vorstädte war absichtlich ausgeschlossen. Noch im Laufe des Tages entstand mit der den Franzosen eignen Raschheit und Liebe zu militärischem Thun eine achtungswerthe Waffenmacht, natürlich nicht regelrecht organisirt und bewaffnet, aber doch so gruppirt und geleitet, daß die wildesten Excesse abgewehrt werden konnten.

Mit Begeisterung und Feuereifer gingen die Pariser auf den neuen Gedanken ein; freilich konnten sie nicht hindern, daß auch

---

*) Gegen diese ältere Auffassung s. Sybel I. 58. 3. Aufl.

Leute aus den Vorstädten sich mit Waffen versahen, die sie in Zeughäusern und Waffenläden weggenommen hatten; das war eine Nationalgarde des geringeren Volks auf eigne Faust. Denen fiel am Tag darauf der unglückliche Vorsteher der Kaufmannschaft, Flesselles, zum Opfer, der die nach Waffen brüllende Menge durch Versprechungen los zu werden hoffte und, als er die nicht hielt, von den Ergrimmten niedergestreckt wurde.

Am Morgen des 14. Juli stand die Bürgerwehr ziemlich waffentüchtig da, aber auch jene Banden aus den Vorstädten waren im Begriff, sich schlagfertig zu machen. Die Masse braust nach dem Invalidenhotel hin, das gegen keinen Kampf geschützt war, dringt in den mit Gewalt geöffneten Vorhof ein und fordert Waffen; man findet 20,000 Flinten, diese wie die Kanonen werden mitgenommen. Aber was sollte nun geschehen?

Die Einen riefen: Nach Versailles! Man wußte jetzt Alles, was geschehen war. Die Andern meinten, man sollte die Truppen im freien Felde angreifen. Aber das gab man kluger Weise auf.

Da erscholl der Ruf: Nach der Bastille! und das Wort zündete.

Zerstörung der Bastille (14. Juli).

Die Bastille lag da wie eine kleine Festung gegen eine der Vorstädte (St. Antoine) gekehrt. Die Richtung der Kanonen war der Art, daß sie wohl den Gedanken wecken konnte, es möchte einmal von hier aus ein Theil der Stadt in Asche gelegt werden können. Das wurde jetzt als Mittel der Aufregung benutzt; davon abgesehen, war die Bastille ein Gegenstand des Fluchs von hundert Tausenden von Franzosen.

Die Bastille, der Thurm von Vincennes, das Schloß Ham und wie die andern Schlupfwinkel noch hießen, wo die alte Monarchie Schuldige und Unschuldige begraben hatte, waren namenlos verhaßt.*) Mehrere cahiers hatten die Schleifung dieser Gefäng-

*) Linget: Mémoires sur la Bastille. Londres 1783. Vgl. mit Mirabeau: lettres de cachets. Nach Voiteau, S. 444, sind in der Bastille im Laufe von 45 Jahren 3000 Gefangene jeden Standes gestorben.

nisse ausdrücklich verlangt, deren Namen kein Franzose ohne Grauen aussprach.

So kam die Furcht vor den Kanonen der drohenden Frohnfeste und der Haß gegen dies entsetzliche Marterwerkzeug des alten Regime zusammen, um die Bastille zu einem Ziele der entfesselten Volksbewegung zu machen. Den wilden Leidenschaften der Masse entsprach das Unternehmen, wie die friedlichen Bürger froh sein mochten, den reißenden Strom dorthin abgelenkt zu sehen.

Die Bastille war sehr schlecht versorgt. Die Besatzung bildeten etwas über hundert Mann Invaliden und Schweizer, der Commandant war ein unentschlossener, scheuer Charakter, der seine Soldatenpflicht nicht verletzen und doch wieder versöhnlich ausgleichen wollte, die Mannschaften zu einem nutzlosen Verzweiflungskampf nicht aufgelegt; auch hier also war, wie bei Allem, was mit der alten Monarchie zusammenhing, der Wille lau und halb.

Die Masse stürmt heran; die eine Zugbrücke wird rasch genommen, vor der zweiten erfolgt eine Musketensalve von Innen, die von Außen erwidert wird. Der Kampf stockt eine kurze Weile. Der Commandant neigt einige Augenblicke zur Ergebung, die Mannschaften gleichfalls, dann faßt ihn wieder sein alter Soldatensinn, der ihm verbietet, die ihm anvertraute Veste preiszugeben, da soll er mit der Lunte in die Pulverkammer gegangen sein, um sich mit seinen Leuten in die Luft zu sprengen, aber die Soldaten hätten ihn zurückgehalten.

Der Kampf beginnt von Neuem, eine Kartätschensalve wirft eine Menge der Stürmenden nieder, jetzt scheint sich die Besatzung ergeben zu wollen, ein Soldat ruft heraus, wir ergeben uns gegen freien Abzug, und die Führer der Masse sollen einen Zettel hinübergereicht haben, worauf stand: capitulation. Sie wurden des Stromes nicht mehr Meister. Nicht die ganze Besatzung wurde niedergemetzelt, aber doch genug, um den ganzen Sieg zu schänden, der Commandant Delaunay bezahlte seine Unschlüssigkeit mit dem Leben.

Mit ihm und Flesselles waren die beiden letzten Schattenautoritäten des alten Regime in Paris gefallen.

Man fing an, das Schloß zu zerstören, in wenig Tagen war die Zwingburg von Paris dem Erdboden gleich gemacht und an der Stelle ein öffentlicher Vergnügungsort errichtet. Mit jener

echt französischen Frivolität, die die Franzosen so gern für Witz ausgeben, wurden hier die Worte angebracht: ici l'on danse.

Die Wahlmänner behaupteten jetzt nur mit Mühe ihre Autorität; kaum hielten sie Schrecklicheres ab, zufrieden, daß nicht mehr Opfer gefallen waren. Foulon und sein unschuldiger Schwiegersohn Berthier wurden die nächste Beute der Anarchie.

Der Erste war noch außerhalb Paris dem rasenden Pöbel in die Hände gefallen, der Andere, den keine andere Schuld traf, als daß er der Schwiegersohn des verhaßten Intendanten war, wurde in demselben Augenblick vor das Stadthaus geschleppt, wo das blutige Haupt seines Schwiegervaters herumgetragen wurde und hier, nach verzweifelter Gegenwehr, zusammengehauen (22. Juli).*)

*) Ueber diese Greuel spricht sich Mirabeau in dem 19. Brief an seine Wähler so aus: Mais hâtons nous de dire que la continuation de cette formidable dictature populaire exposerait la liberté publique, autant que les complots de ses ennemis. La société sera bientôt dissoute, si la multitude, s'accoutumant au sang et au désordre, se mettait au-dessus des magistrats et bravait l'autorité des lois. Hiernach ist die Verleumdung zu beurtheilen, Mirabeau habe eine Apologie jener Greuel in die Provinzen geschickt.

§. 6 und 7.

Der Hof, die Nationalversammlung und die beginnende Anarchie. — Der Bauernkrieg. — Die Menschenrechte. — Stürmische Aufhebung des Feudalstaats in der Nacht vom 4. August. — Neue Crisis. — Orleans und Lafayette. — Gastmahl der Gardes du Corps. — Ereignisse vom 5. und 6. Okt. in Paris und Versailles. — Der König und die Nationalversammlung nach Paris verpflanzt. — Niederlage des bürgerlichen Mittelstandes; die Herrschaft der demokratischen Masse vorbereitet.

Der Hof, die Nationalversammlung und die beginnende Anarchie.

Das traurigste Bild gegenüber diesen Dingen gewährt der Hof und der König.

Als die ersten Nachrichten von Paris kamen, schien er noch entschlossen, die angedrohten Maßregeln wirklich vollstrecken zu lassen, dann kam der Befehl, die Truppen vom Marsfeld zurückzuziehen, d. h. die Abdankung des Königs vor den Parisern; der unglückliche Monarch war rathlos, sein Ministerium war aufgelöst, seine gewohnte Umgebung in alle Winde zerstreut, er, der kein Blut vergießen sehen konnte, einer furchtbar aufgeregten Bevölkerung gegenüber, die er selber gereizt, an seiner Seite Niemand, die Nationalversammlung scheu und mißtrauisch; selbst wenn er den Rückhalt einer großen Armee und großer Staatsmänner ge-

habt hätte, doch nicht zu königlichen Dingen angelegt, wie viel weniger jetzt.

Am späten Abend des 14. brach sich Graf Liancourt in das Schlafzimmer des Königs Bahn. Er hatte das wogende Paris gesehen und war abgereist, als es dort hieß: Nach der Bastille! Als er erzählte, was er gehört und gesehen, da, wird berichtet, habe der König die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und gerufen: mais c'est une révolte, worauf Liancourt versetzte: Non Sire, c'est une révolution.

Der König war vereinsamt und suchte eine Stütze in seiner Verlassenheit. Sein Bruder, Graf Artois, der eifrigste Rathgeber des Staatsstreichs, hat ihm*) zuerst den Gedanken eingegeben, sich in den Schooß der Nationalversammlung zu flüchten, ihr Worte des Vertrauens und der Annäherung auszusprechen.

Die Nationalversammlung war eben im Begriff, entflammt von einer leidenschaftlich aufregenden Rede Mirabeau's, eine Abordnung an den König zu schicken, als ihr gemeldet wurde, der Fürst erscheine selber ohne Wache und Begleitung. Mirabeau forderte in gebieterischem Ton, daß er mit düsterer Zurückhaltung empfangen werde, „das Schweigen der Völker sei die Lehre der Könige". — Aber als nun der König entblößten Hauptes, begleitet von seinen Brüdern, in schlichten herzlichen Worten Vertrauen um Vertrauen, Versöhnung um Versöhnung bot, da brach die Versammlung in stürmischen Jubel aus. Auch sie hatte die Empfindung: wir sind der letzte Rettungsanker des Königthums. Die Nationalversammlung beschloß eine Abordnung von 100 Mitgliedern nach Paris zu schicken und dort Ruhe zu stiften.

Zwei Tage später entschloß sich auch der König nach Paris zu gehen; am 17. Juli trat er die schicksalvolle Reise an, um zu kapituliren mit dem Aufstand vom 14. Er selbst erzählte nachher, der Eindruck dieser Fahrt sei ihm unvergeßlich.

Als er einzog in die Stadt, wo jetzt kein Militär mehr war, und statt dessen eine bewaffnete Masse, von meist unheimlichem Aussehen, dichtes Spalier bildete vom Thor bis zum Stadthaus, empfing ihn kein Gruß, kein Willkommen von Seiten des Volks. Erst in den dichteren, belebteren Quartieren, wo der Mittelstand

*) Nach Bailly.

eng zusammenwohnte, ermunterte ihn ein vive le roi! aber es fiel doch da und dort ein Schuß, dicht neben ihm.

So kam er nach dem Stadthaus, dort war jetzt der Thron. Da empfingen ihn fremde Gesichter, wilde Gestalten, tumultuarisch bewaffnet, sie kreuzten ihre Piken über seinem Kopf, um ihn zu ehren und er erklärte mit Thränen im Auge: die Liebe seines Volks sei sein heißester Wunsch. Alles, was geschehen war, hieß er gut.

Der friedliche Anschein dieser und der nächsten Wochen täuschte Mirabeau nicht. Er sagte zwei Monate später zu einem Höfling, der sein Freund war: „An was denken diese Leute? Sehen sie nicht den Abgrund, der sich unter ihren Füßen aufthut? — Alles ist verloren. Der König und die Königin werden darüber untergehen und Sie werden noch sehen, wie das Volk ihre Leichen über das Pflaster schleifen wird — ja, ja, ihre Leichen wird man herumschleifen."

Damals lachte man über so schwarzsichtige Befürchtungen.

Seit dem 13. und 14. Juli stand Frankreich neu organisirt da. Das alte Heer war zersprengt, das alte Königthum von all seinen Organen verlassen, die neue Macht lag in den Händen der Hauptstadt und an der Spitze dieser standen zwei Männer aus der Mitte der Nationalversammlung, Lafayette, den wir nachher kennen lernen werden, als Befehlshaber der Nationalgarde, und Bailly, als Vorsteher des Gemeinderathes. Der Letztere, ein Gelehrter in des Wortes edelster Bedeutung, und dabei ein liebenswürdiger, hochherziger Charakter, befand sich einer riesenhaften Aufgabe gegenübergestellt, die selbst für einen Mirabeau nicht leicht gewesen wäre. Er, der sich bisher bloß mit Büchern und Forschungen beschäftigt, fand sich zu entscheidender Wirksamkeit berufen auf einem Gebiete, das ihm bisher gänzlich fremd geblieben war und in einer Zeit, der eine so weich angelegte Natur auf die Dauer nicht gewachsen war.

Die ersten blutigen Akte einer entsetzlichen Volksjustiz waren an Delaunay, Flesselles, Foulon und Berthier vollbracht.

Viele Tausende, die keine Ader von dem Wesen der späteren Schreckensmänner in sich hatten, waren mit Johannes v. Müller der Meinung, um die Köpfe einiger Anhänger des Alten sei die Freiheit nicht zu theuer erkauft. Aber sie war damit nicht erkauft.

Jenes dämonische Mißtrauen der Massen, das seinen Verdacht

nicht lange prüft, jene bestialische Gewaltthätigkeit, die, einmal geweckt, kurzweg zu den verwegensten, entsetzlichsten Mitteln greift, war furchtbar hervorgetreten, die Frage konnte nicht mehr lange so gestellt werden, was bedeutet das neue Unrecht gegen das alte Unrecht, das vorangegangen? Sie konnte für den tiefer Blickenden nur so lauten: ist die neue Gewalt stark genug, nach dem Sturz der bisherigen Ordnung diese Elemente, dieses bestialische Morden auf den Straßen zu bewältigen und wird nicht diese Verwilderung der Massen auf lange hinaus das Einzige sein, was von der neuen Zeit sich festsetzt?

Das nahmen die persönlich edlen Männer, die jetzt an der Spitze standen, zu leicht, sie ließen sich die Dinge allmälig entschlüpfen und das war ein unermeßliches Unglück. Wenn der große Verjüngungsproceß, den Frankreich für Europa durchzumachen hatte, den reinen Händen entglitt und den ungezügelten Massen anheimfiel, wenn der „Herr Omnes," wie Luther sagt, „der keine Vernunft hat", das Alles machen sollte, dann ging das eine Weile von Ueberstürzung zu Ueberstürzung, bis die Nation zuletzt ermattet niedersank und reif war zur Militärdiktatur.

Darin liegt die ungeheure Bedeutung des 14. Juli, wie wir sie beurtheilen müssen.

Damals freilich war in Europa eine andere Stimmung; die Furcht, der Schrecken und Abscheu verkroch sich beinahe, selbst an den Höfen, im Volke war nur ein rückhaltloser und allgemeiner Jubel darüber, daß die alte Zwingburg gefallen war; es war ein Festtag Europas, aber auch nur für einen Tag!

Paris war jetzt Etwas für sich geworden, gewissermaßen ein großer Freistaat, in dem der Gemeinderath und die Nationalgarde unter Bailly und Lafayette regierten, nicht mehr der König, nicht mehr die Nationalversammlung. Auch die Politik Frankreichs fing jetzt an in Paris gemacht zu werden, der Hof zu Versailles war ohne Macht und ohne Rath.

Der König rief Necker zurück, dessen Entlassung ja den Anstoß zu der Revolution gegeben hatte, und der zurückkehrende Minister feierte die glänzendsten Triumphe. Das Jahr darauf zog er wieder ab, kein Hahn krähte nach ihm, nur an der Grenze wäre er fast wegen seines Passes zurückgehalten worden. Der Umschwung war unvermeidlich und verdient.

Necker kam wieder, in seiner grenzenlosen Eitelkeit bis zum Rausch gesteigert durch die Huldigungen, die ihm von allen Seiten dargebracht wurden, die große Nationalversammlung schickte ihm Abgeordnete entgegen, lud ihn ein und sprach Worte der tiefsten Ehrfurcht aus. Das hätte auch einen weniger eitlen Menschen außer sich bringen können, wie viel mehr einen Necker. Er glaubte jetzt, Frankreich retten zu müssen, er allein, es zu können; eine Zeitlang behauptet er die Gewalt, um sie nachher durch nichts Anderes als durch seine Unfähigkeit zu verlieren.

Die Leute aber, die der König damals ins Ministerium berufen, die Broglie und Breteuil, die Leute, die ihm dazu gerathen, die Artois, Condé, Polignac, die suchten das Weite.

Es geschah die erste Emigration*), der Staatsstreich hatte also Nichts erreicht, als daß seine Anstifter nach der Grenze flüchteten. Den König ließen sie feig im Stich, Keiner hatte den Muth, das Leben für ihn einzusetzen, nachdem sie das Eine erzielt, daß der Rest der Ordnung Frankreichs mit einem Ruck zusammengebrochen war. Jetzt betteln sie sich bei den Höfen herum, werben um auswärtige Einmischung und haben so, wenn auch nicht den Krieg von 1792 genährt und großgezogen, so doch pro parte virili zu den Greueln von 1792 beigetragen, als sie die Erbitterung der vom Ausland bedrohten Patrioten auf's Aeußerste steigerten.

Es war ein wohlfeiler Royalismus, an den Höfen der rheinischen Kurfürsten die Lärmtrommel zu rühren und die Presse mit

---

*) Der Moniteur gibt in seiner Nr. 30 (30. Juli) Kunde von dieser Auswanderung mit den Worten: depuis trois jours les grands, les favoris, les ministres, les agens s'enfuyaient en tremblant de ce royaume qu'ils avaient voulu sacrifier à leur ambition cruelle, à leur orgueil, und nun wird skizzirt, wie der „schmachbedeckte" Broglie, der „hoffährtige" Breteuil, der „infame" Lenoir, der Schwächling Barentin, der „feige" Villedeuil u. s. w. das Weite gesucht, wie der schändliche Foulon umsonst par une mort simulée sich der Rache seiner Mitbürger habe entziehen wollen, wie die Polignac als Kammerfrau verkleidet entwischt sei. Zur Charakteristik der Emigrantenanschauungen dient Tilly, S. 396: Il ne s'agissait de rien moins chaque semaine que d'entrer en France la semaine suivante, de pardonner à une certaine classe, d'en punir une autre, de donner au roi un ministère assez vigoureux pour le sauver le reste du règne de sa propre faiblesse, d'organiser l'armée sur des bases d'une tout autre profondeur, de mulcter Paris en changeant le siège du gouvernement etc.

wildfanatischen Redensarten zu erfüllen, während der König durch all dies Treiben bis an die Stufen des Blutgerüstes gebracht ward.

Es ist eine Tugend, in solchen Dingen politische Geduld zu üben und zu warten, bis eine günstigere Zeit wiederkehrt, aber den Kampfplatz feig zu räumen, ist ein Fehler, der sich stets zum Mindesten durch ein rasches Vergessen der Flüchtlinge bestraft.

Beklagenswerth, menschlich, mitleidswürdig erscheint jetzt der unglückliche König mehr als je, aber politisches Interesse erregt eine Persönlichkeit nicht mehr, die nur leidend fortgeschoben wird, selbst aber niemals handelt. Er hatte die alte Ordnung rings um sich her einstürzen sehen, seine ganze Camarilla verloren, war einer Versammlung und Hauptstadt hingegeben, gegen die sein letzter Staatsstreich gerichtet war, — wäre er nicht der gutartige, vielfach fast stumpfe Mann gewesen, eine solche Lage an sich hätte ihn in Verzweiflung und aus seiner Lethargie aufrütteln müssen, so aber empfand er das nicht so tief, wie wir es draußen empfinden müssen.

Der Bauernkrieg, die Menschenrechte und der 4. August.

Insofern die beiden ersten Machthaber in Paris, Bailly und Lafayette, aus der Nationalversammlung gewählt waren, konnte die letztere als die oberste Autorität für ganz Frankreich gelten. Tag für Tag strömen hunderte von Adressen in die Versammlung, in denen ganze Bevölkerungen ihre Habe ihr zu Füßen legen und ihrem Worte eine Unterwürfigkeit verheißen, wie sie noch keiner französischen Regierung angeboten worden war.

Darin lag die Größe, aber auch die Schwierigkeit ihrer Stellung; eine Versammlung von 900 Köpfen kann nicht unmittelbar regieren, kann nicht eine Exekutive üben, die in wenig Händen liegen muß; das geht zur Noth in einem kleinen Umkreis, ist aber unmöglich gegenüber einem großen Lande, das sich aller herkömmlichen Schranken entledigt hat.

Während in Paris und Versailles die Dinge ziemlich ruhig und geebnet aussahen, war es draußen auf dem flachen Lande ganz anders.

Die Provinzen hatten Feuer gefangen und ein fürchterlicher Krieg Aller gegen Alle war ausgebrochen.

Die Bauern hatten gegen den Feudalstaat die Waffen ergriffen; sie stürmten die verlassenen Schlösser ihrer Gutsherrn, brannten die Klöster nieder, ganze Banden von Räubern und Mördern zogen plündernd und mordend durch das Land: in der Franche Comté konnte man während des Juli und August auf jeden Tag ein verbranntes Schloß, in der Dauphiné binnen 14 Tagen 72 verbrannte Schlösser zählen, und so ging es fast durch ganz Frankreich. Die Vendée und Bretagne ausgenommen, wo theils der Bauer ein wohlhabender Pächter, theils der Gutsherr ein schlichter und wohlwollender Landjunker geblieben war, war ganz Frankreich der Schauplatz fürchterlicher Greuel. In der Normandie begann ein entsetzliches Wüthen gegen Schuldige und Unschuldige, im Süden kam zu dem alten Groll der Massen die wildere Natur des Temperaments hinzu, da kam es gleich auch zu Mord und Todtschlag, da wurden nicht nur Schlösser und Klöster sammt den verhaßten Urkunden in Brand gesteckt, auch die Bewohner, verhaßt und verdächtig oder nicht, wurden barbarisch gemordet und die alte Staatsordnung, die in Paris wenigstens einen Versuch der Gegenwehr gemacht, war außerhalb der Hauptstadt vollkommen wehr- und widerstandslos zusammengebrochen, kein Gesetz und kein Amt galt mehr, kein Intendant und kein Gouverneur und kein Gericht ließ sich auch nur vernehmen; die ehemals allmächtige Monarchie machte einen entsetzlichen Bankerott, und wenn die Nation nicht selber sich Autoritäten schuf, gab es deren überhaupt nicht mehr. Der letzte Anker für die nothdürftigste Sicherheit der Person und des Eigenthums war die Bildung von Nationalgarden nach Pariser Muster, die in ganz Frankreich alsbald überall entstanden, wo es überhaupt Dinge gab, die einen bewaffneten Schutz verlohnten.

Während so die alten Gewalten vor ihren ehemaligen Unterthanen flüchtig gingen, trat an die Nationalversammlung die Aufforderung zu einer rasch eingreifenden Initiative heran, an sie glaubte man noch, von ihr hoffte man Alles, aber es schien nicht, als ob die Nationalversammlung das Gebot des Augenblicks und die Gunst ihrer eigenen Lage richtig verstanden hätte. Denn die nächsten vierzehn Tage gingen unter nichtigen Tagesgeschäften hin; die Nationalversammlung ließ sich überbürden mit Adressen, Erklärungen und Abordnungen, es schien als habe sie nichts Ande-

res zu thun als sich huldigen zu lassen, und der erste Gegenstand ernsthafter Berathung war die Lieblingsidee Lafayette's, der Antrag, das Verfassungswerk mit einer Erklärung der allgemeinen Menschenrechte zu eröffnen.

Eine solche Erklärung hatte das befreite Nordamerika in knappen lakonischen Worten seiner Verfassungsurkunde vorausgeschickt und der junge Freistaat hatte das gekonnt, weil der Boden, auf dem er stand, noch ungepflügt, eine geschichtliche Ueberlieferung noch nicht vorhanden war.

Hier war der Fall ein anderer. Man befand sich inmitten der kolossalen Ruinen einer alten Monarchie und hatte die wilde Selbsthilfe von Hunderttausenden vor Augen. Hier galt das schöne Wort Mirabeau's vom 18. September: „Wir sind keine Wilden, die nackt vom Ufer des Orinoko kommen, um zu einer Staatsgesellschaft zusammenzutreten. Wir sind eine alte Nation, und ohne Zweifel zu alt für unsere Zeit. Wir haben eine gegebene Regierung, einen gegebenen König und gegebene Vorurtheile. Wir müssen das Alles, soviel irgend möglich, der geschehenen Umwälzung anzupassen suchen und die Plötzlichkeit des Uebergangs verhüten." Ob, während draußen der Bauernkrieg wüthete und drinnen eine neue Ordnung erst im Entstehen war, als erste Reformmaßregel sich empfahl, ein möglichst weites Ausmaß von Grund- und Menschenrechten aufzustellen, war in der That zweifelhaft. Eher galt es, an die vergessenen Pflichten, als an die bereits mit der Faust erworbenen Rechte zu erinnern. Und doch neigt jede Versammlung dieser Art instinktiv zu solchen Abstraktionen. Die Erfahrung, scheint es, muß selbst gemacht sein. Beispiele fremder Vorgänge helfen Nichts.

Die wichtige kostbare Zeit, in der die Nationalversammlung die nothwendigsten Pfeiler einer praktischen Neuordnung der Dinge hätte feststellen können, verstrich unter abstrakten Debatten, und an die dringendsten Aufgaben kam man wahrscheinlich erst dann, wenn Frankreich nicht mehr nach der Versammlung fragte.

Der Entwurf der Grundrechte war übrigens an sich nicht unbedenklich, ganz abgesehen davon, daß seine Berathung schlechterdings nicht zeitgemäß genannt werden kann. Die drei wesentlichsten Bestimmungen, die von der angeborenen Freiheit und Gleichheit aller Menschen, von dem unveräußerlichen Rechte der

Unterthanen auf Widerstand gegen Unterdrückung, von der ausschließlichen Souverainetät der Nation trieben zu Consequenzen, zu denen sich die Antragsteller selber am wenigsten bekannt haben würden, wenn sie sich ihrer jetzt schon klar bewußt gewesen wären.

Der Satz, die Menschen sind geboren und bleiben frei und gleich an Rechten, war richtig und unverfänglich, wenn er Gleichheit vor dem Gesetz bedeutete; sollte er aber materielle Gleichheit Aller an Besitz und Genuß aussprechen, dann führte er zu einer Auslegung, die bis jetzt kein Verständiger in Frankreich wollte noch wollen konnte.

Von dem Recht des Widerstandes machte eben ganz Frankreich bis in seine tiefsten Schichten hinab den ausgedehntesten Gebrauch; es jetzt noch förmlich als Grund- und Menschenrecht hinausgeben, hieß Oel ins Feuer gießen und Bestrebungen sanktioniren, die nicht bloß der alten, sondern auch jeder neuen gesetzlichen Ordnung gefährlich werden mußten.

Der dritte Satz endlich von der ausschließlichen Souverainetät der Nation, gab den Republikanern das Recht zu sagen: Was bedeutet jetzt noch ein erblicher König? Er geht nicht aus der Souverainetät der Nation hervor, er muß beseitigt werden um der Grundrechte willen. Mit dieser Art Souverainetät war jedes Königthum unvereinbar, und doch war die überwiegende Mehrheit der Versammlung monarchisch gesinnt, Lafayette selber ein loyaler Anhänger des Königthums. Wozu weckte man Begehren, die man zu erfüllen nicht geneigt war und nicht geneigt sein konnte?

Dieser Satz warf den Pfeil weit über das gewollte Ziel hinaus, forderte das demokratische Bewußtsein recht eigentlich in die Schranken, und rief einen Widerstand auf, den man erst wieder mußte zu unterdrücken suchen, wenn die Verfassung selber fertig war, auf die Gefahr, daß beide, Grundrechte und Verfassung, darüber zu Grunde gingen.

Staatsmännisch allein war, was Mirabeau meinte, als er vorschlug, man solle die Frage der Menschenrechte vertagen, bis an den Schluß des vollendeten Verfassungswerkes, aber er drang nicht durch.

Die Bedenken, welche eine nüchterne Erwägung dem Drängen der Enthusiasten entgegenzusetzen hatte, blieben übrigens in der Versammlung selber keineswegs ohne alle Vertretung.

Am 1. August begann die Berathung über den von Lafayette am 11. Juli eingebrachten Antrag mit der Frage: Soll der Verfassung eine Erklärung der allgemeinen Menschen- und Bürgerrechte vorangestellt werden oder nicht?

Gegen die weit überwiegende Mehrheit der 56 eingeschriebenen Redner machte namentlich Malouet auf alle Gefahren und Unzuträglichkeiten dieses Antrags aufmerksam. Er hält die Menschen- und Bürgerrechte in allen Ehren, „sie sollen uns ohne Unterlaß vor Augen stehen, die Freiheit soll sein, wie das Gestirn des Tages, das für Alle leuchtet", aber einen Gesetzgebungsakt aus einem metaphysischen Programm zu machen ist nicht wohlgethan gegenüber einer zahllosen Menge von Mitbürgern, die kein Eigenthum haben, die vor Allem ihre Existenz von einer gesicherten Arbeit und einem zuverlässigen Rechtsschutz erwarten, gegenüber den Hunderttausenden, die eher in Gefahr sind ihre Pflichten, als ihre Rechte zu vergessen. Der Mensch ist allerwärts gebunden durch die Gesellschaft, in der er lebt; spricht man ihm von abstrakten Rechten, so redet man zu ihm, als sei er abgelöst von dieser Gesellschaft, und das ist nicht förderlich für den Neubau der socialen Ordnung.

Ueber dieser Debatte vergingen die ersten Tage des August. Lafayette behält die Oberhand und statt der Menschenrechte, wie Mirabeau wollte, wurde die Verfassung selber vertagt.

Inzwischen dauerte draußen der Bürgerkrieg in entsetzlicher Weise fort. Brand, Plünderung, Mord und Todtschlag wiederholte sich täglich. Schuldige und Unschuldige büßten für das Unrecht der alten Feudalität, die Massen tobten in schrankenloser Verwilderung, fürchterlicher als ein Volk je sein wird, das der Freiheit einmal gewöhnt war. Mancher fiel um leeren Argwohns willen, die Volksjustiz griff ins Blinde hinein.

Da überkam die Versammlung das richtige Gefühl, daß Etwas geschehen müsse, um in das Chaos dieser Anarchie ein Wort der Beruhigung und Versöhnung hinein zu sprechen. Es entstand bei einigen der Führer der Gedanke, den gerechten Beschwerden, die sich eine so grausige Selbsthilfe verschafft, durch einen Akt der Gesetzgebung entgegenzukommen. Der ganze Sturm der letzten Wochen galt nicht sowohl der Monarchie als der alten Feudalität, die bereits tumultuarisch genug in Schutt und Asche gelegt war.

Ein Ausschußbericht des Abgeordneten Salomon stellte am 3. August fest, daß die Entrichtung der gutsherrlichen Renten, Zehnten, Auflagen, Grundzinse, Gülten allerwärts hartnäckig versagt werde; daß die Bewohner der Kirchspiele sich überall feierlich verpflichtet hätten, diese Weigerung aufrecht zu erhalten und Alle, die sich dem nicht unterwerfen wollten, den schrecklichsten Bedrohungen und gewaltthätigsten Mißhandlungen ausgesetzt seien, daß bewaffnete Rotten in die Schlösser eindringen, sich aller Papiere und Schuldbücher bemächtigen und sie im Hofe verbrennen, daß dagegen die Gesetze ohne Kraft, die Beamten ohne Geltung, die Gerechtigkeit nur ein Schattenbild sei, das man in den Gerichtshöfen vergebens suche u. s. w. Unter dem Eindruck dieser Dinge kam es zu jener Verabredung, aus welcher die denkwürdigen Auftritte der berühmten Nachtsitzung vom 4. August hervorgegangen sind.

Man hat diese Sitzung von jeher sehr verschieden beurtheilt. Bald hat man sie die Bartholomäusnacht des Eigenthums, bald wieder den größten Moment der neueren Geschichte genannt. Keines dieser Urtheile ist ganz zutreffend. Das erste ist abgeschmackt, die Beschlüsse vom 4. August haben den Krieg gegen das Eigenthum der alten Aristokratie nicht hervorgerufen, sondern eher gehemmt, das Wasser eher gestaut, als sein Gefälle beschleunigt; aber auch das letztere ist zum mindesten übertrieben, denn die Versammlung that nur, was sie nicht lassen konnte, brachte nur in gesetzliche Form, was seit Wochen der thatsächlich gegebene Zustand war. All die Lasten, die jetzt rechtlich aufgehoben wurden, waren schon hinweggeschwemmt und der Beschluß, der nachkam, hat die Wogen eher beschwichtigt als aufgeregt.

Daß, was hier geschah, eine Nothwendigkeit war, nimmt dem Verdienste Nichts, denn es ist bekanntlich nicht immer der Fall, daß man in das Nothwendige die rechte Einsicht hat.

Die Versammlung hatte ihre Aufgabe richtig begriffen und das macht ihr alle Ehre.

Vom 3. August her stand noch unerledigt ein Ausschußantrag auf der Tagesordnung, der von der Versammlung die Erklärung verlangte, „daß sie durch den herrschenden Nothstand der Provinzen sich nicht dürfe stören lassen in dem großen Verfassungswerke, dessen ungeheure Wichtigkeit keine Unterbrechung der Arbeit gestatte, daß

die eigenmächtige Versagung der bäuerlichen Geldleistungen an die Gutsherren durch Nichts gerechtfertigt sei, bis die Nationalversammlung sich über diese Sache ausgesprochen habe, daß kein Vorwand von solchen Verpflichtungen entbinde, daß die Versammlung mit Schmerz den Wirren zuschaue, die aus dieser Auflehnung hervorgegangen, und daß diese letzteren den Grundsätzen des öffentlichen Rechts zuwider seien, welche die Versammlung zu achten nicht aufhören werde."

Die National-Versammlung sollte sich also aufs Schroffste lossagen von jener Mitverantwortlichkeit für Alles was geschehen nicht nur, sondern auch für alle Folgerungen, die daraus abgeleitet werden konnten.

Am Morgen des 4. August war die Frage über die Menschenrechte fast mit Stimmeneinhelligkeit bejaht worden, am Abend desselben Tages trat der Herzog von Noailles auf die Tribüne und schlug vor, jener abmahnenden Proclamation an das revolutionäre Volk eine andere vorauszuschicken, die demselben Abhilfe seiner gerechten Beschwerden theils gewähre, theils sicher verheiße. Es soll erklärt werden, um die Steuerzahlung wieder in Fluß zu bringen, daß fernerhin die Steuer wie alle öffentlichen Lasten von Allen gleichmäßig getragen werden, daß alle Feudalrechte nach gewissen billigen Schätzungen ablösbar sein, die Herrenfrohnen aber, die todte Hand und andere persönliche Dienstbarkeiten ohne Entgelt aufhören sollen.

Diese Rede wurde „mit feierlichem Stillschweigen" angehört, ihr folgte eine ziemlich lebhafte Bewegung, zumal unter dem bretonischen Club, aus dessen Mitte sich der Herzog v. Aiguillon auf die Tribüne schwang. Gemäß getroffener Verabredung brachte er einen unterstützenden Ergänzungsantrag. Nachdem er konstatirt, daß in den Provinzen nicht bloß zuchtlose Räuberbanden der Gesetze spotten, sondern an den meisten Orten das Volk eine Art Verschwörung wider die Schlösser, die Ländereien und die Lehensrechte der Gutsherren bilde, nachdem er hervorgehoben, daß die erste Anwendung des Beschlusses hinsichtlich der Menschenrechte dem nothleidenden Volk zu Gute kommen müsse, schlägt er vor, daß zur Herstellung völliger Steuergleichheit nicht bloß alle Individuen, wie Noailles beantragt, sondern auch alle Körperschaften, Städte, Gemeinden, die bisher Steuerfreiheit oder irgend welche

Vorrechte, sei es in Veranlagung, sei es in Erhebung von Abgaben genossen hätten, in Zukunft ohne Unterschied herangezogen werden sollen und sodann, daß die Herrenrechte als eine „lästige Steuer, welche den Ackerbau schädigt und das flache Land verödet", abgelöst werden sollen nach einem billigen Preismaße, welches die National-Versammlung in jeder Provinz nach den ihr von den Schuldnern gemachten Vorschlägen festsetzen wird.

Also der Adel ging selbst voran in dem Verzicht auf Rechte, die sich doch nicht mehr halten ließen. Zwei der größten und angesehensten Familien, die Noailles und Aiguillon, opferten ihre bedeutenden Privilegien; die französische Eitelkeit spielte gewiß mit, aber es war auch Etwas von dem ritterlichen Wesen der Franzosen dabei. „Mit unaussprechlicher Freude", sagt der amtliche Bericht, sei dieses Beispiel aufgenommen worden, aber in Fluß kam die Bewegung doch erst, als ein ländlicher Abgeordneter aus der Bretagne das Wort ergriff und für den geplagten Bauernstand die Anerkennung der Menschenrechte verlangte. Er erklärte, die Nationalversammlung würde dem Brand der Schlösser zuvorgekommen sein, wenn sie bei Zeiten den Inhalt der „infamen Pergamente" der Lehensherren ablösbar gemacht hätte, erinnerte an den die Menschheit beleidigenden Unfug, daß der Gutsherr noch seine Bauern an den Karren spannen dürfe wie Hausthiere, und nöthigen könne, zur Nachtzeit die Teiche zu peitschen, damit die Frösche ihren wollüstigen Herren nicht den Schlaf stören. — „Ein allgemeiner Schrei läßt sich vernehmen; Sie haben keinen Augenblick zu verlieren; ein Tag Aufschub führt neue Brände herbei. Wollen Sie Ihre Gesetze erst einem verwüsteten Frankreich geben?"

Jetzt erhebt sich ein Enthusiasmus, der bald alle Dämme durchbricht. Ein Antrag jagt den andern und die Aufregung wächst von Rede zu Rede.

Der Bischof von Nancy gibt dem Clerus das Beispiel der Aufopferung seiner Feudalrechte, und kaum hat ein anderer Bischof, der von Chartres, die Aufhebung des Jagdrechts verlangt, so erhebt sich der Adel, um dies Opfer sofort zu bringen. Der ganze Clerus steht auf, um seine Beistimmung auszusprechen und es entsteht ein solcher Sturm von Beifall und Jubel, daß die Verhandlung einige Zeit eingestellt werden muß.

Dann begann das Schauspiel von Neuem. Als der Adel

und die Geistlichkeit Nichts mehr zu geben hatten, kamen die Provinzen, die Städte und Körperschaften und legten ihre Privilegien nieder. Viele bedauerten, daß sie mehr nicht geben könnten und die, die Nichts zu opfern hatten, sahen stumm und staunend zu, wie die Aufregung einer einzigen Nacht hinwegnahm, was seit 15 Jahren soviel bittern Hader verursacht hatte, eine Ordnung der Dinge beseitigte, um deren Besserung die umsichtigsten Staatsmänner so lange und so vergebens bemüht gewesen waren.

Die wesentlichsten Ergebnisse der denkwürdigen Sitzung sind: die Aufhebung der Leibeigenschaft, Ablösbarkeit der Herrenrechte, Abschaffung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, Aufhebung der ausschließlichen Jagdgerechtigkeit, der Taubenzüchtereien und Kaninchengehege u. s. w. Ablösung der Zehnten, Gleichheit der Abgaben, allgemeine Zulassung zu den Aemtern in Staat und Heer, Aufhebung des Aemterverkaufs, Beseitigung aller Stadt- und Provinzialrechte, der geistlichen Annaten, der Häufung von Pfründen, der Sinecuren, Einführung einer unentgeltlichen Rechtspflege, Umgestaltung der Zünfte und Aufhebung aller ohne Rechtstitel ertheilten Pensionen.

Neue Crisis. Herzog v. Orleans. Lafayette. Die Oktoberereignisse.

In der Zeit vom 4. August bis Ende September liegt eine eigenthümliche Schwüle auf Frankreich, alle Welt fühlt sich unbehaglich und hat die Ahnung eines aufsteigenden Gewitters in den Gliedern. Die Gründe dieser Stimmung waren mancherlei.

Die National-Versammlung liegt Wochen lang theoretischen Berathungen ob, die viel fruchtbarer sein durften, als sie wirklich waren und dennoch nur ein untergeordnetes Interesse gefesselt haben würden. Die Regierung zeigt sich vollkommen unzulänglich, nicht bloß der herrschenden Crisis zu begegnen, sondern überhaupt irgend ein Geschäft zweckmäßig zu erledigen. Dazu kam die drückende Geldnoth. Der Staat war am Rande des Bankerotts angelangt. Die schöne Romanze, welche Necker am 5. Mai den Reichsständen zum Besten gegeben, war in Nichts zerstoben, die herbe Wirklichkeit zeigte ein kolossales Deficit und das konnte man länger nicht fortschleppen, denn ein erstes Anlehen, das Necker

versuchte, war gescheitert. Nun kam er mit einer außerordentlichen Einkommensteuer, die 400 Millionen ertragen sollte. Der Vorschlag war sehr unpopulär, fiel er aber in der Versammlung durch, so war der Bankrott entschieden. Darum warf sich Mirabeau mit einer gewaltigen Rede für den Minister in die Bresche, den er sonst verachtete, und das Gesetz ging durch. Mehr überrascht und betäubt als überzeugt, fiel die Versammlung dem Redner bei.

Der Fortgang des Verfassungswerkes zeigte abwechselndes Ueberwiegen bald enthusiastischer Träumereien, bald radikaler Gelüste, aber fast nirgends die besonnene Consequenz gereifter staatsmännischer Einsicht. Die Enthusiasten triumphirten beim Abschluß der Menschenrechte, dem sich Mirabeau vergebens entgegengestemmt, die Radikalen bei der Entscheidung für das Einkammersystem am 9. und für das aufschiebende Veto der Krone am 11. September. Bei letzterer Gelegenheit hatte Mirabeau in einer seiner herrlichsten Reden sein ganzes konstitutionelles System entwickelt und ausführlich jene Ansicht über das königliche Veto als unerläßliche Schutzwehr gegen die Tyrannei einer souveränen Versammlung dargelegt, die wir bereits früher kennen gelernt haben.*)

Paris war mittlerweile der Abgrund geworden, welcher die Staatsmittel Frankreichs verschlang. All die neuen Einrichtungen kosteten Millionen, die der Staat an die Stadtgemeinde bezahlen mußte. Um den pariser Pöbel bei der herrschenden Theurung vor Hunger zu schützen, mußte der Staat für wohlfeiles Brod sorgen, um den unbeschäftigten Proletariern Verdienst zu geben, mußte der Staat sie bei nutzlosen Arbeiten beschäftigen. Tausende von Menschen wühlten im Schmutz herum, um sich dafür Taggelder zahlen zu lassen und Clubbreden anzuhören.

Wie Paris über die Nationalversammlung hinausgewachsen war, so fing über Paris ein Proletariat an hinauszuwachsen, das der Staat täglich mit einem Trinkgeld abfinden mußte, damit es bei guter Laune blieb. Dem gegenüber eine rathlose Regierung, eine Versammlung, die Grundrechte beräth, ein König, der schwankt zwischen seiner verdrossenen Unschlüssigkeit und seinem Widerwillen gegen die neue Ordnung, und ein Hof, der erbittert und verschworen bleibt, so daß die nächsten Verwandten am kaiserlichen

*) S. 140.

Hof zu Wien außer sich sind über den Unverstand, der nicht aufhört, Oel ins Feuer zu gießen.

Der König war, was man auch sagen mag, mit Plänen beschäftigt, wie er sich auf irgend eine Art aus seiner drückenden Gebundenheit befreien könne, er dachte, nach dem Osten, etwa nach Metz, an die Grenze zu entfliehen, einen Rest treuer Truppen um sich zu sammeln und so der Bewegung mit Macht entgegenzutreten. Er gestand sich das wahrscheinlich nicht einmal ein, aber im Grunde war, was er wollte, nichts Anderes als eine Wiederholung dessen, was im Juni und Juli mißlungen war.

Das Einzige, was bis jetzt die Gesetzgebung unmittelbar für die Masse des Volkes gethan, waren die Beschlüsse vom 4. August gewesen und der König beging den ungeheuren Fehler, sie in seiner ersten Antwort am 18. September nur theilweise zu bestätigen, nachher aber sich die Genehmigung doch abtrotzen zu lassen (21. September).

So war der Hof und die Nationalversammlung gegenseitig erbittert, das Volk bereits der Leitung beider nahezu entwachsen und von völlig neuen Führern gelenkt, die Provinzen in wilder Gährung, in der Hauptstadt eine hungernde Masse, im Staate kein Gesetz und keine Ordnung, in der Gesellschaft keine Sicherheit der Person und des Eigenthums mehr, nichts Positives als eine Reihe papierner Verfassungsparagraphen: — in dieser traurigen Verflechtung der Dinge, wo auf allen Seiten Rath- und Hilflosigkeit war, hat jenes Gastmahl der Garde du Corps vom 1. Oktober eine gewisse Wichtigkeit erlangt. In Fällen dieser Art kann eine Kleinigkeit große Folgen haben, wie ein Funke genügt, um einen Pulverthum in die Luft zu sprengen.

Ein neues Regiment war nach Versailles gezogen worden, ein Regiment Flandern, ausschließlich aus Fremden gebildet. Die Garde du Corps, der altaristokratische Rest der königlichen Garden, begrüßte das Regiment mit einem Gastmahle, bei dem es prächtig und lustig zuging. Das war an sich ganz harmlos und harmlos war auch, daß die Gäste vom Wein angeheitert im Angesicht der vollen Flaschen die National-Versammlung zu stürmen anfingen und kecke Lieder sangen: das war im Rausche nichts Erschreckendes. Aber der Hofadel konnte es nicht lassen, diese an sich harmlose Geschichte zu einer Demonstration für das Königthum auszubeuten. Der

König kam von der Jagd zurück, ohne eine Ahnung davon, was hier vorging und wozu er gebraucht werden sollte. Der Freunde Uebereifer sollte ihn auch hier verderben.

Er ließ sich hinführen und kam dazu, als eben die Hofdamen weiße Kokarden austheilten und die dreifarbigen verschwanden. Das Erscheinen des Königs brachte den Enthusiasmus zur völligen Trunkenheit. In feierlichem Zuge begrüßten ihn die Offiziere, schwuren ihm Treue mit gezogenem Degen und unter dem bekannten: o Richard mein König u. s. w.. Der König stand ganz verblüfft da, die Königin aber richtete ein oder das andere ermunternde Wort an die Herren, ohne vollkommen eingeweiht zu sein, und jetzt gewann die Sache ein anderes Ansehen. Jetzt konnte die revolutionäre Presse die Tonart anschlagen, die ihr schon lange geläufig war, „während Paris hungert", hieß es, „feiert man in Versailles Orgien, die Verschwörung wider das Volk ist offenbar" u. s. w. Es gibt auch eine revolutionäre Hofsprache, wie es eine officielle gibt, aber hier zündete sie und das war die Hauptsache.

Schon war Alles aufgeregt durch große und kleine Anlässe mancherlei Art, was jetzt hinzu kam, mußte die Explosion bringen.

Ich habe bisher noch gar nicht von dem Herzog v. Orleans gesprochen, der in den älteren Darstellungen des Zeitraums als Haupturheber aller dieser Dinge bezeichnet wird und spreche jetzt nur von ihm, um diese Beurtheilung auf ihr richtiges bescheidenes Maß zurückzuführen. Wir begegnen über diesen Mann vielfach jener kleinlichen Auffassung der Dinge, die die Ursache elementarer Ereignisse der Weltgeschichte in einem bischen Freibier, Freiwein, Clubreden und feilen Dirnen zu finden meint; der Herzog v. Orleans, der allerdings in solchen Dingen Geschäfte machte, war nur bedeutend durch das Geld, das ihm zur Verfügung stand, zu einer politischen Rolle hat er sich nie fähig gezeigt. Muthlos, unentschlossenen Charakters bis zum Aeußersten, dabei ein Wüstling durch und durch, aufgebraucht durch gränzenlose Ausschweifungen, hatte er Nichts von dem Stoff, aus dem man einen Cromwell oder Cäsar schneidet.*)

*) Ueber ihn gibt die Schrift Ducoin: Études révolutionnaires: Philippe d'Orléans Égalité. Paris 1845 das vollständigste Anklagematerial. An und für sich den Orleans gehässig (S. 20), hat er alle einzelnen Lebensmomente des Herzogs durchgenommen, freilich auch alle belastenden Thatsachen und

Jeder, der Geld von ihm genommen hatte, lachte ihn aus, sobald er den Rücken kehrte, für ihn zu arbeiten, fiel Niemanden ein. Selbst Mirabeau hatte man einmal als Einen bezeichnet, der für ihn arbeite, aber der sagte: Ich und der Herzog von Orleans? Der Kerl wäre mir zu schlecht zu meinem Hausknecht.

Aber der Herzog hatte sich in den Kopf gesetzt, eine Art Generallieutenantschaft des Königreichs zu errichten; der König, rechnete er, würde bald auf die eine oder andere Weise vom Platze weichen, dann sei seine Stunde gekommen, sei es als Vormünder oder Reichsverweser, sei es als König. So dachte er, und wo immer ein recht schmutziger Tumult losbrach, da hatte er wühlen helfen, aber eine Partei besaß er nicht. Was so aussah, bestand aus Herren, die so kopflos waren als er, aber allerdings viel Geld hatten.

Entschieden eine ganz hervorragende Stellung nahm der General Lafayette ein, augenblicklich der mächtigste Mann in Frankreich und, wie er glaubte, auf immer; aber in Revolutionen heißt es noch mehr als in andern Zeiten: die Todten reiten schnell. Er stand in der vollen Blüthe seines Ruhms und Einflusses an der Spitze der Nationalgarde von Paris und alle übrigen Nationalgarden gehorchten ihm gleichfalls. Schwer ist zu sagen, ob die ihm unmittelbar gehorchende Macht damals 30-, 50-, 80,000 Mann betrug, aber gewiß ist, daß das die einzige war, die damals überhaupt Etwas bedeutete, während die alte Armee in Zuchtlosigkeit zerfiel. Es ist ganz thöricht, diesen Mann, wie der Unverstand

---

Vermuthungen, so daß Vorsicht im Gebrauche anzurathen ist. (Mancher bemerkenswerthe Einwand zu Gunsten des Herzogs von Garat bei Tilly S. 427 bis 435).

Er bespricht erst das schamlose Ehepaar, das ihn Sohn nannte, dann des Sohnes eigne Orgien, seine Ostentation mit der Liderlichkeit, seinen öffentlichen Umgang mit Dirnen. Darin seien alle edleren Regungen verschwunden, ses plus innocens plaisirs étaient la chasse, les chiens, les chevaux, les traîneaux, les voitures, les fanfares et le bruit — il détestait l'étude et la lecture, un livre lui faisait peur. Dazu die gern geglaubten Gerüchte über seine Feigheit und die nur allzu wahren Thatsachen über die schmutzigen Mittel, womit er seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen suchte, namentlich die Umgestaltung des Palais Royal. Vorher unpopulär und verspottet, war er seit der bekannten Parlamentsscene eine politische Person geworden.

der Hofroyalisten gethan, Cromwell'scher Gedanken zu verdächtigen, dazu hatte er durchaus nicht das Zeug, aber allerdings war seine Stellung weit verantwortungsvoller als er selber dachte. Er war kein Verschwörer im großen Stil, aber eine der Naturen, die es mit ihrem politischen Gewissen vereinigen können, in aller Unschuld etwas mit Verschwörung zu spielen, den Geist des Aufruhrs heraufzubeschwören, mit der festen Absicht, ihn rasch wieder hinabzusenden. Ein Bischen Revolution, damit der Hof und der Adel wieder zahm wurden — das schien ihm ein wohlthätiges Mittel gesunder Agitation; war ihm doch die „Insurrektion ein heiliges Menschenrecht".*)

Eignen Ehrgeiz, große politische Pläne hatte er nicht; er arbeitete von Hand zu Mund, von Heute auf Morgen und blieb jeder aufregenden Begeisterung gleich zugänglich. Von dem Tage an, wo er sich dem „Verbrüderungsfest" hingegeben, bis zu dem Tage, wo er Louis Philippe als Bürgerkönig umarmte, war er für Leute wie Bonaparte das, was dieser un niais nannte; in unserer armen Sprache bedeutet das einen „Einfaltspinsel", was ihm freilich zuviel thäte.

Leute von so entzündlicher flackernder Begeisterung passen wenig in die Disciplin geschlossener Parteien; auch Lafayette hatte die Parteiverbindungen, denen er angehörte, häufig genug gestört;

---

*) Eine Anzahl ungedruckter Briefe von ihm aus dem Jahre 1789 gibt Mortimer-Ternaux I. 419 ff. Sie sind an Latour-Maubourg gerichtet und lassen Lafayette gemäßigter und harmloser erscheinen, als man gemeiniglich annimmt. Vgl. S. 424. 426. Er hängt mit Mounier zusammen und ist mit Dupont gespannt. Dann schreibt er S. 430: Ne souffrez pas qu'il n'y ait qu'une chambre, ni que le sénat soit de la même composition que la chambre des représentans; il lui faut plus de permanence, de gravité, de distinctions . . . L'Amérique, après dix ans d'expérience a été obligée de reconnoître cette vérité. Ne souffrez pas, que la prérogative royale soit diminuée au dessous de ce qui nous est nécessaire, particulièrement dans ce qui a rapport à l'armée et à la politique étrangère. Er meint, durch 2 Legislaturen solle der König die Sanction verweigern können, in der dritten genehmigen, wenn zwei Drittheile den Antrag unverändert adoptirten, allenfalls könne der König auch dann noch erklären: die Constitution sei bedroht, und einen Convent berufen. Vous voyez que sans attaquer le principe de la volonté du peuple, on peut donner au roi quelque chose de bien plus fort que le veto absolu dont il ne se sert jamais.

gleichwohl besaß er unbestreitbar tüchtige Eigenschaften eines Parteimannes vom ersten Rang. Was Mirabeau von Robespierre sagte: „Lacht nicht über ihn, er glaubt an das, was er sagt," das hatte er im höchsten Maße. Er war ein Fanatiker seiner Ueberzeugung, war im Stande harte Wege zu gehen, wenn es galt, seine Lehre durchzusetzen. Das brachte Napoleon so sehr gegen ihn auf. In seinen Augen war der Mann ein Narr, der gegen das Consulat war, allein gegenüber den Millionen, die dafür waren, und doch sollte die Prophezeiung des Narren Recht behalten.

Dabei hing der Ruhm des nordamerikanischen Krieges an ihm; er schlug ein unermeßliches Vermögen in die Schanze für das Vaterland; Sparsamkeit oder Geiz hat er nie gekannt, liebenswürdig, anmuthig war sein ganzes Wesen. Zugleich blieb er immer der Cavalier, wohl ein Freund des Mannes in der Blouse, aber doch nicht so, daß er von seinem Pferd heruntergestiegen wäre und den Mann in den Arm genommen hätte. Damals war er überdies eine jugendlich blühende, kräftige Erscheinung, wohl im Stande, das Volk für das Königthum zu begeistern, wenn er König gewesen wäre.

Im Jahr 1830 hat er vermocht, die Revolution im Zaum zu halten, und da war er 70 Jahre alt. Man denke sich jetzt den jungen Lafayette, an dem noch keine bittere Erinnerung haftete, den jugendlich feurigen, begeisterten Mann, in dem der altfranzösische Edelmann und der freisinnige Franzose der neuen Zeit vereinigt waren!

Mit Orleans hatte er Nichts zu schaffen, er war sein persönlicher Gegner und hatte gleich bei seiner Wahl zum Befehlshaber der Nationalgarde dessen Pläne durchkreuzt; obwohl höchst unzufrieden mit der Haltung des Königs und des Hofes, wollte er nicht entfernt an den Thron selber rühren; in seiner unklaren Anschauung hatte er sich eine Art erblicher Präsidentschaft statt des Thrones erdacht. Gefährlicher als sein Programm war der Optimismus, der so leicht und oft mißbraucht wurde, war die Täuschung, der er sich über die Folgen seiner gutgemeinten Anschläge hingab.

Am Morgen des 5. Oktober sammelten sich Weiber, Kinder, Müssiggänger erst zu Dutzenden, dann zu Hunderten und Tausenden auf dem Greveplatz, die Menge schrie über Wucher, brüllte

nach Brod, zog vor die Bäckerläden und endlich nach dem Stadthaus. Es wird immer schwer bleiben, zu ermitteln, ob dem Geschrei nach Brod wirkliche Noth zu Grunde lag oder ob das eine irgendwo ausgegebene Losung war. Das ist aber auch nicht entscheidend.

Ein anderer Haufe kam gleichzeitig vom Palais Royal und hier täuschen wir uns wohl nicht, wenn wir annehmen, daß der Anstoß vom Hauptquartier des Herzogs von Orleans ausging. Die sagten schon: „Die Aristokraten sind schuld, daß wir darben und kein Brod haben, dafür müssen sie gezüchtigt werden.“

So sammelten sich Zusammenrottungen in verschiedenen Stadttheilen, alle mit dem Verlangen nach Brod.

Noch war der Kern der besitzenden Pariser Bevölkerung davon unberührt, ja die Nationalgarde, die so schleunig und zahlreich zusammentrat, als das irgend zu erwarten war, machte sogleich Front gegen das unruhstiftende Gesindel. Auch Lafayette war zeitig bei der Hand. Da geschieht das Erste, was seine Stellung zu der Sache grell beleuchtet, er schickt nach Versailles und läßt den Ministern sagen, es drohe ein Anmarsch der Pariser auf Versailles, man möge die Regierung und die Versammlung nach Paris verlegen. Dies verhängnißvolle Wort ist also nicht von der Masse, sondern von Lafayette selber ausgegangen.

Nun wuchs der Sturm riesenhaft an; bald waren auch die Pikenmänner den Haufen zugetreten und nach längerem Zuwarten erklärte Lafayette, um die Bewegung nicht ausarten zu lassen, müsse er sich selbst an ihre Spitze stellen. Es mochte dies das Richtige sein, das Bedenkliche bleibt, daß er schon am Morgen das Wort: „Fahrt nach Versailles“ ausgesprochen hatte, das jetzt die Losung der Massen wurde. Er hat es eben geliebt, mit dem Aufstand zu kokettiren und aus den Verwickelungen, die dann entstanden, sich durch Doppelzüngigkeit herauszureden. So auch hier.*)

Um Mittag wälzte sich lawinenartig wachsend ein Strom von Tausenden nach Versailles. Erst die Weiber unter Maillard's Führung, dann die Gesellschaft vom Palais Royal, die Proletarier der Vorstädte und zuletzt die Nationalgarde unter Lafayette. Der

*) [Hierüber vgl. Sybel I. 3. Capitel.]

ganze Zug soll mehr als 100,000 Köpfe gezählt haben. Paris marschirte auf Versailles.

Die Nationalversammlung, die eben beschäftigt war, dem König die unbedingte Genehmigung der Menschenrechte und der Verfassung abzutrotzen, hatte den ersten Stoß auszuhalten. Die Tribünen waren schon überfluthet, als die Masse auch in den Berathungssaal selber eindrang, Mirabeau mußte sie erst andonnern, um nur die nothdürftigste Ruhe herzustellen; endlich entwickelt sich aus dem Tumult der Gedanke einer Abordnung an den König. Die Weiber schicken zum König, verlangen Brod und Freiheit, der spricht recht freundlich mit ihnen und die Pariserinnen sind ganz entzückt von dem Empfang.

Spät am Abend kam endlich Lafayette selbst ins Schloß und seine Zugänge wurden besetzt. Jeder Exceß sollte verhindert werden und Lafayette war unermüdlich auf der Wache. Hier trifft ihn kein Vorwurf. Unabläßig ist er auf den Beinen, die Nationalversammlung rein zu halten, das Schloß frei zu machen, die Majestäten zu schützen.

Morgens zwei Uhr legte sich Lafayette zur Ruhe, schwerlich, wie der Hofadel sagte, um jetzt dem Aufruhr freien Lauf zu lassen, dann brauchte er sich nicht die unsägliche Mühe zu geben, ihn bis dahin niederzuhalten.

In den frühen Morgenstunden gab die Partei Orleans ihre Parole aus. Ihre Leute drangen nach dem Schloß. Hier standen Leibgarden mit dem echt königlichen Befehl: die Waffen nicht zu gebrauchen und doch den König zu schützen. Auf sie drängten die Massen los. Die ersten Posten wurden theils verwundet, theils getödtet. Jetzt kamen sie die Treppen herauf. Die Nationalgarden waren zurückgezogen, Lafayette schlief, die Gelegenheit war günstig, ein Verbrechen, einen Mord zu vollziehen, und darauf war es abgesehen.

Wir haben ein Billet von Orleans vom 6. Okt., auf dem es heißt: le marmot vit encore, der Tropf lebt noch, er hätte sogleich getödtet werden sollen.

Die Mordbande war dem König und der Königin, die in sein Zimmer geflüchtet war, dicht auf den Fersen. Jetzt kam Lafayette herbei und trieb die Banden hinaus.

Die Rettung hing an einem Haar; kein Gedanke daran, daß

Lafayette sich als Retter gewissermaßen hätte aufspielen wollen und nur deshalb die Bande losgelassen.

Orleans hatte verspielt. „Machen Sie, daß Sie zum Bankier kommen," schrieb er am 6. Oktober einem Vertrauten, „er soll die Summe nicht auszahlen, das Geld ist nicht verdient."

Jetzt erscholl der Ruf: „Nach Paris!" aus tausend Kehlen und der Hof ging darauf ein. Als die Menge sich auf dem Schloßplatz versammelte und nach dem König rief, erschien dieser mit der Nationalkokarde auf dem Balkon und wurde von einem stürmischen vive le roi! empfangen. Lafayette führte auch die Königin hinaus, küßte ihr zum Zeichen der Versöhnung mit dem Volk die Hand und dieselben, die eben geschrien hatten: Nieder mit der Königin! riefen jetzt vive la reine! Darauf umarmte Lafayette auch Einen von der Leibgarde, die eben hatte ermordet werden sollen, und das Volk brach von Neuem in Beifall aus.

Der König reiste ab. Den Herzog von Orleans aber ließ Lafayette wie einen Schuljungen vor sich kommen und gebot ihm, Frankreich zu verlassen. Das that er denn auch und erst im Convent tauchte er wieder auf, um für den Tod Ludwigs XVI. zu stimmen.

Bei dem Rathe, den König und die Versammlung zur Uebersiedelung nach Paris zu bestimmen, hatte Lafayette den Gedanken, die Regierung den Hofeinflüssen zu entziehen und dafür unter seine Leitung zu bringen. Diese Absicht legte ihm Necker ausdrücklich unter und gewiß mit Recht.

Als der Rath befolgt wurde, war eine höchst bedeutsame Umwälzung der Dinge geschehen. Zum ersten Mal hatte eine neue Macht, die bis jetzt noch nicht ausschlaggebend aufgetreten war, ihre Stärke in vollem Umfang erprobt: die Pariser Gassenbevölkerung. Das Königthum und die Versammlung hatten sich dem souveränen Belieben der Comitien auf dem Schloßplatz von Versailles gefügt. Das war ein Erfolg, den diese Macht gewiß nicht vergaß und gewiß nicht unverwerthet ließ. Darum war der 5. Okt. der Tag, an dem die Gewalt überging von der bisher allmächtigen Nationalversammlung auf einen Theil der Pariser Bevölkerung, von dem Niemand wußte, wer ihn leiten würde. Jetzt stand noch Lafayette oben, morgen vielleicht Petion, übermorgen Danton, am Ende Robespierre. Die Gefahr, daß die Hauptstadt und ihre von

unfindbaren Führern geleiteten, von unberechenbaren Impulsen bewegten Pöbelmassen die Geschicke Frankreichs an sich reißen würden, war mit einem gewaltigen Ruck ihrer Verwirklichung näher gebracht.

Das Verhängniß, das die Septembertage von 1792, die Schreckenstage von 1793 und endlich den Cäsarismus gebracht hat, hatte seinen ersten großen Schlag geführt. Paris hatte offenkundig und unwiderruflich den Thron der alten Monarchie bestiegen.

Ein Theil der Versammlung machte den Weg nach Paris mit schwerem Herzen; ein anderer verzweifelte völlig an der Zukunft. Der letztere folgte tief erbittert dem Beispiel des alten Adels; Maury und Cazales, Mounier und Lally Tolendal gaben Alles verloren und schieden aus. Der Mittelstand fing an auszuwandern, wie einst die Camarilla der Artois und Polignac. Man darf in Zeiten der Bewegung nie durch Verschwinden eine Rolle spielen wollen. Es war zu früh, wie die Ausgeschiedenen selbst bald einsehen sollten; Maury und Cazales kamen deßhalb kurz nachher wieder zurück.

Zweiter Abschnitt.

Ausarbeitung einer neuen Verfassung. Kampf der konstitutionellen Mehrheit gegen monarchische und demokratische Extreme. Der König scheinbar mit ihr einverstanden. Oktober 1789 bis April 1791.

§. 8 und 9.

Mirabeau's wachsende Sorge über die Wendung der Dinge. — Denkschrift über die Rettung des Königthums und des Königs. — Sein Versuch, ein Ministerium zu bilden. — Der Antrag vom 6. und der Beschluß vom 7. November. — Die Verfassung von 1789—1790. — Bürger- und Wahlrecht. — Departementsverfassung. — Gerichtsverfassung. — Staat und Kirche. — Umtriebe der Clubs und der anarchischen Presse. — Mirabeau's Ausgang. † 2. April 1791.

Mirabeau und die Krone im Okt. und Nov.

Welchem Abgrund die Dinge seit den Oktoberereignissen zutrieben, erkannte Niemand klarer als Mirabeau, der eben jetzt anfing, ernsthafter als je auf Wiederherstellung der Autorität zu sinnen.

Der ganz verirrte blinde Parteigeist jener Tage, der sich in einer förmlichen Literatur von Verleumdungen und Anklagen gegen ihn Luft machte, hat ihn u. A. auch beschuldigt, er habe mit dem Herzog v. Orleans zusammen die Ereignisse vom 5. und 6. Oktober herbeigeführt. Er selbst weist jeden Verdacht eines näheren politischen Verhältnisses zu dem Herzog wie eine persönliche Beschimpfung auf's Schärfste von sich ab, und eine Untersuchung, die nachher über das angebliche Complott gepflogen worden ist, hat 1790 mit seiner vollkommenen Entlastung geendigt. Die Frage ist jetzt, zumal seit den Enthüllungen, welche die von Bacourt her-

ausgegebene Correspondenz Mirabeau's mit dem Grafen La Marck*) gebracht hat, vollkommen abgethan.

Seine wirkliche Rolle und Richtung war jetzt bereits eine geradezu entgegengesetzte. Er hatte den Sturm gegen das alte Staatswesen geführt, die zögernde Nationalversammlung befeuert, von Schritt zu Schritt fortgerissen und wenn die feudale Monarchie im Juni und Juli jäh zusammengebrochen war, so hatten Wenige mehr Schuld oder Verdienst daran als er. Durch diese wie die nachfolgenden Wendungen hindurch ist sein Programm gewesen: Bruch mit dem feudalen Staat und der feudalen Gesellschaft, deren Verranntheit und Unbelehrbarkeit das Königthum an diesen Abgrund geführt hat, aber auch Wiederaufrichtung eines verjüngten monarchischen Verfassungsstaates. Das hat er oft genug in seinen Reden ausgesprochen, noch öfter im Vertrauen geäußert. Viel zu sehr war er nüchterner Menschenkenner, viel zu wenig war er enthusiastischer Theoretiker oder steifer Doktrinär, um zu glauben, diese Gesellschaft, wie sie das Jahr 1789 überrascht hatte, könne zum Inhalt einer demokratischen Republik umgeschaffen werden. Er hatte seine Studien im Leben und in der Welt gemacht, hundert Täuschungen, die die besten Köpfe um ihn her gefangen hielten, ließen ihn unberührt, keine Art von unklarer Schwärmerei berückte ihn, er nahm die Gesellschaft wie sie war, wie sie das alte Frankreich hinterlassen und ein paar Monate Freiheit nicht völlig umschaffen konnten. Er wollte eine parlamentarische Monarchie, in der die Vertretung der Nation die gesetzgebende Gewalt in so breitem Umfang einnahm, wie sie damals keine Verfassung der Welt gewährte, die Krone selber, mit konstitutionellen Schranken umgeben, gleichwohl mit starken Befugnissen ausgerüstet und am Nöthigsten nicht gehindert war. Seine Staatsordnung stand in keinem Compendium, war in keinem Werk von Montesquieu oder Rousseau zu finden, aber sie stand auf dem Boden der Bedürfnisse Frankreichs und des gereinigten Programms der Revolution.

Die Ueberzeugung, daß allein in der rechtzeitigen Ergreifung einer solchen Staatsform das Heil Frankreichs liege, daß jetzt oder nie der Augenblick zu dieser Wendung gekommen sei, hatte sich

*) Paris 1851. 3 Bde. s. I. 112 ff.

in ihm in den letzten Tagen befestigt. Keiner war mit ernsteren Sorgen von Versailles nach Paris übergesiedelt als er. Er fühlte, was kommen würde, wie die Hauptstadt, die Agitation der Clubs, die Beherrschung der Versammlung durch ungreifbare und unfindbare Einflüsse wirken mußte. In Versailles schon war es ihm schwer geworden, seinem gewichtigen Worte Geltung zu schaffen, und doch war dort sein schlimmster Gegner nur seine eigne Vergangenheit gewesen, wie viel schwerer mußte es ihm jetzt werden.

Es lebte damals in Frankreich ein vornehmer Belgier, der mit dem Hofe nahe verbunden war und mit Mirabeau seit Jahren in vertrauter Bekanntschaft stand, der Graf von La Marck, später Prinz von Aremberg. Aus dem Briefwechsel und den Unterredungen mit diesem Manne erhalten wir die genaueste Belehrung über das Verhältniß Mirabeau's zum Hofe, von dem bisher auch die besten Berichterstatter nichts als Gerüchte und unbestimmte Andeutungen zu geben vermochten. Gegen La Marck äußert Mirabeau schon im Juni, „das Staatsschiff wird vom heftigsten Sturm gepeitscht und Niemand steht am Steuer," nicht lange darauf hat er bereits, Allen voraus, die düstersten Ahnungen von dem persönlichen Schicksal des Königs und der Königin. Jetzt, im Oktober, spricht er den Wunsch aus, die Dinge selber in die Hand zu nehmen und den Hof für sein rettendes Ministerprogramm zu gewinnen.

Zehn Tage nach den geschilderten Auftritten schrieb er eine Denkschrift, datirt vom 15. Oktober, die dem König überreicht werden sollte. Das Aktenstück ist wichtig genug, um hier in seinen Hauptzügen mitgetheilt zu werden, es eröffnet eine lange Reihe von Eingaben desselben Inhalts.

Die Denkschrift beginnt mit der Darlegung der ungeheuren Gefahren, welche die Uebersiedelung nach Paris den Entschließungen, ja der persönlichen Sicherheit des Königs gebracht habe; es ist eine Umschreibung des Zurufs, den er am 5. an den König gerichtet: „Majestät, gehen Sie nach Paris, so ist Ihre Krone verloren." „Der Pöbel der Hauptstadt," sagt er, „einmal aufgewühlt, ist unwiderstehlich, der Winter kommt heran, die Lebensmittel können mangeln, der Bankrott kann ausbrechen, was wird in drei Monaten aus Paris geworden sein?" Dann beklagt er die Rathlosigkeit der Minister, das rasche Bergabgehen der Versammlung,

er findet, daß sie „weit aus dem Gleise ihrer eigenen Grundsätze hinausgerissen worden ist durch die unselige Unwiderruflichkeit, welche sie ihren ersten Dekreten gegeben hat", und bezeichnet dann „als einziges Mittel, den Staat und die werdende Verfassung zu retten, dies, den König in eine Lage zu versetzen, die ihm gestattet, sich unverzüglich mit seinem Volke zu verbünden": er bemerkt über den Despotismus des revolutionären Paris: „Paris verschlingt schon lange alle Steuern des Königreichs, Paris ist der Sitz jenes Fiskalsystems, welches die Provinzen verabscheuen; Paris hat die Staatsschuld geschaffen, Paris hat durch seine unheilvolle Agiotage den öffentlichen Credit untergraben und die Ehre der Nation bloßgestellt. Muß es geschehen, daß auch die Nationalversammlung nur diese Stadt vor Augen habe und ihr zu Liebe das Reich zu Grunde richte?"

Nunmehr geht Mirabeau auf die Mittel ein, den König sammt der Versammlung dem Drucke der Pariser zu entziehen, die vollziehende und die gesetzgebende Gewalt frei zu machen und widerräth auf das Bestimmteste jeden Gedanken einer Flucht an die Grenzen: „Sich nach Metz oder irgend einem andern Ort an der Grenze zurückziehen, hieße der Nation den Krieg erklären und den Thron aufgeben. Ein König, der im Augenblick der einzige Schirm seines Volks ist, darf nicht fliehen vor seinem Volke; er nimmt es zum Richter über sein Verhalten und seine Grundsätze, aber er bricht nicht mit einem Schlage all die Bande, die es an ihn knüpfen, er weckt nicht gegen sich allen Argwohn, er bringt sich nicht in die Lage, anders nicht in den Schooß seiner Staaten zurückkehren zu können, es sei denn mit den Waffen in der Hand oder mit der erbettelten Hilfe des Auslandes. Und wer kann berechnen, wozu sich die französische Nation erhitzen ließe, wenn sie sähe, daß ihr König sie preis gäbe, um sich Geächteten anzuschließen und selber der Acht zu verfallen?"

Also nicht an die Grenze zu den Emigranten, aber eben so wenig in das Innere, um etwa den Adel aufzurufen; am vierten August muß unverbrüchlich festgehalten und jede Vermischung des Königthums mit der Feudalität fern gehalten werden.

Schließlich entwickelt er seine eignen Vorschläge.

Der König soll nach gewissen Vorsichtsmaßregeln, die ihm die Straßen decken, am hellen Tage sein Schloß verlassen und sich

nach Rouen begeben, in die Hauptstadt der Normandie, d. h. der Provinz, welche sich gleich zu Anfang für die neuen Staatsgrundsätze erklärt hat und dabei durch ihre Loyalität die feste Stütze der konstitutionellen Monarchie ist; eine Voraussetzung, die sich nachher vollkommen gerechtfertigt hat. Von da soll er eine Kundgebung an das Volk erlassen und darin aussprechen: Man habe ihm die Freiheit der Entschließung beschränkt und dadurch den Mißvergnügten den Vorwand gegeben, den Beschlüssen der Nationalversammlung den Gehorsam zu versagen. Dies aber könne eine Revolution gefährden, an der er nicht geringeren Antheil nehme als die glühendsten Freunde der Freiheit. Er wolle von seinem Volke unzertrennlich sein, wie die Wahl von Rouen beweise, er sei der erste König seines Namens, der der Nation ihre vollen Rechte zurückgebe. Von den Beschlüssen der Nationalversammlung nehme er die einen ohne Vorbehalt und Bedingung an, die andern wünsche er einer nochmaligen freien Prüfung der Nation unterworfen zu sehen, unbeschadet ihrer vorläufigen Giltigkeit. Die Nationalversammlung werde er zu sich berufen, damit sie frei ihre Arbeiten fortsetze, dann eine convention nationale zusammentreten lassen, um das Werk der ersten Nationalversammlung zu prüfen, zu bestätigen, abzuändern und zu besiegeln. Vor Allem gelte es, Sicherstellung der Staatsschuld, Beseitigung der Parlamente sowie der privilegirten Körperschaften. Er selber will sich einschränken, mit dem bescheidensten Auskommen sich begnügen, der Luxus soll vom Thron und vom Hofe verschwinden. — Wenn dieser Umschwung rasch geschehe, so werde sich die Nation um ihren König schaaren, denn auch sie sei der unberechenbaren, fieberhaften Aufregungen satt, aber der König müsse sich auch beharrlich jedem Plane entziehen, dessen einziger Grundgedanke nicht sei: Friede und Glück des Staates, Untrennbarkeit der Monarchie und des Volks."

Es war nicht leicht, solche Wege einem König zuzumuthen, dem von Hause aus die Kraft zum Guten und Schlechten abging und der seit dem 5. und 6. Oktober vollständig gebrochen war; noch mehr Muth erforderte es, solche Vorschläge der Nation gegenüber zu machen. Vielleicht mißlang der Versuch — er ist mißlungen — aber es war der Mühe wohl werth, ihn zu machen, denn man stand vor der Crisis der Revolution.

Wenn jetzt nicht irgend eine feste Ordnung geschaffen ward, welche der Nation die neue Freiheit in soliden Formen überlieferte, dann war zu fürchten, daß die trübsten Ahnungen Mirabeau's sich bestätigten, wie sie sich denn in der That aufs Vollkommenste bestätigt haben. Mirabeau hat sich mündlich und schriftlich unsägliche Mühe gegeben, dem König die Revolution lieb und werth zu machen. Er sagte seinem Vertrauten: Stellen Sie doch dem König vor, wie Frankreich jetzt ist und wie es war. Fünfzehn Jahre hat er vergebens nach Reformen gerungen, die die Nation in einer einzigen Nacht vollzogen hat. Das ist der Kern der Revolution, sie war vergebens, ohne offenen ehrlichen Anschluß des Königs an diese Reformen. Ob ein Veto existirt, ob eine oder zwei Kammern sind, das kümmert die Massen nicht, wohl aber Freiheit des Eigenthums, Freiheit der Arbeit, Freiheit der Gewissen, Gleichheit vor dem Gesetz.

Das waren in der That die fruchtbaren Ideen der Bewegung; wer sie rettete, der hatte die Nation, und das that später ein großer Feldherr, den man begeistert auf den Schild erhob nicht wegen seiner Siege, sondern weil er dem Volke die unsterblichen Güter von 1789 sicher stellte.

Mirabeau steht jetzt auf einer schmalen Grenzlinie. Aus dem stürmenden Agitator und Tribunen entpuppt sich der Rathgeber einer im Sinken begriffenen Monarchie. Er hatte den Thron bekämpft, als er noch Gnaden und Ehren zu vertheilen hatte, er stellte sich an seine Seite, als er nichts mehr geben konnte. Er that es nicht um der Dynastie willen, der er nichts verdankte, sondern aus Vaterlandsliebe und in dem berechtigten Ehrgeiz, die Stelle einzunehmen, zu der er den Beruf in sich fühlte.

Zwei wichtige Maßregeln, die unter Mirabeau's Einfluß durchgesetzt werden, erfolgen gleich in den ersten Tagen der Uebersiedlung nach Paris.

Die empörende Ermordung eines Bäckers (François), dem man vorgeworfen, sein Brod sei zu schlecht, erinnerte an die wundeste Stelle der pariser Zustände. Das durfte nicht so weiter gehen. Mirabeau verständigte sich mit Lafayette und ein Aufruhrgesetz wurde durchgebracht, welches den Gemeinderath für die öffentliche Ordnung und Ruhe verantwortlich machte und berechtigte,

gegen aufrührerische Zusammenrottungen, nach dreimaliger Warnung, Gewalt zu brauchen.

Ein zweites war die Heilung der Finanznoth durch eine außerordentliche Maßregel. Seit Talleyrands Antrag vom 10. Oktober hatte man sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, die Güter der Kirche als Güter der Nation zu erklären, aus ihrem überreichen Ertrag die geistlichen Stellen von Staatswegen zu dotiren, die liegenden Gründe aber als ein Unterpfand in Anspruch zu nehmen, auf welches die Schuldenlast Frankreichs hypothecirt werden sollte.

Geschah dies, so mußte nach Mirabeau's Rechnung der Credit sich wieder beleben, denn den Gläubigern des Staates war ein Rückhalt geboten, dem sie vertrauen konnten, und man gewann den Weg zu dem Gleichgewicht zwischen Ausgaben und Einnahmen wieder, das in Frankreich seit Jahrzehnten vermißt ward. Die Werthsumme der 2000 Millionen Kirchengüter hätte mehr als ausgereicht, die Schulden des Staates zu decken; die Frage war nur die, wie man die Güter auf den Markt bringen wollte, ohne daß sie zu Schleuderpreisen losgeschlagen werden mußten? Man kam auf den Gedanken, ein Papiergeld — Assignaten — auszugeben, dem die Kirchengüter als Unterpfand dienten und die Verwaltung der Staatsschuld einer besonderen Behörde zu übertragen. *)

Man kam dadurch freilich mit der Finanzwirthschaft auf eine abschüssige Bahn, aber Mirabeau setzte auch die kraftvolle, fähige Regierung einer festen Hand voraus, der eine so zweischneidige Waffe übergeben werden durfte und einer solchen mißtraute er um so weniger, als er dabei an keine andere als seine eigene dachte.

Der Plan war Ende Oktober und Anfang November auf der Tagesordnung. Die Frage: soll der Clerus reich bleiben oder Frankreich untergehen? wurde trotz der Gegenreden von der geistlichen Seite im Sinne Talleyrands und Mirabeau's entschieden, gleich zu Anfang wurde das Princip mit großer Mehrheit gut geheißen und den Gläubigern des französischen Staats damit ein Pfand von unermeßlichem Werthe hingehalten.

*) [Sybel I. 4. Cap.]

Wahrhafte Hilfe bot das Alles freilich erst dann, wenn an der Spitze des Staates eine wohlbegründete und gutgeleitete Regierungsgewalt stand. Mirabeau hielt sich fähig, eine solche zu bilden und soweit unsere Kenntniß der Persönlichkeiten reicht, die Frankreich damals aufzuweisen hatte, war er in der That der Mann dazu wie kein Anderer.

Er besprach sich darüber mit Lafayette und Anderen, die nicht zu umgehen waren. Sie schienen nicht abgeneigt.

Der erste Schritt sollte sein, daß man die Minister veranlassen wollte, in der Versammlung selbst zu sitzen und an der Verhandlung, wenigstens berathend, Theil zu nehmen. In einem parlamentarischen Staatswesen ist Nichts natürlicher als dies. Dem Wesen des Parlamentarismus widerspricht es durchaus, einen bleibenden Gegensatz zwischen Ministerium und Volksvertretung anzunehmen. Die Regierung geht aus dem Parlament hervor, ist gewissermaßen der von der Mehrheit abgeordnete Vollziehungsausschuß des Parlaments, darum sind in England von jeher die regierenden Minister nur die leitenden Parteichefs der National-Vertretung gewesen. Das waren den Franzosen von damals noch neue Dinge. Sie glaubten, Regierung und Volksvertretung seien Gegensätze und das natürliche Verhältniß der letzteren zur ersteren sei, wie man auch heute noch vielfach glaubt, ein „patriotisches Mißtrauen." Noch unter uns gilt es Vielen als besondere Weisheit, sich im Allgemeinen der Regierung als stolze Deckung darzubieten, aber gelegentlich ihr ein Bein zu stellen, um die eigene Unabhängigkeit zu dokumentiren. So wars vollends damals, wo man sich stets im offenen oder stillen Kriegszustand gegen einander fühlte, die Regierung ihre Freude an jedem Fehlgriff der Versammlung hatte und umgekehrt.

Daran sollte auch Mirabeau scheitern.

Am 6. November trat er mit einer Rede auf, die sich in der Hauptsache mit dem Nothstande der Pariser Bevölkerung und der Finanzen des Staates beschäftigte; für Beides schlug er die Bildung außerordentlicher Commissionen vor und schloß daran den Antrag behufs der Erleichterung des Zusammenwirkens zwischen Ministern und Nationalvertretung, den Ersteren eine *berathende Stimme bei den Verhandlungen* der Letzteren zu gewähren.

Jetzt zuckte Alles in der Versammlung zusammen; er will Minister werden, dachten die Gegner und sie hatten Recht, das war in der That seine Absicht. Bei einigen mochte der jüngferliche Abscheu vor seinem Ruf ehrlich gemeint sein, bei den Meisten schlug doch die Angst durch vor seinen imposanten Gaben, man fand ein schlechtes Ministerium so bequem und wie es Leute gab, die in der Fortdauer des Deficit eine Bürgschaft der Freiheit sahen, so gab es wieder Leute genug, die von einem kräftigen, genialen Minister Gefahr für die Geltung der National-Versammlung befürchteten. Die Sache wurde vertagt. Am andern Morgen hatte man sich zusammengerafft.

Lafayette hatte sich anders besonnen, er fürchtete von einem Zusammengehen mit Mirabeau für seine Popularität, und sprach zwar nicht selbst gegen die Meinung, die er kurz vorher noch vertreten, aber seine Freunde thaten es. Nach mancherlei Gegenreden, die am 7. November sogleich die herrschende Stimmung verriethen, fiel ein Abgeordneter Blin, der sich nur dadurch bekannt gemacht hat, mit der Thür ins Haus, indem er den Antrag stellte, daß kein Mitglied der National-Versammlung im Laufe dieser Session ins Ministerium treten dürfe.

Da ergriff Mirabeau das Wort zu einer meisterhaften Ansprache.

„Ich kann mir nicht denken, sagt er, daß der Urheber dieses Antrages im Ernste beschlossen haben will, die hier versammelte Auslese der Nation könne kein gutes Ministerium bilden, dem Könige solle geboten werden, wenn er in schwierigen Lagen des Rathes der Nation bedarf, zu Rathgebern Jeden zu berufen, nur keinen Bürger, der das Vertrauen der Nation genießt, die Erklärung, die allen Bürgern nach dem Maße ihrer Tugenden und Talente jedes Amt und jede Würde zugänglich macht, solle nur nicht von dieser durch den Willen des Volkes berufenen Versammlung gelten.

Gewiß ist es anders gemeint. Der Antrag muß einen geheimen Grund haben; nicht gegen diese Versammlung, sondern gegen einzelne Mitglieder derselben ist er offenbar gerichtet, und zwar nur gegen zwei kann er gerichtet sein — gegen den Antragsteller und mich. Der Erstere ist vielleicht in seiner grenzenlosen Bescheidenheit und Zaghaftigkeit in Angst gerathen, es

könne ihm ein großartiger Beweis des Vertrauens der Majestät zu Theil werden und hat sich einen Ausweg öffnen wollen, indem er die Ausschließung Aller beantragte.

Um das große Unrecht zu verhüten, das hiedurch dieser Versammlung geschehen würde, beantrage ich den Zusatz, die verlangte Ausschließung auf den Grafen Mirabeau, den Abgeordneten von Aix zu beschränken."

Auch das half Nichts, der Antrag des Abgeordneten Blin wurde angenommen, und mit diesem Beschluß war die Möglichkeit einer parlamentarischen Monarchie verspielt. Was hiernach noch möglich blieb, das mußte die nächste Zukunft zeigen.

Die Verfassungs-Debatten von 1789/90.

Die nun folgenden Arbeiten der National-Versammlung vom November 1789 bis zum Sommer 1790 bilden unter sich ein zusammenhängendes Ganze und, wie streng man auch von ihren Schwächen und Mängeln denken mag, ein Ganzes von weltgeschichtlicher Bedeutung. Was in diesen Monaten geschaffen worden ist, blieb maßgebend und bestimmend auf lange Zeit hinaus, nicht deßhalb, weil etwa Frankreich zum Vollzuge des Verfassungsideals reif gewesen wäre, sondern weil es die politische Geistesarbeit des Jahrhunderts in der großen Magna Charta einer neuen Staatsorganisation zusammenfaßte. Man konnte und mußte, wie es denn auch namentlich zu Gunsten der monarchischen Gewalt reichlich geschehen ist, im Einzelnen ändern und einschränken, aber das Meiste war doch von der Art, daß es das Programm bilden mußte für jede ähnliche Constitution. Man darf alle Verfassungen durchgehen, die in Spanien, Deutschland, Italien, Belgien, Holland, ja selbst in Süd- und Centralamerika gegeben worden sind, ein gemeinsamer Canon liegt ihnen zu Grunde, und der ist gegeben durch die Verfassung von 1789/90. Die Beschlüsse der Constituante haben in der That ihren Weg durch die Welt gemacht.

Die wichtigsten derselben befaßten die Bestimmungen über Bürger- und Wahlrecht, die Organisation der Volksvertretung, die Eintheilung des Staatsgebietes, die Gemeindeverfassung, die Gerichtsverfassung, das Verhältniß der Kirche zum Staat.

In den Verhandlungen über diese Stoffe ist Alles enthalten, was hier überhaupt in Frage kommen kann und welchen Standpunkt man auch zu den Beschlüssen einnehmen mag, die daraus hervorgegangen sind, man wird nicht leugnen können, daß die Berathungen selber eine unerschöpfliche Fundgrube der vielseitigsten Gesichtspunkte und Betrachtungsweisen darbieten. Die ganze Fülle von politischen und juristischen Kenntnissen und Talenten, welche die Versammlung in sich schloß, kam hier zu Tage.

Bürger- und Wahlrecht.

Als oberster Grundsatz ward vor Allem festgestellt, daß die erste Bethätigung des aktiven Bürgerrechts, nämlich das Recht in den Urversammlungen (assemblées primaires) mitzustimmen und mitzuwählen, jedem Franzosen zustehen solle, der 25 Jahre alt, nicht Dienstbote und nicht Bankruttier, 1 Jahr in seinem Bezirk ansässig sei und den Betrag eines dreitägigen Arbeitslohnes als direkte Steuer zahle.

Die Bestimmungen über das Bürgerrecht begannen also gleich mit einer Unterscheidung zwischen aktiven und passiven Bürgern, zwischen denen die Linie durch das Einkommen, den Besitz, gezogen wurde; diese Schranke war leicht durch eine kleine Steigerung des Erwerbs zu überspringen, aber sie sprach eine Ungleichheit aus und doch hatten die Menschenrechte Gleichheit Aller aufgestellt.

Das war ein offenbarer Widerspruch, den sich die Radikalen nicht entgehen ließen. Die Folgerungen kamen an den Tag, die den wohlgesinnten Fanatikern der Menschenrechte ganz entgangen waren, während die Linke, die sie im August eifrig unterstützt, schon damals sehr wohl wußte, wo sie hinaus wollte.

Ernsthafter als die Worte des Abbé Gregoire, der das Wahlrecht für Jeden verlangte, der „ein guter Bürger sei, ein gesundes Urtheil und ein französisches Herz habe", mußte man die Schlußreihe nehmen, die Robespierre bereits am 22. Oktober vorführte: „die Verfassung bestimmt, daß die Souveränetät im Volke [peuple, nicht nation sagt er], in allen Einzelgliedern des Volks (dans tous les individus du peuple) wohnt. Jedes Individuum hat mithin das Recht, mitzuwirken bei dem Gesetz, durch

das er verpflichtet wird, und bei der Verwaltung der öffentlichen Sache, die die seine ist. Wenn nicht, so ist es nicht wahr, daß alle Menschen gleich sind an Rechten, daß jeder Mensch Bürger ist." Die Einwände fielen durch den Beschluß der Mehrheit, aber die logische Consequenz, zu welcher die déclaration des droits de l'homme berechtigte, war damit nicht geschlagen.

Die Wähler der Urversammlungen wählten die Wahlmänner der Departementsvertretung und für die Wählbarkeit in diese Versammlung war die Steuerfähigkeit im Betrage eines 10tägigen Arbeitslohnes vorgeschrieben. Dieser Census war illusorisch. Thatsächlich verstand sich in der Regel von selbst, daß die Urwähler nur vermögende Männer in die Departementsversammlung wählen würden.

Die Wahlmänner, von denen auf 100—150 Aktivbürger je einer kam, wählten die Abgeordneten zur Nationalversammlung. Hierzu war eine Mark Silbers als Steuer und irgend ein Grundbesitz nothwendig.

Abgesehen von diesem stufenweise aufsteigenden Census waren alle übrigen Unterschiede aufgehoben; vor Allem ein großer Grundsatz aufgestellt, den wir hier nicht hätten erwarten sollten: die Gleichheit der Bekenntnisse. Keinen Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten gab es mehr, auch den Juden wurde Gleichstellung verheißen und ein Jahr darauf auch wirklich gewährt.

Eintheilung des Staatsgebietes. Die Gemeinden.

Das alte Frankreich war wunderlich gruppirt. Es gab Provinzen mit geschichtlichen Rechten und alten Verfassungen, die gelegentlich selbst gegen den König auf ihre „Capitulationen" pochten, mit Bevölkerungen, die die Mundart ihrer Nachbarn kaum verstanden, und neben diesen historischen Grenzscheiden die bunte Sprengeleintheilung der Gouvernements, der Generalitäten, der Diöcesen, der baillages und sénéchaussés u. s. w. Das Alles durchkreuzte sich in der willkürlichsten und sinnlosesten Weise, bildete ein struppiges Chaos der verschiedenartigsten Verwaltungen.

Die Versuchung lag der Nationalversammlung nahe, hier mit den Wurzeln auszurotten und durch Gewaltstreiche reinen Tisch zu machen; nicht erst zu fragen, was ist vom Hergebrachten der

Erhaltung würdig, was nicht? sondern zu sagen: alles Alte muß fallen und etwas ganz Neues muß werden.

Höchst geistvolle Einwände gegen das Gelüste rücksichtsloser Nivellirung machte Mirabeau, als er sagte:

„Ich würde eine reale Eintheilung vorziehen, die den materiellen Verhältnissen, den Eigenthümlichkeiten der Gegenden und den Umständen angepaßt wäre und nicht eine mathematische, so zu sagen, ideale; eine Eintheilung, welche nicht bloß darauf ausginge, eine dem Zahlenverhältniß der Bewohner entsprechende Vertretung einzurichten, sondern die Verwaltung den Menschen und den Dingen nahe zu bringen und ihr einen größeren Wetteifer der Bürger zuzuführen; Etwas, was auf der Stelle die Einsicht und die Selbstthätigkeit, d. h. die wahre Stärke und die wahre Kraft steigern müßte.*) — Der Zweck der Gesellschaft ist nicht, daß die Verwaltung leicht, sondern daß sie gerecht und aufgeklärt sei. — Ich weiß wohl, daß man (auf anderm Wege als dem meinen) nicht Häuser und nicht Pfarrdörfer zerschlagen würde, aber man würde auseinanderreißen, was noch unzerreißbarer ist, man würde all die Bande durchschneiden, welche seit so langer Zeit die Sitten, die Gewohnheiten, die Bräuche, die Gemeinsamkeit der Arbeit und der Mundart verknüpfen — nicht das Königreich möchte ich eingetheilt wissen, sondern die Provinzen — nicht auf einer glatten Oberfläche hat man sich zu bewegen, wenn man zu dieser Eintheilung schreitet, denn nicht auf gleiche Weise hat die Natur die Bevölkerung geschaffen, welche ihrerseits den Reichthum der Nation erzeugt."

Die Versammlung entschied sich anders, nicht, wie Mirabeau wollte, nach der Verschiedenheit oder Gemeinsamkeit der hergebrachten Lebensformen, sondern rein äußerlich nach einem Netz von geographischen Abschnitten, Flüssen, Höhen, Tiefen, Gebirgszügen, Niederungen, Sumpf- und Sandgegenden. So kam man auf 83 Departements, die die althistorischen Kreise überall zerstörten und alle Pulsadern des provinziellen Lebens durchschnitten.

*) — de rapprocher l'administration des hommes et des choses et d'y admettre un plus grand concours des citoyens; ce qui augmenterait sur-le-champ les lumières et les soins, c'est-à-dire la véritable force et la véritable puissance.

Die 83 Departements zerfielen in 574 Distrikte, 4760 Cantone, 44,000 Municipalitäten.

Mit dieser Eintheilung hatte man doch vielleicht mehr erreicht, als man erreichen wollte. Das landschaftliche Sonderleben alten Stils hatte seine großen Schattenseiten; insbesondere die Binnenzolllinien und die besonderen Gerichtsbarkeiten waren mit jeder Form wirklicher Staatseinheit unvereinbar, aber es gab, wenn diese Auswüchse weggeschnitten waren, doch noch gesunde Eigenheiten des provinziellen Geistes, die ein gleiches Schicksal nicht verdienten. Vielleicht war es der Freiheit des französischen Volks nicht zuträglich, wenn man die Provinzen ganz ihres eigenthümlichen Lebens entkleidete, ihr gesammtes Sein nur zu einem Reflex der Hauptstadt machte, jede eigenartige politische und geistige Bildung in der Landschaft todtschlug und Alles absorbirte in der unermeßlichen Pariser Uniformität.

In unserm Vaterland kann man sich eine solche Form der Staatseinheit kaum vorstellen und gewiß würde sie auch dem Genius unseres Volks in hundert Beziehungen widersprechen. Aber auch Frankreich hatte es vielleicht einst zu beklagen, daß man von seinem Provinzialgeiste zu wenig übrig gelassen, aus den Landschaften nur geographische Begriffe gemacht und jeden besonderen Lebensathem der Corporationen zerstört hatte.

Uns wenigstens scheint es, als ob eine wirkliche staatliche Freiheit in Frankreich nicht denkbar wäre, so lange man nicht von der Centralisation einen ehrlichen Schritt rückwärts thut zur Decentralisation, den Provinzen mehr Leben und Selbständigkeit gibt, als sie seit 1789 genossen haben; sonst werden stets Pariser Clubs oder Pariser Garnisonen Frankreich Gesetze vorschreiben. Das war einer der Gründe, weßhalb Mirabeau das Princip der neuen Eintheilung nicht billigte; mit merkwürdigem Seherblick hob er die Gefahren dieser Neuerung hervor, ohne daß er Freund des Alten gewesen wäre, aber es ging bei diesem Stück der Verfassung wie bei so manchem andern: die Angst vor dem Extreme, dem man entgehen wollte, weil man seine Nachtheile kannte, jagte in die Arme des entgegengesetzten Extrems, dessen Nachtheile man nicht kannte. Im Sinne der Schöpfer dieses Werkes war es ein Meisterstück, denn es ging mit tadelloser Sicherheit genau so vor sich, wie sie es wollten, aber es war vielleicht zu beklagen, daß sie es wollten.

Die Wahlmänner des Departements wählten die Abgeordneten. Das einzige große Wahlkollegium bezeichnete die sämmtlichen Vertreter des Departements für die Nationalversammlung, deren Zahl sich richtete nach der Größe des Territoriums, der Bevölkerungszahl und der Steuerquote; die Gesammtzahl der Abgeordneten sollte 745 betragen.

Dieselben Wahlmänner wählten die 36 Beamten, die das Departement als berathendes Colleg mit einem vollziehenden Ausschuß zu regieren hatten, und ferner die 12 Beamten des Bezirks, die in gleicher Weise den Distrikt verwalteten. In den Gemeinden wurden die Vertreter, der Maire, der procureur, der procureur syndique u. s. w. von den Aktivbürgern auf je zwei Jahre gewählt.

Paris erhielt eine eigne Organisation. Es wurde eingetheilt in 48 Sektionen mit 16 administrateurs, erhielt einen conseil municipal von 32 und einen conseil général von 96 Mitgliedern und an der Spitze stand ein maire. Der hatte eine ungeheure Stellung und konnte mächtiger werden als der König von Frankreich. Später ist man davon ganz abgegangen und hat Paris in mehrere Mairien eingetheilt.

So zerfiel ganz Frankreich in eine Unzahl von Wahlkreisen, die eben so viel kleine Freistaaten für sich waren, und an der Spitze stand ein Monarch, der nicht gewählt war und auf die Bestellung der unteren Organe der Regierung und Verwaltung keinen Einfluß hatte. Der Monarchie war zu wenig übrig gelassen, sie selbst erschien an der Spitze eines gewählten Beamtenstaates wie ein Widerspruch oder ein Luxus. Eine Monarchie bei so viel Demokratie war theils überflüssig, theils gefährlich.

Man wählte aber auch zu viel, wie denn des Besten zu viel geschehen kann. Ein Volk, das bisher der bescheidensten Rechte zur Verwaltung seiner eignen Angelegenheiten entbehrt hatte, wurde nun auf ein Mal in ein unablässiges Wählen hinein versetzt; fortwährend mit der Wahl seiner Vertretungen beschäftigt, wurde ein solches Volk vielleicht bald des Wählens überhaupt überdrüssig und es gelang dann einer kleinen rührigen Minderheit, dem ermüdeten Volke Wahlen zu machen, die nur der Ausdruck der Gesinnungen einer kleinen Partei waren, oder es kam danach eine Zeit, wo man überhaupt dies nichtige Schauspiel satt hatte und nach einer star-

ken Regierung dürstete. Diesen Durst hat das Regiment der Jakobiner geweckt, das Consulat aber gestillt, und so ist aus dieser freiesten aller Gemeindeverfassungen das bonaparte'sche Präfektenthum, die despotischeste Organisation hervorgegangen, die es gibt.

Man war ermüdet, abgehetzt und war froh, überhaupt eine regierende Macht zu haben. Ist doch der „ruhige Bürger" so leicht versucht, wenn es Ernst zu werden anfängt mit staatlichen Pflichten, sich bequem zurückzuziehen und die Dinge sich selber oder vielmehr denen zu überlassen, die auf dem Platze sind; er hat gern Rechte, aber übt nicht gern Pflichten, dann gehört denen der Preis, die handeln, wenn die Andern schlafen.

Dies Letztere waren Dinge, die zunächst auf die konkrete Verfassung Frankreichs Bezug hatten und doch schon jetzt als todtgeboren zu betrachten waren, für die ganze große Organisation der Zukunft aber waren es Arbeiten ersten Ranges, Vorarbeiten für die erschöpfende Behandlung aller wichtigen Fragen. Sehr häufig ist das Richtige in der Minderheit, aber nicht leicht ist etwas Richtiges unbesprochen geblieben.

Gerichtsverfassung.

Das altfranzösische Gerichtswesen war, wie wir früher gesehen haben, ein eben so verworrenes Chaos, als die bürgerliche Verwaltung. Darum ging auch hier die Versammlung von dem Grundsatz aus, so gründlich und radikal zu verfahren als möglich und aus einem einzigen Gedanken mit unerbittlicher Consequenz herauszuschaffen. Nachdem ein schlichtes Dekret die Parlamente beseitigt, galt es vor Allem eine einheitliche Gerichtsbarkeit herzustellen mit einfachem klarem Instanzenzug und einer planmäßigen Abgrenzung der Zuständigkeit; in technischen Fragen Gerichtshöfe aus Technikern bestehend, also Handelsgerichte, für die kleinen Streitsachen eine einfache, unabhängige, wohlfeile Justiz durch Friedensrichter für jeden Canton, von hier aufwärts zu den höheren Instanzen bis zum Cassationshof, der die formale Giltigkeit aller Urtheile zu prüfen hat, und in Criminalsachen Geschworene zur Entscheidung der Thatfrage. Mehrere Redner verlangten Geschworene auch für bürgerliche Streitsachen. Carl Lameth meinte, es sei unmöglich, selbst im Civilverfahren richtig

zu entscheiden ohne Geschworene; das hieße so viel, als wollte man zum Volke sagen: „wir wollen euch gern das Recht lassen, euer Leben zu vertheidigen, aber euer Vermögen ist eine Sache, die die Städte dem Landvolk nicht überlassen wollen.“ Robespierre meinte, die Unterscheidung zwischen Rechts- und Thatfrage sei hier genau eben so anwendbar als im peinlichen Verfahren: „Thatsachen werden stets Thatsachen bleiben. Bei jedem Verkauf wird die Thatfrage gestellt werden: hat der Verkauf stattgefunden?“

Nur eine kleine Mehrheit lehnte die Ausdehnung der Geschworenen auf bürgerliche Streitsachen ab.

Fast das gesammte heutige Schwurgerichtssystem ruht auf den Grundzügen der Gesetzgebung von damals. Juristisch kann man zweifelhaft sein darüber, ob das die rechte Art der Aburtheilung ist, aber die Frage ist mehr politisch als juristisch. Das Schwurgerichtsverfahren ist einmal populär, findet das meiste Vertrauen im Volke, und dann liegt es doch auch in der Natur der Dinge, daß einem Volke, dem alle bürgerlichen Rechte gegeben sind, das höchste Recht, das der Aburtheilung über Leben und Tod der Mitbürger, nicht entzogen werden darf.

Bei Gelegenheit der Gerichtsverfassung hatte sich die Versammlung in ihrem Glanze gezeigt, hier trat ihre technische Befähigung am sichtbarsten hervor, die größten Richter, die berühmtesten Advokaten, die bedeutendsten Rechtsgelehrten Frankreichs saßen in der Versammlung, die Schöpfer des berühmten code civil haben ihr größtentheils angehört und an ihrem Werke sind nur Einzelheiten geändert worden.

Verhältniß des Staats zur Kirche.

Für die Lösung der Kirchenfrage war es, was das konfessionelle Moment angeht, von größter Bedeutung, daß die unermeßliche Mehrheit der Nation einer einzigen Kirche angehörte. Die nicht mehr sehr zahlreichen Protestanten, bis 1789 nur durch königliche Gnade geduldet — denn das Edikt von Nantes war noch immer aufgehoben — hatten volle bürgerliche Gleichberechtigung erhalten; das war mehr, als ihnen durch das Edikt von Nantes gewährt worden war, und die Juden erfreuten sich derselben Stellung. Von diesen Bruchtheilen abgesehen, gehörten die

Millionen der französischen Bevölkerung der katholischen Kirche an. Die Regelung des staatlichen Verhältnisses zu dieser war deßhalb weit einfacher als anderwärts, gleichwohl liegt hier der Punkt, wo sich die Versammlung am meisten gequält und wo sie am sichtbarsten Schiffbruch gelitten hat. Leicht sind solche Fragen nicht, damals so wenig als heute, aber staatsmännisch ist damals nicht verfahren worden.

Ich gehöre nicht zu Denen, die meinen, in Fragen des Staatsrechts und der Staatsverfassung sei das kanonische Recht die oberste Autorität, aber ich bin darum doch kein Bewunderer der constitution civile du clergé von 1790, nach der der Staat in alle geistlichen Angelegenheiten hineinregieren und die kirchlichen Dinge bureaukratisch regeln wollte. Wir beobachten hier wieder die Wirkung der Extreme des alten Regime auf die Gründer des neuen; es überwog eben die Erbitterung über die schrankenlose Allgewalt der römischen Kirche, der alte jansenistische und voltaire'sche Groll gegen die übertriebenen Anmaßungen der Curie. Darum ging man hier weiter, als man je in einem konstitutionellen Staate gehen darf.

Die wichtigsten Punkte der neuen Kirchenverfassung waren folgende:

1) Jedes Departement bildet eine Diöcese; alle übrigen Diöcesen hören auf. Das Diöcesanwesen war seit langer Zeit im Einvernehmen mit der Curie geregelt worden, jetzt ging man einseitig vor und dekretirte eine vollständige Revolution.

2) Es ist jedem Geistlichen verboten, die Autorität irgend eines Bischofs oder Metropolitans anzuerkennen, dessen Sitz nicht innerhalb des französischen Gebietes und der französischen Staatsordnung liegt.

3) In jeder Diöcese ist nur noch ein ausschließlich vom Staate geleitetes Seminar zur Heranbildung der Geistlichen.

4) Alle Titel, Aemter, Würden, Pfründen, die nicht in diese Constitution ausdrücklich aufgenommen sind, haben ihre Giltigkeit verloren.

5) Vom Tage der Veröffentlichung dieses Beschlusses an werden die Pfarreien wie die Bischofssitze nur noch durch Wahl der Aktivbürger nach einfacher Stimmenmehrheit besetzt. Das war nun unleugbar eine Sache, welche die kirchliche Ordnung allein anging.

6) Der Bischof, wenn er bestätigt wird, hat keinen andern geistlichen Eid zu leisten als den, daß er die katholische und apostolische Religion bekennt. Das stand mit andern Eiden, welche die Geistlichkeit früher geleistet hatte, im Widerspruch und brachte deßhalb ihr Gewissen in Verwirrung.

7) Der neue Bischof kann sich an den Papst in keinem Fall zum Zweck der Bestätigung wenden. Diesem durfte blos einfache Mittheilung gemacht werden, zum Zeichen der Einheit des Glaubens und der Verbindung der Kirche.

Die Staatsgewalt nahm hier eine Grenzverletzung vor, die ihr sehr gefährlich werden konnte. Vielleicht war das französische Volk doch viel katholischer und kirchlicher gesinnt, als die Männer der Nationalversammlung berechnet hatten. Der Jansenismus und das Voltairethum mochte in weiten Kreisen verbreitet sein, die Masse hing an dem Glauben der Väter; das war die Gewalt der Kirche, hier hinein zu regieren, war ein unermeßlich gefährliches Experiment. Sollte die Freiheit doch einmal gelten, so mußte sie vollends hier gelten auf dem kostbaren Gebiete des Gewissens. Von allen Beschlüssen der Versammlung fand keiner den Widerspruch, den dieser gefunden hat; nicht weil die Geistlichen hetzten, was sie gewiß nicht unterließen, sondern weil gewisse Empfindungen schwer verletzt waren, die eine besonnene Gesetzgebung nie verletzen wird. Die Versammlung ging zu weit, sie schuf sogar einen Verfassungs-Eid, der unendlichen Widerspruch hervorrief und schritt gegen die Geistlichen, die ihn weigerten, gewaltthätig ein: der Bürgerkrieg war die Frucht davon. Ohne den Bruch zwischen beeidigten und unbeeidigten Priestern, ohne das Schisma der katholischen Bevölkerung Frankreichs hätte man nie den Süden und Westen Frankreichs so in Bewegung gebracht, wie das in der That geschehen ist. Die Bürgerkriege in der Vendée namentlich wären nicht entstanden. So strafte sich der Abfall von dem Prinzip der Freiheit.

Im Großen und Ganzen die Bedeutung dieser Arbeiten zu schildern, bedarf es keines Wortes weiter; in ihnen lag vielleicht die Zukunft eines Theils der Welt.

Schade nur, daß gerade in Frankreich selbst am wenigsten Zeit gegeben war, diese Keime auszubilden.

Ueberall hatte man zu sehr die Fundamente der Staatsordnung theils erschüttert vorgefunden, theils selbst in Auflösung ge-

bracht, als daß man hätte hoffen dürfen, das Papier einer vielleicht werthvollen Verfassung werde hinreichen, den Staat wieder aufrecht zu stellen. So trieb das Schiff vom Sturm geführt ins Ungewisse hinein und seine Bemannung arbeitete friedlich an dem Entwurfe einer Verfassung, deren Werth nicht verkannt werden darf, die aber schwerlich für sich allein ausreichte, das Schiff in den Hafen zu führen.

Clubs und Presse.

Wie verhängnißvoll der Umzug der Regierung und der Versammlung nach Paris war,*) das zeigte sich nirgends schlagender als in dem Gebahren der Clubs und der Presse. Diese hatten bereits einen Einfluß gewonnen, welcher auch einer in sich geschlosseneren und energischeren Partei, als es die Mehrzahl der Nationalversammlung war, die Behauptung ihrer Macht unendlich erschwert haben würde.

*) Zum Anfang des Jahres 1790 bemerkt H. in seinen Auszügen aus dem Moniteur: Wie sich die Lage der Dinge geändert, zeigt schon ein flüchtiger Blick in den Moniteur. Den größten Theil des Raumes füllen jetzt Berichte von den Verhandlungen der municipalité, des comité de police, des chatelet, des comité de recherches und mitunter wird den Besprechungen der Distrikte z. B. der Cordeliers und der Jacobins mehr Gewicht beigelegt als der Nationalversammlung. Paris wird immer mehr Mittelpunkt und Hebel der ganzen Bewegung. Doch ist der Moniteur noch gemäßigt und es heißt dort Nr. 23 vom Ami du peuple sehr treffend: croirait-on qu'il se répand dans les meilleures sociétés, que l'auteur de l' Ami du peuple est le champion connu de certains aristocrates qui l'emploient à semer partout le trouble, en ameutant son ami, le peuple, contre toute espèce d'administration. In den Anfang des Jahres fallen auch bereits die Reklamationen der deutschen Fürsten, die durch den 4. August zu Schaden gekommen waren. In Nr. 53 bringt der Moniteur unter der Rubrik Allemagne einen Artikel, auf dessen überaus merkwürdigen Schluß wir hiermit aufmerksam machen. Der Bischof von Straßburg hätte beim deutschen Reich, dessen Glied er sei, um Hilfe nachgesucht. „Ce secours ne lui sera point refusé et il se pourroit, comme on le dit généralement et tout haut, que sa réclamation, jointe aux plaintes des autres États de l'Empire qui possèdent des biens en Alsace, donnât lieu à la réunion de ce pays à l'Empire d'Allemagne, duquel il fut détaché par l'ambition et auquel il doit maintenant appartenir de nouveau, selon les principes du droit des gens.

Die freie Presse war thatsächlich bereits in der ersten Woche des Mai 1789 eingetreten. Der verunglückte Versuch, Mirabeau's Etats généraux zu unterdrücken, war der letzte Athemzug der alten Preßpolizei gewesen. Jetzt aber war auch keine gesetzliche Ordnung mehr in Preßangelegenheiten vorhanden. Kein vernünftiger Mensch wird in Abrede stellen wollen, daß in einem Staat mit freier Verfassung eine freie Presse sein wird, aber ebensowenig daß diese Freiheit, wie jede andre, auch ihre Begrenzung haben muß. Kein Mensch in der Nationalversammlung bezweifelte, daß ein Diebstahl, ein Raubmord, trotz der Menschenrechte als ein Verbrechen bestraft werden müsse, aber darüber, ob es nicht auch in der Presse Verbrechen gebe, ob die offenbarste, schmählichste Verleumdung, der frechste Aufruf zu Mord, Empörung und Gewaltthat straflos bleiben dürfe oder nicht, darüber sprach Niemand in der Versammlung. In solcher Preßanarchie erwächst jene Schmutzpresse, welche planmäßig die gemeinen Leidenschaften des rohesten Pöbels aufregt, durch permanente Verdächtigung und schamlose Verleumdung nach oben einschüchtert, nach unten denuncirt. Man denkt über die Gefahren einer solchen Zügellosigkeit häufig zu gelind, man meint, auf den Mann von Urtheil und Verstand wird die nackte Lüge und Bosheit keinen Einfluß haben, aber man vergißt, daß in solchen Zeiten eben nicht der Mann von Urtheil, sondern der entscheidet, der die Leidenschaften in der Hand hat, daß bei den Massen eine Achtung vor dem Gedruckten existirt, die man in politisch ruhigen Zeiten gar nicht kennt, man vergißt, daß in Tagen allgemeiner Aufregung und Gährung das gedruckte Wort eine ganz unbeschreibliche Gewalt über die Gemüther der Massen ausübt.

Darum konnten Leute von Marat's Schlage Eindruck machen und Einfluß gewinnen, obgleich oder weil sie gar Nichts thaten, als unablässig verleumden und Alles in den Koth herunterziehen. Der Ami du peuple, sein Blatt, hatte eine ganz hervorragende Bedeutung. Da wurde jeden Tag in der frevelhaftesten Weise gehetzt, nicht besprochen sondern verleumdet, nicht beurtheilt sondern angegeifert, die Leidenschaften des Hasses, der Rachsucht, des Blutdurstes herausgefordert und damit Politik gemacht. Mit dieser täglichen Kost zog man die Horden von 1793 groß, in dieser Schule sind die Mordgesellen der Guillotinenzeit herangebildet worden.

Ich theile ein paar Stellen aus dem Blatte mit. In einem Leitartikel vom Juli 1790 Nr. 198 heißt es: „Pflanzt 800 Galgen im Tuileriengarten auf und laßt dort all die Verräther am Vaterlande baumeln, den infamen Riquetti zu oberst, und neben daran einen großen Scheiterhaufen, um dort die Minister und ihre Spießgesellen zu braten.“ Der Gebildete ist hier geneigt zu sagen, das ist zu dick aufgetragen, das richtet sich selber und macht darum die entgegengesetzte Wirkung, aber er vergißt die Bestialität der Menschen, und wessen sie in solchen Zeiten fähig ist.

In einer andern Nummer desselben Blattes heißt es: „Ernennt einen Kriegstribunen, bewaffnet ihn nur auf drei Tage mit der Staatsgewalt, unterwerft euch seiner Gewalt, auf daß er die verbrecherischen Häupter aller derer fälle, die seit 15 Monaten gegen euch verschworen sind; vor allen Dingen aber fliegt nach St. Cloud, bringt in eure Mauern den König und den Dauphin, verhaftet die Oesterreicherin, nehmt ihren Schwager, den Maire, den General gefangen und werft die Minister in Ketten“ u. s. w.

Schon die Titel einer Reihe von Leitartikeln zeichnen den Ton des Blattes. Da steht über den Aufsätzen besoin urgent d'une insurrection générale — nécessité d'un soulèvement général — le tocsin — guerre civile inévitable prédite cent fois depuis 15 mois par l'ami du peuple.

Das wurde 365 Tage im Jahre ohne Unterlaß gepredigt, am Ende glaubte der Pöbel, es müsse doch etwas daran sein, zumal wenn man ihm bewies, die Verräther seien schuld an seinem Hunger, und hielt endlich Marat für eine verkannte Größe. Das Uebel war jetzt schon so mächtig aufgewuchert, daß man es nur noch auf Kosten der Freiheit beschränken konnte.

Aehnlich war es mit den Clubs.

Im Mai 1789 schon tauchte da und dort der Gedanke auf, einen politischen Club zu bilden. „Club, sagte Mirabeau, ist ein Ding, wo Einer so viel bedeutet als Hundert.“ Die Clubs sollten damals wie immer dazu dienen, die Gleichgesinnten, die sich noch nicht kannten, unter einer Fahne zu sammeln. Solche Vereine werden zu jeder Zeit eine unvermeidliche Nothwendigkeit sein, nur darf man sie nicht das Parlament überwiegen lassen, das ist eine Entartung. Daß sich in einer Versammlung von 1200 Menschen, von denen doch immer 800 anwesend waren, die Be-

kenner einer gleichen oder verwandten Gesinnung zusammenthaten zu regelmäßigen Berathungen und Verabredungen, war ganz natürlich. Bretonische Abgeordnete namentlich gaben hier den ersten Anstoß.

Zu ihnen kamen Anfangs Mitglieder von allen Farben. Fast alle Fraktionen von Bailly und Mounier an bis Petion und Barnave sammelten sich im bretonischen Club. Das dauerte so lange, als die Nationalversammlung in Versailles war, es wurde anders, als der Club mit ihr nach Paris übersiedelte. Der Verein wurde noch nicht zum späteren Jakobinerclub, er ging noch durch eine Zwischenstufe der Constitutionellen hindurch, aber auf dem Wege zu jenem Ziel war er bereits.

Der Verein fing an Sitzungen zu halten wie die Nationalversammlung mit dem ganzen Apparat der äußeren parlamentarischen Form, mit Präsidium, Bureau, Protokollen, langen Verhandlungen, stürmischer Zuhörerschaft, mit Abstimmung und Beschlüssen. Bald concentrirte sich die Aktion der Pariser Bevölkerung und der maßgebende Einfluß auf sie in dem Jakobinerkloster, wo der parlamentarisch umgestaltete Club seine Sitzungen hielt. Endlich fing er an, etwas Anderes zu werden als was jeder politische Club sein darf, er war nicht mehr ein Sprechsaal zur Aufklärung über die Tagesfragen, zur Verbreitung richtiger Einsicht in bestimmten politischen Dingen, sondern der Mittelpunkt eines Netzes von Zweigvereinen in ganz Frankreich, die von der Mutterloge in Paris die Signale empfingen und weiter meldeten, gab für Sturmadressen, Krawalle und geräuschvolle Demonstrationen jeder Art die Parole aus: aus einem Gegenparlament war er endlich eine Gegenregierung geworden.

Nicht mehr in der Nationalversammlung, sondern in einer Macht außer ihr und gegen sie erwuchs die Autorität, der die nächste Zukunft zu gehören schien. Wie man in Sachen der Presse aus der unwürdigsten Gebundenheit in die unbeschränkteste Zügellosigkeit hinüberversetzt war, so machte man auch in dem Vereinswesen, das Frankreich bisher nie gekannt, sogleich die Erfahrungen der Anarchie. Schon darum mußte es mit jedem Tage zweifelhafter werden, ob es in Frankreich noch gelingen würde, den Theil der neuen Verfassungsgrundsätze zur Geltung zu bringen, der die

Freiheit durch gesetzliche Ordnung einschränken wollte und dem theils mit, theils ohne Schuld der Nationalversammlung der Boden entzogen worden war und immer mehr entzogen ward.

Eine beträchtliche Mitschuld an diesem Gang der Dinge tragen die königlich Gesinnten, die den Radikalen in die Hände arbeiten, um das Verfassungswerk, das sie nicht verhüten können, innerlich unhaltbar zu machen und bei jedem Krawall frohlocken, der in Frankreich gegen die neue Ordnung entsteht.

Die Aufstände in Marseille, Montpellier, Valence, Toulouse, Montauban, Nimes, die Soldatenrevolte in Nancy, der Matrosenaufruhr in Brest, der Priesteraufstand zu Jalès — das Alles ist ihnen willkommen; nur so fortgemacht! dachten und sagten sie, je toller desto besser, dann kommt unsere Zeit! Sie täuschten sich, ihre Zeit kam nie wieder; wenn es in dem zerklüfteten Frankreich Etwas gab, worin Alle einig waren, so war es der Abscheu vor einem Wiederaufleben der alten Zustände.

Im Mai des Jahres fand noch einmal eine wichtige Debatte statt über das Kriegs- und Friedensrecht, also einen wesentlichen Punkt der königlichen Initiative. Die Linke wollte auch dies Recht der permanenten Nationalversammlung ausschließlich gewahrt wissen, während Mirabeau, hier entschiedener auf Seiten der Krone als bei der Vetofrage, für eine gemischte Form der Ausübung desselben ins Gefecht trat. Er war eine der größten politischen Debatten, die jemals stattgefunden haben und Mirabeau's zwei Reden gehören zu den bedeutendsten Staatsreden, die je gehalten worden sind, sie sind wahre Muster einer ruhigen, besonnenen, allseitigen Erörterung einer politischen Frage ersten Ranges.

Barnave war unter den Gegnern Mirabeau's der hervorragendste Redner, dem letzteren gelang es eine Beschlußfassung in seinem Sinne durchzusetzen; nach seinem Antrag wurde beschlossen: das Kriegs- und Friedensrecht wird gemeinsam geübt vom König und der Versammlung; denn es ist Eigenthum der Nation, zu welcher beide gehören.

Dieser Sieg war eine Ermuthigung für diejenigen, welche noch immer auf eine friedliche Lösung der vorhandenen innern und beginnenden äußeren Wirren hofften und dieselbe Seite war es auch, von der der Gedanke ausging, die Jahresfeier des Ba-

stillesturms vom 14. Juli zu einem allgemeinen Versöhnungs- und Verbrüderungsfest*) zu erheben.

Ich lege keinen zu hohen Werth auf Demonstrationen wie das Föderationsfest vom 14. Juli 1790 eine war, zumal bei einem Volke, dessen Empfindungen so rasch zwischen Extremen wechseln; aber es war doch ein gewaltiger Moment, wo die Nation nach den ungeheuren Ereignissen des abgelaufenen Jahres den Sturz seines Mittelalters und den Anbruch seiner neuen Tage in einem begeisterten Verbrüderungsfeste beging.

Lafayette's Rührung und Begeisterung können wir uns sehr wohl denken, als die tausend und abertausend Abgeordneten, die Frankreich vom Canal bis zu den Pyrenäen abgesendet, um das Fest mit zu feiern, mit endlosem stürmischem Jubel begrüßt wurden, als in ihnen das ganze Volk sich freiwillig vereinigte, um den Altar des Vaterlandes aufzurichten und den Eid auf das neue Frankreich zu leisten.

Wenn das Fest einen Sinn hatte, so war es der: der Bruch mit dem Alten ist unwiderruflich vollzogen, eine Rückkehr ist unmöglich. Ob die Begrüßung des neuen Zustandes, wie ihn die Nationalversammlung begründet, ebenso aufrichtig und allgemein war, ob die Schöpfer der Verfassung den Jubel der fédérés als eine begeisterte Kundgebung zu Gunsten dieser letzteren deuten durften, war zum Mindesten zweifelhaft. Die demokratische Presse fürchtete das, Marat und Desmoulins sprachen ihren Abscheu über das Fest ohne Rückhalt aus und donnerten gegen den Götzendienst, der mit dem Monarchen und Lafayette getrieben werde. Sie meinten in der That, der 14. Juli sei ein Triumph der monarchisch-constitutionellen Staatsordnung der Nationalversammlung gewesen.

Der Mann, der in und außer der Versammlung den Dingen um ihn her stets am unabhängigsten gegenüberstand, Mirabeau war den Hoffnungen der Einen so fern als den Befürchtungen der Andern.

---

*) Sehr lebendig und anziehend geschildert bei Ferrières Mem. II. 92 ff.

Mirabeau's Ausgang.

Er sah die Dinge trübe an während der ganzen letzten Zeit. Im März des Jahres war La Marck von Belgien zurückgekommen; wie er Mirabeau gefunden, lassen wir ihn selbst erzählen: „Ich fand ihn unzufriedener mit Allem, und noch muthloser, als ich ihn verlassen. Er sagte mir, nur mit innerem Widerstreben trete er noch an die öffentlichen Dinge heran und sehr selten erscheine er mehr auf der Rednerbühne. Und man beachte wohl, diese Entmuthigung kam her von dem Schauspiel des Laufs der öffentlichen Angelegenheiten, von der täglich wachsenden Gährung der Gemüther, den sichtbaren Fortschritten einer rasenden und aberwitzigen Anarchie, der Lockerung aller innern und äußeren Machtmittel der Autorität, den ewigen Schwankungen des Königs und dem täppischen Ungeschick seines Ministeriums."

Mirabeau glaubte an keinen glücklichen Ausgang mehr und was seine düstere Stimmung voll machte, war das Gefühl, daß er persönlich auf eine Bahn gedrängt sei, die nicht blos unfruchtbar war, sondern seinem Namen, seiner politischen Ehre verderblich werden mußte. Seine eigne Lage war nachgerade verzweifelt geworden.

Im November hatte er versucht das Ministerium selber in die Hand zu nehmen und das war die einzige Rolle, die für ihn paßte.

Der Beschluß der Versammlung vom 7. November vereitelte das für immer. Seitdem mußte er die Leitung der Regierung oder die der Versammlung aufgeben und doch hielt er beides für nöthig, um als parlamentarischer Minister die Dinge zu lenken, wie er wollte.

Er gerieth nun mehr und mehr auf die Seite, die Versammlung fing an ihm zu entgleiten und der König vertraute ihm nicht. Wohl stammen aus dieser Zeit die vielen Gutachten für den Hof, die alle meisterhaft ausgearbeitet sind und das Thema der Denkschrift vom 15. Oktober variiren, aber seine Zuversicht ist dahin und erholt sich nicht mehr.

Seine Vermögensverhältnisse, von jeher zerrüttet, waren auch jetzt trostlos, groß wie seine Bedürfnisse war die ewige Geldnoth; so hatte er sich erst von La Marck Geld geborgt, dann hatte man

bei Hofe gefunden, ein solcher Mann sei wohl einiges Geld werth und Mirabeau wurde vom König bezahlt.

Er hat seine Ueberzeugung nicht verkauft, nicht wider sein Gewissen um schnöden Geldes willen geredet und gehandelt; was er in seinem Gutachten aussprach, das war eine Ueberzeugung, die bei Hofe wenig Anklang fand, aber er ließ sich doch für seine Dienste bezahlen und das war ein Makel, der sich nicht wegwischen ließ.

Dadurch gerieth er dem König, wie der Versammlung gegenüber in eine unhaltbare Stellung. Wenn je in der Versammlung der Ruf laut ward, er schreibe dem König Gutachten, gleichviel welchen Inhalts, und erhalte dafür hunderttausend und mehr Franken, dann schlug ihn sein böses Gewissen und sein Ansehen in der Versammlung war vernichtet. In diesem Punkte dachte diese erste französische Volksvertretung noch züchtiger und jungfräulicher als manche spätere.

Auch dem Hofe gegenüber war er nicht mehr der, der er hätte sein müssen, seitdem ein, wenn auch nur leiser Flecken an der Uneigennützigkeit seiner Absicht hing. Der Mann, dachte man hier, wird für seine Rathschläge bezahlt, er ist für Geld zu haben, damit war es auch hier abgethan. Marie Antoinette allein scheint ihn besser geschätzt und erkannt zu haben, sie sah ihn nicht an wie die übrigen als eine bezahlte Kraft, aber die große beneidenswerthe Stellung, die er sich trotz seiner Vergangenheit in der Versammlung erkämpft, war dahin, sein Credit nach beiden Seiten hin verloren. La Marck hörte ihn oft mit durchdringender Stimme ausrufen: „Welchen Schaden thut die Unsterblichkeit meiner Jugend dem öffentlichen Wohl!“*) Zu der Schuld seiner Jugend war eine neue, größere hinzugekommen.

Das war es, was das durch so viele Leiden und so maßlose Ausschweifungen noch nicht gebrochene Leben des großen Mannes allmälig aufgezehrt hat.

Es war eine Prometheusqual, die er zu tragen hatte, er fühlte, daß das Chaos kein Ende nehme, sah wie Alles tiefer und tiefer in den Schlund der Anarchie hinabgezogen wurde, und fühlte sich

*) Ah, que l'immortalité de ma jeunesse fait de tort à la chose publique. (Bacourt I. 109.)

verdammt zur Unthätigkeit, denn die Versammlung wie der Hof waren ihm gleichmäßig entglitten. Dieser einzige Mann, von dem man fragen konnte, ob er im Stande gewesen wäre, die Revolution zu bändigen, mußte fallen, nachdem er sich selbst überlebt.

In einer Sitzung des Hauses ertönte der Ruf: Mirabeau hat sich an den Hof verkauft. Ein Pamphlet wurde herumgeboten mit dem Titel: „Der Hochverrath des Grafen Mirabeau enthüllt."

Im Laufe seiner zweiten Rede über das Kriegs- und Friedensrecht des Königs kam er darauf zurück. Als ihm einer seiner Freunde das Pamphlet zeigte, hatte er gesagt: „Ich weiß genug davon, man soll mich entweder im Triumph oder in Fetzen davon tragen." In solchem Ton war auch die Erwiederung gehalten.

„Es ist ein seltsamer Aberwitz, sagte er, und eine traurige Verblendung Männer auf einander zu hetzen, die ein und dasselbe Ziel befreunden und zusammenhalten sollte. — Auch mich wollte man vor Kurzem im Triumph durch die Straßen tragen, und jetzt ruft man in den Straßen: der große Verrath des Grafen Mirabeau. — Ich bedurfte dieser Lektion nicht, um zu wissen, wie wenig Schritte seien vom Capitol zum tarpejischen Felsen, aber ein Mann der für die Vernunft und für das Vaterland streitet, gibt sich so leicht nicht überwunden." Bei diesen Worten warf er, wie Ferrières mittheilt, einen stolzen Blick auf die Lameth.

„Wer das Bewußtsein hat, daß er sich wohl verdient gemacht hat um das Vaterland und ihm noch immer nützliche Dienste leistet; wer sich an keiner eitlen Berühmtheit weidet und die Erfolge eines Tags verschmäht, um echten Ruhmes willen, wer die Wahrheit sagen, für das Gemeinwohl arbeiten will, gleichviel wie das schwankende Urtheil der Menge fällt — der trägt den Lohn seiner Mühen und den Preis seiner Gefahren in sich selbst, der darf die einzige Ernte, die ihn reizt, die Zukunft seines Namens nur von der Zeit, der nie bestochenen Richterin, erwarten. —

Unter denen, die meiner Ansicht sind, die mit mir nicht glauben, daß die Wahrheit in den Extremen liege, werdet ihr alle die finden, die im Anfang dieser Revolution manches Vorurtheil gebrochen, manchen Gefahren getrotzt, manchen Widerstand vereitelt und im Schooße der Gemeinen diesen Geist der Bewegung entzündet haben, Männer, deren Namen schon die Verleumdung

entwaffnet, die unbefleckt, ohne Furcht bis zum Grabe mit der Liebe ihrer Freunde und dem Hasse ihrer Feinde prunken werden."

Und doch war seine Stimmung hoffnungslos und verzweifelt, doch glaubte er nicht mehr an seinen eigenen Muth.

Draußen war sein Name noch von einer zauberischen Gewalt, und als er plötzlich starb, war der Eindruck der, ein letzter Pfeiler ist eingesunken, der die Möglichkeit einer neuen Ordnung gab.

Bereits seit der ersten Zeit der National-Versammlung hatten ihn die häufigen Anfälle einer Krankheit gefaßt, die seinen riesigen Körper schon früher an den Abgrund zu bringen drohte, und er schonte sich nicht. Ganze Tage und lange Abende war er in der Versammlung, den Rest der Nacht brachte er mit Freunden schwelgend oder am Arbeitstische zu. Solch eine Lebensweise halten wenige Menschen aus. Plötzlich traf ihn ein heftiger Anfall von Unterleibskrankheit. Man erfuhr außerhalb davon erst, als sein Zustand unheilbar geworden. Er selbst hatte von Anfang an das Gefühl, daß es mit ihm zu Ende gehe.

Interessant sind seine letzten Augenblicke; mit furchtbaren Schmerzen wechseln lichte Momente, in denen er ganz objectiv sich seiner und seines Vaterlandes Lage gegenüberstellt. In einem dieser Augenblicke sagte er: „Ich nehme mit mir das Trauergewand der Monarchie, in ihre Fetzen werden sich die Empörer theilen."

Mirabeau endete, wie er gelebt hatte, voll Selbstgefühl, im Bewußtsein, daß eine Welt auf ihn schaute. Als er einen Kanonenschuß hörte, fragte er: „wird Achilles schon begraben?" Als ein Freund ihn aufrichtete, sagte er, „ja stütze nur das Haupt, ich wollte, ich könnte es dir vermachen."

So starb er am Morgen des 2. April 1791.

Der Eindruck, den das Scheiden dieses Mannes machte, läßt sich nicht besser schildern, als durch den Bericht des Moniteur: Als in der Abendsitzung des 2. April der Präsident (Tronchet), der eben die Todesnachricht erhalten hatte, mitten in die Tagesordnung hinein sagte: j'ai en ce moment une fonction bien douloureuse à remplir — da erhob sich ein dumpfes Geflüster, das bald alle Theile des Saales durchdrang und man vernahm die Worte: Ah, il est mort!

Noch einen Augenblick verständigten sich die Parteien über seinem Grabe; sie wetteiferten, ihm das glänzendste Leichenbegäng-

niß zu feiern, das Frankreich je gesehen hat. Der schon früher lautgewordene Gedanke, ein Pantheon zu schaffen, ward jetzt ausgeführt und Mirabeau weihte das Gebäude ein. Nie wurde mit größeren Ehren einem Genius gehuldigt als ihm.

Die gemäßigten Royalisten sahen mit ihm ihre letzte Hoffnung sterben, die Demokraten verbargen kaum ihre Befriedigung über seinen Tod, er war für sie ein ungeheurer Erfolg, aber äußerlich schlossen sie sich der Trauer an. Der 2. April war eine Epoche in der Geschichte dieser Revolution. Sie und die Versammlung, die sie geboren, hat nur einen Mann erzeugt, von dem die Frage aufgeworfen werden konnte, ob er wohl im Stande gewesen wäre, die Revolution in ihr Bett zurückzuleiten. Das war Mirabeau. Mit seinem Tode ist diese Phase abgethan. Fortan schwankt das Schiff wild auf den Wogen.*)

*) [Sehr interessante Aktenstücke aus Mirabeau's letzten Lebenstagen — seine Arbeiten im conseil général und directoire des pariser Departements — siehe bei Ad. Schmidt: Tableaux de la révolution française I. 10 ff. Leipzig 1867.]

Dritter Abschnitt.

Hilflosigkeit und Fluchtversuch des Königs. — Kampf um die Erhaltung der monarchischen Staatsform. — Beendigung des Verfassungswerks und Schluß der Constituante.
April — Oktober 1791.

§. 10. 11. 12.

Die Revolution und das monarchische Ausland. — Der Umschwung der Politik der Ostmächte und der Vertrag zu Reichenbach.

Die Flucht des Königs. — Der Auftritt am 18. April. — Die Flucht und die Gefangennahme 20/21. Juni. — Die Haltung der monarchischen Mehrheit der National-Versammlung.

Der Proceß des Königthums vor der National-Versammlung und den Clubs. — Jakobiner (Brissot) und Feuillans (jetzt durch Dupont, Barnave, Lameth verstärkt). — Sieg der Feuillans in der Debatte über die Unverletzlichkeit des Königs und bei dem Pöbelaufstand vom 17. Juli.

Durchsicht und Abschluß des Verfassungswerks (Sept. 1791). — Bleibende Bedeutung dieser Urkunde. — Zeitcharakter derselben. — Der verhängnißvolle Beschluß ihrer Urheber.

Das Ausland. Die Pillnitzer Erklärung August 1791.

Fragment: Preußen und Polen 1791—1792.

(Nach den Berliner Akten.)

Mit dem Tode Mirabeau's fiel am Hofe der letzte widerstrebende Einfluß hinweg, der von dem Plane einer Flucht in das Ausland zurückhielt.

Die Wagschale schwankte eine Weile hin und her.

Auf der einen Seite geschah Alles, um den König zum Entweichen nach der Grenze zu bestimmen, die Brüder, die Emigranten, der Rest des Hofadels arbeiteten unablässig darauf hin und die geheimsten Neigungen des Königs stimmten damit zusammen, auf der andern Seite stand nur die schaukelnde Unschlüssigkeit und die immer schwächer werdende Hoffnung des Monarchen auf einen weniger gefahrvollen Ausweg.

Die Verwegenheit, sich dem Sturm trotzig entgegenzustellen, hatte er nicht, nur der Einfluß Mirabeau's vermochte ihn noch festzuhalten; über dessen frischem Grabe kam der Gedanke zur Reife. So lange der große Redner lebte, hatte Ludwig noch Aussicht auf eine mögliche Stütze, als er starb, fühlte er sich ganz preisgegeben.

Noch im Laufe des Monats April wurde der Plan ernstlicher als je wieder aufgenommen und wenn seine Verwirklichung sich gleichwohl bis in den Juni verzögerte, so waren nur die Schwierigkeiten der Ausführung schuld daran.

Die Folgen einer gelungenen oder mißlungenen Flucht hingen wesentlich ab von der Gestaltung der Lage Europa's und von der Stellung, welche die alten Monarchien des Ostens zu der Sache des in Ludwig bedrohten Königthums einnahmen. Auf sie müssen wir daher hier einen Blick werfen.

Die Revolution und das monarchische Ausland. Der Umschwung zu Reichenbach.*)

Als die Revolution in Frankreich ausbrach, war auch der Norden und Osten Europa's in einer heftigen Bewegung und Gährung.

Revolutionär in französischem Sinne war sie nicht. Es hat lange gedauert, bis Staaten wie Oesterreich und Preußen nach jahrelangen unglücklichen Kriegen nicht der Revolution, sondern den siegreichen Feldherren und Heeren erlagen, die aus ihr hervorgegangen sind.

Die Gefahr der Ideen von 1789 an sich hatte sie nicht er-

*) Häusser: Deutsche Geschichte Bd. I.

schüttert. Gefährdet waren höchstens nur die kleineren Grenzländer, wo ähnliche Zustände und Stimmungen vorhanden waren, wie die, welche in Frankreich die Revolution hervorgerufen, wie Belgien, Holland, die deutschen Rheinlande und Italien; die geistlichen Staaten am deutschen Rhein, deren Custine nachher eine Anzahl aufgerollt hat mit einem Husarenstreich, die Klein- und Vielstaaterei überhaupt in der Nähe Frankreichs hatte von der Propaganda der Revolution zu fürchten, die alten Monarchien im Osten wurden davon unmittelbar nicht berührt.

Die einzige Großmacht im Osten, welche genau wußte, was sie wollte und eine klare, bestimmte Politik mit stetiger Consequenz verfolgte, war Rußland.

Die Czarin Katharina II. hatte schon einmal den Gedanken ergriffen, dem Osmanenreich ein Ende zu machen, ihn dann wieder aufgegeben und sich mit Polen abfinden lassen, aber ihn nicht völlig aus dem Sinn verloren. Daß ihr Friedrich der Große damals die Beute entrissen, vergaß sie ihm und Preußen nicht.

Sie dachte jetzt die Allianz mit Preußen aufzugeben und sich mit Oesterreich zu verbinden.

Oesterreich aber war von einer Theilung des türkischen Reichs am allernächsten berührt. Von einem neuen byzantinischen Reiche unter einem russischen Großfürsten war kein Staat mehr bedroht als eben dieser. Oestlich von ihm umschlossen, von den Mündungen der Donau abgesperrt, sah sich Oesterreich gewissermaßen die Lebensadern unterbunden, in seinem eignen Bestande tödtlich gefährdet.

Da trat nun die überraschende Erscheinung ein, daß Joseph II. der österreichischen Politik, die, trotz ihrer vielfachen Wechsel in andern Fragen, hier sich bisher immer gleich geblieben war, auf einmal eine ganz neue Wendung gab. In seiner ziellosen unruhigen Hast, das Verschiedenste zugleich zu ergreifen, in seinem Durst nach Machtvergrößerung um jeden Preis, verließ er plötzlich die Arbeit am österreichischen Einheitsstaat und ging auf Katharina's Gedanken bereitwillig ein.

Dank diesem Umschwung gelang es der Czarin, die Annäherung an Oesterreich zu bewirken, die ihr die osmanische Beute sicher stellen sollte. Im Mai 1787 fand die weltgeschichtliche Zusammenkunft des Kaisers und der Czarin statt, deren Programm

war: Theilung der Türkei zwischen Rußland und Oesterreich.

Friedrich II. war nicht mehr; mit ihm war der große wachsame Hüter des europäischen Gleichgewichts geschieden, England krankte an den inneren Wirren, die ihm den Verlust Nordamerikas eingetragen hatten und aus denen eben erst der jüngere Pitt anfing, es herauszuführen, Frankreich ging unter sichtbaren Symptomen seiner revolutionären Crisis entgegen, von den größeren Monarchien Europas war mithin, wie es schien, zunächst keine zu fürchten.

Man glaubte, bei der kolossalen Ueberlegenheit, welche zwei große Heere an Masse und Kriegskunst mitbrachten, müsse es ein Leichtes sein, nach den nördlichen Provinzen vorzubrechen, die christlichen Bevölkerungen aufzuregen, den Balkan zu überschreiten und in Constantinopel das Wiederaufleben des byzantinischen Reichs zu befehlen.

Aber diese Rechnung bewährte der erste Feldzug durchaus nicht.

Vielmehr bewährte sich der alte Satz, daß so große Reiche, auch wenn sie innerlich todtkrank sind, ein ungemein zähes Leben haben. Das große römische Reich, dem schon Tacitus den Tod weissagte, hat noch Jahrhunderte lang bestanden, es war ein so massenhafter Bau, daß selbst das bloße Einreißen ein sehr mühsames, zeitraubendes Geschäft war.

Dann bildete innerhalb der europäischen Türkei die türkische Bevölkerung gewissermaßen nur ein großes Heerlager von streitbaren Mannschaften, die in sich noch keineswegs so ausgelebt waren, daß sie nicht, wenn der alte Fanatismus in ihnen wach wurde, jedem Gegner gewaltig zu schaffen gemacht hätten. Das Volk war im Grunde nichts als ein Heer, welches freilich Millionen Unterthanen schlecht regierte, für sich aber die Vorzüge der Nüchternheit, der körperlichen Tüchtigkeit hatte und dabei für den Rausch eines religiösen Enthusiasmus empfänglich war.

Der Feldzug von 1788 erstritt keine irgendwie nennenswerthen Erfolge, wohl aber wurde Thörichtes und Verkehrtes genug gemacht. Einmal sogar ereignete es sich, daß Josephs Heer bei einem Zusammenstoß mit den Türken in panischem Schreck vor den verachteten Gegnern entfloh.

Erst 1789, als man die zwiespältige Kriegsleitung verein-

fachte und Suworow leitenden Einfluß gewann, wurde der Krieg ein anderer; die Siege, die erfochten wurden, waren Wendungen des Krieges, aber sie bedeuteten noch lange keine Auflösung der Türkei.

Da regte sich noch einmal unter dem Nachfolger Friedrichs II. die Ueberlieferung der Politik des großen Königs, freilich nicht in gleicher Meisterschaft, wie dieser sie gehandhabt. Der Minister Hertzberg hatte den Gedanken, daß Preußen l'arbitre des destinées de l'Europe sein müsse, wie ein heiliges Vermächtniß seines großen Monarchen beibehalten und wollte ihn, nachdem ihm in Holland ein glücklicher Wurf gelungen war, nun auch gegen Rußland und Oesterreich zur Geltung bringen.

Er hatte einen eignen Plan zur Lösung der orientalischen Frage erdacht, der zwar auch auf eine Theilung der Türkei hinauslief, aber so, daß Rußland wenigstens nicht den Löwenantheil, Oesterreich dagegen eine sichernde Abrundung nach Osten und die Türkei selbst einen, wie Hertzberg glaubte, sehr werthvollen Ersatz für ihre Abtretungen erhielt.

Hinsichtlich Oesterreichs dachte er hauptsächlich an die alte Grenze des Passarowitzer Friedens und mittelbar an die unteren Donauländer. Die Grenze der Moldau und Walachei mit Belgrad hätte Oesterreich nach der Donauseite sichergestellt. Dann, dachte er, ist Oesterreich dauernd mit Rußland verfeindet, muß um seines eignen Bestandes willen Grenzhüter nach dieser Richtung sein, ist selbst befriedigt und wird russische Uebergriffe nicht dulden.

An Rußland sollte die Krim, Oczakow und Bessarabien völkerrechtlich abgetreten werden; die Türkei aber sollte für diese Opfer und Abtretungen, durch deren gutwillige Einräumung größere Verluste abgewehrt würden, für die Integrität ihres übrigen Bestandes eine völkerrechtliche Gewährleistung erhalten, als ein zugehöriges Glied in den Kreis der europäischen Mächte eintreten und von diesen nicht mehr als ein unrechtmäßiger Eindringling behandelt werden.

Für seine Ausdehnung nach dem Südosten sollte Oesterreich die polnische Beute von 1772, Galizien, an Polen zurückgeben und dieses für diesen Zuwachs an Preußen Danzig, Thorn und die Palatinate Posen und Kalisch abtreten.

Dieses so vergrößerte Polen dachte sich Hertzberg als Zwischen-

macht zwischen Rußland und Preußen und mit dem letzteren durch eine enge Allianz verbunden.

Rußland kam dabei absichtlich am schlechtesten weg, denn Hertzbergs Plan lief ja darauf hinaus, dem Vordringen Rußlands einen doppelten und dreifachen Riegel vorzuschieben. Es galt Hertzberg, Oesterreich von Rußland zu trennen und Preußen zu nähern, Polen aber mit Schweden und Dänemark unter der preußischen Fahne zu sammeln.

Aus diesen Gedanken entsprang eine Verständigung Preußens mit der Türkei, die schon fast zu einer Angriffsstellung der beiden Staaten gegen Oesterreich und Rußland ward und im Jahre 1790 zu einem förmlichen Bündniß zwischen Preußen und der Türkei führte auf Grund nicht unwesentlicher Aenderungen des Hertzberg'schen Programms.

Die Kunde von dem Abschluß unter den Bedingungen, die sich der preußische Gesandte von den Türken hatte abtrotzen lassen, brachte Hertzberg in große Verlegenheit, aber es war ein Mal geschehen, den Vertrag abzuleugnen war bedenklich, und andererseits überzeugte man sich, daß eine Politik bloßer Demonstrationen und bewaffneter Vermittlung so weitgehende Plane nicht fördern werde, wie sie in Hertzbergs Programm angelegt waren. Eine Meinung, die vor dem Kühnsten nicht zurückschreckte, machte sich Bahn: mit der Türkei im Süden, mit Polen im Osten, mit Schweden, Dänemark, England im Norden und Westen im Bunde wollte man einen großartigen Krieg gegen Rußland und Oesterreich eröffnen, wenn diese sich nicht der Drohung fügten, und hoffte, gegen Oesterreich zumal, wo Alles in Gährung war, leichtes Spiel zu finden.

So lagen die Dinge im Februar 1790.

Joseph II., der sich im vorigen Jahr von Neuem in den Krieg gestürzt und in dem Lagerleben der beiden Feldzüge den Keim des Todes in sich aufgenommen hatte, unterschätzte die Gefahr seiner Lage so sehr, daß er noch zuletzt seinem Unternehmen die größten Erfolge in Aussicht stellte.

Die Revolution im fernen Westen wirkte noch nicht unmittelbar in das Spiel der Politik des östlichen Europa herein, aber bald stellte sich der Zusammenhang auf anderem Wege her.

Ungarn war halb, Belgien ganz im Aufruhr; keine Provinz war ganz befriedigt; der heißblütige Kaiser hatte zu Vieles ganz

neu machen wollen, hatte den Staat förmlich umgestülpt, sich dann in große Kriege gestürzt, während ihm der Boden allerwärts unter den Füßen wankte. Vielleicht schlugen ihm bald die Wogen über dem Kopf zusammen, und zu dem Allem kam jetzt der drohende Krieg mit Preußen.

Da starb er im Februar 1790, und wie bedeutungsvoll und wirkungsreich auch sein Leben für diesen Staat gewesen war und noch hätte werden können, augenblicklich lag die Monarchie in einer Verwicklung, aus der nur sein Tod der österreichischen Politik einen nicht allzu unehrenhaften Rückzug ermöglichte.

Was der Kaiser selbst nicht mehr konnte, das konnte sein Nachfolger eher, um die Crisis zu beschwören.

Leopold II., sein Bruder, Großherzog von Toscana, folgte ihm. Er kam aus einem Staat, der an Bildung und humaner Gesetzgebung den übrigen italienischen Staaten ein gutes Stück voraus war, war ein feiner Kopf, ein geschmeidiger Charakter, voll Scharfsinn und Kenntniß der Menschen und Verhältnisse; war frei von dem doktrinären Trotz seines Bruders, ein verschlagener Italiener, erfüllt von dem Geiste der florentinischen Diplomatie.

Er begann mit Zugeständnissen nach Innen und nach Außen. Er verständigte sich mit den Belgiern, gab dem Adel und Clerus in Aeußerlichkeiten nach, suchte die Ungarn zu beruhigen und vor Allem in der auswärtigen Verwicklung ein anständiges Einlenken zu vermitteln.

Es erfolgen die ersten Annäherungen an Preußen. Während Joseph II. auf die erste preußische Beschwerde trotzige Antworten geschickt hatte, kamen jetzt geschmeidige, nachgiebig klingende Schreiben an Friedrich Wilhelm II., der für Annäherungen dieser Art so empfänglich war.

Im Sommer 1790 fanden in Reichenbach die Verhandlungen statt, welche zwischen Preußen und Oesterreich den Frieden herstellten; aber nicht der Plan Hertzbergs wurde zu Grunde gelegt, für den Friedrich Wilhelm II. anfangs großen Feuereifer bewiesen, sondern der status quo, zu dem sich der König in letzter Stunde bequemte, weil er sich überredete, das sei großmüthig.

Der erste große Sieg österreichischer Diplomatie über den Staat Friedrichs des Großen war erfochten, mit Hilfe freilich

eines unerwarteten Bundesgenossen, der französischen Revolution, die hier zum ersten Mal auf die östlichen Dinge einwirkt.

Noch hatte sie nicht das Ansehen, daß sie ihre Grenzen überschreiten und die Nachbarländer überfluthen werde, aber ihre Eigenthümlichkeit fing an, Sorgen zu erwecken.

Die Throne Europas waren bedroht und das wirkte auf Friedrich Wilhelm II. sichtbar ein. Zwei Jahre vor der Revolution hatte er in einem Handel zwischen dem Hause Oranien und der holländischen Republik halb im eignen Hausinteresse, halb in der Neigung, der Paladin der monarchischen Gewalt zu sein, mit glänzendem Erfolge das Gewicht der preußischen Einmischung geltend gemacht; etwas Aehnliches schwebte ihm jetzt vor und dies Moment hat mehr, als man damals ahnte, dazu beigetragen, die Wendung der östlichen Politik zu beschleunigen.

Es war von da noch weit zu einer Coalition gegen Frankreich, aber der erste Schritt dazu war doch geschehen, wenn die Entzweiten sich einigten zum Theil unter dem Druck der geschehenen Entscheidungen, zum Theil aus Besorgniß vor dem Geist der Revolution selbst.

Im Mai 1791 wird Hertzberg von der Leitung der äußeren Politik Preußens entfernt und mit Oesterreich bereitet sich eine innigere Annäherung vor, die in der Idee wurzelt, daß jetzt das monarchische Interesse mächtiger sein müsse als alles Andere, was sie bisher entzweit.

Diese Idee wird auf's Eifrigste von Katharina II. unterstützt. Die Czarin predigt mit Leidenschaft den Kreuzzug gegen die Revolution.

Zwar will sie keinen Mann und keinen Rubel der großen Sache opfern, aber ihr liegt daran, Oesterreich und Preußen nach dieser Seite einen Mühlstein an den Hals zu hängen, damit sie nicht mehr daran denken, ihre türkischen Projekte zu durchkreuzen.

In der Auffassung der Lage waren aber Oesterreich und Preußen sehr verschieden.

Friedrich Wilhelm II. dachte mit Joseph II.: c'est mon métier d'être royaliste, er dürfte um des Princips willen die Revolution nicht Meister werden lassen über die monarchische Ordnung.

Leopold II. sah die Sache anders an. Ihm graute vor einem auswärtigen Kriege im Westen, nachdem er eben erst mit Mühe

und Noth den tief erschütterten Staat gerettet, und dann dachte er auch in Sachen der Revolution unabhängiger und kaltblütiger als der Berliner Hof. Dort trieben Emigranten, Jesuiten, Pietisten ihr Wesen, gegen deren Verblendung keine nüchterne Erwägung aufkam; in Wien war es ganz anders.

Leopold II. unterschätzte vielleicht die Revolution, wenn er mit Pitt glaubte, man könne und solle den Krater in sich selbst austoben lassen, aber jedenfalls überschätzte er nicht die Machtmittel der alten Monarchie gegen diese revolutionäre Bewegung. Wir haben neuerlich eine Anzahl Briefe erhalten, die er mit der Königin Marie Antoinette gewechselt hat, und aus denen hervorgeht, daß er die Sache völlig anders beurtheilte, als es sonst in altmonarchischen Kreisen üblich war. Er räth, geduldig abzuwarten, dem Sturm sich zu beugen mit dem Vorbehalt, sobald der erste Tumult vorüber, das alte Recht wieder zurückzufordern. Um jeden Preis, warnt er die Schwester, sollte sie sich von den Herren vom alten Hofadel fern halten; er kenne diese angeblichen Stützen des Thrones aus eigner Erfahrung, in Belgien und Ungarn ständen sie an der Spitze der Empörung, in Frankreich sei es nicht anders, darum beschwöre er sie, sich mit den natürlichen Feinden des Thrones nicht einzulassen.

Von dieser Seite also kam keine Ermuthigung, auf der verhängnißvollen Bahn weiter zu schreiten, die das unglückliche Königspaar nach dem Tode Mirabeau's eingeschlagen hatte.

Flucht des Königs.*)

Der Fluchtplan war selbst im glücklichsten Falle ohne Aussicht. Gelang es auch dem König, bis über die belgische Grenze zu entkommen, so war Nichts da, um ihn zu schützen, weder von Belgien, noch vom Ausland her. Eine verspätete Hilfe allenfalls hatte er nur von dem weit entfernten König von Preußen zu erwarten, sein nächster Verwandter aber, sein Schwager, der Kaiser Leopold, war aus politischen Gründen nicht geneigt, ihm zu helfen, er schwebte also, selbst wenn die Entweichung gelang, in der Luft und war nicht mehr als jeder andere Emigrant.

*) Choiseul: relation du départ du Louis XVI. Paris 1822.

Darum war der Entschluß, den er faßte, in solchem Augenblick doppelt beklagenswerth.

Was ihm Mirabeau in Bezug auf die Gefährdung seiner Lage nach Innen gesagt, war unwiderlegbar: von dem Augenblick seiner Flucht nach den Grenzen wurde der Anschluß des Königthums an die Emigration als unwiderruflich entschieden betrachtet beide hatten dann ein gemeinsames Schicksal und ein gemeinsames Verhängniß. Dazu kam jetzt, daß im Augenblick seiner Flucht von der Hilfe, die er vom Ausland erwartete, nicht ein einziges Bataillon bereit stand. Darin lag die nächste Nachwirkung von Mirabeau's Tode, daß der letzte Einfluß geschwunden, der ihn von den Pfaden der Emigranten zurückhielt.

Die im Juni versuchte Flucht war schon im April beschlossene Sache.

Ein eigenthümlicher Vorgang am 18. April konnte das schon errathen lassen. Mit einem gewissen Geräusch machte der König Anstalten zu einer Reise nach St. Cloud. Der Plan ward ruchbar, Volksmassen versammelten sich an dem Schloß und erklärten dem Monarchen, der mit seiner Familie schon im Wagen saß, sie würden ihn nicht reisen lassen, das sei eine Flucht.

Der König blieb, beschwerte sich bei der Nationalversammlung über die Unbill, die ihm widerfahren, fragte, ob er denn nicht einmal die Freiheit habe? und die Nationalversammlung erwiderte höflich, allerdings sei seine Freiheit nicht zu bezweifeln, aber um der Ruhe willen sei es wünschenswerth, wenn er von seinem Vorhaben für jetzt abstehe.

Der König antwortete nun, er stehe mit Vergnügen davon ab, er freue sich, die Freiheit zu haben und betheuerte in lebhaften Ausdrücken seine Uebereinstimmung mit dem Werk der Nationalversammlung.

Man spielte Comödie mit einander.

Der Plan zur Flucht war schon in allen Einzelheiten entworfen. So, wie er angelegt war, konnte er nicht gelingen. Höchstens konnte er als Emigrirter sein Leben in Sicherheit bringen; aber das Königthum dankte ab, wenn die Flucht gelang, ward er dagegen zurückgebracht, dann war Leben und Krone in doppelter Gefahr.

Die Sache war angelegt, wie Alles, was der König seit Jah-

ren unternommen, ungeschickt, linkisch und leichtfertig, wie man eine kleine Hofangelegenheit anordnet. Fast drei Monate dauerten die Vorbereitungen. Der König war unerfahren wie ein Kind, hatte Versailles und Paris nie verlassen und kannte sein eignes Land kaum, so daß man ihm wie einem unmündigen Knaben Weg und Steg und Reiserichtung vorschreiben mußte.

Die Leute, die den Plan leiteten, waren dieselben Höflinge, die wir als die unseligen Rathgeber nicht frevelhafter, furchtbarer Entschlüsse, sondern jener Frivolität, jener spielenden Leichtfertigkeit kennen, womit am Hofe die Staatsgeschäfte betrieben wurden. Es war der Graf Fersen, eine der verhaßtesten Persönlichkeiten am Hofe, daneben Hofkavaliere, Hofdamen; jeder praktische Mensch, jeder Reiseführer, jeder Posthalter war geeigneter dazu.

Man baute zunächst einen riesenhaften, schwerfälligen Reisewagen, der schon durch seine ungewöhnliche Gestalt auffallen mußte, und besann sich lange ernsthaft hin und her, wer nach der Etikette Alles mitfahren müßte. Unter denen, die dem König am nächsten standen und die an der Flucht theilnehmen sollten, war ein ehemaliger Gardeoffizier, der im äußersten Fall das Leben des Königs mit dem Degen schützen sollte.

Aber eine Hofdame, die ein Recht hatte, das Ehepaar nicht zu verlassen, beharrte auf ihrem älteren Rechte und man that ihr nicht nur den Gefallen, sondern verschob auch die Reise ihr zu Liebe um 24 Stunden.

Früher hatte man auch gerathen, auf den Bock des Wagens ein paar handfeste Burschen zu setzen, die Weg und Stege, Land und Leute kannten, statt dessen setzte man nachher ein paar Hofkavaliere verkleidet hinauf.

Seit dem 18. April war der König und seine Umgebung auf's Schärfste bewacht. Lafayette, dem Marat täglich vorwarf, er wolle den König retten und selbst mit ihm entfliehen, betrachtete es als eine Ehrensache, den König nicht entwischen zu lassen. Auch am Abend der Flucht (20.—21. Juni) war er mit seinen Dienern vor dem Schloß und hier huschten die Königin und ihre Schwägerin unbemerkt an ihm vorbei.

Schloß man nach dem unbeschreiblichen Ungeschick, mit welchem die Vorbereitungen getroffen waren, so ward der König wahrscheinlich schon nach den ersten Postmeilen auf dem Wege nach der

Champagne erkannt. Der kolossale Wagen, die wunderliche Begleitung, des Königs sehr bekanntes Gesicht, das bei jeder Gelegenheit neugierig zum Wagen herausschaute, gab Anlässe genug, das Geheimniß zu verrathen. An manchen Orten hat man ihn auch wahrscheinlich erkannt, aber in Frieden ziehen lassen; so weit war außerhalb Paris die Erbitterung noch nicht gestiegen, die Achtung noch nicht gesunken, daß man ihn ohne besondern Anlaß aufgehalten hätte.

Das Gelingen der Flucht hing wesentlich davon ab, daß die militärische Aufstellung, welche ein thatkräftiger Soldat, der General Bouillé angeordnet, mit der Reise des Königs gut zusammentraf.

Bouillé, derselbe entschlossene Haudegen, der die Meuterei der Schweizer zu Nancy blutig niedergeschmettert, hatte alle Anordnungen getroffen, aber die Verschiebung der Abreise um einen Tag brachte Alles in Verwirrung. Die längs der Straße bis Chalons aufgestellten Reiterpatrouillen ritten unruhig ausspähend hin und her, das erregte Aufsehen und Verdacht.

Trotz all dieser unbegreiflichen Unvorsichtigkeit kam der König in ungestörter Fahrt bis nach St. Menehould, von da konnte er in wenigen Stationen nach Metz oder Montmedy kommen, wenn er nur die ganz gewöhnliche Vorsicht übte, die seine Lage erheischte, aber das that er nicht, er schuf sich hier selbst ein Hinderniß, das den ganzen Plan vereitelte.

Er ließ lange halten, sah nicht bloß zum Wagen heraus, sondern zeigte sich auch auf der Straße, sprach mit den Umstehenden und einer von diesen, der Postmeister Drouet, erkannte ihn nach dem Bild, das auf jeder Assignate und jeder Münze zu sehen war.

Drouet gehörte zu den Affiliirten des großen Pariser Club, der bis in die kleinsten Winkel von Frankreich seine Ideen verbreitete, und war ein fanatischer Jakobiner. Der wagt es, die Verhaftung des Königs auf eigne Gefahr einzuleiten, und unterstützt von einem einzigen Bekannten unternimmt er die Sache.

Die militärischen Anordnungen zum Schutz des Königs erwiesen sich überall als durchaus ungenügend; was geschehen war, reichte gerade hin, ein verderbliches Aufsehen zu machen, aber nicht zu ernsthafter Gegenwehr gegen Nationalgarden und bewaffnetes Gesindel, wie es jetzt bis in das letzte Dorf in großer Anzahl zu finden war, der schlechte, unzuverlässige Geist der Gemeinen fast in allen Regimentern kam überdies hinzu.

In St. Menehould zeigte sich im letzten Augenblicke eine Truppe, deren Offiziere den König begleiten wollten, während die Gemeinen sich weigerten. Die letzte Hoffnung ruhte jetzt auf einem Regiment von deutschen Reitern unter Bouillé; die waren zuverlässig, aber sie kamen nicht.

So langte der König in Varennes*) an, und in derselben Nacht trafen Drouet und sein Freund in dem Flecken ein. Während der König und die Königin in der Dunkelheit umherirren und Pferde zum Vorspann suchen, während jenseits des Flüßchens, welches durch Varennes hindurchfließt, die Offiziere einer kleinen Truppenabtheilung den König erwarten, und da er nicht kommt, Haus bei Haus durchsuchen, bringen die beiden Jakobiner von St. Menehould ihre Gesinnungsgenossen in Bewegung, die Behörden werden herausgeklopft, und da der königliche Wagen, endlich mit Vorspann versehen, an der Brücke erscheint, wird ihm von Drouet und seinen Gefährten der Weg versperrt. Der Polizeichef von Varennes stellt sich dem König vor und erklärt ihm, daß er ihn nicht reisen lassen dürfe.

Es gab jetzt nur noch zwei Auswege: entweder mußte der König den Versuch machen, sich mit der Handvoll treu gebliebener Soldaten durch die allmälig zusammengelaufene Masse hindurchhauen zu lassen, oder er mußte den Rest seines Ansehens daran setzen und dem Beamten befehlen, daß er seinen König nicht länger aufhalte. Eines wie das Andere war nicht ohne alle Aussicht, denn Bouillé's Reiter konnten jeden Augenblick erscheinen und der Gewalt oder dem Befehle Nachdruck geben.

Statt dessen legte sich der König auf Flehen und Bitten und stellte dem Hartherzigen wie ein bedrohter Familienvater seine Noth vor. Das war der rechte Weg, den Leuten, die sich vielleicht noch befangen fühlten, Muth zu machen.

Am Morgen kam dann ein Adjutant Lafayette's mit dem Befehl, den König und seine Familie, wo man sie immer antreffe, nach Paris zurückzuführen, und die Rückreise war bereits seit anderthalb Stunden angetreten, als Bouillé anlangte und hörte, daß er zu spät gekommen, daß Alles gescheitert sei.

Die Nationalversammlung hatte erst um 11 Uhr am 21. Juni

*) Ancelon: Louis XVI à Varennes. Paris 1866.

Kunde erhalten von dem, was in der Nacht geschehen war. Nach dem Moniteur hätte die Versammlung die Mittheilung ihres Vorsitzenden, des Generals Beauharnais, daß der König „durch die Feinde des öffentlichen Wohls entführt (enlevé) worden sei", mit einem „tiefen Stillschweigen" aufgenommen. Aus anderen Quellen wissen wir, daß im ersten Augenblicke ein sehr heftiger Tumult entstand, der sich erst allmälig beruhigte und dann die Mehrzahl sich die Rolle zurecht legte, die sie in der heiklen Sache annehmen wollte. Man beschloß, von einer Flucht des Königs ganz abzusehen und nur von einer Entführung (enlevement) desselben zu reden.

Unvorsichtiger Weise hatte der König an die Nationalversammlung eine Proclamation zurückgelassen, worin er seine Flucht begründete und der Nationalversammlung die bittersten Vorwürfe machte. Manches darin war nicht ungegründet, wenn es auch besser auf die Clubs und ihr Treiben, als auf die monarchisch gesinnte Mehrheit der Versammlung paßte, aber es stimmte jedenfalls schlecht zu dem unterwürfigen Ton, in dem der König während der letzten Tage gegen dieselbe gesprochen und gar nicht zu der Betheuerung an Lafayette, daß kein Gedanke an Entfernung sei.

Dieses Schreiben wurde gegen Ende der Sitzung mitgetheilt, aber die Versammlung blieb bei ihrer Ruhe, weil sie das Königthum nicht sinken lassen wollte, und ging nach Anordnung einiger Sicherheitsmaßregeln zur Tagesordnung über, so daß Robespierre ungehalten ausrief: ich kann nur mein Erstaunen darüber aussprechen, daß man es bei so milden Maßregeln bewenden lassen will.

Spät am Abend des 22. meldete ein Courier die Festhaltung des Königs. Die Versammlung erklärte nun die für Verräther, die den König zur Flucht verleitet, und beschloß dafür zu sorgen, daß bei Ludwigs Rückkehr Niemand die der Majestät schuldige Achtung thätlich verletze.

Nachdem dann am Abend des 24. Drouet seinen Bericht erstattet, nahm die Nationalversammlung die 6 Artikel an, welche die Suspension des Königs aussprachen: 1) Sobald der König in den Tuilerien angekommen ist, wird ihm einstweilen eine Wache gegeben, die unter Befehl des Generalkommandanten der Nationalgarde über seine Sicherheit wachen und für seine Person

haften wird. 2) Der Dauphin soll einen Gouverneur erhalten. 3) Die Anstifter der Flucht sollen in Anklagezustand versetzt werden. 4) Die Königin soll auch bewacht werden. 5) Die Beschlüsse der Nationalversammlung bedürfen vor der Hand nicht mehr der Sanktion des Königs. 6) Die Minister fahren fort, unter Verantwortlichkeit die vollziehende Gewalt auszuüben.

Um die von der Mehrheit beliebte Taktik streng inne zu halten und für ihre Befolgung nach Außen Sorge zu tragen, ernannte die Versammlung drei Abgeordnete, die den König in Empfang nehmen und nach Paris geleiten sollten.

Es waren dies Latour-Maubourg, ein Gesinnungsverwandter Lafayette's, wie dieser aus dem alten Adel und in den Formen des höfischen Umgangs wohl bewandert; dann Barnave, der beredte Sprecher der Linken und Gegner Mirabeau's in manchem heißen Streit, seit dessen Tode schwankend geworden in seinen demokratischen Ansichten und allmälig zu derselben Ueberzeugung wie dieser gelangt, daß in Frankreich zu einer Republik alle Voraussetzungen fehlten und eine geordnete Regierung nur durch das konstitutionelle Königthum möglich sei; schließlich Petion, der spätere Girondist und Maire von Paris, ein Mann von rauhen Formen, der in seinem harten, spröden Republikanismus auch die äußeren Zeichen der Achtung vor dem König außer Augen setzte.

Von diesen drei Abgeordneten wurde der König zurückgebracht.

In Paris waren alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, jede Beleidigung der königlichen Familie, jede Störung des Zuges zu verhindern. Truppen und Nationalgarden waren in einer dichten Hecke aufgestellt, als die Wagen erschienen. Mit dumpfem Schweigen wurde der König empfangen und in die Tuilerien geleitet. Andere Zeugnisse behaupten, in den Vorstädten habe den König ein rasendes Gebrüll begrüßt, aber ohne daß ein Versuch gemacht worden sei, den Zug zu stören.

Der König war also wieder zurück und Mirabeau's Weissagung eingetroffen. Vor der Flucht vom 20. Juni war es schwer, die Monarchie zu retten, jetzt war es fast undenkbar geworden. Die Stimmung Frankreichs war in ihrer Feindseligkeit gegen den König wunderbar einig, so daß dieser selbst davon überrascht wurde. Vor der Flucht gab es noch ein menschliches Mitgefühl mit seiner Bedrängniß, davon war jetzt nichts mehr zu finden. In seinem

Verhör sagte der König, er habe sich auf seiner Reise selber überzeugt, daß das Volk die neue Constitution wolle, daß in der öffentlichen Meinung der alte Zustand rettungslos verurtheilt sei, und darum besinne er sich keinen Augenblick, sie vorbehaltlos anzunehmen; das war in dem Augenblick, wo es gesprochen wurde, gewiß ehrlich gemeint, aber es beruhte auch auf einer Thatsache, die sich deutlicher nicht ankündigen konnte, als es geschehen war und jetzt täglich in einer Fluth von Adressen aus den Provinzen ferner geschah.

Der Proceß des Königthums vor der Nationalversammlung und den Clubs.

Seit der Einbringung des suspendirten Königs machte es die demokratische Partei in Paris, ähnlich wie es die Bauern in den Dörfern gemacht hatten, durch die der König auf seiner Rückreise gekommen war, sie riß die Sturmglocke in der Presse und trat in den Clubs unter das Gewehr.

Am 1. Juli bereits trat Malouet in heftigster Erregung auf die Rednerbühne und rief: „An den Pforten der Nationalversammlung, unter euren Augen, in euren Gängen erfährt Verfassung und öffentliche Ordnung die allergröbste Beschimpfung. Ein Anschlag, der nicht bloß meuterisch, sondern mit allen Zügen des Verbrechens behaftet ist, räth dem Volk die Abschaffung des Königthums.“ Er beantragt, die Thäter zu verfolgen, und Centrum und Rechte fallen ihm bei. Aber die äußerste Linke, namentlich Chabroud, Dillon und Chapelier wehren die Maßregel ab und unter ungeheurem Getümmel im Saal und von der Gallerie wird Tagesordnung beschlossen. Hatten die letzteren Redner von dem Fortbestehen der Monarchie ziemlich zweideutig gesprochen, so zeigten die einlaufenden Adressen und Erklärungen aus den Provinzen ganz unzweideutig, daß man dort eher geneigt war, den König als den neuen Zustand zu opfern, und sich nicht scheute, auch von seiner Abdankung ganz unumwunden zu sprechen.

Die monarchische Mehrheit der Versammlung verlor den Boden unter den Füßen: den Rest ihres Ansehens raubten ihr die Umtriebe der Jakobiner, denen die Fehler des Königs die

Waffen gegeben, das Königthum und die Versammlung mit denselben Streichen zu zertrümmern.

In welchem Tone jetzt schon die Frage des Königthums behandelt zu werden pflegte, lehrt eine Rede, die Brissot am 10. Juli im Jakobinerclub gehalten hat. Da ist bereits ganz die verve républicaine, die Vergniaud oder St. Just um 1793 auszeichnet, und von den auswärtigen Mächten wird gesprochen, als hörte man Desmoulins reden. Der Redner bekämpft aufs Entschiedenste die Unverletzlichkeit des Königs, und empfiehlt, was sehr charakteristisch ist, die jesuitische Lehre Mariana's vom Tyrannenmord. Ich theile ein paar bezeichnende Proben mit.

„Die Egyptier," heißt es an einer Stelle, „die auch glaubten, das Königthum sei ein wesentlicher Bestandtheil der Regierung, aber sich die Uebel vom Leibe halten wollten, welche mit lebendigen Königen verbunden waren, hatten diese ersetzt durch einen Stein, den sie als todten König auf den Thron setzten. Die Scheiks legten den Alkoran und einen Säbel darauf und lebten als Republikaner. Sind der Stein und der Alkoran keiner Bestrafung fähig, so können sie auch keine Verschuldung begehen, sie verschwören sich nicht gegen die Rechte der Nation. — Die Erklärung der Rechte will, daß alle Bürger gleich seien vor dem Gesetz. Folglich ist diese Gleichheit nicht mehr vorhanden von dem Augenblick an, wo ein Mensch über dem Gesetz steht und die Erklärung der Rechte verflüchtigt sich unmerklich in allen ihren Artikeln von dem Augenblick an, wo man die Frechheit hat, einen davon mit Füßen zu treten. Die Souveränetät der Nation kennt Niemand über sich als Herrn an. Folglich, wenn ein Mensch das Privileg hat, sich gegen die Nation zu verschwören, ohne bestraft zu werden, ist klar, daß dieses privilegirte Wesen der Souverän, die Nation aber sein Sklave ist. Ich sehe in ihm nur noch einen Gott und in den Bürgern 25 Millionen Stücke Vieh oder Sklaven." Die Art, wie der Redner vom Ausland spricht, mögen folgende Stellen über Preußen und das deutsche Reich zeigen: „Sollen wir Preußen fürchten? Wenn sich die Inquisition auf einen Thron setzt, so erschüttert und untergräbt sie ihn und der König von Preußen ist nur noch ein Großinquisitor, ein Fürst, abwechselnd Lüstling und Illuminat, tollkühn und schwach, der Schiedsrichter Europas und der Spielball seiner

Feinde. — Soll ich von diesem deutschen Bunde (ligue germanique) reden, der nichts ist, als ein leeres Phantom; von diesen kleinen Staaten, die es wagen, die Hehler unserer Flüchtlinge zu sein? Hätte unser Ministerium nur eine Idee von der Erhabenheit unserer Revolution gehabt, so hätte es mit einem Worte seines Mundes in das Nichts zurückgescheucht diese dunkeln Tyrannen, deren Völker der erste Kanonenschuß in Freiheit setzen wird."

Am 14., 15., 16. Juli kam die Lebensfrage des Königthums und der Verfassung zur Verhandlung: die Unverantwortlichkeit und Unverletzlichkeit des Königs.

Aus der ganzen Verhandlung ergibt sich, daß die republikanische Partei in der Nationalversammlung, wenn die Gegner zusammenhielten, noch sehr schwach war, daß sie aber kein Mittel verschmähte, namentlich durch Schreien, Toben, durch den organisirten Terrorismus der Gallerien, die mit bezahltem Gesindel angefüllt waren, die ruhige Discussion zu stören und die Entschließungen der Versammlung zu überstürzen. Daher die ganz entgegengesetzte Aufnahme, welche eine und dieselbe Rede im Saal und auf den Tribünen findet.

Wenn Leute wie Vadier Phrasen gebrauchen, wie die: Hat Jemand unter uns für möglich gehalten, daß ein gekrönter Räuber straflos morden, sengen und fremde Soldknechte in das Vaterland rufen dürfe? — dann unterbricht sie selbst das Geschrei der Linken, während die Gallerie stürmisch applaudirt, und von der Rede Goupils, welcher den König leidenschaftlich vertheidigt, die Jakobiner aber aufs Heftigste, zum Theil bei Namen angreift, berichtet der Moniteur, daß die Mehrheit der Versammlung ihr Beifall gab, während die Mehrheit auf den Gallerien wenigstens schwieg.

Von allen Anklägern des Königs hält die bedeutendste Rede Robespierre, dessen Gedanke im Wesentlichen ganz derselbe war, wie der in Brissots Clubrede am 10. Juli, der dabei aber in höchst merkwürdigen Worten den Vorwurf des Republikanismus ablehnte. „Mag mich," sagte er, „des Republikanismus beschuldigen, wer da will: ich erkläre, daß ich jede Regierungsart verabscheue, wo die Faktionen herrschen. Es genügt nicht, das Joch eines Despoten abzuschütteln, wenn man dafür dem Joch eines andern Despotismus verfallen soll. Als England sich von dem Joche eines seiner Könige befreite, führte das nur dazu, daß ihm

das noch viel schmählichere einer kleinen Anzahl von Mitbürgern auferlegt wurde. Aber ich gestehe, unter uns sehe ich nirgend das gewaltige Genie, das die Rolle eines Cromwell übernehmen könnte. — Man muß die Nation darüber beruhigen, daß ihr die allzulange Dauer eines oligarchischen Regiments erspart bleiben wird.“

Schwer genug hatte es freilich der König seinen Vertheidigern gemacht und selbst Gregoire konnte mit der Frage auftreten: „Der König wird annehmen, er wird schwören, aber welchen Werth dürfen wir auf seine Eide legen?“

Endlich bemächtigt sich die gemäßigte monarchische Linke des Wortes und selbst Dupont und Barnave, der Bekehrte, vertheidigen den Monarchen. Barnave's Rede wird von allen Seiten mit Beifall überhäuft. Er sagte u. A.: „Ihr habt nicht gemerkt, daß wenn die Nation in einem Augenblick der Leidenschaft das Königthum zerstören könnte, sie im nächsten Augenblick, einer andern Leidenschaft folgend, auch die Republik umstürzen könnte, um die Tyrannei aufzurichten.“ Sehr richtig bezeichnete er als die einzige wirkliche Frage die: „Wollen wir die Revolution schließen oder wollen wir sie von Neuem beginnen? — Es ist Zeit, daß die Revolution ein Ende nehme; wenn sie begonnen und behauptet werden mußte zur Ehre und zum Glück der Nation, so muß sie inne halten, in dem Augenblick, wo sie ihr Ziel erreicht hat; in dem Augenblick, wo die Nation frei ist und alle Franzosen gleich sind; mehr wollen, heißt wollen, daß unsere Freiheit anfange aufzuhören und unsere Verschuldung beginne.“

Daß die Mehrheit für die Unverantwortlichkeit und Unverletzlichkeit des Königs stimmen werde, war nicht mehr zweifelhaft.

Der Beschluß, der gefaßt wurde, überging jede Beschuldigung gegen Ludwig XVI. und gab bloß drei Bestimmungen, die in Zukunft bei ähnlichen Vergehen die Absetzung des Königs aussprachen.

Ueber der Frage war der Jakobinerclub gesprengt worden, die Konstitutionellen traten aus und versammelten sich im Kloster der Feuillans. Damit war die Macht des Clubs nicht gebrochen, vielmehr war er bloß das Bleigewicht der gemäßigten Partei los geworden, während das Vollblut der Anarchisten nun ganz ungemischt und ausschließlich zur Geltung kam. Aus diesem Kreise sind nachher all die rasendsten Anführer der souveränen Demokratie hervorgegangen.

Der bevorstehende Abschluß der Verfassung und die Rettung ihres obersten Princips, der Unverletzlichkeit des Königs, sollte aber noch eine blutige Straßenscene kosten.

Die Clubs hatten ihre stehende Leibgarde in den Vorstädten mobil gemacht. Am 17. Juli sollte eine Sturmadresse, ähnlich einer andern vom 15., welche le peuple unterzeichnet war und gegen den „eidbrüchigen König" donnerte, auf dem Marsfelde ausgelegt, massenhaft unterschrieben und von den Unterzeichnern selbst dem König überbracht werden: die Massen, auf die man rechnen durfte, schienen Manns genug, die Gründe einleuchtend zu machen. Der geistige Urheber des Zugs war Robespierre, ein kluger Mann, der, wenn es zu den Fäusten kam, sich gerne zurückhielt: die sichtbaren Anführer waren Maillard, Jourdan (Coupe-Tête) und Santerre.

Die Adresse wurde Sonntag den 17. Juli unter ungeheurem Zulauf unterzeichnet. Die Herausgeber der histoire parlamentaire haben das Original derselben gesehen und etwa 6000 Unterschriften von Weibern, Kindern und Leuten, die nur mit † unterschreiben konnten, aber auch Namen wie Chaumette, Maillard, Hebert, Henriot u. A. gefunden.

Der Zug selbst sollte nicht zu Stande kommen. Hatten die Tribunen der Clubs, die Marais und Desmoulins, Tage lang das Volk bearbeitet und aufgehetzt, so war auch die Polizei nicht müssig geblieben. Das corps municipal beschloß Maßregeln zum Schutze der Sicherheit und Ordnung, hier wie in den Ausschüssen der Nationalversammlung hatten die Feuillans noch das Uebergewicht und am 16. faßte die letztere einen Beschluß, welcher den Schritten des corps municipal Nachdruck geben sollte. Das Martialgesetz, welches der Gemeinde das Recht gab, Zusammenrottungen nach dreimaliger fruchtloser Warnung mit Gewalt zu zerstreuen, gewährte das gesetzliche Mittel, den Aufstand im Entstehen zu zerschmettern.

Die Bittsteller vom 17. Juli wußten das, fürchteten es aber nicht, sie meinten, Lafayette und Bailly würden nicht den Muth haben, so Etwas zu thun.

Die Nationalgarden wurden aufgeboten, in allen Straßen Generalmarsch geschlagen, die rothe Fahne auf dem Stadthaus ausgesteckt. Den auf dem Marsfeld versammelten Schaaren, die

am Morgen die friedlichen Ermahnungen Lafayette's mit Flintenschüssen erwidert hatten, wurde am Abend das Aufruhrgesetz verlesen, die dreimalige Aufforderung, gutwillig auseinanderzugehen, erlassen, und als das nicht half, fielen die Schüsse, die man nicht erwartet hatte, und wenige reichten hin, die Massen zu zerstreuen.

Ein „Blutbad," wie es die demokratische Presse nannte, war es nicht; wohl war Blut geflossen und zwar meist das von neugierigen und naseweisen Zuschauern, während die Anstifter theils gar nicht sichtbar, theils rechtzeitig entkommen waren, aber die unterlegene Partei hatte gute Gründe, so schwarz zu malen als möglich. Lafayette, der persönlich aufs Aeußerste bedroht gewesen, war großmüthig genug, einen der schuldigsten Aufrührer, der ihm in die Hände fiel, frei zu lassen, weil der seine Waffe auf ihn gerichtet hatte.

Die Feuillans wünschten sich Glück zu dem anscheinend entscheidenden Sieg: am 18. Juli wurde der Bericht des Maire in der Nationalversammlung gehört und seine Haltung belobt, zugleich ohne große Diskussion ein Beschluß gegen aufrührerische Anschläge, meuterische Pamphlete und Zusammenrottungen gefaßt, dem sich Petion nur schwach zu widersetzen wagte. Die nächste Folge war ein vorübergehendes Verstummen der anarchistischen Partei; während der Rumpf des Jakobinerclubs sogar eine entschuldigende Adresse an die Nationalversammlung richtete, schien Marat mit seinem „Volksfreund" spurlos verschwunden, Frankreich mußte das edle Blatt ein paar Tage entbehren: man fürchtete hier die Consequenzen des Siegs vom 17. Juli, besorgte, die Nationalversammlung werde sich aufraffen, die Clubs der Jakobiner und Cordeliers schließen und damit das Nest des Aufruhrs beseitigen. Aber man hatte den Feuillans Unrecht gethan: wie erschöpft athmeten sie auf nach diesem Beweise von Energie, und glaubten genug gethan zu haben, als sie sich fürs Erste Ruhe geschafft. Nach ein paar Tagen erschienen die demokratischen Blätter wieder und lachten die Feinde aus, die ein paar Unschuldige getödtet, aber die wohlbekannten Urheber in Ruhe gelassen, und Desmoulins erließ ein wüthendes Pamphlet gegen Lafayette, Bailly und die Feuillans, worin der unschuldigste Vorwurf der war, sie hätten den ganzen Auftritt angezettelt, um das Aufruhrgesetz verkündigen zu können. Die Hauptfrage aber war abgemacht, die Unverletz-

lichkeit des Königs durchgesetzt und die Lebensfrage des Verfassungswerks im Sinn der monarchischen Mehrheit gelöst.

Durchsicht und Abschluß des Verfassungswerks.

Die Nationalversammlung beschloß jetzt, die Verfassung neu durchzusehen und die Bestimmungen, die sich mit den Grundsätzen einer konstitutionellen Monarchie nicht vertrügen, nachträglich auszumerzen.

Verschiedene Versuche der Demokraten, noch Aenderungen in ihrem Sinne durchzusetzen, mißlangen, aber auch die Mehrheit blieb auf halbem Wege stehen. Nach einigen Modifikationen beim Wahl- und Preßgesetz blieb man in der Hauptsache bei dem, was schon Mirabeau als die Schwächen der neuen Ordnung bezeichnet hatte, vor Allem ließ man das Einkammersystem und das Suspensivveto bestehen.

Mit Ende August war die Verfassung fertig: am 4. Sept. ward der König seines Arrestes entlassen und ihm durch 60 Abgeordnete der Nationalversammlung die Urkunde*) überreicht. Der Plan war, den Monarchen, sobald er den Eid auf die Verfassung geleistet haben würde, in die volle Gewalt seiner Krone wieder einzusetzen und dann die ordentliche Regierung beginnen zu lassen.

Der König erklärte der Abordnung, die ihm die Urkunde überbrachte, er bitte sich Bedenkzeit aus, und schickte dann ein Schreiben voll anerkennender Aeußerungen, worin er die Annahme aussprach. Am 14. Sept. kam er selbst in die Versammlung und leistete den Eid, indem er zugleich eine Amnestie für alles Vergangene nachsuchte. Man entließ ihn mit einem jubelnden vive le roi und Alles war vor Freude trunken.

Ehe die Annahme erfolgte, war bei Hofe Mancherlei vergegangen, was schlecht zu diesem Auftritt paßte.

Aus Aufzeichnungen Derer, die am Hofe lebten, wissen wir, welch' bittre Schmerzen der Entschluß zu diesem Schritte gekostet hat. Der König sagte die Unwahrheit, wenn er in jenem Briefe schrieb, er gehe mit Freuden darauf ein; in Wahrheit sah er darin

*) Abgedruckt Hist. parlementaire XI., 404 ff. Dort s. auch Malouet's Kritik der Verfassung vom monarchischen konstitutionellen Standpunkt.

eine überaus lästige Fessel, fügte er sich ihr nach langem Sträuben wie einem Todesurtheil. Tage lang hatte man im Schloß berathen über Ja und Nein und vielleicht haben nur die verständigen Rathschläge des Kaisers Leopold, der zur Annahme drängte, in der letzten Stunde den Ausschlag gegeben.

Als der König in die Versammlung ging, that er's, wie man einen Gang zum Gericht thut.

Freudig, mit der Ruhe und dem Muthe eines guten Gewissens ist er am 21. Januar 1793 aufs Schaffot gestiegen, keine Gemüthsbewegung merkte man ihm an; jetzt schritt er in tiefster Seelenerschütterung unter Thränen aus dem Schloß, wie wenn es zum Tode ginge. So sah es hinter den Coulissen aus.

Am 30. Sept. 1791 beschloß die Nationalversammlung ihre Sitzungen, mit der demnächst zusammentretenden Legislative sollte der neue regelmäßige Gang des neuen parlamentarischen Regiments beginnen. Das Werk der Constituante enthält an der Spitze die Menschenrechte; denen reihen sich die Grundgedanken vom 4. August an.*) Dann kommen die allgemeinen Rechte: Zulassung zu allen Aemtern, gleiche Besteuerung, gleiches Strafrecht, Glaubensfreiheit, Preßfreiheit, Versammlungs- und Petitionsrecht, Selbstregierung der Gemeinden, Verkehrsfreiheit, Schutz der persönlichen Freiheit (Aufhebung der lettres de cachet), Schutz des Briefgeheimnisses; Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung, Beamten- und Pfarrerwahl, Unterricht, Fürsorge für Arme und Waisen, Gemeines Recht (code des lois civiles communes).

Dann die Bestimmungen über Departements, Bürgerrecht, Niederlassung, Civilehe, Gemeindebehörden. Endlich die Gesetze

---

*) Ni noblesse, ni pairie, ni distinctions héréditaires, ni distinction d'ordre, ni régîme féodal, ni justices patrimoniales ni aucun des titres, dénominations et prérogatives qui en dérivaient, ni aucun ordre de chevalerie etc. —

Il n'y a plus ni vénalité ni hérédité d'aucun office public. Il n'y a plus, pour aucune partie de la nation ni pour aucun individu, aucun privilège ni exception au droit commun de tous les Français. Il n'y a plus ni jurandes ni corporations de professions, arts et métiers. La loi ne reconnait plus ni voeux religieux ni aucun autre engagement qui serait contraire aux droits naturels ou à la constitution.

über die Staatsorgane: Eine Kammer, die permanent ist und alle zwei Jahre erneuert wird (une législature), Zahl, Wahlart, Wahlrecht. Die Bestimmungen über Königthum, Regentschaft, verantwortliche Minister, Art der Verhandlung zwischen König und Versammlung, Veto, Exekutive, Verwaltung, Gerichtswesen u. s. w.

Das ist das Gerippe der weltgeschichtlichen Verfassungsurkunde, deren große Grundzüge bis auf diese Stunde das politische Leben der meisten Culturvölker beherrscht haben.

Die ganze Verfassungsbewegung seit 1812 in Spanien und Italien, Deutschland, Belgien, ja selbst Central- und Südamerika fußt auf ihr; kaum ein bedeutender Satz in der politischen Entwicklung der letzten Jahrzehnte ist zu nennen, der hierin nicht enthalten wäre; aus den Bahnen, die sie vorgezeichnet hat, ist die Welt bis heute noch nicht herausgetreten und über die Forderungen, die sie den Völkern vorgelegt, ist man noch nicht hinausgegangen.

Aber freilich etwas ganz Anderes als die Fruchtbarkeit der in dieser Verfassung niedergelegten Ideen, war ihre Ausführbarkeit für das vorhandene französische Volk.

Urtheilen wir hier nicht zu hart. Jene Zeit war eine, wie sie die Geschichte kaum ähnlich aufzuweisen hat. Eine Monarchie, wie sie die Welt vorher nicht gesehen, bricht mit betäubendem Geräusch so plötzlich zusammen, daß Alles sich entsetzt und auf diesen Trümmern, inmitten einer aufgelösten Ordnung, ohne Tradition, ohne Organe, ohne Gesetz, ohne Gehorsam, ohne politische Schule im Volk und unter seinen Vertretern, sollte diese Versammlung einen neuen Staat errichten. Wahrlich, sie hätte größer sein können, als sie wirklich war, die Aufgabe war riesenhaft, überwältigend für jede Versammlung.

Den Stempel dieser außerordentlichen Zeit trägt das Werk an sich.

Es konnte nicht anders sein, die Verhandlungen wie die Beschlüsse der Versammlung mußten stets den Charakter des Experimentirens an sich tragen; wo Alles so unfertig und unvorbereitet war, konnte sich ein ebenmäßiges Werk nicht gestalten; die Versammlung mußte mit Extremen ringen, die sich nicht versöhnen ließen. So schwankte sie denn zwischen einem demokratischen Wollen und einer Scheu vor der Monarchie hin und her und

was dabei mühsam genug zu Tage gefördert wurde, das bemühten sich Demokraten und Royalisten, von denen keine Partei die Verfassung als ihr angehörig anerkennen wollte, um die Wette zu zerstören oder innerlich unhaltbar zu machen.

Besseres konnte nicht geschehen, um die Verfassung Wurzeln schlagen zu lassen, als wenn die neue Versammlung wieder im Wesentlichen aus den Urhebern der Constitution bestand. Es war darum wünschenswerth, daß die Mitglieder der bisherigen Versammlung zum größten Theil in die neue übergingen und wenn die Nationalversammlung den Beschluß gefaßt hätte, daß ein Theil der Legislative aus der Constituante gewählt werden müsse, so würde man zwar gesagt haben, das ist eine Beschränkung des Wahlrechts, aber es wäre eine politische That gewesen, die wahrscheinlich unsägliches Unheil verhütet hätte.

So hat nachher der Convent gehandelt und als die Pariser Bevölkerung dagegen eine Sturmpetition veranstaltete, hat Bonaparte die Straßen „mit Kartätschen rein gefegt."

Eines durfte sie jedenfalls nun und nimmer thun, sie durfte nicht die Mitglieder der Constituante ausschließen von der Wahl in die Legislative.

Aber eben dies beschloß (21. Mai) sie auf Antrag Robespierre's: die Entscheidung der Nation sollte ganz objektiv ausfallen und die Wahl frei bleiben, nur nicht auf die Abgeordneten von 1789 fallen dürfen. Das war ganz unpolitisch. Noch war die Verfassung nur ein Stück Papier und schon entfernte man die Einzigen, die Liebe zu dem Werke hatten, die die Sache verstanden und denen Alles daran liegen mußte, sie zur Wahrheit werden zu lassen.

Die 1200, die man ausschloß, enthielten so ziemlich Alles, was Frankreich an politischen Köpfen aufzuweisen hatte; wo kamen jetzt gleich die Staatsmänner her, sie zu ersetzen bei einem Werke, das denen schon so ungeheure Mühe gekostet hatte? Und selbst wenn die politische Intelligenz der homines novi, zu denen man jetzt greifen mußte, wenig hinter ihren Vorgängern zurückstand, Pietät für das Erbe der Constituante war gewiß nicht von ihnen zu erwarten, im besten Fall waren die neu Gewählten Männer, denen die Verfassung von 1791 schon fast wie ein überwundener Standpunkt vorkam, die darin höchstens eine nicht ungeschickte Durchgangsstufe und weiter Nichts erblickten.

Das Ausland. Congreß zu Pillnitz August 1791.

Mittlerweile war das Ausland nicht müssig gewesen und die Nachrichten von den Dingen, die dort sich vorbereiteten, hatten manchen Schatten in die Stimmungen Frankreichs hereingeworfen, wenn auch ihr unmittelbarer Einfluß tendenziös weit übertrieben worden ist.

Kaiser Leopold II. war sichtlich bemüht, sich jeder Verlegenheit zu entziehen, wie sie ihm eine Einmischung in die französischen Dinge hätte bereiten müssen. 1791 reiste er nach Italien in seine Erblande. Da erfolgte der Auftritt am 18. April, der bewies, daß Ludwig XVI der Gefangne der Pariser sei und nun schickte dieser den Grafen Alfons Durfort an seinen kaiserlichen Schwager nach Italien, um ihn zum thätigen Einschreiten gegen die Revolution zu bestimmen.

Der Kaiser wich aus; war freundlich in seinen Antworten, hütete sich aber vor bestimmten Zusagen und als nun ganz plötzlich der Graf Artois, der jüngste Bruder des Königs selber erschien und einen fertigen Plan über eine europäische Invasion nach Frankreich vor ihm ausbreitete, da zeigte sich die Gesinnung des Kaisers noch deutlicher.

Er erklärte sich im Prinzip vollkommen einverstanden, aber statt einer sofortigen Invasion wollte er bloß — Demonstrationen an den Grenzen zugestehen und statt einseitigen Vorgehens schlug er — einen europäischen Congreß vor, von dessen Entscheidung die ganze Politik gegen Frankreich abhängig gemacht werden sollte.

Auf eine zweite dringendere Bitte entschloß sich der Kaiser zu einem ersten Schritt: er gab die Zusage, daß er, was er in Belgien an Truppen habe, zur Deckung des Königs zusammenziehen wolle, aber da kam die Botschaft von der Flucht und Gefangennahme Ludwigs.

Nun drang man in Leopold, das könne er sich als Monarch, als Schwager Ludwigs nicht bieten lassen, er müsse etwas Ernstliches thun und so erließ er am 6. Juli aus Padua ein Rundschreiben an die Monarchen Europas, worin er sie aufforderte, sich zu der Erklärung zu verständigen, daß sie die Sache des Königs von Frankreich als ihre eigne betrachteten, auf seiner Frei-

heit und persönlichen Sicherheit bestehen müßten und alle neuen Gesetze nur dann als zu Recht bestehend anerkennen würden, wenn der König sie freiwillig gutgeheißen habe. Andernfalls werde man mit den Waffen einschreiten.

Das war der erste Mißgriff, zu dem Leopold II. sich hinreißen ließ. Solch eine Erklärung konnte nur dann einen Sinn haben, wenn man ihr 200,000 Mann an die Seite stellte, um ihr nöthigenfalls Nachdruck zu geben; aber Worte ohne Thaten, Drohungen ohne Bajonette waren gefährlich.

Inzwischen blieb es in Frankreich beim Alten und es mußte wieder Etwas geschehen, um einen neuen Impuls zu geben.

Friedrich Wilhelm II. drängte zu einer Zusammenkunft, die höheren Berliner Kreise konnten die Eröffnung der Kreuzfahrt nach Paris nicht erwarten und die Kaiserin Katharina schürte nach Kräften, um den unbequemen Nachbarn bei dem Brand in Westen zu schaffen zu machen, zögernd willigte Leopold ein und in den letzten Augusttagen 1791 kamen die Monarchen zu Pillnitz zusammen, beide nur von ihren nächsten Vertrauten begleitet.

Daß ungeladen auch Artois mit Calonne und Bouillé ankam, war ihnen sehr unerwünscht.

Aus dieser Zusammenkunft entstand der Entwurf einer Erklärung, von der nicht ganz ausgemacht ist, ob und in wie weit sie von beiden Theilen unterzeichnet worden ist. Im Wesentlichen gaben die beiden Monarchen dem Grafen Artois hierin die Erklärung, daß sie die Lage des Königs von Frankreich als einen Gegenstand des gemeinsamen Interesses aller Souveräne betrachten, daß sie hoffen, auch die übrigen Mächte würden mit ihnen im Einverständniß die wirksamsten Mittel ergreifen wollen, den König wieder in seine volle Freiheit einzusetzen und daß sie bereit seien, einstweilen für Mobilmachung ihrer Truppen die nöthigen Maßregeln zu treffen.

Der österreichische Hof hat bald darauf in Abrede gestellt, daß er diese Erklärung als bindend betrachte und gewiß ist, daß Leopolds Zusagen den weitgehenden Forderungen Artois' nicht genügt haben können, auch wenn die veröffentlichte Erklärung viel bestimmter gelautet hätte als sie wirklich lautet.

Aber dies Aktenstück kam in die Welt, die Drohung, die darin lag, war greifbar und wurde in Frankreich rührig genug ver-

werthet; für die Jakobiner war sie eine ausgezeichnete Waffe, für die Anhänger des Königthums eine furchtbare Verlegenheit.

Noch heute finden wir in vielen Büchern die Behauptung, die Pillnitzer Erklärung habe den Revolutionskrieg hervorgerufen; das ist ganz unrichtig, den Krieg haben die Jakobiner gemacht, weil sie ihn wollten und brauchten.

Aber wahr ist, daß die beiden deutschen Mächte hiermit eine sehr unkluge Politik begonnen hatten, daß es sehr verkehrt war, die Revolution und das französische Volk zu reizen durch die Drohung einer bewaffneten Einmischung und dann doch nichts zu thun, was mit der Drohung Ernst machte. Hätten die beiden Mächte ihr zu Folge 200,000 Mann am Rhein aufgestellt, so hatte das Verfahren Sinn, so aber konnte es nur Oel ins Feuer gießen. Man schuf damit zuerst in den Franzosen jenes tiefe Mißtrauen gegen die Restaurationspolitik des Auslandes, ohne welches die Jakobiner schwerlich ans Ruder gekommen wären.

Für's Erste hatte die Pillnitzer Drohung gar keinen unmittelbaren Erfolg; die Nationalversammlung brachte ihr Werk zu Ende, der König machte seinen Frieden mit ihr und vier Wochen nach Pillnitz war Kaiser Leopold II. unendlich befriedigt, daß der glückliche Abschluß der Verfassung erzielt, daß der König, dem er selber fortwährend zum Einlenken gerathen, wieder in eine leidliche Stellung gekommen, und er damit seiner lästigen Pillnitzer Verpflichtungen ledig geworden sei.

Nachgelassenes Fragment: Preußen und Polen 1791—1792.

(Nach den Berliner Akten.)

Nach der Verfassung vom 3. Mai 1791 *) äußert sich der Berliner Hof entschieden freundlich, wünscht Glück und räth dem Kurfürsten von Sachsen zur Annahme.

Das bleibt so im Sommer 1791, wiewohl jetzt das Interesse an den polnischen Dingen hinter den französischen zurücktritt. Nur dabei beharrt man immer, daß kein Prinz aus einer der benachbarten Dynastien durch Vermählung oder sonst wie den Thron

*) [Ueber diese vgl. Sybel I. 2. Buch. 6. Capitel. 3. Aufl. S. 252—271.]

besteige. Aber daneben wünscht man entschieden den Abschluß; es spricht sich z. B. (Minist. Note vom 6. Juni) die Besorgniß aus: es könne durch das Zögern des sächsischen Kurfürsten die russische Partei an Boden gewinnen.

Ueber die Stellung Rußlands war gleich Anfangs weder in Berlin noch in Warschau ein Zweifel; daß sie nur feindselig sein könne, galt hier wie dort als ausgemacht. Drum klopfen die Polen an, ob nicht Preußen geneigt sei, aktiv für die neue Ordnung der Dinge einzutreten; an Goltz (Depesche vom 13. August) kam förmlich der Antrag, ob nicht Preußen dem Reichstag förmlich die Erklärung geben wolle, daß es bei jedem Anlaß und zu jeder Zeit Partei nehmen wolle für die neue Verfassung. So weit will man in Berlin doch nicht gehen (Note vom 22. August), glaubt aber, daß das Vorangegangene genüge.

Ueber Rußlands Feindseligkeit wuchs die Gewißheit mit jedem Tage; an Preußen und Oesterreich erhob man in Warschau nicht nur den Anspruch, sondern man sprach mit einer gewissen Zuversicht die Hoffnung aus, daß beide für die polnische Sache eintreten würden. Man wiegte sich in einer gewissen rosigen Stimmung, in die erst (Oktober) durch die ablehnende Antwort des sächsischen Kurfürsten ein Mißklang fiel.

Die Zumuthung an Preußen, die sich in Warschau wie durch den Gesandten in Wien kundgab, wurde dort allmälig lästig; das Compliment an den Kurfürsten von Sachsen (Minist. Note 28. Nov.) könne man doch nicht als eine Garantie der neuen polnischen Verfassung auslegen: „es ist ein großer Unterschied zwischen einem einfachen Zeichen der Höflichkeit und Theilnahme und einer Verpflichtung, wie man sie uns aufbürden möchte und wie wir sie niemals im Sinne gehabt haben einzugehen.“

Damit erklärte sich das Wiener Cabinet in noch schärferer Ausdrucksweise einverstanden. „Ich überzeuge mich immer mehr, äußerte Kaunitz (Jacobi d. d. 23. Nov.), daß den Polen gegenüber, deren Leichtfertigkeit, Inconsequenz und Unzuverlässigkeit sich so oft kundgegeben hat, das Beste ist, sie ihrem Schicksale zu überlassen und ihnen anheim zu stellen, wie sie diesen Handel entwirren wollen.“ Der österreichische Premier sah in der Zumuthung einer Garantie um Hilfe ein unverschämtes Begehren — nachdem die Polen die Sache selbst angefangen und nachher so manches

Zeichen von bösem Willen gegeben. Alles was die beiden Höfe thun könnten, sei vollkommene Neutralität in allen inneren Fragen derselben; das sei auch die beste Abwehr der russischen Tendenzen.

Mit dieser offenbar kühleren Betrachtung traf zusammen, daß sich bei Denen, die den Ereignissen näher standen, das Vertrauen auf eine friedliche Lösung verminderte und der Credit der Patrioten sank. So die Berichte von Goltz seit Spätjahr; so noch mehr Lucchesini, der gleich nach seiner Ankunft schreibt (17. December): „Diese Verfassung wird so lange unerschüttert bleiben, als es nicht den Nachbarmächten beliebt, sich einzumischen.“ Worauf ihm das Ministerium am 23. Dec. schreibt: „Sie kennen hierüber unsere Ansichten, es steht uns zu, weder für noch gegen handelnd aufzutreten und lediglich passiv zu bleiben, in der Hoffnung, daß die neue Ordnung der Dinge, wie sie durch die Revolution vom 3. Mai festgesetzt ist, sich von selbst zerstören wird.“

Dazu stimmen Lucchesini's Berichte, welche die Schwierigkeiten der neuen Verfassung ebenso lebhaft betonen, wie die Gefahr Preußens, wenn sich dies zu tief auf die Sache einlasse. Das sei nur leichteres Spiel für Rußland, alle Unzufriednen an sich zu ziehen und dadurch größern Einfluß zu gewinnen.*)

Schon aus diesen Aeußerungen ist zu entnehmen, wie die Stimmung unvermerkt eine andre geworden war; jenen Glückwünschen und Freudenbezeugungen gegenüber tritt eine immer entschiednere Neigung auf, sich loszuschälen und allmälig eine Schadenfreude an dem drohenden Mißlingen der Verfassung.

Wie eine Note vom 9. Januar 1792 sagt: Die Allianz bezieht sich durchaus nicht auf eine Verfassung, die damals noch nicht existirte, die gemacht worden ist, ohne daß man mich im Mindesten darum gefragt hat und von deren Herstellung ich erst erfuhr, als

*) D. d. 21. Dec.: Plus il est probable que la nouvelle constitution ne se consolidera point par l'acceptation de l'Electeur de Saxe, moins me semble-t-il prudent, de m'éloigner de tous les mécontens qui, abandonnés par la Prusse, se livreroient exclusivement à la Russie et l'aideraient à regagner par-là un pouvoir illimité en Pologne.

Aehnlich am 28. Dec. und übereinstimmend damit eine Note des Ministeriums d. d. 21. December.

sie öffentlich verkündigt war. Ich kann mich in Bezug auf sie und ihre Erhaltung um so weniger einmischen, als das rein innere Angelegenheiten der Republik betrifft, an deren Anordnungen ich keinen Theil genommen habe noch nehmen werde.

In dieser Lage machte sich Rußland heran. Seit Anfang 1792 kamen Nachrichten, daß Rußland unzufrieden sei mit Oesterreich, wegen dessen Verhaltens sowohl in der polnischen als in der französischen Sache. Von Berlin kam nun nach Warschau und Petersburg die Erklärung: man habe 1790 bei der Garantie des polnischen Territoriums nur den Gedanken gehabt, den ausschließlichen Einfluß einer fremden Macht zu verhindern.

Das Ministerium rieth damals dem König, zunächst passiv zu bleiben, bis man Rußlands Absichten genau kenne; im Uebrigen könne man ja die polnische Verfassung anerkennen unter dem Vorbehalt künftiger Modifikationen, die Polen in nullité politique erhalten würden. Die Berichte von Warschau wurden mit jedem Tage kühler und indifferenter in Bezug auf Polens innere Angelegenheiten; mit einer gewissen Gleichgültigkeit sah die preußische Politik den Umtrieben Rußlands, den Einverständnissen Potocki's und Rzewuski's zu; die Kaiserin, schrieb Lucchesini am 1. Februar, wird die Polen nicht offen angreifen, um ihre Verfassung umzustürzen, sie wird auf dem Wege der Corruption wirken, sich eine Partei zu schaffen suchen, Conföderationen bilden lassen.

Als gleichzeitig (7. Febr.) der österreichisch-preußische Bundesvertrag geschlossen ward*), deutete der österreichische Vorschlag bestimmter auf die Verfassung vom 3. Mai hin, indem er forderte, Preußen solle „die freie Verfassung Polens" garantiren; das stieß aber bei Preußen auf entschiednen Widerstand und man einigte sich schließlich über die Fassung: man welle e i n e freie Verfassung Polens garantiren.**)

In diesem Augenblicke klopfte Rußland deutlicher an: „End-

*) Sieh noch die articles séparés in Suppl. II. 176 ff.

**) Minist. Note 3. Februar: ce qui rend la stipulation absolument générale et adaptée à toute constitution que l'on voudrait selon les circonstances regarder comme libre.

lich habe ich Bestimmteres über die hiesigen Absichten auf Polen erfahren," schreibt Goltz am 3. Februar aus St. Petersburg. Er hatte ein Handbillet der Czarin an Lebof gesehen, worin dieselbe äußerte: Sobald mit den Türken abgeschlossen ist, soll sich Repnin zur Armee begeben und 130,000 Mann nach Polen einrücken lassen. Wenn sich Oesterreich und Preußen widersetzen, so schlage ich ihnen Entschädigung oder Theilung vor. Das meldete der Gesandte im tiefsten Geheimniß und so ward es auch in Berlin aufgenommen.

„Sie sind der Erste, hieß es von dort, der mir direkte Nachricht gibt; das Geheimniß wollen wir auf's Strengste bewahren. Aber um so wichtiger ist es, Fortschritt und Entwicklung des Plans soviel wie möglich zu ergründen." Indessen es dauerte mehrere Wochen; Goltz konnte nichts Genaueres erfahren. Erst in den letzten Tagen des Monats trat Ostermann offen gegen Goltz heraus (dessen Note d. d. 29. Febr.): Die Sache sei ungemein wichtig; denn wenn die Verfassung von 1791 Bestand gewinne, so werde durch die Verbindung mit Sachsen ein Staat ersten Ranges entstehen, der noch mehr auf Preußen als auf Rußland seinen Druck übe. Ueber seine eignen Wünsche äußerte sich Rußland noch nicht; doch glaubte Goltz, daß man eine territoriale Verbindung mit Oczakow erstrebe. In jedem Fall, äußerte Ostermann, müsse man strenges Geheimniß halten: „es handelt sich nur um uns drei, so brauchen wir nach den Andern Nichts zu fragen."

Rußland ist also nicht weit von dem Gedanken einer neuen Theilung entfernt — war die erste Betrachtung, die man in Berlin anstellte. Das war freilich das wirksamste Mittel, die Macht eines polnischen Staates zu beschränken (Cabinetsschreiben an das Ministerium d. d. 12. März). Man sah nur Schwierigkeiten in der Entschädigung Oesterreichs; die eigne Aussicht auf die Erwerbung des linken Weichselufers übte eine mächtige Versuchung. Die Zusagen und Verheißungen von ehedem, die Glückwünsche und Rathschläge, womit man einst das Werk vom 3. Mai begrüßt, waren völlig vergessen. Höchstens fand man sich durch das Bündniß mit Oesterreich gebunden; mit diesem stand man in Allianz, mit Rußland sollte sie sich erst anbahnen. Auch fand man nachträglich doch, daß der Bund, den man 1790 geschlossen, wiewohl unter andern Umständen, einige Schwie-

rigkeiten bereiten werde gegen eine Theilung (Note vom 13. März.)

Indessen operirte Rußland weiter.

In den ersten Tagen des März wurde Goltz auf die Frage, wie es mit der Mittheilung nach Wien stehe, von Markoff erwidert (Goltz d. d. 2. März): es seien dorthin Eröffnungen gemacht, aber vorsichtig, denn Oesterreich sei nicht so sehr dabei interessirt wie Preußen und Rußland, und vor Cobenzl suchte dieser den Schein einer besondern Besprechung mit Goltz zu vermeiden.

Jetzt erfolgte auch eine Aeußerung an Oesterreich. Es sei, heißt es in einer Denkschrift, die Spielmann verfaßt, für Oesterreich und Preußen gleich wichtig, daß in Polen Ruhe und Ordnung herrsche. Man habe Nichts gegen die Verbindung mit Sachsen; um jeder Gefahr zu begegnen, könne die Verfassung in einzelnen Punkten modificirt, die Stärke der Armee beschränkt werden. In dieser veränderten Gestalt könnten aber Preußen und Oesterreich sie garantiren.

Dieser Antrag fand in Berlin eine runde Ablehnung; es sei Nichts gefährlicher als eine dauernde Verbindung Polens mit Sachsen. Wenn man nicht von Oesterreichs Loyalität überzeugt wäre, müßte man durch solche Vorschläge stutzig gemacht werden.

Die Ansichten gingen also noch zu weit auseinander, als daß eine Verständigung möglich schien. Rußland zeigte sich mißmuthig über Oesterreich. Preußen betrachtete die Sache zunächst als aufgegeben, aber Rußland ließ nicht ab, Preußen kirre zu machen. „Wenn wir einig sind, sagte Ostermann zu Goltz (dessen Note vom 27. März) und unser altes Zutrauen, wie ich hoffe, wiederkehrt, so besteht keine Schwierigkeit weder für Euch noch für uns.“

In diesem Sinne wird dann operirt; Oesterreich hält sich zurück und bedauert, daß man den von ihm vorgeschlagenen Ausweg zurückweise. Kaunitz machte die richtige Bemerkung, daß diese Sache nur dazu dienen werde, von der französischen abzuziehen. Aber Rußland geht unbekümmert voran, zeigt Oesterreich unfreundliche Mienen, dringt in Preußen sich zu entscheiden.

Preußen seinerseits, in dem richtigen Gefühl, daß ohne Oesterreich doch Nichts zu machen sei, sucht zurückhaltend zu bleiben, um nicht den Schein zu erwecken, als lasse es sich zu leicht von den russischen Anerbietungen locken. Allzu be-

reites Eingehen, meint man in Berlin, könne Rußlands Prätensionen nur steigern.*) Also lieber kommen lassen, als entgegen kommen.

Dem Gesandten in Warschau, Lucchesini, war von dieser Lage der Dinge Kenntniß gegeben und derselbe angewiesen, auf etwaige Fragen ausweichend zu antworten. Als damals (April) der polnische Gesandte in Berlin auf Rußlands Plane aufmerksam machte, und eine Audienz nachsuchte, ließ sich der König mit militärischen Geschäften entschuldigen; in ähnlichem Sinne erhielt auch Lucchesini den Auftrag, jedem Schritt in Warschau geschickt auszuweichen, der die preußische Regierung unnützer Weise in Verlegenheit setzen könnte.

Der Wunsch der Polen, von Preußen Waffen und einen General (Kalkreuth) zur Führung des Krieges gegen Rußland zu erlangen, fand natürlich keinen Beifall, vielmehr ergibt sich aus dem diplomatischen Verkehr mit jedem Tage deutlicher die Abneigung gegen Alles, was die neue polnische Ordnung berührt.

Es war noch nicht ein Jahr her, da hatte man die neue Verfassung freudig begrüßt; jetzt fand man auf ein Mal, daß der polnische Reichstag der revolutionären Versammlung in Paris sehr ähnlich sehe und daß auch der Ausgang der gleiche sein werde. (Note vom 27. April und ähnlich die vom 22.)

Man fand jeden Schritt der Polen tadelnswerth, war aber gleich bereit, jede Brutalität und jede Drohung Rußlands zu entschuldigen; man hatte die Miene angenommen, als glaube man nicht an feindselige Absichten Rußlands.

Wie vollständig der Umschwung war, beweist eine Reflexion wie folgende: „Einen gewissen etwas überwiegenden Einfluß wird Rußland in Polen immer üben, allein derselbe wird den Interessen Preußens weniger widerstreben als die neue Verfassung Polens und die erbliche Monarchie. Die Erfahrung hat bewiesen, daß zur Zeit, als wir mit Rußland den Einfluß im Lande theilten, wir besser daran waren, während seit unserer Allianz mit Polen

*) Wie das Ministerium am 22. April schreibt: pour peu qu'on fit soupçonner de pareils desseins, la Russie ne manquerait pas d'en tirer ses avantages et nous la verrions bientôt hausser son ton et ses prétensions. Dans ces sortes de matières il vaut toujours mieux voir venir que de faire les premières avances.

wir von unserem theuern Alliirten selber Widerspruch und Chikanen zu erleiden hatten, die uns Rußland nie erweckt haben würde."

Indessen drängten die Dinge zur Entscheidung. Rußland ließ nicht ab, Preußen vorzustellen, wie wichtig ein rasches Einverständniß und ein gemeinsames Vorgehen sei. Wenn Preußen, sagte Ostermann, sich zu einer kräftigen Mitwirkung entschlösse, so würde die Wirkung ebenso rasch als vollständig sein. Im Hintergrund stand dann der nahe Einmarsch der russischen Truppen, um „die gutgesinnte Partei zu unterstützen und die alte Verfassung herzustellen."

Preußen bedauerte (Noten vom 21. April und 4. Mai), daß Rußland sich nicht vor dem Kriege mit Oesterreich und Preußen verständigt habe; eine gemeinsame Deklaration der drei Mächte hätte dann gewiß die erwünschten Zwecke gehabt. Es störten doch die polnischen Verbindlichkeiten, und es tauchte auch wohl die Sorge auf, Rußland könne „vielleicht nicht so uneigennützig handeln, als es ankündige."

Man fühlte sich im Gedränge. Wenn Rußland in der That, wie es drohte, in der zweiten Hälfte des Mai einrückte, so müsse man wenigstens versuchen, eine Convention vorzuschlagen, wonach Rußland ohne concert unanime der drei Mächte keine Anordnung dort treffe (Minist. am 18. Mai). Indessen drängte Rußland, verlangte, daß Preußen ein mit dem seinigen gleichlautendes Manifest erlasse u. s. w. Oesterreich zögerte, Rußland that darüber unwillig — es könne (Goltz, 1. Mai) dem preußisch-österreichischen Vertrage wegen der Bestimmungen über Polen nicht beitreten, sondern wollte mit Preußen ein besonderes Abkommen schließen.

Dann tauchte auch wohl die Frage auf: Wie stellt sich Rußland zum französischen Kriege?

Da war man damals mit Verheißungen nicht sparsam. Man wollte 15,000 Mann an den Rhein schicken, verlangte aber zugleich (Note vom 25. Mai), daß die Emigranten an die Spitze gestellt würden, wogegen Oesterreich und Preußen gleichmäßig gestimmt waren.

Sodann schlug Rußland eine Allianz mit Oesterreich und Preußen vor, deren Ziel eine uneigennützige und großmüthige Unterstützung Ludwigs XVI. sei. „Man wird wiederholen müssen,

daß man nicht gerade auf Eroberungen ausgehe, aber doch jedenfalls auf einer Entschädigung für die Kriegskosten bestehen müsse."

Inzwischen näherte sich in Polen Alles der blutigen Entscheidung. Polen verlangte jetzt von Preußen die vertragsmäßige Hilfe, wurde aber natürlich rundweg abgewiesen. Von den 15,000 Mann, die Rußland gegen die Franzosen stellen wollte, war seit dem Ausbruch in Polen keine Rede mehr.

Mittlerweile gelang es Oesterreich und Preußen, sich zu verständigen. Oesterreich gab seinen früheren Standpunkt auf, Preußen hatte wiederholt erklärt, ohne Oesterreichs Einverständniß könne es Nichts thun, so wurde denn (Mitte Juni) eine gemeinsame Erklärung an Rußland gerichtet: Rußland sollte die Führer der Conföderation veranlassen, sich wegen Herstellung der alten Verfassung auch an Oesterreich und Preußen zu wenden, worauf dann die drei Höfe unter sich eine Convention abschließen würden.

Oesterreich schien jetzt der Erwerbung Preußens in Polen nicht entgegen; über seine eignen Absichten behielt es sich freilich die Entschließung vor.*) In jedem Falle war nicht zweifelhaft, daß es dann auch an sich selber denken werde. Nach den Aeußerungen, welche Spielmann vertraulich gethan, schien es ausgemacht, daß der Kaiser einer Abrundung auf Kosten Polens zustimme, vorausgesetzt, daß er auf einer andern Seite entschädigt werde. Rußland gegenüber blieb das Ministerium (Bericht Schulenburgs, d. d. 30. Juni) bei der Ansicht, daß es besser sei, Rußland kommen zu lassen. Preußischerseits das erste Wort auszusprechen, schien sehr gefährlich, weil Rußland davon in Polen einen Gebrauch machen konnte, welcher das ganze Land in eine für Preußen höchst verderbliche Abhängigkeit brächte.

Als Haugwitz Ende Mai nach Wien ging, wurde auch die polnische Sache mit ihm erörtert. Wenn Rußland Theilungsprojekte habe, so sei kein Grund zum Widerspruch, vielmehr sei das ein leichter Weg, den König zu entschädigen; da man indessen

*) In einem Schreiben Friedrich Wilhelms II. an Schulenburg vom 28. Juni heißt es: Je voudrais savoir quelle tournure il y aura à prendre pour arriver au but principal celui d'une acquisition en Pologne; je vois que la cour de Vienne a laissé la porte ouverte à ce sujet, elle s'y prêtera d'autant plus facilement de ce que ses propres intérêts gagnent à l'accomplissement de mes vues.

in Wien den gegenwärtigen Zustand zu erhalten wünsche, sei große Vorsicht nöthig (Manstein, d. d. 9. Mai).

Am 23. Mai traf Haugwitz in Wien ein. Auch er fand Oesterreich den Absichten Preußens nicht abgeneigt. Er sah (nach seiner Correspondenz), daß nicht nur die jüngste Allianz, auf welche Oesterreich so großen Werth lege, das Wiener Cabinet einer Entschädigung Preußens in Polen geneigt mache, sondern auch die Einsicht in das eigne Interesse. Oesterreich könne dann seinen Ersatz auf Seiten Frankreichs suchen. Es sei auch Cobenzl die Aeußerung entschlüpft, Flandern und Hennegau würden sich allenfalls dazu eignen, was Haugwitz sehr befürwortete, nicht allein wegen der Vergrößerung an sich, sondern weil damit auch für die übrigen belgischen Besitzungen Oesterreichs eine bessere Stütze geschaffen werde. Auch sei ein Wachsthum Preußens nach der polnischen und Oesterreichs nach der französischen Seite hin offenbar die solideste Grundlage, um die glückliche Allianz beider Höfe zu verewigen.

Haugwitz war damals überzeugt, daß das Projekt des baierischen Ländertausches völlig aufgegeben sei.*) Das preußische Ministerium war nicht so optimistischer Ansicht; es hielt die Aufgabe nicht für leicht, zugleich mit Oesterreich sich zu verständigen und die Russen herankommen zu lassen, damit durch Anerbieten sich nicht ihr Uebermuth steigere. „Sie können sicher sein," schrieb das Ministerium am 13. Juni, „daß, wenn auch jetzt Oesterreich sich mit belgischen Erwerbungen begnügt („au pis aller"), der Gedanke des Tausches, erleichtert durch französische Erwerbungen, stets den Lieblingsplan Oesterreichs bilden werde, von dem es nur abgehe, wenn sich unüberwindliche Hindernisse entgegenstellten."

Ein erster Mißton in der jungen Allianz entstand aus dieser polnischen Frage. Cobenzl äußerte im Gespräch, man sage in Wien, die Oesterreicher ließen sich von den Preußen dupiren; worauf das Ministerium (18. Juni) bemerkt: in Berlin meine man, Oesterreich nehme Preußen in's Schlepptau, aber auf solche

*) Je crois qu'il n'est plus question d'un troc contre la Bavière, schreibt er am 6. Juni. On est peut-être parvenu à sentir l'inadmissibilité de ce projet qui du reste serait éloigné pour toujours, si la maison d'Autriche pouvait acquérir un agrandissement considérable du côté de la Flandre.

bavardage politique dürfe man keinen Werth legen. Das war überhaupt das entschiedene Bestreben der preußischen Politik damals, vor Allem mit Oesterreich in gutem Einvernehmen zu bleiben und wo möglich sich mit ihm über gemeinsame Vorschläge zu verständigen, die man nach Petersburg gelangen lassen könne. Wie Friedrich Wilhelm II. am 4. Juli in einem eigenhändigen Briefe schrieb: „Wir dürfen zunächst nichts Entscheidendes über unsere Absichten schriftlich geben und müssen wo möglich Rußland dahin bringen, daß es uns eine entsprechende Erklärung gibt; dann ist es durchaus nöthig, mit aller möglichen Rücksicht gegen den Wiener Hof zu verfahren, um ihm im Laufe dieser Unterhandlungen nicht den mindesten Verdacht zu erwecken."

Aber Rußland sprach sich vorerst nur allgemein aus; es erkannte das Recht einer Entschädigung an und ließ auch deutlich durchblicken, daß es dieselbe nicht Frankreich aufgebürdet wünsche; das führte also von selbst auf eine polnische Entschädigung. Daß auch Oesterreich dazu die Hand bieten werde, war um diese Zeit dem preußischen Cabinet nicht zweifelhaft; im Uebrigen kam doch auch das bekannte Projekt des bairischen Tausches wieder zum Vorschein. Rasumowski selbst regte es in Wien an und erhielt von Spielmann die Antwort: noch sei der Moment nicht sehr geeignet.

Vierter Abschnitt.

Die gesetzgebende Nationalversammlung. Erneuter Kampf um die konstitutionelle Monarchie bis zum Sturz des Königthums (10. August 1792).

§. 13.

Charakteristik der neuen Versammlung. — Die Gironde. — Der Hof. — Die Beschlüsse gegen die unbeeidigten Priester und die Emigranten (29. Nov. und 9. Nov.). — Das königliche Veto.

Charakteristik der Versammlung. Die Gironde. Der Hof.

Ende September sammelten sich die Abgeordneten der neuen gesetzgebenden Nationalversammlung.

Von den 745 Mitgliedern, die dazu gehörten, bestand die große Mehrzahl aus unberechenbaren, unbekannten Elementen. Unter allen politischen Versammlungen Frankreichs hat diese die größte Zahl an dunklen Namen: die Constituante umfaßte eine Fülle großer glänzender Talente, auch der spätere Convent war daran nicht arm, diese aber war meist aus unbedeutenden Persönlichkeiten zusammengesetzt.

Ganz junge Leute, deren Gesichtskreis enge war, denen jede erhebliche politische Vorbildung fehlte, waren nirgend so reich vertreten als hier;*) was aber die neue Versammlung an Talenten

---

*) Pontécoulant Mém. I. 117 bemerkt, es seien meistens Proletarier in der Versammlung gewesen. Sur 500 membres à peine comptait-on une centaine de propriétaires fonciers; alles Uebrige bestand aus avocats ou d'hommes appartenants à toute espèce de profession scientifiques, artistiques ou industrielles.

aufzuweisen hatte, gehörte durchschnittlich einer und derselben Richtung an. Mit wenig Ausnahmen kamen die meisten hervorragenden Redner aus dem Kreise einer Partei, welche die Verfassung von 1791 für einen überwundenen Standpunkt erklärte. Man nannte sie schon jetzt nach dem Wahlbezirk und dem Wohnort der namhaftesten Führer, die Girondisten,*) und der Name ist geblieben auch für die, die nicht der Gironde, sondern anderen Provinzen angehörten.

Ueberwiegend südlich war allerdings die Zusammensetzung dieser Partei; ihre Mitglieder hatten durchweg die südfranzösische, heißblütige Lebendigkeit und Leidenschaft, die ursprüngliche Anmuth der Rede, die sprudelnde Fülle phantasiereicher Beredsamkeit und

*) In dem übrigens unbedeutenden und unkritischen Buch von Guadet: les Girondins 1862, 2 Bde. ist zunächst I. Bordeaux, die Stadt der Kaufleute und der Legisten, der Künste und der Wissenschaften geschildert, dann heißt es von der Physiognomie ihrer Bewohner: vous entendez là une parole brève, sonore, harmonieuse, naturellement éloquente. Le Bordelais est enthousiaste, expansif, généreux, mais léger, inconstant et moqueur; il est sérieux en affaires, mais il y procède en riant; il est capable de grandes choses, mais prompt à se décourager.

Die Blüthe des barreau von Bordeaux vor 1789 wird I, 20 geschildert, dann Vergniaud, Sohn eines Advokaten von Limoges, früh von Turgot bemerkt und unterstützt, hierauf Guadet und Gensonné.

Die Thätigkeit der genannten Männer seit 1789 ist I, 85. 88. 94 ff. gezeichnet.

Sie warfen sich mit Eifer in die Revolution, nahmen öffentliche Stellen an und thaten sich zuerst als Redner hervor, huldigten aber im Ganzen noch monarchischen Ansichten. S. das Rundschreiben Vergniauds an die Gesellschaft der Verfassungsfreunde I, 101. G. datirt den Umschwung dieser Gesinnung von der Flucht des Königs, wenigstens geschahen nun Schritte und Aeußerungen, in denen der Monarchismus nur noch sehr schwach zu erkennen war. I, 104.

Den Eindruck, den die Männer machten, schildert Reinhard, der Sept. 1791 mit ihnen von Bordeaux nach Paris reiste: C'étaient des hommes pleins d'énergie et de grâce, d'une jeunesse admirable, d'une verve extraordinaire, d'un dévouement sans borne aux idées. Le future diplomate remarqua bien chez eux une grande inexpérience, de la légèreté; il les trouva trop dominés par les habitudes au barreau. Et toutefois le charme était tel qu'il ne se sépara pas d'eux. Dès-lors, disait-il, je pris la France pour patrie et j'y suis resté. Aehnlich war der Eindruck in Paris, wie ihn die Aufzeichnungen der Frau Roland schildern (I. 115 f. 175 f.).

die sichere Schlagfertigkeit des treffenden Witzes; lauter Leute von mehr rhetorischen als staatsmännischen Anlagen und ihrem Berufe nach Kaufleute, Advokaten, Richter, Schriftsteller.

Nicht der gemäßigte Mittelstand von 1789, der die Revolution abschließen wollte, die neue Mittelklasse hatte sie geschickt, die sich an der ersten Revolution nicht genügen ließ, und vor Ungeduld brannte, auch den letzten Rest der alten Formen mit Stumpf und Stiel zu zerstören.

Die Männer von der Gironde waren alle demokratische Doktrinärs; ihre Demokratie war ein theoretisches Ideal, ein politischer Zustand, wo der Geist dominiren, die Philosophen Könige und Könige Philosophen sein sollten.

Ihre Vorstellungen waren beherrscht durch amerikanische, antike und Rousseau'sche Reminiscenzen, aber ohne alle Wirklichkeit und ohne jeden Boden in dem augenblicklichen Zustande Frankreichs. Sie machten die Politik mit dem Gemüth und der Phantasie, waren Demokraten auf dem Parketboden, denen vor den Elementen schauderte, welche bei der Schöpfung einer wirklichen Demokratie als Hebel dienen müssen; wie sie sich den Gang der Dinge ausgedacht hatten, mußte man die Monarchie bis zu einem Punkte ausbilden und entwickeln, wo sie sich geräuschlos von selber aufhob und dann, wie Pallas aus Jupiters Haupt, eine Demokratie fertig hervorsprang. Sie meinten, eines Tages würden die Menschen als Monarchisten schlafen gehen und am nächsten Morgen beim Erwachen die ideale Republik vorfinden und vergaßen ganz das Wort Friedrichs des Großen, daß „die Menschen eine verwünschte Race“ sind.

Darum waren sie weder draußen bei den Männern, die ihre Politik mit den Fäusten machten, die einflußreichen Rathgeber, noch waren sie unbedenklich genug, mit den Mitteln zu arbeiten, die man in solchen Fällen handhaben muß. Vor Kräften und Mitteln dieser Art grauste ihnen, energisch zuzugreifen, fehlte ihnen der Entschluß nach der einen wie nach der andern Seite, und deshalb waren sie im entscheidenden Augenblick stets eine Anzahl Offiziere, die das Heer im Stiche ließ.

Immer wird man sich mit Theilnahme der glänzenden, feurigen Redner, der Vergniaud, Guadet, Brissot, Gensonné, Barbaroux u. s. w. erinnern; sind sie doch in der Revolution die letzten

Repräsentanten des Geistes, die abgelöst werden durch ein Regiment der Faust und des Schreckens, aber als Staatsmännern ist man ihnen strenge Gerechtigkeit schuldig.

Es fehlt diesen geistreichen Improvisatoren durchaus an einem hellen klaren Blick für die wirkliche Lage und an der kaltblütigen Geistesgegenwart ruhigen Entschlusses; als Agitatoren offenbaren sie eine wunderbare Meisterschaft, mit glühenden Reden die Gemüther fortzureißen, verstehen sie, wie es nie eine Partei verstanden hat; aber Einsicht in die ganze Tragweite ihres Thuns und ihrer Erfolge haben sie nicht und noch weniger die Macht, die erregten Kräfte zu beherrschen.

So waren sie wie gemacht, die neue Verfassung, die ohnehin weder nach oben noch nach unten festen Halt finden wollte, vollends zu Grabe zu tragen und eine neue Revolution zu entfesseln, die sie am Ende selbst verschlingen mußte. Ihre Schuld war es hauptsächlich, wenn die Legislative, wie wohl gesagt worden ist, statt Gesetze zu geben, im Grunde nur beschäftigt war, Gesetze zu zerstören.

Die neue Versammlung bestand aus so viel unerprobten und unerfahrenen Elementen, daß sehr bald die Mehrheit der einzigen Partei zufiel, welche Talent und agitatorische Kraft besaß, d. h. eben der Gironde. Neben und unter politischen Neulingen werden immer Die die Mehrheit gewinnen, die mit Feuer und Beredsamkeit ihre Ansicht zu vertreten wissen, mag diese Ansicht sein, welche sie will, und das war die Sache der Girondisten in hohem Maße. Die royalistische Ansicht war an Talent und an Zahl bei Weitem schwächer vertreten. Hierher gehörten Leute, die wir später in der bonapartischen und bourbonischen Zeit als konstitutionelle Opposition wieder finden, und denen hier die undankbare Rolle zugewiesen war, dem wilden Drängen der Girondisten zu wehren. Es waren ehrenwerthe Männer, tüchtige Beamte, aber keiner im Stande, auf der Rednerbühne den Zweikampf mit Vergniaud aufzunehmen.

Zwischen diesen beiden Gegensätzen fanden sich noch disparate Elemente vor, die erst später zu Bedeutung gelangen sollten: so der Erste aus Dantons Kreis, Lacroix, dann der schmutzige, liederliche Kapuziner Chabot, und der sentimentale blumenreiche Redner des Terrorismus Couthon.

All die unbeschriebenen Blätter in der Versammlung, denen die Royalisten zu konservativ, die Lacroix, Couthon, Chabot zu radikal waren, fielen der Gironde zu und waren wie dazu geschaffen, die Armee ihrer großen Redner zu bilden. So ist denn auch das Meiste, was geschah, von Brissot, Vergniaud, Guadet ausgegangen; sie führen den Vorsitz, stellen die Anträge, setzen die Beschlüsse durch und haben darum das wesentlichste Verdienst und die wesentlichste Verantwortung für die Thaten der Versammlung.

Gleich am 5. Oktober offenbarte sich der vorherrschende Geist dieser Versammlung in dem Beschluß, die Anreden Sire und Majesté abzuschaffen und dem König, wenn er in der Versammlung erscheine, nicht mehr einen höheren Platz als dem Präsidenten anzuweisen.

Diese Beschlüsse, die den König tief beleidigten, wurden gleich am Tag darauf wieder aufgehoben — das war die Eröffnung der Thätigkeit der Legislative.

Neben dem, was dies kleine Scharmützel herbeigeführt, lagen drängende Fragen vor, die man nicht umgehen konnte und die von selbst zur Brandfackel zwischen der Versammlung und dem Königthum werden mußten.

Die Legislative war gewählt und versammelt worden unter der Erregung über das Pillnitzer Manifest, die Gironde kam mit dem Vorsatz, wenn das Ausland die Revolution bedrohe, die eigenen Schaaren hinüberfluthen zu lassen. Mit ihr wollte der größte Theil des Volks die Differenz mit dem Ausland erledigt wissen, im Nothfall durch Gewalt der Waffen.

Dem gegenüber stand der König, der nicht mit dem Ausland verschworen war, wie man ihm nachredete, wohl aber sein Herz und seine Sympathien im Ausland hatte; der die unklugen Schritte der Emigranten mißbilligte, aber die auswärtigen Mächte durch Briefe anging, ihn irgendwie, sei es diplomatisch sei es auf andere Weise, seiner traurigen Lage zu entreißen, der jeder Bewegung in der auswärtigen Politik mit gespannter Aufmerksamkeit folgte, während er gleichgiltig war gegen die Verhältnisse im Innern. Die Verfassung dünkte ihm eine lästige Fessel, die Kirchenordnung ein Eingriff in sein eigenes Gewissen: das waren Ursachen der Spannung genug, um den Conflikt gleich Anfangs zum Ausbruch zu treiben.

Wenn unter solchen Verhältnissen eine Regierung überhaupt möglich sein sollte, so konnte sie nur aus der Mehrheit des Parlaments genommen werden. Aber dazu hatte er sich nicht entschließen können und auch unter denen, die aus der Versammlung dem Throne näher kamen, war keiner, der ihm ein solches Ansinnen gestellt hätte.

In der Abneigung gegen ein parlamentarisches Regiment schienen beide Theile stillschweigend einig. Noch dachten die Girondisten nicht an ein eigenes Ministerium, für die Meisten war der Zustand permanenter Opposition und bequemen Mißtrauens bei weitem behaglicher und erwünschter, als das mühevolle, verdrießliche Geschäft der Regierung oder der Unterstützung eines aus der eigenen Mitte genommenen Ministeriums, und der König fand für den Aerger über die widerwärtige Verfassung seinen einzigen Trost in einem Ministerium, welches in diesem Punkte dachte wie er selbst.

In der That haßte der nächste Vertraute des Königs, der Marineminister Bertrand de Molleville, die Revolution, wie nur ein verstockter Emigrant und ein hartnäckiger Royalist des alten Stils sie hassen konnte.

Und so arbeiten denn Regierung und Versammlung, Monarchisten und Demokraten um die Wette daran, die Verfassung zu zertrümmern, noch ehe sie Leben gewonnen hat.

Die Beschlüsse gegen die Priester und die Emigranten.

Als brennende Fragen treten nun gleich während der ersten Monate in den Vordergrund: das Verhältniß der unbeeidigten Priester, und die Stellung zur Emigration und zum Ausland.

An diesen Fragen hat sich der Umsturz der französischen Monarchie entschieden und der große europäische Krieg entzündet.

Die Frage der unbeeidigten Priester war eines der traurigsten Vermächtnisse der Constituante. Den ersten Fehler beging man, als man ein Gesetz machte, das in dieser Gestalt von den Geistlichen nicht angenommen werden konnte, und den zweiten größern fügte man hinzu, als man, statt nach den ersten Schwierigkeiten inne zu halten, weiter ging und von allen Geistlichen einen Eid

auf diese constitution civile du clergé verlangte. Dieser Eid stand in unmittelbarem Widerspruch mit dem Eid, den die Priester bei ihrem Amtsantritt geleistet, er wurde deßhalb von Vielen verweigert, die sonst der Revolution treu ergeben waren. Das hätte belehren und warnen sollen. Man hatte auswärts so viele Verlegenheiten, daß man nicht auch noch im Volke den Zweifel wecken durfte, ob nicht die Religion selber in Gefahr sei.

Aber man griff mit Amtsentsetzungen durch und streute damit den Samen des Bürgerkrieges aus.

Von den Wirren wurde das Heer der Pfarrer am schwersten getroffen, weil die nicht in der Lage waren, ihre Existenz daran zu geben. Die großen Kleriker konnten sich unterbringen, auch wenn sie ihre Stellen verloren, die armen Priester aber mußten wählen zwischen Hunger und Eidbruch. Und die Pfarrer hatten das um die Revolution am Wenigsten verdient, denn sie hatten in der ersten Krisis der Reichsstände das Zeichen zum Abfall von der hohen Aristokratie gegeben. Darum wurde ihnen jetzt von den Ultra's höhnend zugerufen: Das sei der Lohn für ihren Verrath am geistlichen Stande.

Sie jetzt zu drängen und heimzusuchen, war nicht billig. Und man griff dabei in Elemente ein, die mächtiger waren als die reiche Hochkirche.

Der Pfarrer hing mit dem Volke zusammen, der Bauer schlug sich für den Glauben, der ihm in dem Priester bedroht ward, das war ein gefährlicher Hebel zum Widerstand. Die wirkliche Stimmung im Süden und Westen war durchaus nicht so, wie die Nationalversammlung glauben mochte.

Als der geforderte Eid verweigert ward, ging man zu Strafmaßregeln über. Dennoch blieb der Eid verweigert und zu allen andern Zerklüftungen entstand eine neue.

Ein persönliches Element kam hinzu. Der König war keine von den Naturen, die an ein politisches Hoheitsrecht ihre Existenz gesetzt hätten. Er ließ sich seiner Souveränetät Stück für Stück entkleiden, ertrug die Plünderung seiner Würde wie ein Unglück, das ertragen werden mußte, und hatte nicht den tiefen Groll, den manche Andre empfunden haben würden. Ganz anders war er in religiösen Dingen. Im schroffen Gegensatz zu dem verwilderten Treiben am Hofe seines Großvaters war er von einem streng-

gläubigen, der Kirche bis zur Frömmelei ergebnen Vater in gleichem Sinne erzogen worden. Ludwig XVI. war fromm bis zum Aberglauben. Das war die einzige Seite seines Wesens, wo er eine gewisse Selbständigkeit behauptete und die durfte man nicht herausfordern.

Nichts hat den König so sehr von der Revolution und der neuen Ordnung abgewendet, als das Bewußtsein, daß man seinem Gewissen Gewalt anthun wollte. Der Mann, der das Abendmahl stets nur von einem unbeeidigten Priester nahm, kannte in dieser Frage keine Nachgiebigkeit.

Neben der Angelegenheit der Emigranten, auf die wir gleich nachher kommen, war das kirchliche Schisma der wichtigste Gegenstand unter den ersten Berathungen der Legislative, und der einzige, über den in der Versammlung selbst die Stimmen getheilt waren.

Unter dem Eindruck der Priesterunruhen in der Vendée, in den Departements Mayenne und Loire, tritt im November noch einmal die Frage an die Nation heran, ob man noch weiter gehen wolle, als man schon gegangen war, oder durch Nachgiebigkeit den begangnen Fehler wieder gut zu machen geneigt sei. Das Letztere war bei dem überwiegenden Geiste der Versammlung nicht zu erwarten, aber an Stimmen, die zur Schonung mahnten, fehlte es doch auch nicht.

Unter stürmischem Beifall der Mehrheit des Hauses und der Zuhörer auf den Gallerien hielt Isnard am 14. November in seiner heftigen regellosen aber gedankenvollen und genialen Weise eine Rede, aus der wir einige Stellen entnehmen.

„Die Religion, sagt er, muß als eines der Werkzeuge betrachtet werden, mit denen man weit größeren Schaden thun kann, als mit jedem andern, daher muß man auch gegen die, welche sich desselben bedienen, mit doppelter Strenge verfahren; ebenso wie man den Brandstifter härter bestraft als den Dieb. Ich behaupte, daß es nur einen Weg gibt, der sicher ans Ziel führt: Verbannung aus dem Königreich. Seht ihr nicht, daß dies das einzige Mittel ist, den Einfluß dieser geistlichen Ränkeschmiede zu brechen? Seht ihr nicht, daß man den Priester von dem Volk entfernen muß, das er irre leitet? Und, wenn es mir gestattet ist, einen trivialen Ausdruck zu gebrauchen, so muß ich sagen, man muß diese Aussätzigen in die Lazarethe von Rom und Italien verweisen.

Wißt ihr nicht, daß ein einziger Priester euch mehr Leid anthun kann, als alle Feinde? Und das muß so sein, weil der Priester niemals ein halber Bösewicht ist; hört er auf, tugendhaft zu sein, so wird er der ärgste Verbrecher der Menschheit.“ In dem Ton folgt Invektive auf Invektive.

Dann fragt er: „Ihr waret Zeugen der jüngsten Unglücksfälle zu Brabant und ihr glaubt, daß eine Revolution, welche dem Despotismus sein Scepter, der Aristokratie ihre Geißel, dem Adel sein Piedestal, dem Fanatismus seinen Talisman entrissen, daß eine Revolution, die dem Clerus seine Goldgruben abgekauft, die so viel Kutten zerrissen, so viel Priesterhüte und Diademe heruntergeschlagen hat, daß eine solche Revolution, sage ich, keinen Feind gegen sich aufgehetzt haben sollte?“ Nach solchen Erwägungen will er streng gehandelt wissen; dann faßte er seine politische Moral in folgenden kurzen Sätzen zusammen:

„In großen Augenblicken, wo es große Entschließungen gilt, ist jede Behutsamkeit nichts als Schwäche. Man muß das brandige Glied abschneiden, damit der übrige Körper gesunde. Mein einziges Gesetz ist die allgemeine Wohlfahrt, das ist wofür ich glühe.“

Die Entscheidung der Mehrheit wendete das Aeußerste ab, aber auch das mildere Dekret, welches am 29. November angenommen wurde, war noch hart genug, um dem Bürgerkrieg, „für König und Religion,“ neue Nahrung zu geben.

Der Beschluß verfügte im Wesentlichen:

„Innerhalb acht Tagen haben sich alle Geistlichen vor der Municipalität zu stellen, um den vorgeschriebenen Eid zu leisten.

Nach Ablauf der Frist haben alle Municipalitäten Verzeichnisse der Geistlichen einzusenden, und die, welche den Eid nicht geleistet haben, zu bezeichnen.

Die Beeidigten sind von aller weiteren Förmlichkeit befreit. Die Nichtbeeidigten dagegen haben keinen Gehalt und Nichts mehr aus der Staatskasse zu beziehen. (Damit war der Beschluß der Constituante aufgehoben, der ihnen eine Pension aus der Staatskasse zugestanden hatte.)

Außerdem sollen die Unbeeidigten für suspects de révolte contre la loi et de mauvaises intentions contre la patrie gehalten werden, und der Polizei deßhalb gestattet sein, Jeden von

ihnen, im Augenblick wo Unruhen entstehen, von seinem Wohnort zu entfernen.

Die Widersetzlichen sollen festgesetzt werden, jedoch nicht über ein Jahr. Jeder aber, der eines offenen Ungehorsams gegen Gesetz und Behörden überführt ist, wird mit zwei Jahren Gefängniß (détention) bestraft."

Schon hier mußte es zum Bruche kommen zwischen dem König und der Versammlung. Der Erstere mußte sein Veto gebrauchen und er wollte es, entschlossen wie er war, eher abzudanken, als den Geistlichen, die er als Märtyrer betrachtete, ihren einzigen Schutz zu entziehen.

So erfolgte die Ablehnung des Dekrets mit der verfassungsmäßigen Formel: „der König wird prüfen" (le roi examinera) und obwohl das in einem Augenblicke geschah, wo Alles von der großen auswärtigen Frage beherrscht war, konnte damit der Krieg als erklärt gelten. Auf beiden Seiten schürte sich der Haß.

Im Schlosse sagte man sich: mit dieser Versammlung ist kein Frieden möglich, und in der Versammlung sagte man: im Schlosse nährt man den Aufruhr. Der Zwiespalt ward bald unheilbar.

Gleich peinlich war die Frage des Verhältnisses zu den Emigranten.

Nach dem Bastillesturm war zuerst ein Theil des alten Hofadels, die verbissensten Anhänger der alten Ordnung, die Urheber des mißlungenen Staatsstreichs vom 11. Juli, die Artois, Polignac, Condé, Breteuil geflohen. Das war damals für die Sache dieser Männer ein politischer Fehler, denn die Gefahr, von der man träumte, war noch nicht vorhanden, und wurde jetzt zu einer nie versiegenden Quelle von Verlegenheiten und Verwicklungen für den König.

Je verworrener die Dinge in Frankreich wurden, desto zahlreicher sammelten sich die Flüchtlinge, die im Schutz des Auslandes auf bessere Tage warten wollten. Die Wiederkehr freilich der Zeit, wo der hohe Adel verlangen durfte, von seinen Gläubigern nicht belästigt zu werden und das Recht beanspruchte, im Theater von den ersten Logen herunter der Canaille im Parterre auf den Kopf zu speien, ließ lange auf sich warten und kam schließlich gar nicht.

Im Ausland trieben die ungeduldigen Emigranten Dinge, die wie dazu gemacht waren, einerseits zu Hause die feindselige Stim-

mung zu steigern und andrerseits den Credit der Ordnung, für deren Märtyrer sie gelten wollten, gründlich zu zerstören.

Sie entfalteten an den Rheinischen Höfen ihre gute Sitte, ihre Achtung vor Gesetz und Anstand, ihre Art von Bürgersinn in ihrer ganzen Pracht, bis bald die Stimmung allgemein war: Sind das die Männer des alten Frankreich? Jetzt begreifen wir die Revolution. Die ganze liebenswürdige Lüderlichkeit, all die lockeren Bübereien, die sie zu Hause in so tiefen Verruf gebracht, wurden hier fortgesetzt, so daß selbst ihren fürstlichen Gönnern am Ende unheimlich zu Muthe wurde. Was sie außerdem noch trieben, ist von der jakobinischen Presse zu einem entsetzenerregenden Popanz ausstaffirt worden: „Das Starren der Bajonnette, das Geräusch der Waffen am Rhein" waren stehende Schlagwörter der Kriegspartei, in der That aber handelte es sich um eine lächerliche Posse.

Ein Kreuzheer gegen die Revolution sollte ausgerüstet werden: man bildete Corps von 100 Mann nach dem Muster der alten Schweizerregimenter, und unter die Offiziere kam Keiner, der nicht 16 Ahnen zählte. Zwischen Emigrant und Emigrant machte man einen großen Unterschied. Für voll wurde Keiner angesehen, der nicht gleich zu Anfang mit ausgerissen war. Wer das Unglück hatte, länger bei der Fahne ausgeharrt zu haben, galt schon für einen halben Jakobiner und als der brave ritterliche Cazalès, der bis zuletzt bei seinem König ausgehalten, nach Coblenz kam, ging man ihm aus dem Wege, seine Gesinnung war anrüchig.

Solche Soldatenspielerei war nur um so lächerlicher, mit je größerem Lärm sie betrieben wurde; von diesem Treiben die Gefahr eines Einbruchs zu besorgen, hatten die Franzosen keine Ursache. Aber dazu hatte allerdings Frankreich ein Recht, zu verlangen, daß benachbarte Fürsten feindselige Demonstrationen an den Grenzen Frankreichs nicht duldeten, geschweige denn beförderten und unterstützten, wie der Trierer Kurfürst that.

Diese Vorgänge boten der Presse von Desmoulins und Marat täglich neue Nahrung; jede der lächerlichen, pomphaften Erklärungen, jeder der hoffährtigen Proteste, die von Coblenz aus kamen, diente ihren Zwecken, hielt die Aufregung wach und steigerte den Haß gegen den König, der immer tiefer in den Verdacht der Mitschuld hineingezogen wurde.

In der Versammlung selbst machte die Gironde diese Frage zu ihrem Departement; an ihr haben sich ihre einflußreichsten Redner, Brissot, Vergniaud, Isnard die Sporen verdient und ihre gesammte Politik verflicht sich immer inniger und immer offener mit dem Angriffskrieg der Revolution gegen das monarchische Europa.

Bereits in der letzten Woche des Oktober waren Brissot, Condorcet, Vergniaud in bedeutenden Reden gegen die Emigranten aufgetreten. Der Letztere hatte am 26. Oktober gedroht: „Bald wird man sehen, wie diese übermüthigen Bettler, die im Lande der Gleichheit das Klima nicht vertragen konnten, in Schande und Elend die Verbrechen ihrer Hoffahrt büßen und die thränenvollen Blicke nach dem Vaterlande kehren werden, das sie verlassen haben und wenn ihre Rachsucht, stärker als ihre Reue, sie mit den Waffen in der Hand auf den französischen Boden treiben sollte, was wären sie, falls die auswärtigen Mächte sie ohne Hilfe lassen, anders als jammervolle Pygmäen, die sich vermäßen, den Kampf der Titanen gegen den Himmel nachzuäffen?" Auf den Einwurf, daß man erst, ehe man vorgehe, regelrechte Beweise für die angeblichen Thatsachen haben müsse, erwidert er echt girondistisch: „O daß ihr, die ihr diese Sprache führt, nicht im römischen Senate waret, als Cicero die Verschwörung Catilina's entlarvte, ihr hättet auch regelrechte Beweise von ihm gefordert. Ich denke mir, er wäre beschämt verstummt: Rom wäre geplündert worden und auf seinen Trümmern hättet ihr mit der Bande Catilina's geherrscht!"

Im Prinzip war die Versammlung einig, wie über keine andre Frage, aber was man geeigneter Weise zu beschließen habe, blieb trotz manches Meisterstückes girondistischer Beredsamkeit noch unklar.

Endlich am 8. November wurde ein Antrag zur Berathung gebracht, der am Tage darauf zu einem entscheidenden Beschlusse führte.

Als der Berichterstatter Ducastel zuerst den Grundsatz aufstellte, nach dem Rechte der persönlichen Freiheit könne man Niemandem die Auswanderung aus der Heimath verwehren, entstand Murren unter dem Publikum der Gallerien, als er aber fortfuhr, „versammeln sich jedoch diese flüchtigen Mitbürger ar den Grenzen

des Reichs unter Führung der Feinde des Vaterlandes und betteln um den Schutz auswärtiger Mächte — dann sind diese Individuen Rebellen und Verschwörer gegen ihr Vaterland," da brach Beifall auf allen Seiten aus.*)

Die wichtigsten Bestimmungen des Beschlusses vom 9. Nov. sind folgende:

1. Die Franzosen, welche sich jenseits der Grenzen des Königreichs befinden, sind von diesem Augenblick an, der Verschwörung gegen Frankreich verdächtig erklärt.

2. Wenn sie am 1. Januar des nächsten Jahres sich noch im Zustande der Zusammenrottung befinden, werden sie der Verschwörung schuldig erklärt, als solche verfolgt und mit dem Tode bestraft werden.

3. Was die französischen Prinzen und die angeht, welche zur Zeit ihrer Entfernung öffentliche Angestellte waren, so werden sie falls sie bis zur bezeichneten Frist nicht zurückkehren, als desselben Verbrechens schuldig und derselben Strafe verfallen angesehen werden.

Man konnte dem Beschluß vorwerfen, daß er Mücken mit Kanonen todt schieße, große Anstrengungen mache gegen Dinge, die nicht gefährlich waren. Aber von einer Seite betrachtet, hatte die Versammlung Recht.

Ludwig XVI. hatte einen einzigen Sohn, ein schwächliches Kind, das früh zu Tode gequält worden ist. Jeden Tag konnte

---

*) Charakteristisch für die Nationalversammlung und die Emigranten ist folgendes Aktenstück (d.d. Coblenz 6. Sept.) Hist. parl. XII. 231.

„Louis-Joseph-Stanislaus-Xavier, prince français,

„L'assemblée nationale vous requiert, en vertu de la constitution française titre III. chapitre II. section III. article I. de rentrer dans le royaume dans le délai de deux mois, à compter de ce jour; faute de quoi et après l'expiration du dit délai vous perdrez votre droit éventuel à la regence."

„Gens de l'assemblée française se disant nationale.

La saine raison vous requiert, en vertu du titre I. chap. I. sect. I. art I. des lois imprescriptibles du sens commun, de rentrer en vous mêmes dans le delai de deux mois à compter de ce jour; faute de quoi et après l'expiration du dit délai vous serez censés avoir abdiqué votre droit à la qualité d'êtres raisonnables, et ne serez plus considérés que comme des fous enragés dignes des Petites Maisons.

der Fall eintreten, daß entweder der Dauphin oder der König starb. In beiden Fällen standen die Brüder des Königs entweder der Krone selbst oder der Regentschaft am nächsten. Der Graf von Provence oder der Graf von Artois wurde Regent oder König. Wollten diese beiden Herren ihr Erbrecht wahren, so mußten sie in Frankreich bleiben und durften nicht mit seinen Feinden sich verschwören.

Von dieser Seite war also der Beschluß wohl gerechtfertigt.

Darum hätte der König besser gethan, wenn er diesem Beschluß seine Genehmigung nicht vorenthielt. Der Beschluß gegen die Geistlichen war ein Eingriff in sein Gewissen, hier war seine Weigerung aus sehr achtungswerthen Gründen erklärlich; in der Emigrantensache aber lagen die Dinge so klar vor, daß auch er sehen mußte wie strafbar seine Brüder waren. Er that ihnen ja damit nicht weh, sie blieben doch im Ausland mit oder ohne Veto, sich selbst aber fügte er einen schweren Schlag zu, wenn er dem Beschluß seine Genehmigung versagte, denn er brachte sich in den Verdacht, daß er mit ihnen unter einer Decke stecke. Bis heute ist dieser Verdacht in vielen Büchern ausgesprochen worden, wir haben keinen Beleg dafür, vielmehr Manches was dagegen spricht, aber der König weckte allerdings den Argwohn, daß er im Stillen ihr Gebahren gutheiße.

Die Verstimmung der Nationalversammlung über das Veto wollte sich nicht bannen lassen durch die Versicherung, daß der König „nicht bloß mit Schmerz sondern auch mit tiefem Mißfallen“ diese Umtriebe betrachte, die die Ruhe des Königsreichs störten und der Argwohn wich auch nicht nach den beiden Briefen, in welchen der König seinen Brüdern vorstellte: „Die Revolution sei vollendet die Verfassung fertig, Frankreich wolle sie und er werde sie halten,“ und die Hoffnung aussprach sie würde ihn nicht durch fortgesetzte feindselige Haltung selber nöthigen, die strengen Maßregeln gutzuheißen, die er bis jetzt nicht habe bestätigen wollen.

Seit diesen beiden Anwendungen des Vetorechts in der Sache der Emigranten und Priester war der Mehrheit die Alternative klar, entweder müssen wir den König in unsere Gewalt nehmen oder wir schreiten über ihn hinweg. Noch sprach sich keine Stimme in der Versammlung gegen das Benehmen des Königs aus; aber die demokratische Presse (die annales françaises, der patriote

français, die revolutions de Paris) tobte auf's Aergste und selbst eine Deputation der Sektionen von Paris erschien vor den Schranken der Nationalversammlung, um sich gegen das Veto vernehmen zu lassen.

Bald sollte das in der Versammlung selbst zum Ausbruch kommen. Den Anstoß mußte die Lage zum Ausland bringen, je verwickelter sich diese gestaltete, desto einleuchtender wurden die Gründe Derer, die die nationale Kraft entfesseln wollten um jeden Preis und das war eben der Inhalt des Programms der Gironde, deren nächste Politik nur noch schwankt zwischen zwei Möglichkeiten: entweder Entthronung oder Beherrschung des Königs durch ein girondistisches Ministerium.

Ehe es darüber zur Entscheidung kam, drängte sich eine andre Frage in den Vordergrund, die mit der Emigration innig zusammenhing: das Verhältniß zum deutschen Reich, in dem die Emigranten Unterkunft gefunden und für dessen Plane sie vielleicht nur die vorgeschobenen Figuranten waren.

§. 14.

Die Beschwerden des deutschen Reichs. — Die Gironde und der Krieg (November 1791 — März 1792).

Die Beschwerden des deutschen Reichs.*)

Vor 1789 war noch ein guter Theil der deutschen Reichsfürsten, namentlich aus den westlichen Gegenden, auf französischem Grund und Boden begütert und im anerkannten Genusse bestimmter Lehensrechte von ansehnlichem Umfang. Der westfälische Friede hatte an diesen Rechten nicht gerüttelt, vielmehr ausdrücklich bestimmt, daß die französische Krone über Elsaß und Lothringen keine anderen Hoheitsrechte erhalte, als sie das Haus Oesterreich bisher besessen und daß die Rechtsverhältnisse der Reichsunmittelbaren in Lothringen und Elsaß, Freigrafschaft und Luxemburg unverändert bleiben sollten.

Alle Sonderrechte der einzelnen Lehensherren waren mithin von dem Wechsel der Oberherrschaft unberührt geblieben und konnten nach streng formellem Rechte auch durch keinerlei innere Wechsel des französischen Staates in Zukunft berührt werden.

Im Laufe der Zeit hatte die französische Krone Anstrengungen gemacht, einen Theil dieser Rechte zu Gunsten ihrer eignen Machtvollkommenheit einzuziehen, und die deutschen Herren hatten, vom Reiche im Stich gelassen, theils in allen, theils in einzelnen Dingen sich zur Nachgiebigkeit bequemen müssen. Für den Ver-

*) Häusser's deutsche Geschichte. I. Bd.

lust einzelner Gerechtsame aber an die französische Landeshoheit, die sie gleichzeitig anerkannten, hatten sich die mächtigen Reichsstände den Genuß der übrigen, namentlich der finanziellen Erträgnisse, der Zehnten, Zinsen, Gülten, die gutsherrliche Verwaltung und Gerichtsbarkeit, feierlich von Frankreich garantiren lassen. So Straßburg, Speyer, Würtemberg, Pfalz-Zweibrücken, Kurtrier u. A.

Da kam die Nacht vom 4. August, welche mit einem einzigen Beschluß alle Feudalabgaben, die Gerichtsbarkeit, das Jagdrecht, die Zehnten, die Grundzinse, Gülten u. s. w. theils ohne Entschädigung abschaffte, theils ablösbar erklärte, und eine Reihe anderer noch tiefer einschneidender Maßregeln eröffnete. Das traf nicht bloß den ganzen französischen Adel, sondern auch die deutschen Reichsfürsten und Ritterschaften. Der Fall war also ein völkerrechtlicher.

Die französische Nationalversammlung konnte den französischen Grundherren ihre Rechte und Einkünfte nehmen, aber nicht auswärtigen Fürsten, die außerdem den Buchstaben bestimmter Verträge mit der Krone auf ihrer Seite hatten. Darüber war anfangs so wenig ein Zweifel, daß man die Billigkeit einer Entschädigung der deutschen Fürsten auf allen Seiten anerkannte.

Dem ersten Schritt vom 4.—5. August folgte bald ein weiterer. Im November 1789 wurde der geistliche Zehnt abgeschafft, dann die Kirchengüter zu Nationalgütern erklärt, jede fremde geistliche Gerichtsbarkeit aufgehoben und endlich die ganze alte Kirchenverfassung umgestürzt.

Verband und Eintheilung der Bisthümer am Rhein stammte aus einer Zeit, wo das ganze Gebiet ein einziges großes fränkisch-karolingisches Reich vorstellte. Trier, Mainz, Köln breiteten sich über einen guten Theil französischen Bodens aus, Speyer und Worms desgleichen.

Die Aufhebung der Zehnten und geistlichen Güter war deßhalb für diese halb französischen, halb deutschen Kirchenstaaten, sammt den Orden, die unter ihnen Besitzungen hatten, ein furchtbarer, fast vernichtender Schlag; die neue Diöcesanordnung aber, welche die constitution civile du clergé mit sich führte, war gerade für die bedeutendsten unter ihnen eine förmliche Katastrophe.

Die Rechtsverletzung, über welche sich die Betroffenen beklagten, war offenbar, aber ebenso offenbar war die Ungunst der Lage, in der sie sich befanden, wenn sie Genugthuung oder gar Widerruf verlangten; denn gegen sich hatten sie nicht bloß eine große Nation, die eben jetzt einiger wurde als je vorher, sondern auch ihre eigenen Unterthanen, denen die Nationalversammlung alle nur möglichen Freiheiten gewährte, und für sich außer dem formellen Rechte nur das deutsche Reich, dessen oberstes Organ gerade in die mühseligsten Berathungen darüber vertieft war, ob der Maurermeister Schneider wirklich schuld sei an der Baufälligkeit des Kammergerichtsgebäudes zu Wetzlar.

Im Laufe der Revolution zeigte sich bald, daß diese schwachen westdeutschen Fürsten ihr nicht Trotz bieten konnten, und wenn sie irgend eine Entschädigung wollten, sogleich zugreifen mußten ohne Zaudern, denn sonst erhielten sie gar Nichts.

Um die Entschädigungsfrage drehten sich nun 1789 und 1790 zahlreiche Correspondenzen und Verhandlungen zwischen Frankreich und dem deutschen Reich.

Die vorderen Reichskreise nahmen sich ihrer geistlichen Fürsten an, deren Rechte urkundlich unwiderlegbar nachgewiesen waren und richteten Beschwerden an den Reichstag (Anfang 1790).

Die erste Erklärung der französischen Nationalversammlung vom 15. Mai 1790 gab zu, daß hier ein ausnahmsweiser Fall vorliege und beharrte zwar darauf, daß die Einheit der Nation über Alles gehe, stellte aber für die „Besitzer gewisser Lehen im Elsaß“ Entschädigungen in Aussicht, die freilich nach dem Gutfinden der Nationalversammlung, nicht nach gegenseitiger Vereinbarung bemessen werden sollten.

In eben so allgemeinem Ton waren die Zusicherungen gehalten, welche der französische Unterhändler Ternan im Sommer 1790 den westdeutschen Höfen überbrachte.

Daher die Abneigung der Letzteren sich überhaupt auf Unterhandlungen einzulassen, die im besten Falle ein Entgelt in Assignaten versprachen, und ihre Hoffnung auf den Reichstag.

Der Reichstag hatte, bei seinem langsamen Geschäftsgang, erst Januar 1791 Zeit, sich mit der Sache zu beschäftigen, als die Durchführung der revolutionären Dekrete bereits im vollen Gange war. Die französische Krone war noch immer bereit zu einem

Ausgleich, die Kirchenfürsten wollten aber Nichts von einem Abkauf ihrer Rechte hören und erwarteten vom Reiche ein energisches Einschreiten. Bei den Verhandlungen, welche endlich am 9. Mai durch einen Antrag des kurmainzischen Gesandten in Gang kamen, zeigte sich alsbald, daß die Stimmung der heißblütigen Kirchenfürsten keineswegs in Deutschland überwog. Die Letzteren freilich führten eine sehr laute Sprache, die Einen verlangten sofortige Bundeshilfe, andere eine Art Continentalsperre gegen die Waaren und Bücher des revolutionären Frankreich, hier wurde Zurückforderung von Elsaß, Lothringen, Burgund, dort eine Kriegserklärung verlangt; das Säbelgerassel kam von Seiten, wo man nachher seine ganze Armada auf einem einzigen Schiff den Rhein hinaufbrachte.

Preußen, Baiern, Oesterreich äußerten sich dagegen sehr gemäßigt und ihrem Einfluß gelang es, im Juli einen Beschluß durchzusetzen, der zunächst nur den Kaiser ermächtigte, von Neuem gütliche Vorstellungen an den königlichen Hof in Frankreich zu richten.

Mühselig genug war der Beschluß endlich zu Stande gekommen, als Kaiser Leopold in der Nacht vom 12. auf den 13. Juli durch eine Estaffete gebot, die Elsasser Sache zu sistiren, denn seit Ludwigs XVI. Flucht und Verhaftung habe die Beschwerde gar keine Adresse.

Der Kaiser that bis zum letzten Augenblick Alles, um die Sache zu verschleppen und hinauszuzögern, und so dauerte es noch bis zum 10. December, bis das Reichsgutachten die kaiserliche Genehmigung erhalten hatte und abgehen konnte.

So liefen zwei in sich verschiedene Dinge gleichmäßig neben einander her. Das deutsche Reich hatte Anfangs Grund zur Beschwerde und Frankreich war ganz einverstanden, daß ihr abzuhelfen sei. Darüber wird friedlich unterhandelt und das deutsche Reich will keinen Krig. Allmälig aber vertauschen sich die Rollen. Frankreich erhebt wegen der Emigranten gegen Deutschland Beschwerde, erklärt sich für den bedrohten, angegriffenen Theil und treibt planmäßig zum Krieg.

Die Gironde und der Krieg.

Die Differenz zwischen Frankreich und dem deutschen Reich befand sich in dem Stadium ruhiger Unterhandlung.

Weder dem ungestümen Drängen der geistlichen Fürsten, noch den zudringlichen Bestürmungen der Emigranten war es gelungen, die Hauptmächte des Reichs zu wirklichen Feindseligkeiten fortzureißen; dieselbe Enttäuschung, welche Graf Artois zu Pillnitz erfahren, war den rheinischen Kurfürsten zu Regensburg begegnet, war man dort über Worte nicht hinausgekommen, so blieb man hier selbst in den Worten bei den bescheidensten Entschließungen stehen.

Das militärische Treiben am Rhein war freilich geräuschvoll genug, aber von der Handvoll Emigranten- und Pfaffensoldaten eine Invasion in Frankreich zu befürchten war doch im Ernste nicht möglich. Kurz, von einer Gefahr, welche Frankreich zu einem Krieg der Nothwehr gezwungen hätte, konnte keine Rede sein; erhielt das bisher unentschieden schwebende Verhältniß eine kriegerische Wendung, so geschah das, weil man in Frankreich den Krieg wollte und brauchte und höchstens, was im Grunde nichts als wohlbenutzter Vorwand war, in einem Maße übertrieb, daß die Unselbständigen und Unkundigen an eine wirkliche Bedrohung zu glauben anfingen.

Die Girondisten haben selber keinen Zweifel darüber gelassen, daß ihnen der Krieg eine unerläßliche und heilsame Nothwendigkeit dünkte, auf die man eintreten müßte, auch wenn es keine Emigranten und keine geistlichen Fürsten auf der Welt gäbe.

Die Nothwendigkeit des Kriegs aus inneren Gründen hat Niemand schärfer ausgesprochen, als Brissot in einer Rede, die er am 16. December 1791 im Jakobinerclub gehalten hat.

„Seit einem halben Jahre," sagt er, „ja seit Beginn der Revolution selbst, habe ich über die Politik nachgedacht, die ich vertreten will und kraft der Ueberlegung und der Thatsachen habe ich mich überzeugt, daß ein Volk, welches nach 10 Jahrhunderten der Sklaverei zur Freiheit gekommen ist, den Krieg nöthig habe.

Wir brauchen den Krieg, um die Freiheit fest zu be-

gründen, **wir brauchen den Krieg**, um sie von den Lastern des Despotismus zu heilen, **wir brauchen den Krieg**, um aus ihrem Schoß die Männer zu entfernen, die sie verderben könnten. Segnet den Himmel, daß er euch selber dazu verholfen und euch die Gelegenheit gegeben hat, eure Verfassung fester zu stellen." Nun spricht er von der Züchtigung der Rebellen, an denen alle gütlichen Vermittlungen zu Schanden geworden und fordert zu einem Kampf gegen die „Handvoll Verschwörer", zu einem kräftigen Schlage gegen das Aristokratennest Coblenz, in einem Tone auf, der nicht einmal den Schein des Gefühls einer wirklichen Bedrohung an sich hat. Das stärkste seiner Argumente ist eigentlich nur dies: „Ihr müßtet euch schämen vor ganz Europa, wolltet ihr euch von so verächtlichen Feinden länger Hohn bieten lassen."

Bereits am 29. November hatte der diplomatische Ausschuß verlangt, man solle endlich mit dem Trotz der Flüchtlinge und ihrer Beschützer summarisch verfahren und **Isnard**, ein Goldarbeiter, den die Natur mit einer wunderbaren Beredsamkeit ausgestattet, und dem nur das Studium fehlte, hatte in einer feurigen Rede das Thema der ganzen folgenden Politik entwickelt.

Er verlangte den Krieg, damit Frankreich sich in seiner neuen Größe zeige: „Das französische Volk ist im Begriff, das erste Volk der Welt zu werden: als ein Volk von Sklaven war es unerschrocken und stolz, und als ein Volk von freien Männern sollte es furchtsam und schwach sein? Alle Völker als Brüder behandeln, keines beleidigen, aber auch von keinem eine Beleidigung ertragen, das Schwert nur ziehen für das Recht und es nur wieder einstecken nach erfochtenem Siege, kurz, stets bereit sein zu fechten und zu sterben für die Freiheit — das ist der Charakter des französischen Volks."

Ein Volk, das eine solche Revolution vollbracht, ist unwiderstehlich, ist des Sieges gewiß: „Die Fahne der Freiheit ist die Fahne des Siegs. Der Augenblick, in dem sich das Volk für sie entflammt ist auch der Augenblick von tausend Opfern, der Augenblick der Hingabe aller Interessen und des furchtbaren Ausbruchs kriegerischer Begeisterung."

Die Franzosen werden in solchem Kriege die schärfste Waffe für sich haben, die **Propaganda der revolutionären Ideen:**

„Sagen wir Europa, daß, wenn die Höfe einen Krieg der Könige gegen die Völker anzetteln, wir einen Krieg der Völker gegen die Könige entzünden werden. — Sagen wir ihm, daß 10 Millionen Franzosen, erfüllt von der Gluth der Freiheit, bewaffnet mit dem Schwert, der Feder, der Vernunft, der Beredsamkeit, wenn man sie herausfordert, für sich allein im Stande wären, das Angesicht der Welt umzugestalten und alle Tyrannen auf ihren Thronen erbeben zu machen."

Solche Worte sprach man zu Paris, als ganz Europa noch völlig ruhig war. In einem Augenblick, wo kein einziger benachbarter Staat ernsthaft an Krieg gegen Frankreich dachte, warf man dort bereits allen alten Staaten des Welttheils den Fehdehandschuh hin.

Und diese Redner rissen nicht bloß die Männer der Gironde mit fort, auch die besonneneren Mitglieder von der Rechten wurden ihrer nicht mehr Meister. Die alte französische Lust zum Krieg, der alte Hang zur Eroberung und zum Ruhme, der ihnen immer mehr galt, als die mühselige, langsame Arbeit an der Begründung friedlichen Bürgerglücks, war ihnen Allen gemein.

Auch der Hof ließ sich von diesem Drängen soweit fortreißen, daß er den bisherigen Kriegsminister, der seiner politischen Ansicht nach mehr ein Minister des Friedens gewesen war, fallen ließ und den Grafen L. Narbonne an die Stelle setzte.

Dieser, ein Typus des altfranzösischen Cavaliers aus Lafayette's amerikanisirender Schule, war durch die leichte Beweglichkeit und Anmuth seines Wesens wie dazu gemacht, mit dieser Versammlung zu verkehren und überdies, als ein Politiker der Empfindung, vortrefflich geeignet, das Vertrauen einer Mehrheit zu gewinnen, die durch dieselben Beweggründe wie er bestimmt ward. Es ist derselbe, dessen Unterredungen mit Napoleon in den Jahren 1812 und 1813 so großes Interesse gewähren, der sich um diese Zeit meist an des Kaisers Seite befand und nachher in Torgau den Leiden der Belagerung erlegen ist.

Der neue Minister stimmte ganz zu dem Ton der girondistischen Kriegspartei.

Seit den letzten Wochen des Jahres arbeitete in Frankreich

Alles auf den Krieg los. In der Revolution regte sich stärker und stärker jenes Gelüste nach Propaganda, das dieser vor Allem eigenthümlich war, im Volke selbst erwachten die kriegerischen Traditionen, die es seit Jahrhunderten beherrschten, und die Partei, die nach der Leitung der Dinge strebte, sah in dem Krieg das beste Mittel, über tausend innere Verlegenheiten hinweg zu eilen, sich rasch des Ruders zu bemächtigen und frisches Leben in das Regiment zu bringen. Den Krieg wollten selbst die Gemäßigten, weil sie von ihm die Ausscheidung vieler unsauberen Elemente, und die Wegräumung innerer Schwierigkeiten erwarteten, denen anders nicht beizukommen war, den Krieg wollten auch Die, denen die Revolution anfing unangenehm zu werden, weil sie hofften, er werde Zucht und Ordnung, Diktatoren, energische Männer an die Spitze bringen, die dem tollen Treiben der Schreier und Wühler ein Ende machen würden.

Nur eine Partei wollte ihn nicht: Robespierre und sein Anhang, der nachher aus dem Kriege für sich die meiste Nahrung gezogen hat. Er verabscheute und fürchtete den Krieg aus demselben Grunde, aus dem die innern Gegner der Revolution ihn wünschten. Er sah voraus, was selbst vielen seiner sonstigen Gesinnungsverwandten entging, daß der Krieg die Soldaten empor bringen und die Clubs und ihre Helden begraben, daß er Diktatoren, nicht Tribunen, Knechtschaft, nicht Freiheit erzeugen werde.

Robespierre hatte Recht; aber es dauerte manches Jahr bis Alle sahen, daß seine Prophezeiung in Erfüllung gehe. Damals verstand man ihn nicht und griff die Gelegenheit zum Krieg frischweg vom Zaune.

Nachdem bereis am 14. December den geistlichen Fürsten mit Aufstellung einer Ostarmee von 150,000 Mann gedroht worden war, begann mit den ersten Tagen des Jahres 1792 die entschlossene Offensive gegen die Vorposten des alten Europa.

Am 1. Januar ging bereits der Beschluß durch, die Anklage gegen die „Rebellen“ zu beginnen.

Vergebens suchen die Gemäßigten noch damit zurückzuhalten, die Gironde und die Jakobiner bewirken, daß die Brüder des Königs, Condé, Calonne, Laqueuille und der jüngere Mirabeau in Anklagezustand versetzt werden; auch wird sogleich zur

Errichtung des Staatsgerichtshofes (haute cour nationale) geschritten.

Gegenüber der nun eröffneten Taktik, die forteilt von Schlag zu Schlag, macht die Haltung des Kaisers Leopold, des leidenschaftslosesten und kältesten Diplomaten, allerdings einen schwächlichen Eindruck. Wie lange er auch gelebt haben würde, er war nicht mehr im Stande, das Unwetter zu beschwören. Dazu reichten weder seine Mittel, noch seine Einsicht aus.

Ein feiner Kopf, der viele einzelne Dinge sehr richtig beurtheilte, hatte er doch nicht das volle Verständniß für das weltgeschichtlich Große, was in der Revolution lag; er glaubte, man könne sie lokalisiren, sie eindämmen, wenn man einen Cordon um sie ziehe, sie werde dann in sich selber ausbrennen, und das war ein großer Irrthum.

Am 21. December 1791 hatte er in einer Note, die noch ganz aus dem Gedanken der Friedensvermittlung hervorging, von einem „Einverständniß der Fürsten zur Erhaltung der Ruhe und der Throne" gesprochen und damit eine Erledigung der französischen Dinge durch einen europäischen Congreß angedeutet.

Es war Nichts weiter als ein Nothbehelf der Diplomatie, die sich vor eine unlösbare Frage gestellt sah und von Seiten Leopolds das Gegentheil einer Herausforderung. Vielmehr hatte er, wie in Pillnitz so auch hier, nur deßhalb auf Europa verwiesen, um ein einseitiges Vorgehen von seiner Seite abzulehnen.

Diese Andeutung wurde in der Nationalversammlung bekannt. In den Tagen des Januar, wo man bereits wiederholt dem monarchischen Europa mit einem Krieg der Völker gedroht und die eigne besorgte Staatskunst, die unter den alten Mächten nirgends Verbündete, überall nur Feinde sah, mit dem Bündniß der freiheitsdurstigen Nationen beruhigt, fiel das unglückliche Wort von einem Fürstencongreß wie Oel ins Feuer. Mit Leidenschaft wurde es aufgegriffen, und mit Recht. Hier möchte ich nicht den Schatten eines Tadels auf die Franzosen werfen.

Jede auf ihre Ehre eifersüchtige Nation wird diese Art von fremder Einmischung in ihre eignen Angelegenheiten mit Entrüstung von sich weisen, ein Volk, das in seinem gereizten Ehrgefühl sich gegen den leisesten Versuch einer Beleidigung empört, muß eher zur Nachahmung als zur Warnung hingestellt werden.

Das war das beste Mittel, alle Parteien unter einer Fahne zu sammeln. Die Girondisten ließen es sich nicht entgehen.

Auf Guadet's Antrag wurde am 14. Januar beschlossen: Die Nationalversammlung erklärt Jeden für ehrlos, für einen Verräther am Vaterland und schuldig des Hochverraths an der Nation, der, sei es als Agent der vollziehenden Gewalt, sei es als einfacher Franzose, irgend einen Antheil nehmen sollte an einem Congreß, dessen Zweck wäre, die französische Verfassung zu verändern, eine Vermittlung zwischen der französischen Nation und den gegen sie verschworenen Rebellen und eine Auseinandersetzung mit den Fürsten im Elsaß zu veranlassen.

Von Begeisterung fortgerissen, erhebt sich die Versammlung und schwört: Verfassung oder Tod.

Die beschlossene Erklärung wird sogleich dem König überbracht und dieser eingeladen, sie unverzüglich allen Mächten mit dem Beifügen bekannt zu geben, daß Frankreich jeden europäischen Fürsten als seinen Feind ansehen werde, der gegen die französische Verfassung auch nur eine Hand rühren würde.

Die Erklärung des Kaisers Leopold, er habe von dem Kurfürsten von Trier die Entwaffnung der Emigranten verlangt, aber auch dem General Bender in Luxemburg den Befehl gegeben, jede Verletzung des Reichsgebietes mit gewaffneter Hand zurückzuweisen, rief, obgleich der Waffenlärm zu Trier mittlerweile wirklich aufgehört, noch einen ungeheuern Sturm hervor. Am 17. Januar trat Brissot mit einer großen Rede auf, in der er u. A. sagte:

„Die Maske ist endlich gefallen; euer wahrer Feind ist erkannt, der Befehl an General Bender sagt euch seinen Namen. Es ist der Kaiser. Die Kurfürsten waren nur seine Strohmänner; die Emigranten waren nur Werkzeuge in seiner Hand. Ihr dürft jetzt die Emigranten verachten; der Staatsgerichtshof wird die Nation an der Revolte dieser Bettelprinzen rächen. Cromwell zwang Frankreich und Holland, Carl II. zu verjagen. Eine solche Verfolgung wäre zu viel Ehre für die Prinzen. Werft euch auf ihre Güter und überlaßt ihre Herren ihrem Nichts. Die Kurfürsten sind nicht mehr würdig eures Zorns: die Angst hat sie euch zu Füßen geworfen — euer wahrer Feind ist der Kaiser."

Jetzt war die Kriegsfrage entschieden, wie fein und geschickt auch der Kaiser das Gewebe der Diplomatie zusammenflechten mochte, er kam zu spät.

Am 25. Januar kam es zu einem entscheidenden Beschluß. Der König sollte den Kaiser zu einer entschiedenen unzweideutigen Antwort unter Formen veranlassen, die einer Kriegserklärung gleich kamen.

Das Dekret lautete: „Der König soll durch eine Botschaft eingeladen werden, dem Kaiser zu erklären, daß er ferner nur noch im Namen der französischen Nation mit ihm unterhandeln könne — der König soll an den Kaiser die Frage richten, ob er als Haupt des Hauses Oesterreich der Freund des französischen Volks bleiben will, und ihm erklären, daß von hier bis zum 15. Februar jede ausweichende, verschiebende Antwort als eine Kriegserklärung angesehen werde. — Der König soll fortfahren, die kräftigsten Maßregeln zu ergreifen, damit die Grenzen in Vertheidigungszustand versetzt werden.“ —

Also alles Bisherige war noch nicht genug gewesen, dem Kaiser wurde förmlich die Pistole auf die Brust gesetzt.

Jetzt schloß dieser am 7. Februar ein Schutzbündniß mit Preußen ab und am 17. Februar ließ er eine Erklärung nach Frankreich abgehen, worin gezeigt war, wie er und er allein dem Andrängen zum Krieg mit Frankreich bisher mit Erfolg widerstanden und wie der ganze Kriegslärm nur als ein Werk der Jakobiner zu betrachten sei, an dem die besonnene Mehrheit der Nation keinen Theil habe. Er selber würde auch jetzt nicht aus seiner gemäßigten Haltung heraustreten. Kaunitz setzte dann in einer beigefügten Staatsschrift eine unbarmherzige, aber geschichtlich richtige Schilderung des Treibens der Jakobiner hinzu.

Nach der bekannten Legende, die so Viele glauben gemacht hat, das Ausland und insbesondere der Kaiser habe Frankreich zu einem Krieg der Nothwehr gereizt, müßte man glauben, diese Note mit ihren bittern Ausfällen hätte die Franzosen um den letzten Rest ihrer Fassung bringen müssen. Statt dessen wissen wir aus dem Moniteur das Gegentheil. Das Ministerium verliest das Schriftstück und spricht nach einer flüchtigen Rüge jener Ausfälle seine lebhafte Freude aus über „die friedlichen und freundschaftlichen Eröffnungen des Kaisers“ und dem stimmt die Versamm-

lung bei trotz des Murrens der Jakobiner über das zutreffende Gemälde, das da von ihnen entworfen war.

Der Tag, an dem diese Note vorgelesen wurde, war der 1. März; an demselben Tage starb Kaiser Leopold, wahrscheinlich an dem übermäßigen Gebrauch narkotischer Arzneimittel, die er gegen eine leichte Erkrankung genommen.

Durch diesen plötzlichen Todesfall war das größte Hemmniß gegen den Krieg hinweggenommen. Leopold II. würde den Krieg jetzt nicht mehr aufgehalten, aber ihn jedenfalls schlauer und besonnener geführt haben, als Franz II., der Absolutist im höchsten Maße, ganz in den Händen der Emigranten und fanatisch für den Kreuzzug eingenommen war.

§. 15.

Das Ministerium der Girondisten. — Dumouriez. — Die Kriegserklärung. — Der Einfall in Belgien. — Die Angriffe der Gironde auf den Thron und der Aufstand vom 20. Juni.

Das Ministerium der Girondisten. Die Kriegserklärung und der Einfall in Belgien.

Der Kriegslärm in der Nationalversammlung war ein Parteimanöver der Girondisten; die feurigen, stürmischen Reden der Brissot, Guadet, Gensonné, Vergniaud waren eben so viel Bewerbungen um ein Ministerium aus den Reihen ihrer Richtung: der augenblickliche Zustand war unhaltbar, ein Umschwung mußte erfolgen, und im Kriege sah die Gironde das beste Mittel, ihn in ihrem Sinne herbeizuführen.

Darum waren die Beschlüsse der letzten Tage lauter Siege, welche diese Partei der Gewalt näher brachten und das Ministerium untergruben.

Es galt jetzt einen entscheidenden Sturm auf das Ministerium. Eine Regierung, welche wie diese in allen entscheidenden Fragen mit der Mehrheit in Zwiespalt war, war auf die Dauer ein Unding. Leugnen konnte man nicht, daß einzelne Mitglieder desselben, wie namentlich Molleville, der Politik des Auslandes und der Ausgewanderten vollkommen zugethan waren, aber das galt nicht von Allen, und es war eine echt jakobinische Uebertreibung, wenn man dies Ministerium ohne Weiteres einen „Ausschuß des Vaterlandsverrathes" taufte.

So schlimm waren nicht einmal die Minister, die wirklich die Revolution haßten. Ein und das andere Blatt halten, gelegentlich ein paar bezahlte Schreier in die Versammlung schicken, um royalistischen Lärm zu machen, oder im Stillen wühlen, daß die wichtigen Pariser Gemeindeämter in die Hände der Petion, Danton und Anderer kamen, deren Popularität man in Sold zu nehmen hoffte,*) das waren die Staatsstreiche, die man sich hier zu Schulden kommen ließ. Aber allerdings zum Kriege hatten sie außer Narbonne durchaus keine Lust.

Auch die Stellung des Königs, wie sehr er auch Recht hatte zu klagen, daß man ihm die Verfassung nie gehalten, die er befolgen sollte, war unhaltbar geworden; die Crisis war so geschärft, daß er entweder mit der Mehrheit der Nation oder untergehen mußte. Wenn er sich nicht aufraffte und sich, was ihm freilich ganz widersprach, mit einem kühnen Entschluß an die Spitze der Bewegung schwang, dann wurde er ihr erstes Opfer. Durch die Verkettung der Umstände war ihm sein Schicksal unwiderruflich vorgezeichnet.

Die Gironde beschloß, im Einklang mit dem Jakobinerclub, einen Sturm gegen das Ministerium zu organisiren. Der diplomatische Ausschuß zeigte keine Neigung zu einem Angriff der Art; er meinte, das Ministerium habe seine Bemühungen für Erhaltung des Friedens fortgesetzt, Grund zum Krieg sei nicht vorhanden und also auch gegen die Minister Nichts zu machen.

In der Versammlung selbst durfte man also zunächst nicht hoffen durchzudringen; ohne Druck von Außen kam man nicht vorwärts.

Seit Anfang März war im Jakobinerclub die Rede von einer Anklage des Ministeriums, anderthalb Wochen machte man die Nationalversammlung mürbe und am 10. März bestieg Brissot die Rednerbühne, um das Ministerium des Auswärtigen, Delessart, des Verrathes am Vaterlande anzuklagen.

Er hielt eine gewandte Rabulistenrede, in der Wahres und Falsches, gegründete Beschwerden mit schielenden und unbewiesenen Anklagen zu einem effektvollen Ganzen verbunden waren.

Richtig war, daß das Benehmen des Ministeriums vielfach

*) So versichert ausdrücklich Barante: convention nationale. I. 22. Aehnliches erzählt Mortimer Ternaux: hist. de la terreur. I. 20.

ungehörig und inkonstitutionell war, richtig, daß es einen abgeneigten, widerwilligen Sinn allen einzelnen Schritten der Versammlung gegenüber bewiesen, daß es in seinen Noten stets einen gemäßigten, friedfertigen Ton festgehalten, der mit den Reden der Girondisten gar nicht und dem Ton der Beschlüsse nur schwer in Einklang zu bringen war.

Das waren höchstens Fehler, aber keine Verbrechen, wozu sie jetzt gestempelt wurden. Vergebens machten das die Gemäßigten geltend, vergebens suchten sie das Truggewebe Brissots zu zerlegen und aus sich selber zu überführen, sie wurden vom Lärm der Gallerien übertäubt und unter dem stürmischen Beifall der letzteren wurde die Anklage beschlossen.

Nicht zum Wenigsten hatte dazu die Rede Vergniauds beigetragen, der bei dieser Gelegenheit ein berühmtes Wort Mirabeau's verwendend sagte: „Gestatten Sie mir eine Betrachtung. Als man der verfassunggebenden Versammlung den Antrag stellte, den Despotismus der christlichen Religion zu beschließen, sprach Mirabeau die Worte: von der Rednerbühne aus, auf der ich zu Euch spreche, kann man das Fenster sehen, von dem aus die Hand eines französischen Monarchen, bewaffnet gegen seine eignen Unterthanen durch fluchwürdige Sektirer, die mit den geheiligten Interessen der Religion ihre persönlichen Hintergedanken vermengten, den Büchsenschuß that, der das Signal der Bartholomäusnacht geworden ist. So rufe auch ich jetzt: Von dieser Rednerbühne aus, auf der ich zu Euch rede, sieht man den Palast, wo entartete Rathgeber den König irren und mißleiten, den uns die Verfassung gegeben hat, die Fesseln schmieden, mit denen sie uns ketten und die Fallen legen, in denen sie uns für das Haus Oesterreich fangen wollen. Ich sehe die Fenster des Palastes, wo man die Gegenrevolution anzettelt, wo man die Mittel erwägt, um uns in die Greuel der Knechtschaft zurückzuschleudern, nachdem man uns durch alle Wirren der Anarchie und alles Gerase des Bürgerkriegs hindurchgeschleift hat."

Mit der Anklage gegen Delessart war das Ministerium gesprengt.

Jetzt endlich entschloß sich der König, ein Ministerium aus der Mehrheit zu bilden; spät genug. Wahrscheinlich wurden diese Minister nur die Todtengräber der Monarchie; wenn er nach sei-

chen Anlässen seine Minister wählen mußte, durfte er sich schon als zur Hälfte abgedankt betrachten.

Das neue Ministerium bestand zum größern Theil aus parlamentarischen Namen der Versammlung: außer Dumouriez waren es lauter Girondisten, aber nicht deren eigentliche Sprecher, sondern ihre entbehrlicheren Kräfte, Leute zweiten Ranges.

Die großen Redner blieben alle in der Versammlung, daher das Witzwort, das Ministerium sei das der Frau Roland.

Roland, der neue Minister des Innern, war der unbedeutende Mann einer jungen Frau von hervorragenden Eigenschaften und gebietendem Einfluß. Ihre Memoiren *) gehören zu den wenigen Büchern über diese Zeit, in denen keine Lüge ist, sie geben die reine unbefleckte Seele der Verfasserin wieder, aber auch den wunderbaren Fanatismus, der sie erfüllt und der ihr eine hervorragende Rolle unter den Persönlichkeiten der Revolution verschafft hat.

Die Roland gehört unter die Typen der französischen Gesellschaft. Ein einfaches, schlichtes Bürgermädchen, über ihren Stand gebildet, von Rousseau und ähnlichen Schriftstellern früh erfüllt, talentvoll und geistreich von Natur, und doch kein Blaustrumpf, begabt zur Schriftstellerei und zu einer tonangebenden Rolle in der Welt, war sie herangewachsen auf der schmalen bedenklichen Grenzlinie zwischen einem Weib und einem Mannweib, der Typus für einen Theil des dritten Standes, der mit Rousseau'schen Ideen gesättigt war und für einen Theil der französischen Frauenwelt, die die Politik mit dem Gefühl machte, die es in ihrer Schwärmerei für möglich hielt, auf dem friedlichen Wege organischer Entwicklung Platonis rempublicam in Romuli faece herzustellen. Auf dem Schaffot rief sie klagend aus: Gott, welche Verbrechen begeht man im Namen der Freiheit! Daß sie das erst auf dem Schaffot einsah, war das Verhängniß ihres Lebens.

Man nennt sie wohl den einzigen Mann, den die Gironde hervorgebracht, und nicht mit Unrecht. Für diese Partei war es in der That bezeichnend, daß sie in einem Weibe ihren bedeutendsten Kopf, und gleichfalls in einem Weibe, in Charlotte Corday, ihren Rächer gehabt hat.

*) Mémoires de Madame Roland. 2 Bde. Neue Ausgabe von Dauban 1864.

Der Einzige unter den neuen Ministern, der für sich etwas bedeutete, der Kenntniß der Geschäfte und der Menschen hatte, war der Minister des Auswärtigen: Dumouriez.

Dumouriez gehörte zu den Naturen, denen die äußeren Verhältnisse nicht günstig sind, die sich durch ihr Talent eine Stellung erkämpfen müssen und die in der Noth die allzugewissenhafte Wahl der Mittel verlernen.

Von kleinem altfranzösischen Adel, arm, ohne Einkünfte, ohne Lebensstellung und mächtige Gönner, war er früh genöthigt, eine Unterkunft sich selbst zu suchen, wo er sie fand. Hätte er Geduld und zähe Ausdauer zur Arbeit gehabt, so konnte ihm bei seinen unbestreitbaren Gaben eine ehrenvolle, vielleicht große Zukunft nicht entgehen; aber er war unstet, genußsüchtig, wandelbar. Unter dem alten Regime hatte er halb als Soldat, halb als Diplomat gedient und das Letztere in nicht sehr ehrenvollen Aufträgen; als die Revolution kam, sah er rasch, daß bei der Monarchie kein Glück mehr zu machen sei und wurde deshalb Revolutionär.

Zuerst war er gut konstitutionell, dann konstitutionell auf breitester Grundlage, schließlich verstand er es auch, sich als Demokraten zu geben.*) In diesen letzten Wochen war er Arm in Arm

*) Von sich selbst wird der Mann am besten und naivsten charakterisirt. Man muß in seinen Memoiren lesen, wie er, mit Talent und Gewandtheit begabt, in den Jahren 1790 und 1791 nach Paris geworfen, zu temporisiren versteht. Bald hält er es mit Mirabeau, bald mit den Republikanern, bald ist er im Jakobinerclub, bald läßt er den König seiner Ergebenheit versichern, Allen zeigt er sich dienstfertig und rühmt er seine Dienste. Bezeichnend ist, was er über seine Bekehrung zu den Jakobinern sagt, II. 104:

Cette circonstance l'obligea à retourner aux jacobins. Sa longue absence l'avait fait rayer de cette société. Son motif pour y rentrer fut que la société des jacobins de Paris avait affilié plus de deux mille sociétés dans les provinces; que dans les cinq départements, où il allait commander, il y en avait trente ou quarante très sulfureuses et que, s'il y était arrivé sans paraître jacobin, l'ayant été dans le principe, il eût été regardé comme aristocrate et par conséquence bien loin d'être utile à sa patrie et au roi; il eut la précaution de faire prévenir Louis XVI. de sa démarche et de ses motifs.

Abwarten, den Moment benützen — non sibi res, se rebus submittere — war seine Lebensphilosophie; man kann ihn nicht besser benennen als einen „Intriguanten".

Treffend sagt Mad. Roland I. 361: je croyais reconnaître un roué très-

mit den Jakobinern gegangen, hatte mit ihren Schlagwörtern um sich geworfen, aber er war dabei kalt bis ins Innerste und darum blieben ihm die Girondisten ganz unverständlich. Der große Haufe rechnete ihn zu den Girondisten, aber das war ein Irrthum.

Er sah das Königthum bergab eilen, sah die Unmöglichkeit, den von allen Seiten preisgegebenen Herzog von Orleans zu halten und dachte nicht daran, mit jenem zu stürzen, für diesen sich aufzubrauchen. Aber der Herzog hatte einen Sohn von 18 Jahren, einen gewandten, viel versprechenden Jüngling, der in des Vaters fürchterlicher Gesellschaft und Umgebung soweit sittlich aufgewachsen war, daß sein Privatleben kein Vorwurf traf, Louis Philipp, der Bürgerkönig von 1830; das war, glaube ich, der Candidat von Dumouriez und der führte ihn in der rothen Mütze in den Jakobinerclub ein.

Sämmtliche Minister vom 10. März hatten etwas Sprödes, Abstoßendes und Argwöhnisches gegen den König; Dumouriez war fast noch der Einzige, mit dem der König sich bald verständigte. Er trug auch hier auf beiden Seiten Wasser.

Daß das neue Ministerium je eher, je lieber den Krieg erklären würde, ließ sich erwarten.

Der Eintritt Dumouriez's war sogleich bezeichnet durch zwei Noten vom 18. und 27. März, deren Form und Fassung ungewöhnlich war.

In trotzigem, herausforderndem, kurz angebundenem Ton, so wie man in den Clubs zu reden pflegte, wie sich Dumouriez selbst unter den Jakobinern gelegentlich vernehmen ließ, forderten sie vom wiener Hof kategorisch eine kategorische Erklärung, ob Oesterreich, um Frankreich zufriedenzustellen, alle gegen dasselbe geschlossenen Verträge auflösen und ohne Säumen seine Truppen zurückziehen wolle oder nicht; im letzteren Falle sei der Krieg beschlos-

---

spirituel, un hardi chevalier qui devait se moquer de tout, hormis de ses intérêts et de sa gloire.

Dann S. 370: diligent et brave, bon général, habile courtisan, écrivant bien, s'énonçant avec facilité, capable de grandes entreprises il ne lui a manqué que plus de caractère pour son esprit, ou une tête plus froide pour suivre le plan qu'il avait conçu. Vgl. auch S. 388.

fene Sache. Oesterreich stellte in seiner Antwort die Gegenforderungen: Entschädigung für die deutschen Reichsfürsten und Genugthuung für den Papst wegen Avignons, und verlangte, daß im Innern Frankreichs Einrichtungen getroffen würden, um Alles zu unterdrücken, was andere Staaten beunruhigen könnte.

Damit war der Bruch ausgesprochen. Am 20. April kam der König in die Nationalversammlung, verlas die Botschaft seines Ministeriums, worin die Gründe der Kriegserklärung entwickelt waren und verlangte die Zustimmung der Versammlung. Er las das Schriftstück mit zitternder, bewegter Stimme, und Thränen in den Augen vor, als ob er sein eignes Todesurtheil verläse, und das war auch sein ganz berechtigtes Gefühl.

Mit Jubel wurde die Botschaft aufgenommen.

Niemand dachte daran, die folgenschwere Frage einem Ausschuß zur Prüfung zu überweisen, was in solchen Versammlungen selbst bei unbedeutenden Angelegenheiten üblich ist. Hier wurde eine Entscheidung, welche 22 Jahre lang Europa in Blut getränkt hat, nicht einmal zu einer kurzen Vorberathung empfohlen.

Die Gironde, Brissot und Guadet an der Spitze, betrieb die Diskussion mit auffallender Hast. So rasch als möglich sollte ein Bruch geschaffen werden, der jede Rückkehr abschnitt.

Mit an Einhelligkeit grenzender Mehrheit wurde der Krieg beschlossen. Nur sieben Stimmen (darunter die von Theodor Lameth) waren dagegen. Selbst die Masse der Feuillants und der Royalisten hatte für den Krieg gestimmt. Zuletzt hielt Vergniaud noch eine herrliche Rede. Er erinnerte an den Eid vom 14. Januar, an den Ruf: Verfassung oder Tod!

„Wo ist das Herz von Eis, das nicht bebte in so erhabenem Augenblicke? Wo die Seele von Stein, die sich nicht, ich wage es zu sagen, aufschwänge zum Himmel mit den Ausrufen der allgemeinen Freude! Wo der Mensch ohne Empfindung, der da nicht fühlte, wie sein Wesen wächst, seine Kräfte schwellen in dem Rausch einer edlen Begeisterung zu übermenschlicher Stärke! Wohlan! Geben wir Frankreich, geben wir Europa das imposante Schauspiel eines jener nationalen Feste. Lassen wir wieder aufleben jene Thatkraft, vor der die Bastillen in Trümmer fallen. Geben wir einen neuen Schwung dem heißen Gefühl, das uns an Freiheit und Vaterland knüpft. Laßt alle Theile unsres Reichs wider-

hallen von dem Ruf: In Freiheit leben oder sterben! Die ganze Verfassung ohne Abbruch, oder den Tod!"*)

Das am Schluß der Sitzung von Gensonné vorgelegte und ohne Erörterung angenommene Kriegsmanifest schloß mit folgenden Worten:

„Die Nationalversammlung erklärt, daß die französische Nation, getreu den Grundsätzen, welche ihre Verfassung geheiligt, keinen Krieg mit der Absicht der Eroberung zu unternehmen und niemals ihre Waffen gegen die Freiheit eines Volkes zu kehren, das Schwert nur ergreift zur Vertheidigung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit; daß der Krieg, den sie führen muß, kein Krieg ist von Nation zu Nation, sondern die gerechte Nothwehr eines freien Volkes gegen den ungerechten Anfall eines Königs;

daß die Franzosen niemals ihre Brüder mit ihren wirklichen Feinden verwechseln; daß sie nichts versäumen werden, um die Geißel des Kriegs zu mildern, das Eigenthum zu schonen und zu erhalten, und all die vom Kriege untrennbaren Leiden auf Die fallen zu lassen, die sich gegen ihre Freiheit verschwören werden;

daß sie im Voraus alle diejenigen Fremden als die Ihrigen annimmt, welche die Sache ihrer Feinde abschwören, sich ihren Fahnen anschließen und der Vertheidigung ihrer Freiheit ihre Kräfte weihen wollen; daß sie selbst mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen, für ihre Unterkunft in Frankreich besorgt sein wird."

Das Beispiel vom 20. April steht nicht völlig vereinzelt da.

Der große Entschluß zu dem gewaltigen Kriege mit Carthago, welcher das alte Rom aus den Angeln hob, um es zu einer neuen Weltmacht umzuschaffen, ist nicht von den Vätern des Freistaats — der Senat kam zu keiner Entscheidung —, sondern von dem in den Comitien versammelten Volke in einem ähnlichen Aufschwung der Leidenschaft und des kriegerischen Unternehmungsdurstes gefaßt worden. Aber es war ein großer Unterschied. Rom wußte damals, womit es den Krieg beginnen und führen sollte, es war die erste Landmacht Italiens, der größte Heerstaat im Westen der

---

*) [Die Stimmen, welche mit dem mürrischen Ruf point de serment den Vorschlag eines neuen Verfassungsfestes ablehnten, kamen wohl von Seiten der Mitglieder, die über diese monarchische Verfassung klarere Ansichten hatten, als die Girondisten.]

alten Welt, Frankreich war nicht in so günstiger Lage; man beschloß hier den Krieg, ohne zu wissen, womit man ihn führen sollte.

Die Franzosen suchen darüber behenden Fußes hinwegzuschlüpfen, sie möchten uns glauben machen, der patriotische Enthusiasmus allein habe jene Heere hervorgezaubert, welche später der Schrecken Europas geworden sind. Niemand wird die Bedeutung solcher Dinge für einen Krieg verkennen wollen, aber es gehören dazu außerdem noch Dinge materiellster Art: Pulver und Blei, Waffen und Kanonen, Vorräthe und Geld, Technik der Führung und zuverlässige Disciplin, und das Alles fehlte hier vorerst vollständig, und ließ sich auch durch Begeisterung allein nicht herbeischaffen.

Zwei volle Jahre hat es gedauert, bis Frankreich besaß, was zum Kriege gehörte, bis es ein tüchtiges Heer und tüchtige Generale hatte. Bis dahin konnte Frankreich jeden Augenblick durch eine furchtbare Katastrophe ereilt werden.

Das alte Heer war in vollkommener Auflösung, die Regierung hatte Tausende von Offizieren beurlaubt, um sie nicht wieder einzurufen, sie ließ sie ins Ausland desertiren und schaffte keinen Ersatz. Die Gemeinen waren gänzlich der revolutionären Zuchtlosigkeit verfallen. Erst die Soldaten von 1795/96 waren wirkliche demokratische Soldaten, wo die Disciplin außer dem Dienst eine ausgiebige Freiheit ließ und keinen Zopf mehr kannte, im Dienst aber Jeder, der seine Pflicht ein Mal versäumte, wie ein Verräther betrachtet wurde.

Davon war man noch weit entfernt, die organisirte Meuterei gehörte noch zu den unveräußerlichen Menschenrechten des Soldaten und überaus bezeichnend für den Geist der herrschenden Parteien, zumal der Jakobiner, die durch Revolutionirung der Armee dem Aufkommen des Säbeldespotismus vorbauen wollten, waren die schamlosen Festlichkeiten, womit die meuterischen Schweizer von Nancy, eben von der verdienten Galeerenstrafe befreit, auf dem Wege vom Bagno nach Paris von allen Clubs und endlich von der Nationalversammlung selbst gefeiert wurden, als hätten sie den Staat gerettet. Dem Abgeordneten Gouvion brach die Schmach das Herz. Sein Bruder war unter Denen, die zu Nancy durch die Schweizer ermordet worden waren; er wollte nicht länger in einer

Versammlung sitzen, die Mörder ehrte, trat aus, ging zur Armee und fand dort seinen Tod.*)

Die Vorräthe an Waffen, Munition, Geschützen waren so mangelhaft, daß man deutlich sah, in militärischen Dingen war Frankreich noch genau das des siebenjährigen Krieges.

Hier lag der schwerste Vorwurf gegen die Regierung, die Alles in Verfall hatte gerathen lassen, und der Verdacht konnte wohl kommen, sie hätte die Vertheidigung des Landes absichtlich verwahrlost, um es ungerüstet, wehrlos dem Ausland zu überliefern.

Auch über die schmählichen Anfänge des Krieges, der in seinem weiteren Verlaufe ganz Europa umstürzen sollte, gehen die Franzosen gern hinweg.

Am 20. April hatte man den Krieg erklären lassen, mit der Absicht, sofort in die nächste Nachbarprovinz, nach Belgien einzubrechen.**) Belgien war mit Oesterreich zerfallen, Dumouriez kannte die Unzufriedenheit und hoffte, die Feinde Oesterreichs würden mit offenen Armen empfangen werden, die Soldaten würden ausreißen, um nicht gegen die Revolution zu kämpfen, und das Volk würde sich jubelnd seinen Befreiern anschließen. Unzufrieden waren die herrschenden Kreise allerdings, aber aus einem Grunde, der sie der französischen Revolution noch abgeneigter machen mußte als Oesterreich, weil man nämlich die alten Privilegien der Kirche und des Adels angetastet, und das hatte Dumouriez gänzlich übersehen, als er ausrechnete, die Provinz sei binnen einigen Tagen durch einen Handstreich zu überrumpeln und einzuverleiben.

Von den drei Armeen, welche Frankreich seit Ende 1791 an seinen Nord- und Ostgrenzen aufgestellt hatte (Luckner im Elsaß, Rochambeau in Flandern, Lafayette bei Metz), sollte die letztere, die im Centrum stand, die Invasion übernehmen.

„Es handelt sich dabei um Revolution, sagte Rochambeau zum König bei Vertheilung der Commandos, und darauf versteht sich Lafayette besser als ich."

---

*) Barante: convention nationale, I. 40 ff. Mortimer-Ternaux: la terreur I. 60 ff.

**) [Bourgoing: histoire de la diplomatie de l'Europe pendant la révolution française. Paris 1865—67. II. 1. Renouard: der französ. Revolutionskrieg 1792. Cassel 1865.]

Lafayette sollte mit 10,000 Mann von Givet nach Namur vorbrechen, hier die noch übrigen verfügbaren Truppen seiner Armee an sich ziehen und damit — etwa 25,000 Mann — auf Brüssel oder Lüttich marschiren.

Zu seiner Unterstützung sollte Rochambeau, dem man nicht recht traute, drei Colonnen detachiren, 10,000 unter General Biron, 4000 unter General Theobald Dillon, 1200 unter General Carle. Diese 40,000 Mann schienen ausreichend, den höchstens 30,000 Oesterreichern mit Erfolg die Spitze zu bieten.

Spätestens der 29. und 30. April war zum Beginn dieser Operationen vorgeschrieben.

Ueber alle Maßen kläglich ist dieser kecke Plan gescheitert.

Am 29. April waren Lafayette auf Givet, Biron auf Mons, Dillon auf Tournay unterwegs; die Truppen des letzteren rissen aus bei dem ersten Anblick kleiner Abtheilungen des Feindes, eilten in wilder Auflösung bis nach Lille, warfen sich unter dem Geschrei Verrath! Verrath! auf ihren General, hieben ihn, einen Priester und einen Offizier in Stücke und hängten einige österreichische Gefangene an den Laternen auf.

Biron hatte vor Mons, wo 3000 Oesterreicher unter Beaulieu sich verschanzt hatten, Halt gemacht; als in der Nacht österreichische Reiterei in seine Nähe kam, zeigten seine Truppen bereits eine solche Neigung zur Panique, daß er zum Morgen den Rückzug beschloß. Dieser wurde denn auch angetreten, bei Quievrain aber griffen österreichische Cavallerie und Infanterie an und nun floh das ganze Corps in völliger Auflösung bis nach Valenciennes, wo die Flüchtlinge die „Verräther", d. h. Rochambeau, die Generale und die Offiziere niedersäbeln wollten, wie es ihre Kameraden in Lille gemacht. Auf Grund dieser Hiobsposten blieb Lafayette in Givet, das er mit Eilmärschen erreicht hatte, stehen: Alles war zu Ende.*)

Als diese Dinge am 3. Mai in der Nationalversammlung zur Sprache kamen, erhielt man auch Bescheid über die wirkliche Ursache der Greuel. Beugnot theilte eine Stelle aus einem Pamphlet von Marat mit, die über die Vorfälle von Lille eine schlagende Enthüllung bot: „Seit mehr als 6 Monaten, hieß es dort, habe ich

*) [Die quellenmäßige Darstellung dieser Dinge bei Sybel, I. 349 50. 3. Aufl.]

vorhergesagt, daß unsere Generäle, lauter treffliche Lakaien des Hofes, die Nation verrathen, daß sie die Grenzen preisgeben würden. Meine Hoffnung ist, daß die Armee die Augen aufthun und einsehen wird: ihre erste Aufgabe müsse sein, ihre Generäle in Stücke zu hauen."

Wenn das richtig war, was die jakobinische Presse tausend Mal verkündigt, daß die französische Grenze von feindlichen Bayonnetten starre, wie leicht wäre es dann gewesen, über die jetzt offene Grenze hereinzubrechen und diese Armee, die noch keiner österreichischen Schwadron Stand gehalten, über den Haufen zu werfen. Aber man war auch auswärts mit den Rüstungen zurück und so ging dieses erste Unwetter, das für die Franzosen leicht verhängnißvoll werden konnte, ohne weitergreifende Folgen vorüber.

Es blieb bei einer thatsächlichen Waffenruhe. Als aber die Kriegsgefahr von Neuem kam, ward die Lage wieder kritisch genug. Ein neues Heer war noch immer nicht da und Frankreich wurde nicht durch seine militärische Organisation, die erst von 1793 datirt, und nicht durch Enthusiasmus, der gründlich zerstört war, sondern durch die kopf- und gewissenlose Politik der ersten Coalition gerettet.

Es dauert jetzt fast drei Monate, bis die auswärtigen Mächte im Stande sind, sich mit ihren Truppen den Grenzen Frankreichs zu nähern, und in dem Augenblick, da die Verbündeten die ersten Festungen Frankreichs berühren, ist der Thron Ludwigs XVI. umgestürzt. Was in der dazwischenliegenden Frist in Frankreich geschieht, ist deßhalb wesentlich unabhängig von den äußeren Dingen. Das Andrängen des Feindes hat die Katastrophe höchstens beschleunigt, aber nicht geschaffen, denn unvermeidlich war sie von Anfang an. Der König mußte fallen, wenn er sich nicht willenlos dem Strom hingeben wollte, der jetzt Frankreich anfing zu überfluthen.

Die Schuld lag hier auf beiden Seiten. Die Anhänglichkeit an die Verfassung, die man stets im Munde führte, war im Schloß so groß als in der Versammlung. Jeder Theil betrachtete ihre Auslegung als die Frage seiner Herrschaft und konnte eine Form nicht lieben, die seine Herrschaft eben immer noch fraglich und bestreitbar ließ.

Die Angriffe der Gironde auf den Thron und der Aufstand vom 20. Juni.

Kaum war der Krieg gegen den Kaiser erklärt, so begann der offene Angriff auf den Thron selbst, maskirt noch immer durch die Worte „Verfassung und Freiheit".

Wie der König damals gesinnt war, berichten die Getreuen selbst. So weit seine Passivität eine Stimmung des Hasses und der Erbitterung zuließ, galt sie der neuen Ordnung: die Versammlung wie die Verfassung waren ihm in tiefster Seele zuwider und seine ganze Hoffnung war auf Hilfe von Außen gerichtet.

Ein neues Ministerium war gebildet aus Männern der Gironde, die zum größten Theil dem Jakobinerclub angehörten. Die Stellung des Königs zu der Mehrheit, aus der sie hervorgegangen, veränderte sich darum nicht. Der König kann sich nicht entschließen, mit den Männern dieser Mehrheit zu regieren, zu denen er kein Vertrauen hat und die ihm mehr wie Kerkermeister, denn als Rathgeber gegenübertreten. Bald war zu merken, daß der König dem Rathe des Ministeriums nicht folgte, officiell und formell zwar mit ihm verkehrte, aber auf eine Weise, daß man sah, er betrachte es nur wie eine aufgezwungene Fessel.

Barnave, Dupont, Lameth waren jetzt seine eigentlichen Vertrauten, sie standen zu ihm, wie Mirabeau in seinen letzten Tagen.

Man harrte bei Hofe mit schlecht verhehlter Sehnsucht auf einen kräftigen Druck von Außen, der diesem Wirrwarr ein Ende machen werde. Die Personen, die, den König und die Königin an der Spitze, in dieser Stimmung einig waren, nannte die jakobinische Presse das comité autrichien. Ein solches hat gar nicht bestanden. Richtig war nur, daß der König dem Ministerium nicht folgte, daß im Hintergrunde Leute standen, die für jeden Rath dieser Minister einen entgegengesetzten bereit hatten und daß dieser ganze Kreis seine Befreiung allerdings von einem Umschwung erwartete, den nur das Ausland herbeiführen könne.

Das comité autrichien kommt seit 18. Mai 1792 wiederholt in der Versammlung zur Sprache. Bei Gelegenheit der sehr vagen und unbestimmten Anklagepunkte vernimmt man bereits die schrecklichen Worte Fauchets: „Es handelt sich hier gar nicht um die

Moralität der Denunciationen, sondern um ihre Nützlichkeit für das öffentliche Wohl."

Ein rechtfertigender Brief des Königs wird ganz offen als Verfassungsbruch bezeichnet und die Girondisten stehen im ersten Treffen dieser immer entschiedeneren Angriffe, mit welchen die Auftritte vom 20. Juni und 10. August eingeleitet werden.

Mit dem König war es bereits so weit gekommen, daß, wo er sich öffentlich sehen ließ, Volkshaufen ihn mit lautem Geschrei und den schmutzigsten Schimpfworten verfolgten.

Eine andere Anklagewaffe gegen den Hof bildete das Verhältniß der konstitutionellen Garde.

Als in den Oktobertagen 1789 die alte königliche Garde im Strudel der Revolution untergegangen war, hatte man die Nothwendigkeit eingesehen, dem König eine andere Art bewaffneten Schutzes zu geben. Man bildete eine neue Leibgarde theils aus alten Linientruppen, theils aus Nationalgardisten jüngeren Alters; die Zahl und Zusammensetzung des Corps war verfassungsmäßig bestimmt.

Auch bei dem Zerwürfniß hierüber lag die Schuld auf beiden Seiten. Der wachsenden Mehrheit des Hauses war schon jede Garde des Königs ein Hinderniß ihrer Wünsche, der Hof aber hatte Alles aufgeboten, aus dieser Garde ein unbedingt ergebenes Regiment zu machen. Man hatte eine Menge Leute hineingebracht, die nicht hinein gehörten, sie mit Elementen verstärkt, die der Hof für zuverlässiger hielt, Leute von altem Adel, Vendeer, Emigranten, geschworene Gegner der Verfassung, unter die bürgerlichen Nationalgardisten gemengt; seitdem war im Innern des Corps Unzufriedenheit entstanden und dieses selbst in doppeltem Maße zur ständigen Zielscheibe Derer geworden, denen jede königliche Garde ein Dorn im Auge war.

In der permanenten Sitzung vom 28. Mai trat Bazire auf, um die verfassungswidrige Gestaltung der königlichen Garde als Ankläger zur Sprache zu bringen. Er behauptet, man habe die Bedingungen zur Ergänzung der Garde nicht erfüllt, sondern offen verletzt. Statt der ehrlichen Leute habe man eingeschoben „alte Gardes-du-corps, junge Seminaristen, die das geistliche Gewand nur abgelegt, um die Uniform anzuziehen, Leute, die unmittelbar von Coblenz angekommen seien" u. s. w.

Geschickt weiß er dreiste Erfindungen mit Thatsachen, die uns durch die Memoiren der Campan und Bertrands bestätigt werden, so zu mengen, daß die Entlassung der Garde wie eine Nothwendigkeit erscheinen mußte.

Im Jakobinerstil setzt dann Couthon neue, noch gehässigere Anklagen hinzu und führt namentlich Zeugnisse dafür an, wie man sich im Schlosse über die Unfälle der französischen Armee an der Nordostgrenze gefreut habe. Wo der grobe, verleumderische Ton solcher Leute nicht ausreicht, da kommt die rednerische Kunst der Guadets und Vergniauds den Verbündeten zu Hilfe.

„Welches ist der Name, fragt Vergniaud, den man anruft ohne Unterlaß oder vielmehr lästert ohne Aufhören bei den anstößigen Orgien, von denen man euch gesprochen? Es ist der Name des Königs. Welcher Name wird angerufen oder gelästert, bei den geheimen Umtrieben, die man anzettelt, um die Ruhe zu stören und Aufregung zu verbreiten? Der Name des Königs. Welcher Name wird angerufen, wenn man mit Hohn von der Verfassung gesprochen und gegen Freiheit und Gesetz seinen Haß ausgelassen hat? Und welche Liebe giebt man vor, dem Allen entgegenzusetzen? Die Liebe zum König" u. s. w.

So wird denn beschlossen, daß die augenblicklich bestehende königliche Garde entlassen und alsbald gesetzmäßig erneuert werden soll; für die Zwischenzeit hat die Pariser Nationalgarde den Dienst beim König zu versehen.

Der Hintergedanke war klar. Der König sollte das letzte Bollwerk verlieren, das ihn einigermaßen schützte, er sollte vollends entwaffnet und wehrlos gemacht werden, dann war man dem Ideal der Gironde,*) einem Zustand, wo das Königthum sich selber aufhob, um einen entscheidenden Schritt näher gekommen.

---

*) Zur Stellung der Girondisten im Mai 1792.

Die Vff. der Hist. parlem. XIV. 230 ff. haben nachgewiesen, wie im Mai 1792 die Gironde fortwährend zwischen Feuillans und Jakobinern schwankte und bei ihren Abstimmungen zu laviren suchte. Ueber die Stellung der Parteien heißt es dort S. 232: „Les Girondins se designaient eux-mêmes sous le nom de Patriotes; ils nommaient les Feuillans modérés et les Montagnards enragés. Brissot (Patriote français 18. Mai) definit ainsi ces trois expressions:

Der Entwaffnung des Königs folgte die Bewaffnung der girondistischen Jakobiner.

Am 6. Juni wurde nach einem zwei Tage vorher vom Kriegsminister Servan gestellten Antrage die Errichtung eines stehenden Heeres von 20,000 Mann d. h. ebensoviel Jakobinern beschlossen, welches durch Aushebung von fünf Bewaffneten aus jedem Canton des Reichs gebildet werden und zum ersten Mal am Jahrestag des Bastillensturmes unter Waffen treten sollte,

---

Patriote: Ami du peuple, ami de la constitution
Modéré: Faux ami de la constitution, ennemi du Peuple
Enragé: Faux ami du peuple, ennemi de la constitution

Dans la polémique les Girondins appelaient Comité Autrichien, les chefs des Modérés, et Tribuns ou factieux, les chefs des Enragés. Les Feuillans et les Montagnards n'avaient qu'un ennemi et qu'un nom de guerre pour attaquer; les premiers combattaient les Anarchistes, les seconds les Intrigans."

Je mehr durch die Girondisten auf diese Weise die Parteien getrennt werden, desto entschiedener sammelt sich um Robespierre die compakte Phalanx des nachherigen Terrorismus. Mit seiner „reinen Tugend", seiner Unbestechlichkeit, seiner kalten Consequenz und seinem schleichenden Denunciantismus weiß er schon jetzt den Boden der girond. Partei zu untergraben. Ein merkwürdiges Document dafür ist ein Aufsatz in seinem Défenseur de la constitution, unter dem Titel: les principales causes de nos maux." (Hist. parlem. XIV. 397 ff.) Erst kommen allgemeine Bemerkungen, ganz in Robespierre's gleißend heuchlischerem Tone, namentlich gegen den Hof, dem alles Unheil vorgeworfen wird. Er soll Parteien geschaffen haben, die jetzt langsam in reactionärem Sinne wirken. „Tandis que les uns défendent ouvertement les maximes de la liberté, d'autres semblent tenir le milieu entre elle et la liberté, une troisième classe colore ses opinions d'une teinte de patriotisme plus prononcé, et se dit la protectrice des droits du peuple, mais elle marche insensiblement par des routes detournées, au but commun de tous les ennemis de la constitution" etc. Dann kommt er nach langen Zwischenbemerkungen auf die Constituante zurück und sagt, auch dort hätte eine solche Partei am meisten geschadet; und endlich sagt er nach vielen Vorbereitungen ganz offen: „Les chefs les plus connus de la faction dont je vais parler sont MM. Brissot et Condorcet. Après ces noms on cite les noms de plusieurs députés de Bordeaux, tels que ceux de MM. Guadet, Vergniaud, Gensonné.... Je vais tracer l'histoire fidèle de leur conduite politique." — Eine Masse von Anklagepunkten werden dann angeführt; die wichtigsten sind die verschiedensten Abstimmungen, worin die Girondisten entweder sich als Freunde der Ordnung zeigten, oder geradezu mit den Feuillans stimmten.

um dann in einem Lager bei Paris versammelt zu bleiben. Die vereinzelten Stimmen, die die ungeheure Gefahr dieses Beschlusses für die Urheber selber voraus sagten, verhallten in dem Beifallssturm, womit die Gallerieen diesen Gedanken willkommen hießen.

Unter dem Vorwand, für bessern Schutz des Königs und der Hauptstadt zu sorgen, schuf man ein Heer, das ganz in den Händen der Jakobiner für jeden blutigen Tag handelnd und entscheidend mitzuwirken bereit war.

Man wird begreifen, daß der König dies letzte Edikt mit seinem Veto belegte. Seine Garde nahm man ihm und statt ihm einen Ersatz dafür zu schaffen, bot man 20,000 Mann der jakobinischen Jugend von ganz Frankreich nach Paris auf.

Ein zweites verschärftes Strafdekret, welches gegen die eidverweigernden Priester Deportation aussprach, lehnte er gleichfalls ab, wie er gegen das erste bereits Veto eingelegt.

Nun gaben die Minister Servan, Roland, Claviere ihre Entlassung ein. Dagegen war Nichts zu sagen, die Minister hatten sich mit diesen Maßregeln identificirt, der König gab ihnen den Abschied, das war sein Recht.

Jetzt aber begann ein unwürdiges, frevelhaftes Treiben. Gewiß hatte der König, wenn er überhaupt noch ein Recht sein nennen durfte, das Recht, seine Rathgeber zu entlassen, und andere an ihrer Statt zu erwählen, und sicher war es deßhalb ein gewissenloses Unterfangen, wenn die Minister selbst ihm das zum Verbrechen stempelten.

Das that man hier.

Die wohlorganisirte Maschine des Clubs wurde in Thätigkeit gesetzt, die jakobinische Presse raste gegen den König, der bisherige Minister des Innern, Roland, veröffentlichte in der Nationalversammlung einen Brief, den er am 10. Juni an den König geschrieben, ein Schreiben voll unverschämter Anklagen, wie es dem Verfasser in jeder monarchischen Staatsordnung einen Proceß wegen Majestätsbeleidigung eingetragen haben würde. Die Veröffentlichung war außerdem ein Bruch des zugesagten Geheimnisses. Es war dasselbe Getreibe im Gang, womit nachher die Gironde selber aus dem Sattel gehoben ward.

Jetzt glaubten die Männer zweiten und dritten Ranges, ihre Stunde sei gekommen. In der Versammlung werden die ent-

lassenen Minister mit Jubel empfangen; dieselben, denen der König nichts Willkommeneres thun konnte, als die Girondisten verabschieden, wütheten und tobten über den verfassungswidrigen Ministerwechsel und alle Die, die in den letzten Tagen ihre Ungeduld kaum gebändigt hatten, sahen jetzt endlich den Augenblick kommen, der versprach, mit einem letzten Stoß diesen Thron über den Haufen zu werfen. Eine Flugschrift war bereits im Tuileriengarten vor Tausenden verlesen worden, welche dem „Ungeheuer" Ludwig XVI. mit dem Tode drohte.

Zwei Tage vor dem Ausbruch, am 18. Juni, kam von Lafayette, der wie gewöhnlich, wo er dem Königthum dienen wollte, Alles verdarb, ein Brief an die Nationalversammlung, der darin in einer langen derben Strafpredigt rund heraus die Meinung gesagt wurde.

In dem Briefe waren der Versammlung viel unbestreitbare Wahrheiten so vortrefflich gesagt, daß er trotz der vielen heftigen Ausfälle gegen die Jakobiner mit entschiedenem Beifall aufgenommen wurde; aber es war durchaus verfassungswidrig, daß ein General wie Lafayette es noch war, in solchem Tone zur gesetzgebenden Versammlung redete. Das hatte Vergniaud nachher ganz richtig hervorgehoben.

Der Brief schildert die Lage Frankreichs und die Pflichten, die für die Versammlung daraus erwachsen. „Die Umstände sind bedenklich; Frankreich ist bedroht von Außen und aufgeregt von Innen; während die fremden Höfe das unerträgliche Vorhaben ankündigen, unsere nationale Souveränetät anzutasten, und sich so zu Feinden Frankreichs erklären, unterhalten innere Feinde, trunken von Fanatismus oder Hoffahrt, eine chimärische Hoffnung und ermüden uns noch mit ihrem herausfordernden Uebelwollen. Ihr müßt sie unterdrücken und werdet dazu die Macht nur so lange haben, als ihr der Verfassung und dem Rechte treu bleibt."

Die Urheber aller Störungen und alles Unglücks sind die Jakobiner; sie müssen unterworfen werden.

„Könnt ihr euch verhehlen, daß eine Faktion — um jede Dunkelheit der Bezeichnung zu vermeiden, will ich sie bei Namen nennen — daß die Faktion der Jakobiner all diese Unruhen verschuldet hat? Sie klage ich laut darum an. Organisirt, gleich

einem Reich im Reich, in der Hauptstadt und in den Zweigvereinen außerhalb, blind geleitet durch einige ehrgeizige Führer, bildet diese Sekte eine abgesonderte Körperschaft inmitten des französischen Volks, dessen Gewalten sie an sich reißt, indem sie seine Vertreter und Bevollmächtigten unterjocht.

Dort, in ihren öffentlichen Sitzungen, nennt man Treue gegen das Gesetz — aristokratische Gesinnung, und Bruch der Gesetze — Vaterlandsliebe; mit teuflischem Beifall werden dort Mörder und Verbrecher gefeiert."

Diese Anarchisten von Links sind nichts Anderes als die Mitverschworenen der Reaktionäre von Rechts.

„Welch erstaunliche Gleichförmigkeit der Sprache unter den Sektirern der Aristokratie und Denen, die sich des Namens der Patrioten anmaßen! Alle wollen sie unsere Gesetze umstürzen, Alle weiden sie sich an den Unruhen, erheben sie sich gegen die Gewalten, welche das Volk verliehen hat, verabscheuen sie die Nationalgarde, predigen sie der Armee Zuchtlosigkeit, säen sie bald Mißtrauen, bald Entmuthigung."

Nun kommt eine lange Stelle pro domo, worin er der Versammlung sagt, wer und was er sei; er fühlt sich dabei wie ein Stück Weltgeschichte, wenn er auseinandersetzt, was er schon Alles für die Freiheit gethan: in Amerika, wohin er sich aufmachte, als ihm die Gesandten sagten, die Sache der Freiheit sei verloren und in Frankreich, wo er am 11. Juli 1789, als er eine Erklärung der Menschenrechte vorlegte, zu sagen wagte: „Damit eine Nation frei sei, genügt es, daß sie frei sein wolle."

Was der „Soldat der Freiheit" sagte, war Alles so ziemlich wahr, und doch war das ganze Schreiben ein großer Fehler: allerdings hatte er Etwas gewagt, was in ganz Frankreich jetzt kein einziger Mensch mehr wagte, aber es kam zu spät, um noch zu nützen und rechtzeitig genug, seiner Sache den letzten Stoß zu geben.

Zu einem Kampf auf Leben und Tod hatte Lafayette die Jakobiner herausgefordert und die blieben nicht müssig. Am Abend des Sitzungstages hallte der Club wieder von furchtbaren Drohungen gegen den General, der sich als neuen Monk entlarvt habe. Der Handschuh war aufgenommen.

Am 19. Juni wurde der Versammlung mitgetheilt, daß der

König sein Veto eingelegt habe gegen das Priesteredikt wie gegen das Aufgebot der 20,000 Föderirten und am selben Tage begann in den Vorstädten jene unruhige Geschäftigkeit, welche einem nahen Ausbruch vorherzugehen pflegt.

Die revolutionären Größen zweiten und dritten Ranges glaubten, der müssigen Worte seien genug gewechselt, es sei jetzt Zeit loszubrechen. Jede Revolution hat solche untergeordnete Agenten, die zu großen Rollen nicht geeignet, dagegen ganz unentbehrlich sind zur Einleitung von Aufständen, zur Organisirung von Sturm petitionen und gesinnungstüchtigen Tumulten; in den Vorstädten von Paris fehlte es an solchen Elementen nicht.

Der Brauer Santerre, der nachher Steuernachlaß verlangte für eine ungeheure Menge von revolutionärem Freibier, das er in den Jahren 1789/90 verschenkt, der Fleischer Legendre, der Goldarbeiter und spätere General Rossignol, heruntergekommene Adlige, wie der verrückte Marquis St. Huruge und der Pole Lazowski, vielversprechende Banditen wie Alexandre und Fournier — das waren die Leute, die man machen ließ, wofür man die Verantwortung nicht tragen wollte, die man vorschickte, um sie zu verleugnen, wenn es fehlschlug, um die Frucht ihrer Verbrechen zu ernten, wenn etwas ausgerichtet wurde. Dieser Kreis fand den Zustand langweilig und war, der Halbheiten überdrüssig, der Meinung: wir müssen uns der Sache annehmen, ein Stoß, und das Königthum bricht zusammen.*)

Seit Anfang Juni tagte in der Vorstadt St. Antoine ein erlesener Kreis von „friedlichen Bürgern", wie sie sich nannten, die sich in der Kirche der Findelkinder zusammenfanden, „um sich über ihre Rechte und Pflichten zu belehren." Dort stand die Rednerbühne von Santerre und seinen Freunden und dort war auch der Sitz des Complotts, welches am 20. Juni seine erste große Demonstration veranstaltet hat und dessen Anstifter nicht erst des Ministerwechsels vom 12. noch des Vetos vom 19. bedurften, um zu wissen, was sie wollten.

Rechtzeitig hatten die Stadtbehörden authentische Kunde davon, daß am 20. Juni eine Massendemonstration stattfinden solle;

*) [Für alles Folgende: Mortimer-Ternaux: histoire de la terreur 1792—94. Paris 1862. I. 130 ff. vgl. mit Sybel I. 366 ff. 3. Aufl.]

das Direktorium des Departements sparte denn auch keine Mühe, um den Maire zur Ergreifung energischer Gegenanstalten aufzufordern, dieser aber, Petion, verharrte absichtlich in voller Unthätigkeit, und eine ähnliche Haltung zu beobachten war die Nationalversammlung entschlossen.

Als dieser letzteren am Abend des 19. Juni eine Deputation von Marseiller Bürgern eine Bittschrift vortrug, worin es hieß: „der Tag der Volksrache ist endlich gekommen — der Löwe, sonst edelmüthig, aber heute zu heftig ergrimmt, wird sich von seiner Lagerstatt erheben, um sich auf die Meute seiner Feinde zu stürzen" — da wurde unter rasendem Beifall der Linken, trotz des Einspruchs der entrüsteten Rechten, beschlossen, dieses Schriftstück drucken und in die 83 Departements hinaussenden zu lassen, und als die Anträge des Direktoriums über Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung verlesen wurden, ging die Versammlung stillschweigend zur Tagesordnung über!

So stand denn dem Besuche, welchen die Vorstädte zur Feier der Ballhaussitzung der Nationalversammlung sowie dem „Herrn und der Frau Veto" machen wollten, Nichts im Wege.

Am 20. Juni erschienen die Vorstädter gegen Mittag in der Nähe des Tuileriengartens. Es waren 30—40,000 Pikenmänner und sonst Bewaffnete, umgeben und umdrängt von zahllosen Neugierigen und Müssiggängern, Weibern und Kindern, die keine Waffen hatten.

Die Nationalversammlung wußte von dem Herannahen bewaffneter Bittsteller und mußte berathen, wie sie sich benehmen wolle, wenn die Masse den Eintritt in ihr Heiligthum und die Ehre einer Sitzung verlangte. Die Berathung darüber war im Gang, als es draußen anfing laut zu werden und gleichzeitig dem Präsidenten ein Schreiben des Brauers Santerre zugestellt wurde, der im Namen der Vorstadt St. Antoine verlangte, mit seinem Gefolge vor die Schranken zugelassen zu werden. Nun entsteht eine heiße Debatte; Einer meldet dazwischen, die Bittsteller draußen seien 8000 Mann Bewaffnete stark, ein Anderer bemerkt der Linken, die Zulassung verlangt, „es ist klar, die haben die Pikenmänner kommen lassen und können sie jetzt nicht wieder los werden". Während die Diskussion immer heftiger wird, heult die Masse draußen vor Ungeduld und erscheint plötzlich im Saal und an den Schranken,

ehe ihr irgend Jemand die Erlaubniß dazu gegeben hat. Es gelingt, die Eindringlinge noch mit Vorstellungen hinaus zu nöthigen, bis die Versammlung den Eintritt gestatte. Als dies geschehen war, verlas einer der Wortführer eine lange schwülstige Rede, in der Catilina und andere klassische Reminiscenzen das dritte Wort waren und dem König unter schauerlichen Phrasen der Tod gedroht wurde: „Die Verschwörung ist aufgedeckt, die Stunde ist gekommen und der Baum der Freiheit, den wir gepflanzt haben, wird in Frieden grünen. Darf ein König einen andern Willen haben als den des Gesetzes? Das Volk hat auch einen Willen und sein Kopf wiegt schwerer als der gekrönter Despoten. Dieser Kopf ist der Geschlechterbaum der Nationen und vor der stämmigen Eiche muß das schwache Schilf sich beugen."

Und nun beginnt der feierliche Durchzug der vorstädtischen Patrioten. St. Huruge und Santerre stehen unter der Tribüne und kommandiren mit Löwenstimme, unter Trommelschlag, Gesang und wilden Ausrufen marschirt und tanzt die Masse durch den Saal: mitten in den Haufen, die von den buntesten Waffen starren, sind harmlose Bummler und Kinder, die von ihren Müttern hinter sich hergezogen werden.

Eine Stunde hatte der Durchmarsch gedauert. Als der letzte den Saal verlassen, eilen Santerre und St. Huruge wieder an die Spitze ihrer Colonnen, um den zweiten Besuch anzuführen, der dem Hofe in den Tuilerien gilt.

Dort standen 22 Bataillone Nationalgarden theils im Garten, theils in nächster Nähe, so daß die Zugänge der königlichen Gemächer ohne Ausnahme gegen jeden Andrang geschützt werden konnten. Aber der Befehlshaber machte es wie Petion, er rührte sich nicht und verschwand, sobald er konnte.

Das große Eingangsthor des Schlosses wird belagert von den Haufen; die städtischen Offiziere wehren ab und lassen auf die Vorstellung, daß das „Petitionsrecht geheiligt sei", nur eine Anzahl Unbewaffneter durch einen Seiteneingang zum König. Da wird das Thor von Innen geöffnet und nun stürzt sich die Masse in das Schloß.

In dem Saal l'Oeil de Boeuf befand sich der König mit dreien seiner Minister und mehreren Freiwilligen von der Nationalgarde. Während die äußere Thür erdröhnte von den Stößen

der Beile und Flintenkolben, womit die andrängende Menge Einlaß begehrte, kam durch eine innere Thür dem König eine Anzahl Nationalgarden zu Hilfe, um ihn gegen jede Gewaltthat zu schützen. Diese schwache Mannschaft deckte den König heldenmüthig mit ihrem Leibe, als der Pöbel eindrang und sie mit Piken, Säbeln, Bayonneten und Stöcken bedrohte. In eine Fensternische eingezwängt sahen sie den Saal rasch von einer wilden Menge überfluthet, die ohne Unterlaß mit drohender Geberde schrie: Nieder mit dem Herrn Veto! Zum Teufel mit dem Veto! Er nehme die patriotischen Minister wieder an! Eher gehen wir nicht fort!

Der König und die kleine Schaar seiner Beschützer gaben das Beispiel einer unerschütterlichen, bewunderungswürdigen Kaltblütigkeit inmitten eines dreistündigen unbeschreiblichen Getümmels.

Als der Fleischer Legendre in einem Augenblick der Ruhe dem König die unverschämtesten Beschimpfungen ins Gesicht schleuderte, erwiderte dieser mit würdevoller Ruhe: ich werde handeln nach der Verfassung und den Beschlüssen der Nationalversammlung.

Nieder mit dem König! brüllt es aus dem Haufen; dem König wird die rothe Mütze auf den Kopf gestülpt und nun ruft es: Hoch die Nation! ja selbst: Hoch der König! Eine Stunde hatte der Auftritt gedauert, der König hatte eben aus einem Glas, das ein Nationalgardist dem erschöpften Fürsten gereicht, auf das Wohl des Volks von Paris getrunken, als Vergniaud und Isnard mit zwei Abgeordneten der Rechten sich zum König Bahn brachen; aber auch ihr Bemühen, die Menge zu zerstreuen, war umsonst. Eine Stunde später endlich kam Petion, der sich entschuldigte, er habe wirklich und wahrhaftig nichts von den Vorgängen im Schlosse gewußt, er fand nicht nöthig, einem jungen Manne Schweigen zu gebieten, der dem König zurief: „Die Bestätigung der Dekrete, ihr Vollzug oder Sie werden sterben."

Nahe an drei Stunden hatte die Fluth ab- und zugewogt, als sie endlich anfing sich zu verlaufen. Die Parole: „Mordet den König" war nicht ausgegeben; daß sie nicht improvisirt wurde, hatte wohl nur seinen Grund in der Festigkeit des Königs und seiner Begleiter, die das feige Gesindel entwaffnete.

Die Königin hatte mittlerweile in dem Berathungssaale mit ihrem Dauphin eine ähnliche Probe zu bestehen gehabt und auch sie hat an diesem Tage ihre Würde in keiner Minute ver-

leugnet. Manches der fürchterlichen Fischweiber, die mit Schimpfwörtern herankamen, fühlte sich besiegt von der Hoheit, mit der sie ihnen entgegentrat. Eine Person hatte wilde Flüche und Schmähungen gegen sie ausgestoßen und ließ sich durch die stolze Erwiderung der Königin so erschüttern, daß sie unter Thränen um Verzeihung bat; auch dem Brauer Santerre ward es weich ums Herz, er selber nahm dem Dauphin die rothe Mütze wieder vom Kopf, weil sie dem armen Kind „zu heiß mache".

Erst halb neun Uhr Abends, als alle Gemächer geräumt waren, sahen sich die unglücklichen Majestäten wieder: sie sanken sich unter Thränen in die Arme.

Unter den Tausenden von Neugierigen, die dem Getümmel in den Tuilerien zuschauten, war auch ein junger Artilleriehauptmann, der, die Arme übereinandergeschlagen, mit zwei Freunden ungeduldig hin und herging. Es war Bonaparte. Der begriff nicht die Langmuth des Königs und meinte, hätte er nur 3—4 Kanonen, so wollte er die ganze Canaille auseinanderfegen.

Gewiß war es leicht, mit geringer Kraftanstrengung sich des Gesindels zu erwehren; aber wenn das auch geschah, das Königthum war doch verloren!

§. 16.

Eindruck der Vorgänge vom 20. Juni. — Lafayette in Paris. — Rettungspläne. — Vergniaud: „Das Vaterland ist in Gefahr!" — Der Sturz des Königthums. — Die Vorspiele der Absetzung des Königs. — Der 10. August. Gefangennahme des Königs. — Flucht Lafayette's.

Eindruck der Dinge vom 20. Juni. Lafayette in Paris. Rettungspläne. Vergniaud: „Das Vaterland ist in Gefahr!"

Der 20. Juni hatte geendet wie eine Büberei; es war nicht zu einem Verbrechen, aber auch zu keinerlei politischer Entscheidung gekommen. Grund genug für alle Die, die noch Etwas auf äußeren Anstand hielten, sich von der Sache loszusagen, noch mehr für die Gironde, die bloß siegreiche Aufstände brauchen konnte, die Aufrührer vom 20. zu verleugnen.

Alle die Andern aber brachte der Eindruck des Tages zur Besinnung; die aufrichtig Verfassungstreuen fingen an sich zu rühren, in der Hauptstadt wie in den Provinzen, es erhob sich ein Adressensturm zu Gunsten des Königthums und der gesetzlichen Ordnung, leidenschaftlich zum Theil gab sich die Entrüstung kund über die empörenden, unwürdigen Scenen jenes Tages und die Scham regte sich, daß sich in ganz Paris auch nicht 200 entschlossene Männer gefunden hatten, um den wehrlosen König gegen die betrunkene Bande zu schützen.

Wenn die Monarchie noch zu retten gewesen wäre, dann eröffnete die Stimmung der nächsten Tage nach dem 20. die beste

Aussicht. An diesem Scandal hatte sich die öffentliche Meinung für das Königthum wieder emporgerafft, die Männer, denen Lafayette in seinem Brief aus der Seele gesprochen, die das Clubregiment verabscheuten, durften jetzt hervortreten, man sah den Abgrund, an dem man stand. Während die Untersuchung gegen den pflichtvergessenen Petion und seine Genossen im Gange war, während in den Kreisen der besseren Pariser Bürgerschaft ein energischer Protest gegen die Gesetzesverletzungen vom 21. Juni umlief, der bald 20,000 Unterschriften zählte, trat in der Nationalversammlung selbst ein Jakobiner gegen die Jakobiner auf. Delfau sagte sich feierlich los von dem Club, dem er bisher selber angehört, und verlangte, von Wuthausbrüchen der Linken unaufhörlich unterbrochen, ein Todesurtheil über das „Ungeheuer“ der 200 patriotischen Gesellschaften, die von Paris aus geleitet über das ganze Reich ein Netz organisirter Empörung verzweigten. Auch Lafayette hatte in seinem Lager zu Bavay keine Ruhe mehr, dieses Mal schickte er nicht einen Brief, er kam selber nach Paris, nur von einem Adjutanten begleitet. Das war etwas mehr, aber es war nicht genug. Er durfte nicht allein kommen, wenn er die Jakobiner niederschmettern wollte, aber er betrachtete sich eben wie eine Armee.

Er zeigte sich in der ganzen furchtlosen Ritterlichkeit seines Wesens, als er mit keckem Muthe den Drohungen seiner tief erbitterten Gegner trotzte. Das war persönlich kühn und ritterlich und gab ein schönes Beispiel dessen, was ein einzelner herzhafter Mann vermochte: aber zur Rettung des Königthums, zur Vernichtung der Jakobiner, denen er den Tod geschworen, mußte er eine Armee mitbringen, oder die Nationalgarde reorganisiren, durfte er unter allen Umständen keinen Augenblick ungenutzt verstreichen lassen.

Statt seiner Regimenter brachte er zur großen Beruhigung der anfangs erschrockenen Jakobiner nur eine Adresse seiner Offiziere und Unteroffiziere mit in die Nationalversammlung und verlangte in deren Namen die Bestrafung der Empörer, die Zerstörung der Terroristensekte, die sie aufgewiegelt.

Sein Empfang war ermuthigend: trotz der Angriffe der Gironde und der Jakobiner kam ein Redner der Rechten zum Wort, der Lafayette in einer langen Lobrede als den „Erstgebornen der

französischen Freiheit" feierte, aber die Lage war nicht mehr der Art, daß solche einzelne Momente noch irgendwie ins Gewicht fielen. Was eben thöricht und bübisch unternommen und verlaufen war, konnte ein zweites Mal mit mehr Geschick und mehr Erfolg als Verbrechen wiederkehren.

Als Lafayette in die Tuilerien kam, grüßten ihn die Nationalgarden voll Begeisterung, aber der König empfing ihn kühl und frostig; der General empfahl sich, nachdem wenige ziemlich gleichgiltige Worte gewechselt waren, und als nach seiner Entfernung die Schwester des Königs ausrief: „Vergessen wir, was hinter uns ist, werfen wir uns in die Arme des einzigen Mannes, der uns retten kann," da erwiderte die Königin: „Lieber untergehen, als Lafayette und den Constitutionellen die Rettung verdanken."

In der Nationalversammlung ein leidlicher, in den Tuilerien ein schlechter Empfang: das war zunächst das ganze Ergebniß der kecken Reise, die ihm so leicht das Leben hätte kosten können, und als nun Lafayette eine Zusammenkunft für seine Anhänger anordnete, um am Abend des 29. den Jakobinerclub zu überrumpeln, da blieben die Meisten fort und Lafayette sah sich im Stich gelassen. Auch die Muthigeren unter den Constitutionellen lähmte eben die Ueberzeugung, daß der Hof unverbesserlich sei und jede geglückte Maßregel zu seinen Gunsten einem Sieg des Emigrantenthums in die Hände arbeite. Selbst Lafayette hatte Etwas von dem Gefühl, daß man eine Reaktion, die einmal begonnen habe, nicht gut mehr aufhalten könne.

Wesentlich daran scheiterten auch die andern Pläne, die dem König von einem seiner Minister vorgelegt wurden und bei denen Lafayette gleichfalls die entscheidende Rolle zugefallen wäre. Man wollte mit Hilfe der Nationalgarde den Jakobinerclub sprengen, die Häupter unschädlich machen, dann den König unter dem Schutze der Armee nach Compiegne bringen, an den Grenzen die Truppen zur Abwehr des Feindes sammeln, die Politik der Großmächte durch die Erklärung entwaffnen, wir brauchen euch nicht, wir sind selber mit der Anarchie fertig geworden, und so einen leidlichen Frieden zu gewinnen suchen.

Der Plan war richtig und groß angelegt, aber er setzte voraus, daß der Monarch und die Monarchisten andere Leute waren, und außer der kühnen Entschlossenheit, welche weder der König

noch Lafayette besaß, ein Verhältniß des **Vertrauens** zwischen beiden, das nie bestanden hatte und auch nicht aufkommen konnte, so lange die Königin bei dem schwankenden Fürsten an letzter Stelle den Ausschlag gab.

So hatte denn Lafayette nur mit dem Säbel gerasselt und eine ganz fruchtlose Probe seines persönlichen Muthes abgelegt.

Die Jakobiner brachen in höhnischen Jubel aus, als der „General der Verfassung“ nach 48stündigem Aufenthalt wieder abgezogen war (30. Juni). Erst hatten sie sich verkrochen, weil sie meinten, er käme mit 3—4 Regimentern, denen sich sofort der größere Theil der Nationalgarde angeschlossen haben würde, um einen Hauptschlag gegen sie zu führen; als er aber Nichts that, fanden sie rasch die alte Keckheit wieder und gingen sogar selbst zum Angriff vor.

Und doch wie leicht hätte sich noch immer mit Entschlossenheit und Muth etwas erreichen lassen. Zweimal wurde in der Nationalversammlung der Antrag gestellt, den pflichtvergessenen General in Anklagezustand zu versetzen und zweimal wurde der Antrag mit $2/3$ Mehrheit abgelehnt. Hier also ließ sich Etwas ausrichten, wenn man nur wollte, aber man hatte bereits 12 Tage nach dem 20. Juni ungenutzt verstreichen lassen, als die Gironde ihrerseits anfing, mit entscheidenden Schritten vorzugehen.

Am 2. Juli wurde der Beschluß vom 8. Juni, betreffend die Errichtung eines Jakobinerlagers bei Paris, den der König damals abgelehnt, jetzt unter anderer Form — nur das Wort fédérés war vermieden — wiederholt und der König stimmte zu. Am Tage darauf bestieg **Vergniaud** die Tribüne und hielt jene berühmte Rede über das Thema: „**Das Vaterland ist in Gefahr!**“

Die Nationalversammlung befand sich unter dem Eindruck der entmuthigenden Nachricht, daß Marschall Luckner mit der Nordarmee sich auf Lille und Valenciennes habe zurückziehen und dabei die Vorstädte von Courtrai habe in Brand stecken müssen.

Der Redner knüpft an diese Dinge an: wir erwarten zu vernehmen von siegreichem Vordringen und hören statt dessen von muthlosem Zurückweichen; vortheilhafte Stellungen werden aufgegeben, der Kriegsschauplatz aus dem Nachbarland auf das eigne Gebiet verlegt und bei den unglücklichen Belgiern bleibt von uns

nichts zurück als das Andenken an die Brandfackeln, die uns bei dem Rückzuge heimgeleuchtet haben. Dabei rücken die Preußen und die Oesterreicher heran und die Ersteren sind bereits unseren Grenzen näher, als wir nach den beruhigenden Zusicherungen unserer Minister glauben sollten.

Während die auswärtige Lage so gestaltet ist, daß die kleinste Versäumniß, der geringste Fehlgriff die unheilvollsten Folgen haben kann, gährt im Innern die Gegenrevolution, der Adel und die Priester sind in offenem Aufruhr und das Alles geschieht wirklich oder angeblich — im Namen des Königs.

Im Namen des Königs haben die französischen Prinzen alle Höfe Europas gegen die Nation aufgerufen, um die Würde des Königs zu rächen ist der Vertrag zu Pillnitz geschaffen, um den König zu schützen eilen die alten Compagnien der Garde du Corps in Deutschland unter die Fahnen der Rebellion; um dem König zu helfen erbetteln sich die Emigranten ihre Posten in den österreichischen Heeren und rüsten sich, den Schoß ihres Vaterlandes zu zerfleischen; um diesen fahrenden Rittern der königlichen Prärogative sich anzuschließen, desertiren andere fahrende Ritter, voll Ehrgefühl und Zartsinn, vor dem Feinde von ihrem Posten, treten ihren Eid mit Füßen, bestehlen die Cassen, bestechen die Soldaten und setzen so ihren Ruhm in Feigheit, Meineid, Fahnenflucht, Diebstahl und Meuchelmord! Für den Glanz des Thrones führt uns der König von Böhmen und Ungarn den Krieg, rückt der König von Preußen vor die Grenzen; im Namen des Königs wird die Freiheit angegriffen, würde man, wenn es gelänge, sie umzustürzen, bald das Reich zerstückeln, um mit seinen Fetzen die verbündeten Mächte für ihre Kosten zu entschädigen. — Kurz, alles Leid und Wehe, das man über uns zu häufen sucht und das wir noch zu fürchten haben, hat einzig und allein den Namen des Königs zur Ursache oder zum Vorwand."

Hier hält der Redner inne: das Wort, das ihm auf der Zunge liegt, spricht er nicht aus, den Schluß, der aus diesen Vordersätzen mit Nothwendigkeit hervorgeht, zieht er nicht, er kleidet ihn in eine lange Reihe von Hypothesen, die mit wunderbarer Kunst gruppirt und gehäuft sind.

Wenn gegen 100,000 Oesterreicher, 100,000 Preußen unserer-

seits nur Abtheilungen von 10,000, von 20,000 Mann aufgestellt, wenn die zur Landesvertheidigung nöthigen Maßregeln zu langsam und saumselig getroffen, wenn von den beiden Generälen, die die Abwehr des Feindes zu befehligen haben, der Eine verdächtig, der Andere gezwungen wäre, nicht zu siegen, wenn es sich endlich ereignen sollte, daß Frankreich in Blut schwämme, die Fremde über uns Herr würde, die Verfassung umgestürzt, die Gegenrevolution im Gange wäre und der König sagte zu seiner Rechtfertigung: „ich bin nicht der Mitschuldige Derer, die mir meine Rechte zurückgegeben haben, ich habe keine ausdrückliche Bestimmung der Verfassungsurkunde verletzt (dies wird im Einzelnen ausgeführt)," dann würde die Nation das Recht haben, ihrem König zu antworten: „O König, der du ohne Zweifel mit dem Tyrannen Lysander geglaubt hast, daß die Wahrheit nicht mehr werth sei als die Lüge und daß man die Männer mit Eiden betrügen müsse, wie man Kinder mit Spielzeug belustigt, der du die Liebe zum Gesetz nur vorgespiegelt, um die Macht zu retten, die dir dazu dienen sollte, ihm zu trotzen, die Verfassung nur angenommen, um nicht von dem Thron herabgestürzt zu werden, auf dem du bleiben mußtest, um sie zu zerstören, die Nation nur durch Vertrauen sicher gemacht, um den Erfolg deiner Treulosigkeit nicht zu gefährden; du willst uns heute durch heuchlerische Betheuerungen hintergehen? — Nein, Nein! Mensch, den der Edelmuth der Franzosen nicht zu rühren vermochte, Mensch, der nur für die Herrschaft des Despoten Empfindung hat, du hast dein Gelübde auf die Verfassung nicht erfüllt! Du bist Nichts mehr für diese Verfassung, die du schnöde gebrochen, nichts mehr für dies Volk, das du so feige verrathen hast."

Ein rasender Beifallssturm unterbrach hier den Redner wie fast bei jeder bedeutenden Stelle seines Vortrags.

Sein Antrag ging dahin, das Vaterland in Gefahr, d. h. ganz Frankreich in Belagerungszustand und unter Diktatur der Nationalversammlung zu erklären.

Am Schluß erinnerte er die Versammlung an ein letztes Mittel, das ihr bliebe, wenn Alles sonst versagen sollte und das ihr wenigstens bei der Nachwelt die Unsterblichkeit sichern würde. „Dies Mittel ist würdig des erhabenen Berufs, den ihr erfüllt, des Volks, das ihr vertretet: es wäre dies, nachzuahmen die ritterlichen Spar-

taner, die sich an den Thermopylen opferten, die ehrwürdigen Senatoren, die auf ihren Sesseln den Tod durch die Hand feindlicher Wilden erwarteten! Nein, ihr habt nicht nöthig zu beten, daß Rächer aus eurer Asche entstehen möchten; an dem Tag, da euer Blut die Erde röthen wird, würde die Tyrannei sammt ihrem Ruhm und ihren Palästen, ihren Beschützern und ihren Schranzen für immer verschwinden vor der Allmacht der Nation und dem Haß des Volks! Und wenn der Schmerz, euer Vaterland nicht glücklich gemacht zu haben, eure letzten Augenblicke trüben sollte, so würdet ihr wenigstens den Trost mitnehmen, daß euer Tod den Sturz der Unterdrücker des Volks beschleunigt und eure Hingebung die Freiheit gerettet haben wird."

Was sich gegen diesen Antrag, was sich zur Vertheidigung des Königs, der Minister, der Generäle sagen ließ, das hat Dumas in einer vielfach von Murren und Zischen unterbrochenen Rede damals ausgesprochen; er wies die Verdächtigungen zurück und warnte die Gironde vor den Leidenschaften, die sie entfesseln wollte und umsonst wieder zu beschwören hoffe.

Der Antrag Vergniauds ging durch. Am 4. Juli wurde beschlossen: die Nationalversammlung habe das Recht, ohne Genehmigung des Königs das Vaterland in Gefahr zu erklären.

Sobald der Präsident die feierlichen Worte gesprochen habe: „Bürger, das Vaterland ist in Gefahr!" sollten alle ordentlichen Behörden des ganzen Reichs permanent versammelt sein, alle Nationalgarden aufgeboten werden und alle Bürger angeben, was sie an Waffen und Schießbedarf besäßen.

Jeder Franzose oder Fremde, der in Frankreich wohne oder reise, sei gehalten, die dreifarbige Kokarde zu tragen; jede Person, die irgend ein Abzeichen der Rebellion habe, solle von den ordentlichen Gerichten verfolgt und mit dem Tode bestraft werden.

Die Gironde hatte alle Schleußen des Aeolos geöffnet, um den Sturm über Frankreich loszulassen.

Mittlerweile war der Hof und die Umgebung des Königs ein Bild unbeschreiblicher Rathlosigkeit und Verworrenheit. Jeden Tag wechselte die Stimmung dort mindestens ein Mal und Niemand konnte wissen, ob, was am Morgen beinahe beschlossen worden wäre, nicht am Nachmittag bereits verworfen war, um am nächsten Tage wieder ernsthaft erwogen zu werden. Einmal zeigt

sich der König geneigt, auf die Rettungspläne einzugehen, die Lafayette, Lally und Monciel entworfen hatten, dann schreckt er wieder vor der Kühnheit des Entschlusses zurück und gibt sich der äußersten Schwäche hin; so schwankt das hin und wieder und endlich bleibt man bei dem gefährlichsten aller Entschlüsse, bei dem selbst Nichts zu thun und zu dem Thun der Versammlung einfach Ja und Amen zu sagen, bis die Preußen kommen und Hilfe bringen.

Es war die Weise Eines, der auf gestrandetem Schiff vom Ertrinken bedroht ist; man räth ihm Mancherlei, um sich zu retten, er soll einen Kahn besteigen und kühn durch die Wogen steuern, er soll nach einem Tau oder einem Stück Holz greifen und sich durchzurudern suchen, aber er thut Nichts von alle dem, sondern stürzt sich kopfüber ins Wasser — um nicht zu ertrinken.

Am 10. Juli hatte der König mit den Fluchtplänen seines Ministeriums endgiltig gebrochen und dieses auf sein Verlangen entlassen.

Jetzt tauchte wunderlicher Weise unter den Führern der Gironde wieder der Gedanke auf, noch ein Mal durch ein Ministerium ihrer Farbe den König zu regieren. Sie mußten nachgerade wohl fühlen, daß die Männer, die hinter ihnen standen: Robespierre, Danton in erster, Collot d'Herbois, Marat in zweiter, Santerre, Legendre in dritter Linie zu einem Streiche ausholten, der auch über sie und ihre Ziele hinweggehen würde. Das überraschende Entgegenkommen des Königs in den letzten Tagen erschien ihnen wie ein Wink und das zunehmende Zerwürfniß mit der äußersten Linken in den Clubs wies sie dringend auf eine Verständigung hin.

Vergniaud, Guadet, Gensonné ließen durch eine Mittelsperson Vorschläge an den König gelangen und Unterhandlungen fanden Statt; die Papiere darüber wurden nachher in den Tuilerien gefunden, sie ergaben nichts Verbrecherisches, sondern betrafen eben ein Ministerium aus der Gironde und ließen freilich die weiteren Pläne der letzteren durchschauen.

Die Verhandlungen hatten keinen Erfolg; einmal, weil die Girondisten eine Art Abdankung des Königs zu Gunsten seiner Minister verlangten und dann, weil der König auch jetzt sich nicht zu irgend einer Art parlamentarischen Regiments entschließen konnte.

Consequent wäre es gewesen, nachdem er einmal der Versammlung die Hand gereicht, mit ihrer Mehrheit zu gehen und aus ihr sich ein Ministerium zu bilden. Aber Inconsequenz ist die Natur der Schwäche. Der König hatte sich der Versammlung mehr genähert als je und wollte nun doch die Folgen dieses Handelns nicht tragen.

So wies er die Gironde ab; es war ein Abschied auf immer. Die Partei hatte noch einmal geschwankt zwischen einer friedlichen und einer gewaltsamen Unterwerfung der Krone. Die eine war mißlungen, jetzt begann der offene Kampf, die andere zu vollbringen und rasche Umkehr war geboten, denn schon hatte die vorübergehende Veränderung ihres Auftretens gegen den König den Argwohn der Jakobiner geweckt und ihr mehr als ein Mal den Vorwurf des Verrathes eingetragen.

Der Sturz des Königthums.*) Die Vorspiele der Absetzung des Königs.

Seit der letzten Juliwoche wird die Absetzung des Königs bereits allenthalben mit vollkommener Offenheit besprochen. Am 23. Juli wurde in der Nationalversammlung eine lakonische Adresse verlesen, die lautete: „Gesetzgeber! Ludwig XVI. hat die Nation, das Gesetz, seine Schwüre verrathen. Das Volk ist souverän; Ihr seid seine Vertreter; sprecht die Absetzung aus und Frankreich ist gerettet.“ Fast jeden Morgen fand man an dem Tuileriengarten einen Anschlag mit den Worten: „Der Zorn des Volkes hängt an einem Band; die Krone des Königs hängt an einem Faden.“

Und am 29. Juli Abends hielt Robespierre im Jakobinerclub eine Rede, die das Programm des Terrorismus am Vorabend seines ersten entscheidenden Siegs aufs Vollständigste entwickelte. „Große Uebel,“ sagt er, „verlangen große Heilmittel. Nothbehelfe machen sie nur unheilbarer, die Leiden Frankreichs überschreiten alles Maß.“ Wo ist der Sitz dieser Leiden?

„In der vollziehenden Gewalt und in der gesetzgebenden Versammlung: in der vollziehenden Gewalt, die den Staat zu Grunde

---

*) [Mortimer-Ternaux II, livr. V, VI, VII.]

richten will, in der gesetzgebenden Versammlung, die ihn nicht retten kann oder nicht retten will."

Was kann allein helfen?

Aenderung der vollziehenden Gewalt. Die Absetzung des Königs ist das Erste, Verläßlichste, aber es ist nicht genug. Was ist gewonnen, wenn das Phantom, genannt König, verschwindet und der Despotismus bleibt?

Ist Ludwig XVI. entthront, in wessen Hände wird die königliche Gewalt übergehen; in die eines Regenten, in die eines andern Königs oder die einer Körperschaft? Was wird die Freiheit gewonnen haben, wenn Ränke und Ehrgeiz die Zügel der Regierung behalten werden? — „O Volk, zu edel, zu leichtgläubig, wie du bist, bewahre dich vor einem neuen Trug, sei auf deiner Hut, daß nicht die Absetzung des Königs, wenn sie nicht mit anderen viel einschneidenderen Maßregeln verknüpft ist, nur einen neuen Fallstrick berge!" Soll die Gewalt in die Hände der gesetzgebenden Versammlung übergehen?

Dann haben wir nur einen neuen Namen für dieselbe Sache. „Ich sehe in dieser Verschmelzung aller Gewalten nur den unerträglichsten Despotismus. Mag der Despotismus einen Kopf oder 700 Köpfe haben, er bleibt immer der Despotismus. Ich kenne nichts Entsetzlicheres, als die Idee einer schrankenlosen Gewalt übertragen an eine zahlreiche Versammlung, die über den Gesetzen steht, und wäre es ein Kreis von lauter Weisen."

Robespierre verlangt einen Nationalconvent, der Königthum und Legislative ersetze, und der grobe Widerspruch stört ihn nicht, daß auch das eine Verschmelzung der Gewalten und nur ein anderer Name für den schrecklichsten Despotismus ist.

Aehnlicher Meinung sind die Girondisten um diese Zeit. Auch sie wollen Absetzung des Königs und der Legislative, aber — in aller Liebe und Freundschaft, ohne die blutigen und schmutzigen Mittel der gemeinen Demagogie; auch sie brauchen eine Insurrektion, aber, wie Barbaroux, einer der eifrigsten Anstifter, in aller Ehrlichkeit sagt,*) diese „Insurrektion für die Freiheit sollte majestätisch sein wie diese, heilig, wie die Rechte, die sie verbürgen sollte, und würdig, all den Völkern zum Muster zu dienen, die,

*) Mémoires S. 51.

um ihre Ketten zu zerbrechen, Nichts nöthig haben, als sich gegen ihre Tyrannen aufzurichten." Freilich mußte dann genau nach ihrer Vorschrift verfahren werden, wäre das geschehen, so brauchte das Blut nicht zu fließen, das am 10. August vergossen worden ist, „die Republik wäre gegründet worden ohne schmerzhafte Zuckungen und ohne Gemetzel und wir wären nicht, zerfressen von der Fäulniß der Pöbelherrschaft, zum Abscheu aller Nationen geworden."

Und wie waren die Werkzeuge beschaffen, mit denen die Gironde, und Barbaroux insbesondere, den unblutigen Staatsstreich verrichten wollte?

Am 2. Juli hatten sich in Marseille 500 Banditen auf den Weg gemacht, um als „Föderirte von Marseille" sich den Jakobinern in Paris zur Verfügung zu stellen. Den Kern dieses Zuzugs, den die Jakobinerclubs des Südens aufgeboten, hatte der Hafen von Marseille gestellt, in dem sich, wie in jeder größern Seestadt, der Auswurf des Pöbels eines halben Welttheils begegnete.

Der Einzug dieser Bande in der Vorstadt St. Antoine sollte zu der großen feierlichen Insurrektion benutzt werden, deren Ziel die Absetzung oder Suspension des Königs war. Barbaroux hatte mit Santerre und Fournier den Plan bis ins Einzelne verabredet; wurde er befolgt, so war, meinte er, am 30. Juli mit einem einzigen gut geführten Streich der König sammt der Nationalversammlung geräuschlos aufgehoben und, ohne daß ein Tropfen Blut floß, der Staatsstreich schmerzlos geschehen. Aber es schlug gleich zu Anfang fehl; statt der 40,000 Mann, mit welchen Santerre den Waffenbrüdern aus dem Süden in der Vorstadt St. Antoine sich anschließen wollte, fanden sich dort nur 200 Föderirte aus den Departements und eine Handvoll Pariser Pikenmänner ein, während in den Straßen der besseren Stadttheile die zahlreichen friedlichen Spaziergänger nicht ohne Schrecken die unheimlichen, konfiscirten Erscheinungen an sich vorüberziehen sahen.

Ohne Heldenthat sollte aber der Tag nicht verstreichen.

Am Nachmittag saßen die Marseiller in einer Kneipe der Champs Elysees. In einer Restauration nicht weit davon hatte ein Grenadierbataillon der Nationalgarde ein Corpsessen. Die Grenadiere waren dem Pöbel und den Demagogen verhaßt, weil sie bei mehreren Gelegenheiten eine streng konstitutionelle Gesin-

nung an den Tag gelegt hatten. Als sie heraustraten, warf der Pöbel mit Koth und Steinen nach ihnen und auf ein gegebenes Zeichen stürzten die Marseiller mit dem Säbel auf sie los. Einer von ihnen ward in Stücke gehauen, viele Andre theils schwer theils tödtlich verwundet und da eine Deputation der Ueberfallenen von der Nationalversammlung Genugthuung begehrte, ging diese zur Tagesordnung über. Das war das Vorspiel der Dienste, die die Marseiller voraussichtlich der guten Sache leisteten und die von der Gironde in strenger Ordnung gehalten werden sollten.

Seit den ersten Tagen August treibt Alles einer blutigen Crisis entgegen.

Vieles kam jetzt zusammen.

Den Feinden, die sich den Grenzen nähern, voraus geht das wahnsinnige Manifest des Herzogs von Braunschweig, mit dem, wie einer der treuesten Monarchisten der Nationalversammlung Dumas sagte, die ausgewanderten Prinzen an Ludwig XVI. und seiner Familie einen wahren „Brudermord" begingen*) und die Botschaft, in welcher der König sich vor der Nationalversammlung von jeder Mitschuld an der Sache feierlich lossagt, wird schon mit wüthenden Angriffen beantwortet; von den Sektionen der Hauptstadt, aus denen Petion und Manuel unter dem Namen „Centralcorrespondenzbureau" auf dem Stadthaus einen neuen Revolutionsausschuß der schlimmsten Art improvisirt hatten, kommen Adressen über Adressen, deren eine immer heftiger als die andre die Absetzung des Königs verlangt, während Gegendemonstrationen durch terroristische Mittel theils verhindert theils verdächtigt werden, am 8. August endlich erfolgt vor der Nationalversammlung die zweite Anklageverhandlung gegen Lafayette, die mit einer noch größeren Mehrheit die Freisprechung des Letzteren beschließt, bei deren Ausgang aber die mißliebigen Abgeordneten von der Masse auf's Empörendste bedroht und mißhandelt werden.

Nach Ansicht der ärgsten Heißsporne sollte der Aufstand schon am Abend dieses Tages ausbrechen, aber die Vorsichtigeren setzten durch, daß noch ein Tag für die Vorbereitungen zugesetzt wurde.

*) [Mortimer Ternaux II. 164 Anm. veröffentlicht zwei bisher ungedruckte Briefe der Königin über das Treiben ihrer beiden Schwäger.]

Der 10. August. Gefangennahme des Königs. Flucht Lafayette's.

Die Leitung der Fäden lag in den Händen einer Anzahl Leute, die sich jetzt in einer dunkeln schmutzigen Vorstadtkneipe versammelten, um die letzten Verabredungen zu treffen: Robespierre, Danton, Billaud-Varennes, Marat, Desmoulins standen diesmal dahinter. Keine zweite Büberei wie am 20. Juni, und auch keine „majestätische Insurrektion," wie Barbaroux am 30. eine vor hatte, sondern ein ernstlicher Sturmangriff auf das Königthum und ein völliger Umsturz der bestehenden Gewalten war beabsichtigt. Wollte man die neue Regierungsform Republik nennen, so hatte Robespierre nichts dagegen: in Sachen der Namengebung war er tolerant.

Seit dem 8. August war Alles im Gange; die Streitkräfte waren gesammelt, die Rollen vertheilt, die Führer ausgewählt, die jetzt aus ihren Schlupfwinkeln hervorkrochen.

Im Schlosse sah man die Dinge kommen und fing auch dort an zu rüsten.

Zählen konnte man höchstens auf 2000 Nationalgarden aus den, dem Schlosse zunächst gelegnen Bezirken. Es waren die, die dem behäbigen Mittelstand, der haute finance, der Kaufmannschaft und den reichern Industriellen angehörten und wenn nicht gut königlich gesinnt, so doch gegen jedes Regiment waren, wie es die Vorstädter und ihre Demagogen aufrichten wollten.

Ferner glaubte man zählen zu können auf etwa 900 Mann berittener Gensdarmen, eine Batterie und mit Sicherheit konnte man bauen auf 950 Mann Schweizer.

An der Spitze dieses etwas bunten, militärischen Körpers stand der Oberbefehlshaber der Nationalgarden Mandat, ein alter muthiger Soldat und treuer Patriot, der, seinem Eid und der Verfassung aufrichtig ergeben, entschlossen war, die Person und die Behausung des Königs bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Der war voll guter Zuversicht und meinte, das Schloß sei mit 3—4000 Mann gegen jeden Angriff zu halten.

Als er am 9. August von den entscheidenden Vorbereitungen zum Aufruhr hörte, war sein Plan der, die aus der Vorstadt St. An-

toine herabkommende Colonne, ehe sie sich mit der aus der Vorstadt St. Marceau vereinigen konnte, durch seine diesseits der Brücken gut vertheilten Streitkräfte in der Front, in der Flanke und im Rücken anzugreifen, zu zersprengen und so dem Aufstand sogleich die Spitze abzubrechen.

Bei weitem nicht so zuversichtlich war die Stimmung bei den Aufrührern selbst.

Die Sektionen waren am 9. August noch getheilter Meinung: in Quinze Vingts (St. Antoine) hatte man sich wohl pronuncirt, aber ohne den gehofften Anklang. Alle andern Sektionen bis auf 5 oder 6 waren theils schwankend, theils geradezu feindselig aufgetreten und noch um 11 Uhr mußten die Quinze Vingts, isolirt wie sie waren, statt selbst die Entscheidung zu geben, sich mit Absendung dreier Bevollmächtigten begnügen, die mit Commissären anderer Sektionen auf dem Stadthaus das Weitere beschließen sollten.

Um dieselbe Stunde war der Maire Petion auf dem Schlosse, versicherte dem König, die Gährung sei groß, aber er habe Alles gethan zum Schutze der Majestäten, und wußte dann einer peinlichen Unterredung mit dem ehrlichen Mandat zu entschlüpfen, der fragte, warum die Polizeiverwaltung den Marseillern Patronen austheilen lasse, sie aber der Nationalgarde verweigere? „Es ist erstickend heiß hier," sagte er zu Röderer und verschwand im Park, um Luft zu schöpfen.

Um Mitternacht begann dann auf drei Kirchthürmen im Centrum von Paris das Geläute der Sturmglocken, der Generalmarsch wird geschlagen und die Legionen sammelten sich, die einen zum Aufruhr, die andern zum Widerstand; hier von ihrem Führer ermahnt, dort von den Demagogen aufgereizt, für Gehorsam und Ungehorsam gleichzeitig geworben.

Seit 3 Uhr sammeln sich allmälig die Vertreter der Sektionen oder vielmehr 70—80 namenlose Leute, die sich erdreisteten, im Namen der Sektionen zu tagen und zu beschließen. Keiner von den vornehmen Demagogen war darunter: die Marat, Robespierre, Billaud, Fabre d'Eglantine lagen in ihren Höhlen und warteten, bis das Unwetter sich verzogen hatte.

Auf dem Stadthaus tagen nun zweierlei Gemeinderäthe neben einander: der Rumpf des gesetzlichen Gemeinderaths unter

Vorsitz des jakobinischen Professors Cousin und der revolutionäre Ausschuß der Sektionen unter Vorsitz eines gewissen Huguenin, der sammt seiner Umgebung bisher gänzlich unbekannt gewesen war und sehr bald danach mit seinen Spießgesellen wegen verschiedener Schlechtigkeiten und Verbrechen unter Anklage gestellt werden sollte.

Der Letztere leitete die Operationen der schrecklichen Nacht vom 9. – 10. August.

Sein erstes Absehen war auf Beseitigung des Generalkommandanten Mandat gerichtet und hier leistete ihm der echte Gemeinderath freundnachbarliche Hilfe. Auf Andringen des Sektionsausschusses schickte Cousin in Vertretung des Maire dem Generalkommandanten einen Befehl nach dem andern, er sollte sich sofort auf dem Stadthaus einfinden, und dieser, der dem Maire untergeordnet war, dachte gesetzlich genug, dem Befehl endlich zu gehorchen.

Nach 5 Uhr Morgens verließ er die Tuilerien und ging nach dem Stadthause. Dort fiel der Gemeinderath mit Fragen und Vorwürfen über ihn her und klagte ihn an, er sei Schuld an der allgemeinen Gährung, weil er eigenmächtig herausfordernde militärische Maßregeln vorgenommen habe.

Mandat rechtfertigt sich mit den Befehlen des Maire und seiner großen Verantwortlichkeit und will sich zurückziehen. Da wird er ergriffen und vor Huguenin geschleppt, der ein neues Verhör mit ihm anstellt und ihm endlich eine Ordre zur Unterzeichnung vorlegt, wonach die Hälfte seiner Truppen von den Tuilerien zurückgezogen werden soll.

Mandat verweigert die Unterschrift mit kaltem Blut und nun verfügt Huguenin seine Verhaftung.

Gegen diese gesetzwidrige Anmaßung protestirt der andre Gemeinderath nebenan, aber die Sektionen erklären, wenn das souveräne Volk sich in den Stand der Empörung setze, ziehe es alle Gewalt an sich, beschließen kraft der Souveränetät des Volkes die Absetzung der eifrigen städtischen Behörde und jagen die Väter der Stadt sofort aus ihrem Saal hinaus. Mandat, der seit einer halben Stunde im Stadthause gefangen sitzt, soll nach der Abtei abgeführt werden, kaum aber ist er auf der großen Treppe angelangt, so streckt ihn ein Pistolenschuß von hinten zu Boden.

Jetzt gilt es, den Maire Petion unter dem Scheine der Verhaftung in Sicherheit zu bringen.

Dieser hatte, während er im Park der Tuilerien spazieren ging, um Luft zu schöpfen, durch seine Freunde der Nationalversammlung melden lassen, er werde im Schlosse gefangen gehalten und mit dem Tode bedroht. Die Letztere beeilte sich, ihn vor ihre Schranken zu fordern und dadurch aus seiner angeblichen Gefahr zu befreien und nun schickten ihm die Sektionen 600 Mann, um ihn in seiner Wohnung zu konsigniren.

Sogleich meldete er seine Gefangennahme allen Behörden und wies nach, daß er „durch höhere Gewalt" von jeder Verantwortlichkeit entbunden sei.

Mit dem Tode Mandat's war über das Schicksal des Schlosses nicht militärisch, wohl aber moralisch entschieden. Die Schwankenden unter den Truppen konnten durch einen energischen Oberbefehl bei ihrer Pflicht erhalten werden; sowie dieser gleich im Beginn hinweggeräumt wurde, ohne daß ein kräftiger Nachfolger an die Stelle trat, war den Versuchungen zu Abfall und Fahnenflucht Thür und Thor geöffnet. Die Gensdarmerie erklärte schon ganz laut, sie werde um keinen Preis auf das Volk schießen. Die Nationalgarden waren zum Theil besser gesinnt, aber ohne Einheit und Selbstvertrauen; unbedingt zuverlässig waren nur die Schweizer, mit denen konnte man es immerhin auf einen Kampf ankommen lassen, um sich im schlimmsten Fall unter den Trümmern des Schlosses zu begraben. Aber der König dachte in solchen Fällen nicht wie ein König, sondern wie ein besorgter bürgerlicher Familienvater, dem die Sicherheit der Seinen über Alles geht.

Im Gefühl, daß Etwas geschehen müsse, um die Gemüther der Mannschaften zu beleben, rieth man dem König sich den Truppen zu zeigen. Als er auf dem Balkon nach dem Carrouselplatz erschien, empfing ihn ein stürmisches vive le roi! Im Hofe drunten hört er aus einzelnen Reihen der Nationalgarde den Gegenruf vive la nation, während andre ganz schwiegen und am Garten gar brüllt ihm ein vorüberziehendes Bataillon Vorstädter zu: Hoch die Sansculottes! Nieder mit dem Veto! Nieder mit dem König!

Der Garten und der Carrouselplatz füllen sich mittlerweile mit Aufrührern. Ein Haufe sammelt sich bereits am großen Ein-

gangsthor des Schlosses und verlangt Einlaß zu den „Verräthern" drinnen. Röderer sucht sie mit guten Worten zu beschwichtigen und zu entfernen.

Da das vergeblich ist, räth er dem König, sich mit den Seinen in den Schoß der Nationalversammlung zu flüchten.

Der König schwankt, die Königin widerstrebt*) mit Entschiedenheit, sie schien entschlossen, den Feind festen Fußes zu erwarten. Röderer versichert, kein Augenblick sei zu verlieren und im Nothfall werde man sie „fortziehen" müssen.

Erst als Röderer betheuert, er stehe mit seinem Kopfe für das Leben des Königs, fügt sie sich und tritt, mit dem König, den Prinzen an der Hand, den schweren Gang über die Straße hinüber nach der Nationalversammlung an.

Ob Röderer hier aus Berechnung handelte ist schwer nachzuweisen; gewiß ist nach dem Geständniß der Aufrührer selbst, daß die Flucht aus dem Schlosse militärisch nicht geboten war, denn die tapferen Schweizer allein waren dem schlecht bewaffneten Haufen auf dem Carrouselplatz bis jetzt noch mehr als gewachsen und gewiß ist ferner, daß der Rath, den Röderer gab, durchaus im Sinne der Girondisten lag, mit denen er es hielt; deren Weise entsprach ganz die sentimentale Abneigung gegen jedes Blutvergießen und dann doch wieder die kleinliche Selbstsucht, die kostbare Geisel in den Händen zu haben, während sie sich draußen die Köpfe blutig schlugen.

Zwischen acht und halb neun Uhr hatte die königliche Familie den verhängnißvollen Gang nach der Salle du Manège gemacht.

Unter den zurückgebliebenen, noch zahlreichen Nationalgardisten brachte des Königs Entfernung eine sichtbare Auflösung hervor. Wozu sich noch schlagen? sagen die Einen. Gehen wir heim, und vertheidigen unseren Herd. So entfernen sich viele, Andre schließen sich den Aufrührern an.

Während sich so die Höfe der Tuilerien nach dem Carrouselplatz zu von Vertheidigern des Königthums leerten, schwoll draußen vor dem Schlosse die lärmende Masse stärker und stärker an. Vorerst waren es zumeist noch Weiber und Kinder, denn Santerre

*) Von ihrer rühmlichen Haltung Pontécoulant: Mém. I. 114.

kam mit seiner Colonne sehr langsam heran und zeigte überhaupt keine Vorliebe, an der Spitze des Sturmes zu stehen; er zog nach dem Stadthaus, ließ sich dort von den Sektionen als Generalkommandant der Nationalgarde ausrufen und erklärte, er wolle von da aus, wo das kostbare Leben des Oberfeldherrn weniger in Gefahr sei, den Angriff leiten.

Um 8 Uhr erschien vor dem Schlosse die erste Colonne der Aufständischen, geführt von Westermann und Lefranc. Der König war bereits aus dem Schlosse und die meisten Nationalgarden hatten die Vorhöfe geräumt, als die Empörer an das Thor schlugen und Einlaß verlangten. Die Kanoniere drinnen nöthigen die königlichen Thorwächter zu öffnen, die Flügel springen auf, die Masse drängt herein, und wird von den abgefallenen Nationalgarden, den Kanonieren und den Gensdarmen, mit offnen Armen aufgenommen.

Nur die Schweizer, noch 750 an der Zahl, und 100 Mann Nationalgarde haben sich in die Gemächer zurückgezogen und ihre Offiziere überlegen eben, wie sie mit Ehren das Leben ihrer tapferen Leute retten können.

Bei der großen Treppe in der Vorhalle wird unterhandelt. Die Insurgenten verlangen Ergebung, die Schweizer ehrenvollen Abzug mit den Waffen an der Seite — da fällt ein Pistolenschuß, die Posten feuern auf die Haufen in der Vorhalle und diese stäuben in wilder Flucht auseinander. In einem Augenblick sind die Hofräume und da die Schweizer auch aus den Fenstern schießen und dann einen Ausfall machen, bald auch der Carrouselplatz gesäubert. Während die Einen unter fürchterlichem Geheul über Mord und Verrath in die fernsten Straßen fliehen, setzen die Andern aus sicheren Entfernungen das Feuer gegen die Tuilerien fort: aber es geschieht auf beiden Seiten wenig Schaden mehr.

Während dessen saß die königliche Familie in der Stenographenloge der Nationalversammlung. Unter den Flüchen und Verwünschungen rasender Pöbelhaufen, die eben ein paar unglückliche Royalisten auf gräßliche Weise ermordet hatten und die Königin laut mit demselben Schicksal bedrohten, war sie nach den Räumen der Nationalversammlung gekommen.

„Ich bin hieher gekommen, sagte Ludwig zu den Vertretern

der Nation, um ein großes Verbrechen zu verhüten; ich glaube nirgends besser in Sicherheit zu sein, als in Ihrer Mitte."

Das einzige Plätzchen, das man für ihn bereit hatte, war ein enger Käfig von 12 Fuß Breite und 6 Fuß Höhe hinter dem Sessel des Präsidenten und hier vernahm der unglückliche Monarch das Gewehrfeuer, das sich in dem Kampf seiner Schweizer mit den Aufrührern erhoben hatte. Das Erste, was er that, war, daß er einen seiner Getreuen, die ihn begleitet, mit dem Befehl an die Schweizer abschickte, sie sollten sofort das Feuer einstellen, das Schloß räumen und in ihre Kasernen zurückkehren.

Drei Viertel Stunden, von 10½—11¼ Uhr hatte der Kampf gedauert, als der Bote des Königs eine Schweizertruppe, die eben einen Ausfall gemacht hatte, erreichte und ihr den Befehl des Königs übergab.

Der Befehl wurde sofort befolgt; das Feuer hörte auf, die Schweizer sammelten sich, so rasch es ging, und verließen das Schloß.

Wenig Minuten, nachdem der letzte Trupp Schweizer abgezogen war, kamen die Insurgenten, die von der Ursache der Einstellung des Kampfes keine Ahnung hatten, unten an der großen Treppe an, wo kurz vorher der blutige Auftritt stattgefunden hatte. Sie kamen in ein leeres Schloß, das nicht erobert, sondern auf Befehl seines Herrn von den Vertheidigern freiwillig verlassen worden war.*)

Die abziehenden Schweizer theilten sich im Tuileriengarten, von versteckten Schützen stark beschossen, in zwei Colonnen. Die eine ging nach der Salle du Manège und legte dort auf Befehl des Königs die Waffen nieder, die andere gerieth auf dem Wege nach dem Platze Ludwigs XV. in ein Kreuzfeuer von Nationalgarden, Gensd'armen und Pöbelhaufen und wurde fast bis auf den letzten Mann mit beispielloser Grausamkeit niedergemacht.

Mittlerweile wüthete im Schlosse Mord und Brand, Verwüstung und Plünderung und der empfindsame Barbaroux mußte

*) Neben dieser Thatsache, die den bisherigen Schilderungen widerspricht, betont Mortimer noch insbesondere, daß von den Insurgenten nicht, wie man glauben machte, 5000 oder 3500, sondern nur 100 gefallen und 60 verwundet worden seien.

erleben, daß dasselbe Gesindel, das vorher feige ausgerissen war, jetzt im Niedersäbeln von zurückgebliebenen Verwundeten, wehrlosen Weibern und Dienstboten, im Plündern und Zerstören der Schätze des Schlosses einen wahren Heldenmuth an den Tag legte.

So war der Thron ledig geworden; nicht weil seine Vertheidiger der unwiderstehlichen Tapferkeit der Helden vom 10. August erlegen wären, sondern weil die Monarchie sich selber aufgegeben hatte. Sie konnte sich im äußersten Falle hier eine glänzende Leichenfeier bereiten, sie konnte kämpfend fallen und die Bewunderung auch der Feinde sich ertrotzen; aber dazu empfand Ludwig XVI. keine Versuchung, lieber trug er Schande über Schande, ließ er sich Stufe für Stufe erniedrigen und entwürdigen, als daß er nur einen Moment solche Empfindung gehabt hätte. Wie stumpf mußte der Mann geworden sein, um dies Leben höher zu schätzen, als den ritterlichen Tod im eignen Schlosse.

In der Stenographenloge der Nationalversammlung hörte er nun 16 Stunden zu, wie man den Untergang seiner Krone beschloß. Er saß ruhig und kalt dabei, wie wenn ihn das Nichts anginge, als Vergniaud auftrat mit einer Reihe von Vorschlägen, die dann auch angenommen wurden:

„Die Nationalversammlung

in Erwägung, daß die Gefahren des Vaterlandes auf ihrer Höhe angelangt sind, daß es für den gesetzgebenden Körper die heiligste Pflicht ist, alle Mittel seiner Rettung zu suchen, daß diese Gefahren hauptsächlich herrühren von dem allgemeinen Mißtrauen gegen das Verfahren des Chefs der vollziehenden Gewalt in einem Kriege, der in seinem Namen gegen die Verfassung und gegen die Unabhängigkeit der Nation unternommen ist, daß dieses Mißtrauen in verschiedenen Theilen des Reichs das Verlangen nach Zurückziehung der an Ludwig XVI. verliehenen Gewalt hervorgerufen hat, daß aber die Nationalversammlung hierüber nicht Richterin sein kann ohne Usurpation und deßhalb an die Souveränetät der Nation Berufung einlegen muß —

beschließt:

Das französische Volk wird eingeladen, einen Nationalconvent zu bilden. Ueber Art und Zeit der Wahl wird eine außerordentliche Commission Vorschläge machen.

Der Chef der vollziehenden Gewalt ist vorläufig

in seinen Amtsverrichtungen suspendirt, bis der Nationalconvent über die Maßregeln gesprochen hat, die er nöthig finden wird, um die Sicherheit der Person, die Herrschaft der Freiheit und der Gleichheit zu gewährleisten.

Die außerordentliche Commission macht noch am Tage Vorschläge über Bildung eines neuen Ministeriums, über die Ernennung des Erziehers für den königlichen Prinzen, über die Verpflegung der königlichen Familie anstatt der Civilliste, deren Zahlung suspendirt ist.

Der König und seine Familie bleiben in den Räumen des gesetzgebenden Körpers, bis die Ruhe in Paris hergestellt ist. Das Departement wird ihnen noch am Tage im Luxembourg eine Wohnung herrichten lassen und sie werden unter den Schutz der Bürger und des Gesetzes gestellt sein.

Jeder öffentliche Beamte, jeder Soldat, Unteroffizier, Offizier, von welchem Rang er sei, wie jeder General der Armee, der in diesen Tagen der Aufregung seinen Posten verläßt, wird für ehrlos und als Verräther am Vaterlande erklärt."

Statt der Suspension des Königs hatten die Jakobiner der Bergpartei sofort seine Absetzung verlangt; bis auf diesen Punkt hatte Vergniaud mit seinen Anträgen im Wesentlichen nur ihr Programm formulirt, und sie waren denn auch die eigentlichen Sieger vom 10. August.

Das zeigte sich gleich in dem neuen Ministerium. Die Gironde wollte es ganz für sich haben und verlangte einfache Wiederherstellung des Roland'schen Ministeriums, das gelang aber nur theilweise und Danton wurde Minister der Justiz.

Danton war während des Aufstandes auf dem Carrouselplatz wenigstens thätig gewesen, sein Busenfreund Westermann hatte die Massen gegen das Schloß geführt, während die Gironde theils still zu Hause, theils sicher in der Versammlung gesessen hatte. So mußte sie gleich hier den Triumph des Tages theilen und einen Mann aufnehmen, der mit ihren Rednern und ihren Idealen Nichts gemein hatte.

Bald zeigte sich, daß die Minister nur Figuranten waren, aber nicht wie früher die der Redner in der Versammlung, sondern die ihres einzigen Collegen, dessen verwegne Thatkraft auch vor dem Verbrechen nicht zurückschreckte, die Figuranten Dantons.

Roland insbesondere sah seine Unterschrift amtlich mißbraucht und mußte Ernennungen von Departementscommissären aus dem Kreise der „Patrioten" des Stadthauses öffentlich desavouiren, die unter seinem Namen abgesandt worden waren.

Danton regierte Frankreich, die Redner der Gironde standen im Schatten und der Partei blieb nichts übrig, als im Schmutze ihrer Schande ohnmächtig die Hände zu ringen. Selten hat die Nemesis so rasch und unerbittlich eine Partei ereilt, die zwischen Republik und Monarchie spielte und keine von beiden ernstlich wollte.

Frankreich nahm die Nachrichten von den Ereignissen und Beschlüssen des 10. August wie in dumpfer Betäubung, in starrer Rathlosigkeit hin. Die Stille der Departements nach diesem Tage stach wunderlich ab von den letzten lebhaften Adressen, die vor demselben nach Paris gekommen waren. Höchstens in den affiliirten Clubs äußerte sich da und dort ein gemachter Beifall. Die Masse der Bevölkerung sah in hoffnungsloser Verzweiflung den neuen Dingen entgegen und an einzelnen Stellen regte sich selbst der Gedanke an Widerstand. Aber es geschah nichts von Bedeutung und das konnte nicht anders sein. Die Nation war führerlos, die Departements und Provinzen waren ohne Mittelpunkt und Paris machte ja Alles. Nicht weniger als 72 Departements waren gegen die Dinge von 1793, aber das eine Departement bezwang sie alle. Hier allein wußte man, was man wollte und scheute kein Mittel, es durchzusetzen, alle andern hatten kein Programm und namentlich keine Waffen, unter solchem König die deutschen Großmächte abzuwehren. Dies Letztere gab am Ende den Ausschlag.

Ein einziger muthvoller Versuch gesetzlichen Widerstandes wurde gemacht gegen die Pariser Demagogen, aber sein Schicksal zeigte wie hinfällig das Alles war.

Lafayette hatte die Gemeinde- und Bezirksbehörden von Sedan, wo er im Lager stand, zu den entschiedensten Protesten gegen den Umsturz vom 10. August veranlaßt und es so dahin gebracht, daß die drei Departementscommissäre, die am 14. August Morgens ankamen, sofort festgenommen und im Schlosse gefangen gesetzt wurden. Auch seine Mannschaften hatte er noch einmal auf die Verfassung von 1791, auf die Treue gegen die Nation, das Gesetz, den König vereidigt und das Gleiche seinen Untergeneralen ein-

geschärft. Kaum aber hatte die empörte Nationalversammlung ihre Beschlüsse gegen die rebellischen Behörden und den meuterischen General gefaßt, da war er nicht einmal mehr seines Lebens sicher.

Der Generalrath des Aisnedepartement, der gegen den 20. Juni sich in einer Adresse sehr lebhaft ausgesprochen, war völlig umgeschlagen und befahl allen Nationalgarden, den General zu greifen, wo sie ihn fänden; die Generäle Dillon und Luckner sagten sich von ihm los, unter den eignen Truppen fing es an zu gähren, die Einen wollten ihm ans Leben, die Anderen für ihn fechten bis aufs Aeußerste: so entschloß er sich zur Flucht. Mit 21 Offizieren, die seine Gesinnungsgenossen und Freunde waren, überschritt er die Grenze und fiel in Rochefort den österreichischen Vorposten in die Hände. Er und seine drei nächsten Freunde, die mit ihm in der Nationalversammlung gewesen waren (Alex. Lameth, Latour-Maubourg, Bureaux de Pusy) wurden als politische Verbrecher mit ausgesuchter Härte behandelt, durch preußische und österreichische Staatsgefängnisse geschleift und aus dem letzten, dem zu Olmütz, erst im Frieden von Campo Formio durch Bonaparte befreit.

Fünfter Abschnitt.

Der Nationalconvent. Kampf zwischen der Gironde und den Jakobinern. Ermordung des Königs. Sturz der Gironde (31. Mai 1793).

§. 17.

Die Herrschaft des Gemeinderathes. — Danton. — Die Septembermordthaten (2. Sept. ff.). — Die Kriegsereignisse in der Champagne (August und September 1792). — Angriff der Verbündeten. — Kanonade von Valmy. — Unterhandlungen und Rückzug.

Die Herrschaft des Gemeinderathes.

Der Sieger des 10. August war der revolutionäre Gemeinderath, der in jener Nacht unter dem Geheul der Sturmglocken auf dem Stadthause Posto gefaßt hatte und der verwegene Demagoge, der in erster Reihe hinter ihm stand, George Danton.

Die Nationalversammlung gab sich dazu her, sei es im Gefühle ihrer Ohnmacht, sei es von den Thatsachen überrumpelt, diesen Ausschuß, den Niemand bevollmächtigt, als den vorläufigen Inhaber der ledig gewordenen vollziehenden Gewalt anzuerkennen, Alles, was er gethan, nachträglich gutzuheißen, Alles, was er wollte, eilig zu beschließen.

So wird noch im Laufe des 10. August beschlossen, daß zu den Conventswahlen jeder Census wegfalle, stimmberechtigt jeder Franzose sein solle, der 25 Jahre alt, ein Jahr an seinem Aufenthaltsort ansässig sei und von seiner Arbeit lebe; unverzüglich soll unter den Mauern von Paris ein befestigtes Lager für die Föderirten gebildet und den tapferen Waffenbrüdern, zumal denen aus Marseille, die am 10. August so gute Dienste geleistet, Reise-

entschädigung und Taglohn gezahlt werden; auch für die Unsterblichkeit der geschehenen Heldenthaten wird gesorgt durch den Auftrag an die Sekretäre, alle actes de vertu zu sammeln, „welche den denkwürdigen Tag ausgezeichnet haben", einem besondern Sicherheitsausschuß aber wird das Recht gegeben, Jeden zu verhaften, dessen Betragen zu prüfen er im Interesse des Vaterlandes für geboten halten sollte u. s. w.

Am 11. beginnt bereits die Gestalt des künftigen Frankreich sichtbar hervorzutauchen; von Republik wird noch nicht gesprochen, aber was an Abzeichen, Büsten, Denkmälern, Statuen an die Monarchie erinnert, wird mit mehr oder weniger Geräusch entfernt und der letzte Schein von Achtung vor den Personen der königlichen Familie wird preisgegeben, da die Nationalversammlung auf tumultuarisches Andrängen des Gemeinderathes beschließt, die königlichen Gefangenen statt ins Luxembourg in ein paar Thurmzimmer des Temple abführen zu lassen.

An demselben Tage beginnt die Organisation des Schreckens. Die verfassungsmäßig gewählten Friedensrichter sind bereits, als der royalistischen Gesinnung verdächtig, am Tage vorher mit einem einzigen Beschluß durch das ganze Reich abgesetzt worden; jetzt wird jede Gemeindebehörde zur Aburtheilung, jeder Gemeindebeamte zur Verhaftung, jeder Aktivbürger zur Verfolgung von „Verdächtigen" gesetzlich aufgerufen.

Ein Kriegsgericht für die „Verbrecher vom 10. August", d. h. die Vertheidiger des Schlosses, genügt nicht mehr; Robespierre und die Seinen verlangen ein summarisches Ausnahmsgericht für alle Verschwörer, auch für die, „die nicht dabei waren, aber hätten dabei sein können", und falls die Nationalversammlung nicht sogleich das Rechte beschließt, wird mit der Sturmglocke, dem Generalmarsch und einem zweiten Aufstand gedroht. So entsteht am 17./18. August das erste Revolutionstribunal; in wenig Stunden haben die Creaturen des Stadthauses in allen Sektionen die Wahlen mittelst einer ähnlichen Comödie improvisirt, wie die war, der der Gemeinderath selber seine Entstehung verdankte. Von diesem Gericht ist weder Schonung noch Zeitverlust zu erwarten, aber Marat findet auch den Schein eines Verfahrens überflüssig, er predigt offen den Mord der Gefangenen in der Abtei: „welche Thorheit, ihnen den Prozeß zu machen! ihr Proceß ist gemacht." Mittlerweile

organisirt der Sicherheitsausschuß die Verfolgung der Verdächtigen; Paris erhält das Ansehen einer belagerten Stadt, alle Thore werden gesperrt, jeder Verkehr mit der nächsten Umgebung gehindert, durch die Straßen tobt eine Meute besoldeter Spione, ihnen zur Seite wirkt ein Heer von „Patrioten“, die freiwillige Denunciantendienste verrichten, Haussuchungen, Verhaftungen gehören zum täglichen Brod! Das sind die ersten Spuren der Freiheit, die am 10. August erobert worden ist.

Die Nationalversammlung wird in dies Treiben hineingerissen. Unter dem vergeblichen Widerspruch der Gemäßigten wird beschlossen, daß alle unbeeidigten Priester, die nicht binnen 14 Tagen freiwillig das Königreich verlassen, nach Guyana deportirt werden sollen. Den Unglücklichen aber, die zum Behufe freiwilliger Auswanderung binnen der gesetzlichen Frist Pässe verlangen, werden diese verweigert; der Sicherheitsausschuß setzt sie gefangen und in ihren Gefängnissen haben sie nachher die Septembermörder niedergemacht.

Nur mit großer Mühe wird ein barbarischer Antrag, „die Weiber und Kinder der Emigranten als Geiseln der Nation zu behandeln“, durch eine Tagesordnung beseitigt, ebenso ein anderer, der die Aufstellung eines Corps von 1200 Freiwilligen zur Ermordung revolutionsfeindlicher Fürsten und Generale verlangte.

Paris war von wenig Ausschüssen beherrscht, deren wirkliche Führer gar nicht auffindbar waren, die Straßen belagert von einem fürchterlichen Proletariat und Frankreich tyrannisirt von Commissarien mit unumschränkter Vollmacht. Indessen lauteten die Nachrichten von den Grenzen immer düsterer: der Feind hatte Longwy und Thionville eingeschlossen, nur ein schwaches, schlecht bewaffnetes Heer hatte Frankreich den versuchten Truppen Preußens und Oesterreichs entgegenzustellen und dazu kamen die ersten Anzeichen des Bürgerkriegs im Westen.

Die Jakobiner in und außer der Versammlung entfalten nun eine fieberhafte Thätigkeit, um Mannschaften auszurüsten, Waffen und Kriegsbedarf zu beschaffen, Vorräthe zu sammeln, Freiwillige zu werben und Geld flüssig zu machen; dies Letztere nicht bloß für den Krieg, sondern auch für das Proletariat der Hauptstadt und der Departements.

Ende August wurden die Güter der Emigranten eingezogen und den gutgesinnten Käufern unter Bedingungen angeboten, die

einem Scheinkauf, d. h. einem Raube zum Verwechseln ähnlich sahen, die Feudalrechte, die gesetzlicher Weise abgelöst werden sollten, wurden einfach aufgehoben. Der Gesammtbetrag dieser Massenplünderung wird auf wenigstens 6000 Millionen veranschlagt.*)

Der Drang der äußeren Noth hält noch den Gemeinderath und die Nationalversammlung, zwischen denen es früher oder später zum Austrag kommen muß, locker genug zusammen. Bei der Nachricht, daß Longwy sich ergeben habe, beschließt die Letztere im Sinne des wildesten Jakobinismus, daß jeder Bürger, der in einer belagerten Stadt von Uebergabe rede, mit dem Tode bestraft, daß Longwy, sobald es wieder in die Hände der französischen Truppen komme, dem Erdboden gleich gemacht und alle seine Einwohner ehrlos und des Bürgerrechts verlustig erklärt werden sollen.

Aber schon war man hier beschäftigt, sich des Gemeinderaths zu entledigen, und hatte in den Sektionen, deren angebliche Vollmachten hier seit 14 Tagen so beispiellos mißbraucht wurden, mit Erfolg seine Stellung unterwühlt. Die Männer des Stadthauses wußten das und waren entschlossen, ihren Feinden zuvorzukommen. Es galt eine rettende That, die nach Innen und Außen zugleich Luft machte, und den rechten Mann dazu hatten sie in George Danton.

George Danton und die Septembermordthaten.**)

Danton war vor dem Complot des 10. August immer nur in zweiter und dritter Linie aufgetaucht. Bei den ersten Maßregeln, die Pariser Demokratie zu organisiren, erscheint er neben Camille Desmoulins. Nach der Flucht des Königs, wo es galt, seine Unverantwortlichkeit zu Fall zu bringen, tritt er auf dem Marsfeld hervor, und als später das Zaudern der Nationalversammlung, das Schwanken der Gironde die Entscheidung hinausschob, gab er mit Robespierre, Marat u. A. den Anstoß zum 10. August, der ihn ins Ministerium brachte.

Von der Natur war er reich und wunderbar begabt, aber

*) Sybel I. 467. (3. Aufl.)

**) [Bougeart: Danton. Bruxelles 1861. Robinet: Danton. Paris 1865. Beides Apologien.]

sein Wandel hatte ihn vor der Welt gezeichnet. Bei Anbruch der Revolution war er ein dunkler Winkeladvokat, der bei gründlicher Abneigung gegen stetige Arbeit und grenzenloser Lüderlichkeit sein Bischen Verdienst rasch vergeudete, ein Bonvivant, der in einem Ruck eine fabelhafte Energie entwickeln konnte und dann wieder in völlige Schlaffheit zurücksank.

Dreißig Jahre alt, trat er in jene Crisis ein, als ein echter Zögling der Gesellschaft Ludwigs XV., durch die ganze sittliche Verworfenheit des Privatlebens, durch die Orgien jener Zeit hindurchgegangen, beinahe gesättigt und abgestumpft gegen Alles, was nicht Genuß war, ohne Glauben an Ideale, ohne Enthusiasmus für Grundsätze irgend welcher Art, aber von wunderbaren Gaben, die ihn für eine solche Zeit recht eigentlich geschaffen erscheinen ließen.

Schon früh war er Mirabeau aufgefallen und dieser verrieth auch hier wieder seinen meisterhaften Blick, als er dem Mann, der damals nichts war als ein lüderlicher Winkeladvokat, eine Zukunft weissagte.

Dieser riesenhafte, trotz aller Ausschweifungen noch ungebrochene Körper, das struppige Haar, die gewaltige Stimme, der flammende Blick und die imposante Rednergabe erinnerten in der That an Mirabeau; Danton war gewissermaßen der Mirabeau der niederen Schichten, der große Tribun der Gassen und der Barrikaden; wo keine feine Rednerkunst und keine Dialektik mehr hinreichte, da erschallte sein Wort.

Er besaß eine Kühnheit, einen todesverachtenden Muth, den ihm die Gegner bestreiten wollten, den er aber bewährt hat, wie ihn nur ein Lüstling in der Welt bewähren konnte. *Er fürchtete die Massen nicht*, und das ist ein großes Wort. Alle andern Schreckensmänner haben sie gefürchtet, er aber verachtete sie nur. Er behandelte sie wie sein Instrument und ließ sie das fühlen. Selbst da, als ihm der Pöbel am Fuße seines Schaffotts Verwünschungen zurief, hatte er nur Schimpfnamen für sie.

Er war nicht der Mann, der wie Robespierre seine Agenten hetzen ließ und dann, wenn die Mine gefüllt war zum Platzen, sich ein Stübchen aussuchte, um in sicherer Geborgenheit abzuwarten, bis die Explosion vorüber war. Er war überall selbst dabei, wo es zum Schlagen kam.

Er hatte die zarte Bedenklichkeit der girondistischen Redner nicht, die gern die Früchte jedes Aufstandes geerntet hätten, aber den Aufstand selbst nicht wollten. Er konnte ihnen zurufen: Wo wart ihr am 10. August, als wir den Sieg erfochten?

Die Massen gehorchten ihm, weil sie ihn fürchteten. Noch sterbend auf der Guillotine konnte er dem brüllenden Volke zurufen mit seiner Löwenstimme: Schweigt still! und die Schreier schwiegen.

Dantons Wesen und Art erklärte wohl das Grauen, mit dem die Gironde seinen Namen nennen hörte. Und doch war er von Natur nicht grausam und blutdürstig, er hatte sogar eine gewisse weiche Bonhommie, wie sie sinnlichen Lebemännern wohl eigen zu sein pflegt: er konnte heute die Septembermordthaten organisiren und zugleich einigen namhaften Gegnern Winke geben, sie sollten machen, daß sie fortkämen. Er wollte nicht das Blut der Einzelnen und war nicht rachsüchtig wie Robespierre.

Aber er war durch ein wüstes Leben hindurchgegangen und in den Lastern der alten Zeit genug getränkt, um vor keinem Mittel zurückzubeben. Den Einzelnen mochte er nicht morden, aber vor einem Massenmord schreckte er nicht zurück. Politisches Gewissen hörte hier vollständig auf. Er sprach schamlos aus, was Andre in blumige Redensarten kleideten, er war im Stande, nach seinen Mordthaten zu sagen: ich habe gemordet.

Ein solcher Mensch, der in der Revolution nicht Freiheit noch Republik, sondern Macht und Genuß allein suchte, der Allen überlegen war durch verwegene kühne Thatkraft, der konnte Grauen erwecken, wenn man dachte, daß in seiner Hand die Geschicke Frankreichs lagen.

Die Regierung Mirabeau's hatte Frankreich einst verschmäht; jetzt wurde es von Danton regiert und der neue Regent, der zunächst die Justiz an sich genommen, gab sofort eine fürchterliche Inaugurationsfeier der neuen Freiheit, die sein Gepräge trug und die er nie verleugnete, er veranstaltete die Mordthaten vom September.

Die unheilverkündenden Vorboten der Septembergreuel waren die Haussuchungen, zu denen sich Danton am 28. August von der Nationalversammlung bevollmächtigen ließ.

An diesem Tage hielt er en ministre du peuple, en ministre révolutionnaire eine merkwürdige Rede.

„Der Feind bedroht das Reich, aber der Feind hat erst Longwy genommen. Wenn die Commissäre der Versammlung nicht irrthümlich den Maßnahmen der vollziehenden Gewalt (d. i. des Insurgentenausschusses auf dem Stadthause) zuwidergehandelt hätten, so hätte die Armee Kellermanns sich bereits mit der von Dumouriez vereinigt. Ihr seht, daß unsere Gefahren außerordentlich sind, die Nationalversammlung zeige sich würdig der Nation. Durch ein krampfhaftes Aufwallen (une convulsion) haben wir den Despotismus gestürzt; durch ein großes Aufwallen der nationalen Wehrkraft müssen wir die Despoten zurückwerfen. Bis hierher haben wir nur den Scheinkrieg Lafayette's geführt; wir müssen eine schreckliche Kriegführung beginnen. Es ist Zeit dem Volke zu sagen, daß es sich in Masse auf die Feinde stürzen soll."

Man erwartet jetzt Rathschläge über Mittel und Wege, um das ganze waffenfähige Frankreich binnen kürzester Frist wohlgeübt und wohlgerüstet dem Feinde an den Grenzen entgegenzuwerfen. Statt dessen ist bloß von Commissären des Vollziehungsausschusses die Rede, denen die Nationalversammlung ihrerseits Commissäre beigeben soll, um in den Departements exercer l'influence de l'opinion und den Municipalitäten zu erklären, daß jede von ihnen das Recht haben soll (sera autorisée), den Kern ihrer gut bewaffneten Mannschaften auszuheben.

Dann aber kommt die Hauptsache, die enthüllt, daß nicht der äußere, sondern der innere Feind der wirkliche Gegenstand des Antrags ist:

„Man hat bis zu diesem Augenblick die Thore der Hauptstadt geschlossen und hat Recht daran gethan; es war wichtig, sich der Verräther zu bemächtigen, aber wenn es deren 30,000 festzunehmen gäbe, so müßten sie morgen festgenommen werden, damit Paris wieder mit ganz Frankreich in offene Verbindung treten könne.

Der Gemeinderath erhält das Recht, alle Verdächtigen aufzugreifen, aber von morgen an soll das französische Volk in der Lage sein, euch zu schützen und mit den Bewohnern von Paris zu verkehren.*)

---

*) [Diese Worte fehlen in dem Text der histoire parlementaire, sie stehen bei Mortim.-Ternaux III. 134.]

Wir verlangen von Euch die Vollmacht, Haussuchungen vornehmen zu lassen (visites domiciliaires). Es muß in Paris 80,000 brauchbare Flinten geben. Wohlan! Die, die Waffen haben, sollen an die Grenzen eilen. Wie haben die Völker, die sich die Freiheit erobert hatten, sie behauptet? Sie sind dem Feinde entgegengeeilt und haben ihn nicht herankommen lassen. Was würde Frankreich sagen, wenn Paris in stumpfer Verblüfftheit die Ankunft der Feinde erwarten wollte? Das französische Volk hat frei sein wollen, es wird frei sein. Bald werden zahlreiche Streitkräfte hier versammelt sein. Man wird den Gemeinderäthen Alles zur Verfügung stellen, was erforderlich ist, indem man sich verpflichtet, die Eigenthümer zu entschädigen. Alles gehört dem Vaterland, wenn das Vaterland in Gefahr ist."

Das Suchen nach den 80,000 Flinten war ein frecher Vorwand; in Wirklichkeit fanden sich kaum 2000 vor, und darüber war man gewiß wohl unterrichtet. Das, worauf es ankam, war die Aufhebung des Hausrechts, die Aufhebung jeder Sicherheit der Personen und des Eigenthums, die Organisation des Kriegs gegen die Verdächtigen.

Die Nationalversammlung ließ sich vollständig überrumpeln: wie wenn es sich wirklich darum handle, durch eine außerordentliche Maßregel das bedrohte Vaterland zu retten, faßte sie ohne Debatte einen Beschluß, der die ganze besitzende Classe außer Gesetz und das Mord- und Raubgesindel der Danton, Marat, Robespierre zum Herrn Frankreichs erklärte.

Es wurde verfügt: „In allen Gemeinden Frankreichs werden von den Gemeindebeamten und ihren Delegirten Haussuchungen vorgenommen, um festzustellen, wie viel Schießbedarf und Waffen, wie viel Pferde, Pflüge und Wagen (!) sich bei den Bürgern finden. Die Verdächtigen sollen entwaffnet, die Vertheidiger des Vaterlandes und der Gleichheit mit ihren Waffen ausgerüstet werden."

Die Ausbeute an Waffen war, wie schon gesagt, lächerlich gering, desto größer war die an „Verdächtigen", desto furchtbarer der Schrecken, den die Haussuchungen nach allen Seiten warfen.

Am 29. August begann die Durchführung dieser ersten vorbereitenden Maßregel des Schreckensregiments.

Seit Nachmittags vier Uhr ist die Stadt, sind die Straßen gesperrt, die Läden geschlossen, die Hausthüren zu. Kein Wagen, kein Spaziergänger darf sich blicken lassen; Alles sitzt mit Weib und Kind zu Hause und wer nicht zur Farbe gehört, wagt kaum zu athmen. Abends 10 Uhr beginnt der Rundgang der Commissäre durch die Häuser; 30 Commissäre in jeder einzelnen der 48 Sektionen der riesigen Stadt machen sich mit erschreckender Gleichzeitigkeit auf den Weg, begleitet von ihren „Delegirten", den Pikenmännern der Vorstädte, die die Flinten und die Verdächtigen mitzunehmen haben. Die Verhaftungen sind massenhaft. Die geringste Ziffer, die angegeben wird, ist 3000, die höchste 8000.

Bis zum 31. August Abends dauerte die Haussuchung mit all ihren Schrecken; wer nicht in dem Wirrwarr entwischte, ward sofort eingekerkert und durfte sich als verloren betrachten.

Die turbulente Insurgentenversammlung auf dem Stadthaus hatte von den Royalisten außerhalb der Nationalversammlung Nichts mehr zu befürchten, aber die letztere arbeitete eben eifriger als je an ihrem Sturz, freilich mit sehr beschämendem Erfolg.

Auf einen ersten Versuch, sie zu beseitigen, hatte sie durch einen trotzigen Beschluß geantwortet, der sie „im Namen des Vaterlandes" für unabsetzbar und unverletzlich erklärte; ein auf Guadets Antrag gefaßter Beschluß der Nationalversammlung, die Behörde aufzulösen und binnen 24 Stunden durch wirkliche Vertreter der Sektionen zu ersetzen, hat gleichfalls keine andere Folge als eine noch empfindlichere Niederlage der Versammlung. Es kommt eine Deputation, zu der man den eigentlich schon bei Seite geworfenen Petion gepreßt hatte, und überreicht eine von Robespierre verfaßte unverschämte Adresse, worin es u. A. heißt: „wir haben meuterische Priester verhaftet, sie gemäß euren Beschlüssen einstecken lassen und binnen wenig Tagen wird der Boden der Freiheit von ihrer Gegenwart gereinigt sein"; und ehe noch der Ausschuß mit seinem Bericht fertig ist, wird von Thuriot, hinter dem Danton stand, ein Entwurf eingebracht und angenommen (2. Sept.), der die Sippschaft in ihrer ganzen usurpirten Machtvollkommenheit bestätigt.

Damit war dem Massenmord die Leitung gesichert. Der

2. September, ein Sonntag, war dazu ausersehen, noch ehe die Anstifter wissen konnten, wie sehr die kriegerischen Ereignisse an den Grenzen ihnen zu Hilfe kommen würden.

Die Nachricht: Verdun ist angegriffen! gab Grund und Vorwand zu den außerordentlichsten Maßregeln.

Verdun, so stellte Manuel die Sache auf dem Stadthause dar, ist die einzige Festung, die die Preußen auf dem Marsche nach Paris aufhalten könnte; die Besatzung wird sie trotz aller Tapferkeit nicht behaupten können, sie ist deßhalb so gut wie verloren und Paris liegt offen vor den Preußen da!

Grund genug für den Sicherheitsausschuß, Alles, was Waffen tragen kann, auf das Marsfeld zu berufen, die ganze Stadt durch Sturmgeläute, Trommelwirbel und den Donner der Lärmkanonen in jenen Fieberzustand der Angst und Aufregung zu versetzen, der seinen wirklichen Plänen so günstig ist.

Die Nationalversammlung nahm die Meldungen vom Stadthause mit Jubel auf; aller Hader war vergessen und der große Redner der Gironde, die dem dort sitzenden Ausschuß eben noch ans Leben gewollt, Vergniaud, bezeugte ihm, er habe den Staat gerettet.

„Heute," sagte er, „muß sich Paris in seiner ganzen Größe zeigen; ich erkenne seinen Muth wieder in den Entschlüssen, die es getroffen hat, und jetzt kann man sagen, das Vaterland ist gerettet."

Unter dem dröhnenden Beifall der Galerien fordert er, daß die Nationalversammlung sich in einen großen Kriegsausschuß verwandle und mit dem Stadthause zusammen selbst das Beispiel gebe, wie man „dem Feinde seine Grube grabe".

Auch Danton warf sich auf die Tribüne und rief: „Alles ist in Bewegung, Alles bebt, Alles brennt zu kämpfen. — Ein Theil des Volks wird an die Grenzen eilen, ein anderer wird Schanzen graben, ein dritter wird das Innere unserer Städte vertheidigen. — Paris wird diese großen Anstrengungen unterstützen. Die Commissäre der Stadtgemeinde werden die feierliche Ladung an die Bürger verkündigen, sich zu waffnen und auszurücken zur Vertheidigung des Vaterlandes. — Die Sturmglocke, die man läuten wird, ist nicht ein Lärmzeichen, sondern der Ausfall selber auf die Feinde des Vaterlandes. — Um sie zu besiegen,

meine Herren, seien wir verwegen, noch einmal verwegen und immer verwegen und Frankreich ist gerettet."*)

Mitten unter solchen Accenten eines wilden, fanatischen Patriotismus durfte Danton hoffen, der Nationalversammlung Vollmachten zu entreißen, die ihn und die Patrioten auf dem Stadthause mit einer förmlichen Diktatur bekleideten: er verlangte die Todesstrafe für Alle, die sich weigern würden, entweder selber zum Kampfe auszuziehen oder den gutgesinnten Vaterlandsvertheidigern ihre Waffen auszuliefern, er verlangte die Todesstrafe für Jeden, der den Befehlen und Maßregeln des Vollziehungsausschusses den geringsten Ungehorsam oder Widerstand entgegensetzen sollte, und er erhielt Alles; es war die Ermächtigung zu den Mordthaten vom 2./3. September.

Und was wollte er damit?

Den Marat, Robespierre u. s. w. mochte es gelten, mit demselben Schlage ihre persönlichen Feinde zu treffen und die Conventswahlen durch Terrorismus zu beherrschen; Danton handelte weniger aus persönlicher Rachsucht und weniger aus planmäßig berechnendem Ehrgeiz; ihm galt es nicht einzelne Namen — noch am Morgen des 2. Sept. half er einige seiner Gegner retten — bei ihm war's mehr der wilde Frevel eines Fanatismus, der für sich selber keine Rückkehr sah und durch eine Schandthat im großen Stil auch der Nation die Rückkehr unmöglich machen wollte. Je mehr Mitschuldige, desto weniger Ueberläufer, je größer der Schrecken, desto sicherer die Unterwerfung unter die Hauptstadt; ein breiter Blutstreif sollte das neue Frankreich vom alten, die Revolution von ihren Gegnern trennen, die noch immer an einen Umschwung glaubten.**)

Am ehrlichsten hat er seinen Standpunkt in einer Rede entwickelt, die er am 30. August in einem Ministerrathe hielt: „In

*) Le tocsin qu'on va sonner n'est point un signal d'alarme, c'est la charge sur les ennemis de la patrie — pour les vaincre, Messieurs, il nous faut de l'audace, encore de l'audace, toujours de l'audace et la France est sauvée.

**) Der Herausgeber der Souvenirs de Pontécoulant. I. 116: On voulait enchaîner le peuple par une épouvantable solidarité et en l'entraînant dans un crime inoui le rendre plus docile à tous ceux qu'on allait exiger de lui. „Ex crimine maxima peccandi necessitas" a dit Tacite.

diesem Zustande der Schwäche sind wir Republikaner zweierlei Feuer ausgesetzt, dem der Feinde draußen, dem der Royalisten drinnen. Es gibt ein royalistisches Direktorium, das insgeheim in Paris tagt und mit dem preußischen Heere Verbindungen unterhält. Euch zu sagen, wo es zusammenkommt und wer dazu gehört, wäre unmöglich; um es außer Fassung zu bringen, muß man — muß man den Royalisten „Angst einjagen" (il faut faire peur aux royalistes) und dabei machte er eine Bewegung, die seine Zuhörer entsetzte.*)

Ehe man an die Grenzen zog, um dem äußeren Feind zu begegnen, sollte mit dem innern Feind im Rücken aufgeräumt werden: das war die Losung des Sicherheitsausschusses und seines Ministers Danton.

Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr stürzten sich die Horden des Stadthauses auf ihre wehrlosen Opfer in den Gefängnissen: mit den 22 Priestern in dem Depot der Mairie wurde der Anfang gemacht, die Marseiller schleppten sie nach der Abtei und schlachteten sie Einen nach dem Andern ab; nach den Priestern kamen die gefangenen Schweizer und königlichen Gardisten an die Reihe, und so ging das Morden durch alle Gefängnisse durch; bei den Carmelitern und den Bernhardinern, in La Force, in Chatelet, in der Conciergerie, in Bicêtre, in der Salpetrière fließt das Blut in Strömen; zwei Tage und zwei Nächte hindurch dauert das entsetzliche Gemetzel; 187 „Patrioten" — höher wird die Zahl der Henker nicht angeschlagen -- hatten zwischen 1300 und 1500 unschuldige Menschen umgebracht.**)

Auf die Einzelheiten dieser Blutscenen lasse ich mich nicht ein; das überlasse ich Liebhabern des Gräßlichen, ich kann mich dabei nicht aufhalten.

Die Sturmglocke Dantons hatte nicht nur für die Hauptstadt, sondern auch für die Provinzen geläutet, und an mehreren Stellen, so namentlich in Lyon und Orleans, in Rheims und Meaux, kam es in der That zu ähnlichen Auftritten, aber stets bedurfte es der Anwesenheit von Pariser Commissären, Föderirten

---

*) Barante: convent. nationale I. 247. [Vgl. damit das von Sybel I. S. 492 berührte Rundschreiben Dantons.]

**) Sybel I. 484.

und Banditen, um den Frevel in Gang zu bringen und selbst diesen gelang meistens nicht einmal die Conventswahlen in ihrem Sinne durchzusetzen.

Der eingeschüchterte Mittelstand ließ die Greuel, die er nicht hindern konnte, geschehen, aber in den Wahlen zum Convent sprach er sein Verdammungsurtheil über die Septembermörder aus.

Die Kriegsereignisse in der Champagne.*)

August und September 1792.

In den Tagen der Septembermorde hatten die Verbündeten in der Champagne ihre ersten und letzten Erfolge davon getragen.

Der Blick in das Lager der Revolution bietet des Abscheulichen genug, aber neben den blutigen Greueln der Pariser Gassendemagogen geht doch ein kriegerischer Aufschwung der französischen Nation her, dem wir unsere Achtung, ja unsere Bewunderung nicht versagen dürfen, und darum ist der Gesammteindruck der französischen Dinge günstiger als ihn ein Blick in das Lager der Verbündeten gewährt. Denn hier ist nichts als klägliches, erbärmliches Wesen.

Vom monarchischen Standpunkt hätte sich wohl begreifen lassen, wenn die Monarchien Maria Theresia's und Friedrichs des Großen Alles gegen die Revolution in Bewegung brachten und jeden Hebel in Schwung setzten, um lieber ehrenvoll unterzugehen, als den Jakobinern zu erliegen; was aber **der** Feldzug sollte, den man in diesem Sommer gegen die Jakobiner führte, das ließ sich von keinem Gesichtspunkt aus begreifen.

Aus einem Stoß von Briefen und Aktenstücken wird Einem zum Ueberdrusse das Geheimniß dieses Feldzugs klar; man sieht, warum Alles so trostlos und armselig war gegenüber einem zerrütteten Frankreich, einem undisciplinirten Haufen, der den Namen eines Heeres kaum verdiente, gegenüber einem Feinde, mit einem Wort, der nach allen Berechnungen der Wahrscheinlichkeit eben jetzt angreifbarer war als je vorher und nachher.

Von der ritterlichen Kreuzzugsstimmung Friedrich Wilhelms II. war im Kreise der preußischen Staatsmänner und Feldherren so

*) Sybel I. 502 ff. Häusser I. 320 ff. Renouard (s. o.)

wenig zu finden, als von dem reaktionären Fanatismus Franz II. Höflinge, wie Bischofswerder, der seine Erfahrungen im Kartoffelkrieg gesammelt, mochten wohl im Uebermuthe meinen, „kaufen wir nicht so viel Pferde, die Komödie wird nicht lange dauern, vor Herbst sind wir wieder zu Hause", im Lager sah man die Sache ganz anders an und die Staatsmänner der Schule Friedrichs d. Gr. wollten vollends von keinem Kriege wissen, der im Westen im besten Falle keinen Vortheil, im Osten aber wahrscheinlich große Nachtheile brachte.

Insbesondere der Feldherr, welcher das verbündete Heer führen sollte und dessen militärischem Ruf selbst die Franzosen die abenteuerliche Huldigung bereiteten, ihm den Oberbefehl über ihre Truppen anzutragen, der Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, betrachtete den Krieg gegen die Revolution durchaus nicht als den militärischen Spaziergang, den die Emigranten unermüdlich im Munde führten. Er versah sich zu der Schwungkraft der revolutionären Bewegung unberechenbarer Folgen, das lähmte schon sein ganzes Selbstvertrauen von vorn herein, und er war an sich ein Mann von unendlich viel Bedenken und Rücksichten und sehr wenig Thatkraft und Geistesgegenwart.

Hiezu kam die falsche Stellung des Königs zum Heere. Seit 1640 hatten die preußischen Monarchen ihre Heere in Person und zwar mit höchster Auszeichnung geführt; das hatte dem Staat sein Gepräge, der Kriegführung Preußens einen eignen Schwung verliehen. Jetzt stand der König nur dem Namen nach an der Spitze, denn er traute sich mit gutem Grunde eine selbstständige Führung nicht zu. Der Herzog von Braunschweig stand als Mentor ihm zur Seite und war fast nie mit dem König einer Meinung. War dieser allzu kühn, so war dieser allzu schüchtern und zaghaft. Die Vorbedingung für eine Anarchie im Hauptquartier, wo immer nur halbe Maßregeln zu Stande kamen und Keiner die volle Verantwortung, aber auch die ganze Leitung hatte, war damit gegeben.

Dabei hatten die beiden Verbündeten, Oesterreich und Preußen, eine ungelöste Frage von der ernsthaftesten Bedeutung im Rücken, eine neue Theilung Polens bereitete sich vor und von Rußland allein hing ab zu bestimmen, wann die Verwicklung in ihre Crisis treten sollte. Während im Westen höchstens ein fremder

Thron wieder aufgerichtet wurde, konnten im Osten Schläge fallen, die die eignen Throne aufs Nächste berührten. Bei dem Einverständniß, welches die beiden deutschen Mächte gegen Frankreich geschlossen, schielte die eine nach Großpolen, die andere nach Baiern, keine konnte deßhalb mit ganzer Seele bei dem Kriege sein und das erste Mißlingen der Heere im Westen, der Diplomaten im Osten warf die Zwietracht unter sie.

Am 14. Juli 1792 war der neue Kaiser Franz II. in Frankfurt gekrönt worden; hier und auf dem nachfolgenden Fürstentag zu Mainz fanden die letzten Verabredungen für den Krieg statt und hier erschien auch ein Abgesandter Ludwigs XVI., der Genfer Mallet du Pan, um die deutschen Mächte im Namen seines Monarchen vor den Thorheiten zu warnen, zu denen sie die Emigranten verleiten könnten, und die Niemand anders als die königliche Familie zu büßen haben würde.

Er bat um ein Manifest, welches strenge zwischen der Nation und den Terroristen unterschied und die erstere nicht mit einer Wiederherstellung des alten Zustandes bedrohte, die sie nothwendig den Jakobinern in die Arme treiben mußte; vor Allem sollte dem König und den Patrioten zu Liebe von jeder Theilnahme für die Emigranten abgesehen werden. In solchem Falle blieb nur eine Einmischung übrig, welche dem Terrorismus galt, diesem aber den vollen Ernst zeigte.

Sein Rath war umsonst.

Das Manifest vom 25. Juli, welches ein Marquis Limon im Geiste der verstocktesten Emigranten verfaßt und der Herzog von Braunschweig in einer unglücklichen Stunde unterzeichnet hatte, bewies, daß man hier diese verständigen Vorschläge nicht zu würdigen vermochte.

Da war so ziemlich der ganzen französischen Nation mit Ausrottung, allen Flecken, Dörfern und Städten, Paris voran, mit Vertilgung vom Erdboden gedroht, wenn der dem Könige und seiner Familie schuldigen Ehrfurcht auch nur das Mindeste vergeben werde; Drohungen, die sich um so abenteuerlicher ausnahmen, als die beste Zeit zu einer Invasion die im Mai nach den schmählichen Vorfällen vom April hätte stattfinden müssen, bereits versäumt war und alle dem Kriege Abgeneigten, der Herzog voran jetzt schon übersehen konnten, daß die Streitmittel, auf die man

rechnen konnte, weit hinter dem verabredeten Anschlage zurückblieben. Mehr als 100,000 Mann hatte Oesterreich versprochen, was es in Wahrheit am Oberrhein und in den Niederlanden bereit hatte, belief sich höchstens auf einige 70,000 Mann, und so hatte man zur Eroberung Frankreichs statt mindestens 110,000, jetzt im besten Falle über 80,000 Mann zur Hand; das war viel zu wenig für eine Zeit, wo man keine Festung bei Seite liegen ließ; zog man ab, was man brauchte, um die Grenze von Brüssel bis Straßburg zu decken und die Festungen zu beobachten, so blieb bloß eine Feldarmee von 50,000 Mann übrig.

Der Einmarsch nach Frankreich, der in den letzten Julitagen von Coblenz aus angetreten wurde, ward vom Feinde nicht behelligt, fand aber trotzdem mit außerordentlicher Langsamkeit statt; ein erster achttägiger Aufenthalt bei Trier und Conz (5.—12. August) hatte seinen Grund in der Schwerfälligkeit des Bagage- und Verpflegungswesens: das Mehl, aus dem nachher in der Champagne das Brod für die preußische Armee gebacken wurde, mußte in Magdeburg gemahlen sein, anders erlaubte es die Kleinstaaterei jener Tage nicht und ein geordnetes Requisitionssystem kannte man noch nicht. Ein zweiter viertägiger Aufenthalt bei Montfort (14.—18. August) war veranlaßt durch die schweren Bedenken, welche die Nachrichten von den Vorgängen des 10. August, der Gefangennahme des Königs, den man befreien wollte, hervorriefen.

In düsterer, wenig gehobener Stimmung kam man am 19. über die Grenze; hier wirkte es erfrischend, daß ein feindlicher Haufe, der mit der preußischen Vorhut zusammenstieß, gleich beim ersten Schuß davonlief und so freien Paß nach Longwy gewährte. Unter der Bevölkerung fanden sich Manche, die jubelten, daß sie das Joch der Jakobiner los waren, aber Keiner, der den Preußen oder gar den französischen Prinzen in ihrem Gefolge darum gedankt hätte.

Die Festung Longwy wurde am 23. August, Verdun am 2. September in Besitz genommen. Beide Plätze waren schlecht im Stand, die Bevölkerung des letzteren royalistisch gesinnt, kein Verständiger schloß aus diesen leichten Erfolgen, daß die Schilderungen der Emigranten von dem jubelnden Empfang der Befreier richtig gewesen seien. Vielmehr machte es großen Eindruck,

daß der Commandant von Verdun, Beaurepaire, den die Bürgerschaft zur Capitulation genöthigt, sich erschossen hatte, und daß die abziehende Besatzung den Preußen zurief: à revoir aux champs de Chalons.

Der Herzog machte durchaus kein Hehl aus seinem Grimm über die Emigranten, von denen man sich hatte beschwatzen lassen und kam jetzt ganz ernstlich auf den Gedanken zurück, an der Maas den ersten Feldzug zu beschließen und durch Einnahme der Maasfestungen einem zweiten, besser angelegten Feldzug eine kräftige Basis zu geben.

Ob das militärisch richtig war, darüber sind die Fachmänner von jeher uneins gewesen; politisch war es ganz gewiß falsch, denn es galt ja einen raschen, tödtlichen Schlag gegen eine Partei, der man ihr Opfer entreißen wollte, ehe es zu spät war.

Für König Friedrich Wilhelm II. war eine methodische Kriegführung dieser Art rein unmöglich, er bestand auf dem weiteren Vormarsch und der Herzog gab, wie gewöhnlich, nach, d. h. er schwieg und nahm sich vor, durch die Art der Ausführung dafür zu sorgen, daß er doch Recht behalten sollte.

Im preußischen Lager wußte man Nichts von der fürchterlichen Zerrüttung, die im französischen heimisch war.

Hier litt man noch an allen Nachwehen des 10. August, als die Preußen bereits auf französischem Boden standen: Anarchie in den Kreisen der Führer, wie das nach den Vorgängen vor und seit der Flucht Lafayette's nicht anders sein konnte, Desorganisation in den Reihen der Mannschaften, denen Tausende auf räthselhafte Weise verloren gingen, und die sich nur durch völlig ungeschulte Freiwillige*) nothdürftig ergänzen konnten; dabei ganz elende Ausrüstung und Verpflegung, Mangel und Unordnung auf allen Seiten.

Ein einheitlicher Oberbefehl bestand erst seit dem 18. August, als Dumouriez, der sich mit den Jakobinern geschickt zu verständigen wußte, zum Commandanten der Nordarmee ernannt wor-

*) Unter den Freiwilligen von 1792 und ihren gewählten Offizieren sind viele der späteren Helden der Napoleonischen Zeit: Gouvion St. Cyr, Jourdan, Lannes, Lecourbe, Massena, Moreau, Mortier, Oudinot, Soubam. Mortimer-Ternaux t. I. III.

den war; aber was er mit Kellermann (anstatt des alten Luckner) zur Hand hatte, überstieg doch nicht die Zahl von 60,000 Mann von sehr ungleicher Feldtüchtigkeit.

Der neue Befehlshaber war ein muthiger Offizier voll Talent und Unternehmungsgeist, aber als Feldherr ein windiger Projektenmacher: im Augenblick, da die Maaslinie theils schon verloren war, theils verloren zu gehen drohte, trug er sich noch mit seinen alten belgischen Eroberungsplänen und erst der Kriegsminister Servan mußte ihn darauf aufmerksam machen, daß im Argonnerwalde die Entscheidung des Feldzugs liege. Das hinderte ihn freilich nicht, das Verdienst der Entdeckung dieser „Thermopylen Frankreichs", wie er sich ausdrückte, sich später selber zuzuschreiben.*)

Der Herzog von Braunschweig hatte sechs Meilen näher zum Argonnerwalde als Dumouriez; bemächtigte er sich rechtzeitig der Pässe dieses Höhenzugs zwischen Verdun und St. Menehould, so war die Lage der Franzosen nach dem Urtheil aller Fachmänner hoffnungslos. Aber er fürchtete in seiner streng methodischen Weise eine Blöße und ließ sich die Franzosen zuvorkommen.

Am 4. September hatte Dumouriez von Sedan aus den Argonnerpaß von Grandpré, am Tage darauf Dillon von St. Menehould aus den Paß von Islettes erreicht.

Dumouriez triumphirte, im Geiste sah er sich schon an den Fersen der fliehenden Preußen und übersah dabei gänzlich, daß jetzt erst die Entscheidung bevorstehe.

Der Herzog ließ seine Stellung bei Grandpré nordwestwärts umgehen; am 12. Sept. reichten sich die Preußen unter Kalkreuth mit dem österreichischen Corps Clerfaits bei Briquenay, nördlich von Grandpré, die Hand. Ein glücklicher Vorstoß des Letztern auf den Waldpaß von Croix aux bois am 13. öffnete den Weg in den Rücken des Lagers von Grandpré und machte dieses unhaltbar. In der Nacht vom 14/15. wurde es geräumt.

Der Abzug Dumouriez's aus diesem Lager wäre unfehlbar zu einer Katastrophe geworden, wenn statt der paar preußischen Husarenschwadronen, die hinreichten, um Tausende zu versprengen, nur wenigstens die ganze Infanterie der preußischen Vorhut zu

*) Mémoires II. 391 ff.

einer kräftigen Verfolgung verwandt worden wäre. Dumouriez war für einen solchen Fall auf das Schlimmste gefaßt. Aber der Herzog ließ es wieder nicht zum Schlagen kommen, er hatte mit der Brodbäckerei für seine Leute zu viel zu thun und Dumouriez entkam unbelästigt nach St. Menehould, wo er ein neues Lager bezog und, gedeckt durch die Aufstellung Dillons bei dem Paß Islettes, die Streitkräfte Beurnonville's und Kellermanns heranzog.

Bereits am 19. Sept. hatte er 60,000 Mann in nicht ungünstiger Aufstellung beisammen, während die Preußen ihm gegenüber nur 39—40,000 Mann stark waren.

Der Herzog hatte ein weitläufiges methodisches Manöver erdacht, um die Franzosen aus dieser Stellung nicht herauszuschlagen, sondern ohne Schwertstreich herauszudrängen, aber der König, dem die falsche Nachricht zugekommen war, die Franzosen wollten nach Chalons abziehen, verlangte einen sofortigen Angriff, damit sie ihm nicht wieder entwischten; die Minderzahl der preußischen Truppen brauchte keine Bedenken zu erregen, denn man hatte für sich das ganze Uebergewicht alter geschulter Truppen, in denen eine große Ueberlieferung lebte, gegen zusammengeraffte Haufen, die noch keinem Feinde gestanden hatten.

So ging es denn auch am Morgen des 20. Sept. zum Angriff auf die Höhen von Valmy, wo sich Kellermann in ziemlicher Entfernung von Dumouriez aufgestellt hatte.

Die Truppen waren voll Jubels, daß es endlich zum Schlagen gehe; ein feindliches Geschützfeuer, das die Angreifer begrüßte, wurde so nachdrücklich erwidert, daß gleich eine französische Colonne, die unter Chazot vorgehen sollte, zersprengt wurde. Im Lauf der Kanonade flogen ein paar Pulverwagen Kellermanns in die Luft und diese Explosion richtete eine unbeschreibliche Verwirrung an; eine grenzenlose Panik hatte die jungen Truppen ergriffen, erfolgte jetzt ein Bayonnetangriff, so war die Niederlage der Franzosen unabwendbar, darüber sind ihre eigenen Generale einig.

Um 11 Uhr waren die preußischen Sturmkolonnen formirt, ungeduldig erwarteten die kampflustigen Mannschaften den Befehl zum Angriff, aber er kam nicht. Im letzten Augenblick hatte es der Herzog über den König davon getragen, es blieb bei einer großen Kanonade, die mehr Blut kostete, als ein richtiger Sturmangriff erfordert haben würde und die jungen Offiziere, die vor

Zorn ihre Degen zerbrechen wollten, mußten sich mit dem leidigen Troste genügen lassen, den ihnen Goethe zusprach: sie hätten einen weltgeschichtlichen Tag gesehen.

Am Abend standen beide Theile, wo sie am Morgen gestanden; die Preußen betrachteten das als einen Schimpf, die Franzosen als einen großen Sieg, denn es war das erste Mal, daß ihre jungen Mannschaften nicht davongelaufen waren. Die klägliche Angst vom Morgen war vergessen und hatte einer übermüthigen Siegeszuversicht Platz gemacht.

Eine Gelegenheit, wie die, die man eben versäumt, kam für die Preußen nicht wieder; es fehlte nicht an Mitteln, noch einen kecken Streich zu wagen, der Viel wieder gut machen konnte, aber es mußte sofort geschehen, sonst war der ganze Feldzug verloren.

Dumouriez fürchtete Etwas der Art und wußte sich zu helfen, indem er — unterhandelte. Er hoffte, sich in wenig Tagen auf 80,000 Mann zu verstärken und wollte sich durch Unterhandlungen die dazu nöthige Waffenruhe erkaufen.

Im preußischen Lager, in der nächsten Umgebung des Königs selbst, war schon vor Beginn der Feindseligkeiten keine Ansicht so vielfach vertreten gewesen als die, einem Kriege an der Seite Oesterreichs sei jeder Friede vorzuziehen; jetzt, nachdem alle Illusionen geschwunden waren, tauchten sie in verstärktem Maße hervor.

Dumouriez war davon unterrichtet und knüpfte hier seine Intrigue an. Ganze Gruppen französischer Soldaten aus Lothringen und Elsaß mußten den preußischen Vorposten versichern, Frankreich liebe Preußen und hasse Oesterreich, während dessen bearbeitete Dumouriez einen der Vertrauten des Königs, den Oberst Manstein, mit Schmeicheleien und Vorspiegelungen aller Art und rückte endlich mit dem unverblümten Antrag einer französisch-preußischen Allianz heraus (27. Sept.).

Mittlerweile aber hatte der Pariser Convent die Republik ausgerufen; der König sah mit dem Fall des Königthums, das er hatte retten wollen, jede Möglichkeit einer friedlichen Vermittlung vereitelt und empörte sich überdies bei dem bloßen Gedanken eines Bundesbruchs, wie er ihm gegen Oesterreich angesonnen wurde.

Die Unterhandlungen wurden schroff abgebrochen und der

Herzog mußte in einem neuen Manifest am 28. September in ähnlichem Tone mit den Jakobinern reden wie am 24. Juli.

Darüber aber waren 8 Tage in Unthätigkeit verstrichen; Dumouriez hatte seine Stellungen verstärkt, sein Heer ansehnlich vermehrt, während die Verbündeten*) unter Hunger und schlechter Witterung, Noth und Entbehrung aller Art gelitten und durch eine bösartige Ruhr die empfindlichsten Verluste erfahren hatten.

Der Feldzug war verloren: am 29. Sept. trat man mit ermüdeter, entmuthigter Mannschaft den Rückzug an über grundlose Wege und schwierige Pässe, die oft stundenlang durch Gepäck und Fuhrwerk versperrt waren.

Der Rückmarsch war äußerst gefahrvoll, wenn die Feinde ihn mit Nachdruck behelligten und im Großen wiederholten, was schon in den letzten Tagen einzelne Streifpartien mit Erfolg versucht hatten; statt dessen legten sich diese jetzt wieder aufs Unterhandeln und im preußischen Lager griff man das mit richtigem Instinkte auf.

Während des ganzen Rückzugs wurde mit den Convents-Commissären über einen französisch-preußischen Sonderfrieden verhandelt, und der preußische Bote Kalkreuth hatte die Genugthuung, daß, wenn auch sonst Nichts dabei herauskam, das verbündete Heer wenigstens in voller Ruhe wie beim Manöver seinen Rückmarsch bewerkstelligte.

So war man glücklich durch die Pässe hindurch bis an die Maas gelangt, aber den ganzen Erfolg sollte die Kriegslist doch nicht haben. Der Herzog von Braunschweig sah sich glücklich an der Maaslinie, die er halten wollte, um von da aus mit Hilfe Oesterreichs im nächsten Jahre den Kampf zu erneuern, da rief dieses Anfang Oktober das Corps des Fürsten Hohenlohe von der vereinigten Armee ab.

Bei den Nachrichten von den Unterhandlungen mit den Franzosen war am Wiener Hofe das alte Mißtrauen gegen Preußen wieder erwacht, mit dem Abmarsch Hohenlohe's fehlten die Kräfte, auch nur das zu behaupten, was der Herzog im schlimmsten Fall als Basis für einen neuen Feldzug für gesichert hielt und nun

---

*) Le roi de Prusse s'est fourré dans le guêpier et meurt de faim, schreibt Dumouriez 25. Sept. an Biron.

kamen die beunruhigenden Nachrichten hinzu von einer Invasion Custine's in die geistlichen Staaten, deren trostlose Lage man ja genügend kannte.

So mußte man ganz aus Frankreich zurück und das schon gelockerte Bündniß der beiden Mächte war nur noch durch die gemeinsame Ehrenpflicht zusammengehalten, das deutsche Reich gegen die Einfälle der Sansculottes zu schützen.

§. 18. 19.

Der Nationalconvent. — Die Wahlen. — Die Abschaffung des Königthums (21. Sept.). — Die ersten Kämpfe zwischen Gironde und Bergpartei. — Der Proceß des Königs. — Die Rechtsfrage. — Die Umkehr der Gironde. — Das Verhör. — Niederlage der Gironde. — Die Hinrichtung.

In der gesetzgebenden Nationalversammlung hatte sich unter dem Eindruck der Septembergreuel ein bemerkenswerther Umschwung kundgegeben.

Die Gironde fängt an einzulenken; offener und offener sagt sie sich los von den blutbefleckten Demagogen des Stadthauses und zieht die Mehrheit der Versammlung zu Beschlüssen fort, die freilich keinen weiteren Erfolg haben, aber für den Zustand der eingetretenen Stimmung sehr bezeichnend sind. Von den schauerlichen Septembertagen wird nicht gesprochen, desto mehr von den geheiligten Rechten, die dort mit Füßen getreten worden sind und die gegen eine Wiederkehr ähnlicher Frevel geschützt werden sollen.

Der Minister Roland beichtet den fürchterlichen Mißbrauch, den er Danton bei Ernennung der Departements-Commissäre mit seinem Namen treiben ließ; Vergniaud, Kersaint, Mezuyer erheben sich gegen den Terrorismus des Stadthauses und seiner Banditen, die Frankreich mit Raub und Mord erfüllen und die heilige Sache der Freiheit vor Europa schänden.

„Es ist Zeit", ruft Vergniaud aus, „diese schmachvollen Fes-

feln zu brechen und diese neue Tyrannei zu zermalmen! — Möge die Nationalversammlung untergehen, das Andenken ihres Namens erlöschen, wenn sie einen Frevel schont, der den französischen Namen befleckt!"

Hingerissen wiederholt die ganze Versammlung das Gelübde des großen Redners und faßt einstimmig sofort eine Reihe von Beschlüssen gegen die Willkür der Commissäre und des Pariser Stadthauses.

Am 20. Sept. erfolgt dann ein Dekret zur Wiederherstellung der Ordnung und der persönlichen Sicherheit der Bürger in der Stadt Paris.

Das Dekret schafft mit einem einzigen Artikel den Insurrektionsausschuß auf dem Stadthaus ab, indem es für die Municipalität und den Generalrath der Stadt binnen drei Tagen eine Neuwahl anordnet und gibt in zwei anderen Artikeln zum ersten Mal in der französischen Geschichte klare und scharfe Bestimmungen zum Schutze des Hausrechts und der persönlichen Freiheit.

Das Hausrecht des Bürgers soll hienach zur Nachtzeit unverletzlich sein und nicht einmal im Namen des Gesetzes gestört werden dürfen; es darf mithin zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang in keinem Hause eine Durchsuchung vorgenommen werden, ausgenommen, es werde ein Verbrecher auf frischer That ertappt und verfolgt. In jedem anderen Fall ist jeder Bürger, dessen Hausrecht verletzt werden sollte, berechtigt, einer solchen Gewaltthat sich mit allen Mitteln zu widersetzen, die in seiner Macht sind und die Urheber eines Eingriffs dieser Art werden vom öffentlichen Ankläger verfolgt werden als Verbrecher gegen die persönliche Freiheit.

Die Versammlung wußte also jetzt, was sie gethan, als sie sich von Danton die entsetzliche Vollmacht zu den Haussuchungen nach — Flinten entreißen ließ; ein verspäteter papierner Beschluß, der das wieder gut machen sollte, war ihr Schwanengesang; am Tag darauf trat der Nationalconvent*) zusammen.

---

*) Barante: convention nationale I--V. Mortimer-Ternaux IV. V. (geht bis zur Hinrichtung des Königs). Louvet: Mémoires. Guadet: les Girondins. Alary: les Girondins par Guadet. Bord. 1863.

Die Conventswahlen hatten im Großen und Ganzen einen überraschenden Sieg der gemäßigten Parteien, insbesondere der Gironde ergeben und ihr Ausfall hatte nicht wenig dazu beigetragen, sie zu der Haltung zu ermuthigen, die wir sie in den letzten Septembertagen beobachten sehen.

Aus der Legislative gingen nicht weniger als 181 Mitglieder in den Convent über und selbst von Mitgliedern der Constituante kamen 77. Trotz des Druckes, welchen der doppelte Schrecken der feindlichen Invasion und der Septembermorde auf die Massen übte, hatte doch die überwiegende Mehrzahl der Departements theils Girondisten, theils „Wilde" gewählt, die ihnen am nächsten standen, außer Paris hatte hauptsächlich nur der Nordosten gut jakobinische Wahlen aufzuweisen und auch hier war der äußerste Terrorismus nothwendig gewesen, um den „Patrioten" den Sieg zu verschaffen.

Selbst in Paris wußten sie, daß sie, wenn dem Gesetze gemäß geheime schriftliche Wahl stattfände, ganz sicher unterliegen würden; die Sektionen beschlossen deßhalb einfach, es habe öffentliche und mündliche Abstimmung stattzufinden. Dasselbe geschah in Meaux, und zwar am Tage, nachdem die Mordgesellen 7 Priester abgeschlachtet hatten, und wurde im Ganzen noch in 10 Departements durchgesetzt.

Auch jetzt traute man den Wählern noch nicht, die Stimmenabgabe mußte im Saal der Jakobiner, im Angesicht des souveränen Volks stattfinden, das bereit war, mit den Fäusten über jeden Verdächtigen herzufallen, und wenn selbst dann eine mißliebige Wahl durchschlüpfen sollte, dann behielten sich die Sektionen das Recht vor, einen Gewählten, der ihnen nicht gefiel, auszuschließen.

Auf solche Weise sind unter Collots und Robespierre's Leitung die Pariser Schreckensmänner in den Convent gewählt worden. Auf einen Wink Robespierre's wurde denn auch dessen jüngerer Bruder, der der Welt völlig unbekannt in Arras lebte, zum Abgeordneten von Paris gemacht.

Der Schrecken hatte also doch die Wirkung nicht gehabt, die er haben sollte; Frankreich hatte gegen die Helden des September Protest eingelegt und würde sie verurtheilt haben, ohne den Terrorismus, der sich über jedes Gesetz und jede Scham hinwegsetzte.

Der Convent übernahm von seinen Wählern gewissermaßen

die Verpflichtung, sich mit den Septembermördern gleich zu Anfang auseinanderzusetzen; an diesem Punkte findet sofort die Parteienscheidung statt, die Gironde übernimmt die Anklage im Namen des öffentlichen Gewissens, sie vertritt den Abscheu der Provinzen gegen den Despotismus der Pariser Demagogen und steht jetzt als konservative Rechte einer anarchistischen Linken gegenüber; sie hat die große Mehrheit auf ihrer Seite, aber sie kommt mit ihren Worten den verwegenen Thaten der rührigen Minderheit nicht nach.

Die ersten Wahlen, die die Versammlung zum Behufe ihrer Constituirung vornahm, zeigten sogleich das Uebergewicht der Gemäßigten: fast einstimmig wurde Petion zum Vorsitzenden gewählt, Sekretäre wurden Condorcet, Brissot, Vergniaud, Lasource, Rabaud St. Etienne und Camus.

Bei Beginn der Verhandlungen am 21. Sept. überstürzen sich die verschiedensten Anträge, die theils auf die neue Verfassung, theils auf das Regiment Bezug haben.

Zwischen hinein erinnert Collot d'Herbois daran, daß ein unaufschiebbarer Beschluß zu fassen sei, den bis jetzt noch Niemand zur Sprache gebracht habe, der nämlich: „das Königthum ist abgeschafft."

Einstimmiger Beifall auf allen Seiten. —

Quinelle meint, das sei eigentlich gar nicht mehr nöthig. Bazire würde eine Berathung wenigstens für anständig halten, damit es nicht scheine, als ob diese Versammlung „in einem Moment des Enthusiasmus" sich zu unerwogenen Beschlüssen hinreißen lasse.

Der Bischof Gregoire fertigt Beide ab.

Dem Ersten bemerkt er, obgleich Jedermann wisse, daß alle Dynastieen von jeher nichts anderes gewesen wären als Geschlechter von reißenden Thieren, die von Menschenfleisch lebten und arum Niemand für sie reden werde, sei es doch nützlich, durch ein feierliches Gesetz die magische Gewalt zu zerstören, die in dem Talisman des Königthums ruhe.

Dem Zweiten wirft er ein: wozu berathen, da alle Welt einig ist? „Die Könige sind in der sittlichen Welt, was die Ungeheuer in der natürlichen. Die Höfe sind die Werkstatt der Verbrechen und die Höhle der Tyrannen. Die Geschichte der Könige ist die Leidensgeschichte der Völker."

Niemand verlangt weiter das Wort.

Unter tiefer Stille wird abgestimmt und unter allgemeinem Jubel verkündigt:

„Der Nationalconvent beschließt, daß das Königthum in Frankreich abgeschafft ist."

Das war die erste und letzte Gelegenheit, bei welcher die Versammlung eines Sinnes war; als am 23. Sept. die Minister Roland und Cambon ihren Bericht über die Lage des Reichs erstatteten, der Eine strenge Maßregeln gegen die umsichgreifende Anarchie, der Andere Hilfe gegen die Finanznoth*) verlangte, war das Zeichen zum Kampf gegeben.

Am Tage darauf kam er zum Ausbruch.

Kersaint sagte: „es ist Zeit, Schaffotte aufzurichten für Die, die Mordthaten begehen und für Die, die sie anstiften, es ist Zeit, die Menschenrechte zu rächen, die durch Alles, was in Frankreich vorgeht, verletzt worden. Es gehört vielleicht mehr Muth dazu, als man glaubt, sich gegen die Mörder zu erheben — aber sollte ich auch unter ihren Dolchen fallen, ich will des Vertrauens meiner Mitbürger werth sein."

Er verlangt unter stürmischem Beifall der großen Mehrheit sofortige Niedersetzung eines Ausschusses, um die Lage des Reichs und der Hauptstadt zu prüfen und Vorschläge gegen die Räuber und Meuchelmörder zu machen.

Die Patrioten des Stadthauses, die Tallien, Sergent, Fabre, Collot bemühen sich umsonst um eine Vertagung, der allgemeine Unwille ist zu groß.

Einen tiefen Eindruck machten namentlich die Worte des alten Republikaners Buzot, der früher mit Robespierre gestimmt und jetzt sagte: „Der Republik hat stets mein Herz gehört und 1791, als man zitterte bei dem bloßen Namen, war ich hier auf meinem Posten und stimmte für die Republik. Aber dies republikanische Herz ist nicht im Stande, sich den Drohungen und Gewaltthaten von Menschen zu beugen, deren Ziele, deren Absichten ich nicht kenne. Glaubt man, wir könnten die Sklaven gewisser Abgeordneten von Paris werden?"

*) Von den 2700 Millionen Assignaten, die seit 2 Jahren ausgegeben worden waren, waren noch 24 Millionen übrig, die Ausgaben waren ungeheuer und die Steuern gingen nicht mehr ein.

Auf seinen Antrag wird fast mit Stimmeneinhelligkeit beschlossen, sechs Commissäre zu ernennen, welche 1) über den Zustand des Reichs und der Stadt schleunigst Bericht erstatten, 2) gegen die Anstifter von Mordthaten ein Gesetz vorzulegen, 3) über die Aushebung eines Conventsheeres aus den 83 Departements Vorschläge machen sollen.

Dieser Beschluß wird am Tage darauf von der Bergpartei, die sich inzwischen gerüstet hat, als der Anlauf zu einer Diktatur oder zu einem Triumvirat angegriffen.

Die Gironde wirft die Anklage auf die Männer des Stadthauses zurück. Lasource erklärt, er verabscheue den Despotismus von Paris über Frankreich; die Stadt solle nicht werden, was das alte Rom im römischen Reich gewesen, sie solle 1/83 der Nation und nicht mehr sein.

Barbaroux fährt offen gegen Robespierre heraus: „Ja es gibt hier eine Partei, die auf die Diktatur hinaus will, es ist die Partei Robespierre; das ist der Mann, den ich anklage."

Danton und Robespierre treten zuerst gegen die Ankläger auf.

Danton spricht nicht mit seiner sonstigen Sicherheit, halb und halb trennt er sich von seinen Spießgesellen und nähert sich dem Standpunkt der Mehrheit. Er findet, man könne eigentlich unter den Demokraten nur Einem einen despotischen Einfluß zuschreiben, das sei Marat wegen seiner Schriften, dessen Wildheit aber dürfe man nicht zu hart nehmen, es sei ihm eben auch übel mitgespielt worden. Er persönlich habe Nichts mit ihm gemein, vielmehr schon manchen Strauß mit ihm ausgefochten, wie ihm Petion bezeugen könne.

Robespierre hält eine seiner unerträglich langweiligen Reden und ermüdet die Versammlung eine volle Stunde mit Aufzählung aller der Thaten, durch die er so und so oft den Staat gerettet. Auf den Kern der Anklage geht er gar nicht ein.

Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelangt endlich Marat zum Wort.

Die Versammlung läßt den unheimlichen Menschen, neben dem Niemand sitzen will, ihren ganzen Abscheu fühlen.

Bei seinem ersten Ruf: „Ich verlange das Wort, um mich anzuklagen", heißt es auf allen Seiten, „herunter, herunter mit ihm!" und als er seine Rede begann: „ich habe in dieser Ver-

sammlung viele persönliche Feinde", wird er unterbrochen von dem Zuruf: „uns Alle, uns Alle!"

Marat antwortet mit einem verächtlichen Grinsen und erklärt, weder Danton noch Robespierre, noch irgend Jemand sonst habe den Gedanken an ein Triumvirat oder eine Diktatur gehabt; er allein habe das gethan und das Volk habe ihm Recht gegeben, als es sich selbst zum Diktator aufwarf, um sich der Verräther zu entledigen. Das Blut von 10,000 Bürgern sei geflossen und das von 100,000 würde noch fließen müssen, weil man ihm nicht bei Zeiten gefolgt sei und einen herzhaften, tüchtigen Mann zum Diktator ernannt habe, um mit einem einzigen gesunden Aderlaß das Volk von seinen Feinden zu befreien.

„Das sind meine Ueberzeugungen, ich habe sie drucken lassen, meinen Namen darunter gesetzt und erröthe nicht. Seid ihr noch nicht auf der Höhe, um mich zu verstehen, desto schlimmer für euch.

Will man mich ehrgeiziger Pläne beschuldigen? Ich werde mich nicht zu einer Rechtfertigung herablassen: sehet mich und richtet mich. Hätte ich mein Stillschweigen verkaufen wollen, hätte mich verlangt nach einer Stelle, so hätte es mir an der Gunst des Hofes nicht gefehlt; aber welches war mein Schicksal? Ich habe mich selber ins Loch gesteckt, mich zum Elend und zu jeder Gefahr verurtheilt. Das Schwert von 20,000 Mördern hat über mir geschwebt und ich habe die Wahrheit gepredigt, das Haupt auf dem Block."

Die Versammlung schüttelte sich vor Ekel und Verachtung, als Marat die Rednerbühne verließ.

Vergniaud, der nach ihm kam, sagte, es sei ein Unglück für einen Volksvertreter, nach einem Menschen reden zu müssen, der Alles mit Verleumdung, Galle und Blut besudle.

Er verlas das Rundschreiben des Sicherheitsausschusses, worin Robespierre ihn sammt Ducos, Brissot, Guadet, Condorcet, Lasource u. A. als Söldlinge des Herzogs von Braunschweig zum Tode durch Mörderhand verurtheilt und dann einen Brandartikel Marats; bei dessen Schluß rief Einer: „das Scheusal soll unter Anklage gestellt werden", während Andere schrien: „Zur Abtei, zur Abtei mit ihm!"

Marat bittet, man möge sich nicht erhitzen gegen ihn, verliest einen anderen zahmen Artikel, zieht dann eine Pistole aus

der Tasche und droht, er werde sich auf der Stelle den Schädel zerschmettern, wenn man das Anklagedekret gegen ihn erlasse.

Darauf steckt er die Mordwaffe ruhig wieder ein und sagt: „ich werde unter euch bleiben, um eurer Wuth zu trotzen."

Des Skandals müde, geht die Versammlung zur Tagesordnung über.

Die Parteien hatten sich gemessen: das Talent, die Mehrheit, die Würde und der Patriotismus war auf Seiten der Gironde und kaum 50 Stimmen gehörten der Linken an, deren Gebahren durch den allgemeinen Abschen gebrandmarkt war; aber diese Minderheit war eine rührige Sekte, von engster Einheit, strengster Disciplin, von unbegrenzter Rücksichtslosigkeit und Verwegenheit, während die Mehrheit in sich nicht geschlossen, ohne einheitliche Führung und Unterordnung, stets mit parlamentarischen Siegen zufrieden, wohl zu einzelnen tapferen Beschlüssen, aber nie zu durchgreifendem Handeln kommt und so alle Vorzüge ihrer Stellung Stück für Stück sich unter den Händen zerrinnen läßt.

Die Beschlüsse vom 24. Sept., die so große Erbitterung bei der Bergpartei hervorgerufen, waren nur ein Anlauf, dem kein Sprung folgte; es kam weder zu kräftigem Einschreiten gegen das Stadthaus, obgleich sich jetzt selbst die Vorstadt St. Antoine gegen die permanente Anarchie erklärte, noch zur Errichtung eines wirklichen Parlamentsheeres. Durch Ueberrumpelung läßt sich die Gironde auch das Martialgesetz aus den Händen nehmen (15. Okt.) und als Barbaroux bald darauf — freilich ohne vorherige Verabredung — eine Anzahl Vorschläge bringt, die die mögliche Verlegung des Convents (lorsque la représentation nationale aura été avilie), die Bildung einer Conventstruppe, die Bestrafung der Verschwörer, die Cassation der Municipalität und die Aufhebung der Permanenz der Sektionen enthielten, da fällt die Partei auseinander, streitet sich um für und wider und gibt der Commune sogar eine Indemnität. Hier beginnt schon die Rolle Barere's, mit verwaschenen Vermittelungsanträgen den Plänen der Gironde die Spitze abzubrechen.

Bei dieser Beschaffenheit der Partei konnte auch eine Anklage gegen Robespierre, die mit großem Geräusche in Angriff genommen wurde, keinen anderen als einen kläglichen Verlauf nehmen.

Als am 29. Oktober ein Bericht Rolands über die Frevel

der Commune im September, all ihre Mordthaten und Plünderungen verlesen wurde, und dann Louvet leidenschaftlich auf Robespierre persönlich eindrang, da schien dieser selber außer Fassung und seine Sache verloren; er wand sich förmlich unter der Last der Anklagen, die gegen ihn geschleudert wurden. Aber man läßt ihm Frist, sich zu sammeln und seine Getreuen aufzurufen. Der Jakobinerclub schärft die Waffen und da am 5. Nov. seine Replik erfolgt, ist die Lage bereits wesentlich verändert; seine Dreistigkeit nimmt zu in dem Maße, als er diesen Umschwung und die Rathlosigkeit seiner Gegner erkennt und auch er erhält endlich seine Indemnitätsbill.*)

Jetzt durfte Collot d'Herbois triumphirend im Jakobinerclub ausrufen: „Man braucht sich jetzt nicht mehr zu verbergen, daß der schreckliche Vorgang vom 2. September der große Artikel des Credo unserer Freiheit ist."

Die Anstifter der Septembergreuel hatten den Proceß vor dem Nationalconvent gewonnen; Alles hatten ihre Gegner gethan, sie durch Worte aufs Aeußerste zu reizen, aber Nichts, um sie wirklich zu züchtigen oder einzuschüchtern, Nichts, um sich selbst gegen ihre Wuth zu schützen.

Bei der nächsten größeren Frage mußte das auf das Schicksal dieser Partei selber entscheidend zurückwirken.

Der Proceß des Königs. Die Rechtsfrage.

Die große Schicksalsfrage des Convents war die Frage: was soll aus dem König werden? In dem Proceß Ludwigs XVI. lag der Terrorismus und der Weltkrieg eingeschlossen, mit seinem Verlauf und Ausgang mußten all die großen Entscheidungen für den Gang der Dinge nach Innen und nach Außen fallen, er hat deßhalb ein großes geschichtliches Interesse.

Alles was rein menschliche Sympathien und Antipathien angeht, müssen wir hier bei Seite lassen, um die politische und rechtliche Seite der Angelegenheit ausschließlich ins Auge zu fassen.

Der König konnte, von Haß und Gunst gegen seine Person und Würde ganz abgesehen, rechtlich weder gerichtet noch hinge-

*) Mort.-Ternaux IV. 291—340.

richtet werden; für alle zweifelhaften Fälle war theils durch Beschlüsse, theils durch die Verfassung gesorgt und der König hatte ja selber durch seine Haltung Alles dazu beigetragen, daß keine irgend mögliche Collision außer Rechnung blieb.

Als die Verfassung von 1791 verkündigt ward, ging ihr zur Seite der Beschluß, daß für Alles, was vergangen war, unbedingte Vergebung eintrete. Was er mithin vor dem September 1791 Verbrecherisches begangen haben konnte, das fiel Alles unter die Amnestie, um so mehr, als er damals ja noch absoluter, unumschränkter König war.

Seit Sept. 1791 war durch die Verfassung sein Verhältniß so festgestellt, daß für alle etwa verbrecherischen Schritte nur seine Rathgeber verantwortlich, er aber unverletzlich sein sollte.

Und für den einzigen Fall, wo die Anwendung dieses Grundsatzes gefährlich werden konnte, war die Vorsorge getroffen: wenn der König und seine Rathgeber feindliche Maßregeln gegen die Nation sollten ergriffen, ein fremdes Heer gegen sie geführt haben, so sollte der König dadurch von selbst des Thrones verlustig sein und seine Rathgeber von der Schwere des Gesetzes getroffen werden.

Um diesen Fall konnte es sich hier allein handeln. Dem König war allerhöchstens die Schuld des Verkehrs mit dem Auslande vorzuwerfen. War diese Schuld erwiesen, so gab es eine Strafe für ihn, aber auch nur eine: Verlust des Thrones und diese hatte er im vorliegenden Fall bereits erlitten. Mit einer rechtlichen Handhabe auch an seine Person und sein Leben zu kommen, war nicht möglich.

Freilich war schon bei Vielen die Meinung laut geworden: von Recht und Gericht müsse man hier überhaupt absehen und das höchste aller Gesetze, das des öffentlichen Wohls, allein entscheiden lassen; die junge Republik, bedroht von inneren und äußeren Feinden, werde nie zu ruhigem Gedeihen kommen, so lange die Fahne aller ihrer Gegner noch aufgerichtet sei, sie werde erst dann aufathmen können, wenn das letzte Gefäß der Monarchie zerstört sei.

Allein, auch rein politisch angesehen, war eine solche ausnahmsweise Maßregel keineswegs geeignet, die Republik zu befestigen und das Königthum als solches zu verbannen.

Das hatte sich in England gezeigt. Auch dort war ein König hingerichtet worden und unter ganz andern erschwerenden Umständen, und doch ist das Königthum, stärker als vorher, zurückgekehrt.

Karl I. focht gegen eine vielhundertjährige verfassungsmäßige Ordnung, über deren Deutung man verschiedene Ansichten, an deren Bestehen aber man keinerlei Zweifel haben konnte. Dieses bestehende Recht aber hatte Karl I. in einer 11jährigen Regierung ohne Parlament zu vernichten gesucht, er hatte die beschworene Verfassung gebrochen, hatte im offenen Kampf gegen sie die gefährlichsten Talente, Geist, rücksichtslose Energie und tiefe Verschlagenheit entwickelt, und war dann in die Hände Derer gefallen, die er mit den Waffen in der Hand vernichten wollte; freigelassen war ein solcher Monarch im Lager der Gegner eine höchst gefährliche Macht.

Dabei war es die Zeit des 17. Jahrhunderts, wo man in Sachen des Menschenlebens wenig empfindsam dachte; im 18. Jahrhundert aber schwärmte die gebildete Welt für Menschenliebe und Menschenwürde; die Zeiten waren anders, der Mann war anders, und die rechtliche Lage war eine andere.

Und doch ist auch in England durch Nichts sicherer das Königthum wieder emporgekommen, als durch das Blutgericht über Karl I.

Diese Sühne machte die Sünden und Vergehungen desselben vergessen. An diesem Tage hat sich die königliche Gesinnung wieder gleichsam erfrischt und Cromwells 11jährige Arbeit ist nur eine Sisyphosarbeit gegen das Königthum, das kurz nach seinem Tode in Person eines unwürdigen Sohnes jenes Karl zurückkehrt.

Man muß einer Partei nie ohne die dringendste Noth Märtyrer machen, das Martyrium ist der Same der Bekehrung: mit dem Blute der Märtyrer haben sich schon manchmal tiefgesunkene Parteien wieder aufgerichtet.

In Frankreich fühlte man einerseits wohl, daß nach dem Buchstaben und dem klaren Sinne der Verfassung der König ganz unzweifelhaft gar nicht gerichtet werden konnte, und vermochte man sich andererseits des Gedankens nicht zu entschlagen, daß man kein anderes Mittel habe, die Gefahren, die vom Königthum drohten, ein für alle Mal abzuschneiden und die Republik fest zu begründen.

Selbst die so große Verschiedenheit der Erscheinung und des Charakters Ludwigs XVI. von dem Karls I. vermochte diese Betrachtung nicht zu stören, obgleich das entscheidend hätte ins Gewicht fallen sollen. Karl I. konnte Haß und unter allen Umständen Furcht erregen, Ludwig XVI. aber weder das Eine noch das Andere; seine ganze Vergangenheit war ein trostloses Bild unköniglicher Schwäche, nur Erbarmen und tiefstes Mitleid konnte er erwecken. Er war so tief entwürdigt, daß nichts mehr als der Märtyrertod sein Ansehen heben konnte, und die Stunde kam, wo von 25 Millionen 24 dieses rein menschliche Erbarmen mit dem Schicksal des Monarchen fühlten.

Die erste Kundgebung, welche unmittelbar auf einen Proceß des Königs ausging, kam aus den Reihen der Gironde, die sich diese Initiative nicht wollte nehmen lassen.

Am 6. November trat Valazé, der sich 4 Monate nach Hinrichtung des Königs selbst das Leben nehmen sollte, mit einem ersten Angriff gegen den König auf; er brachte einen langen schwülstigen Bericht, der in abgeschmackter Form und in bübischem Ton Alles wieder aufwärmte, was längst in allen Zeitungen bis zum Ekel wiedergekäut worden war. Seine Anklageakte war ein Wisch, ein schlechter Journalartikel, weiter Nichts.

Von dem Stil dieses Berichtes nur eine Probe: „Wessen ist er nicht schuldig? Ihr seht den Verbrecher mit der ganzen Menschheit im Handgemenge; ja ich klage ihn an als einen Korn-, Zucker- und Caffèwucherer!"

Wie Valazé sprachen die Gassendemagogen des gewöhnlichsten Schlages; eine Probe der Art, wie die besseren Köpfe über die rechtliche Schwierigkeit der Sache hinwegzukommen suchten, gab am Tage darauf Mailhe in seiner Rede.

Die erste Frage: „ist der König richtbar für Vergehen, die er auf dem konstitutionellen Thron begangen haben soll?" bedarf nach Ansicht des Redners unter Franzosen keiner Erörterung noch Lösung; hier ist sie durch die große Mehrheit der Nation einfach bejaht; nur für die kleine Zahl Derer, die noch konstitutionelle Gewissenszweifel haben, für die fremden Nationen, die noch Könige haben und von den Franzosen lernen sollen, wie man mit ihnen umgeht, „für das All des Menschengeschlechtes, welches auf euch blickt, welches schwankt zwischen dem Drang und der Scheu, seine

Tyrannen zu strafen und sich vielleicht erst nach eurem Vorgang entscheiden wird", für die allein ist die Erörterung bestimmt.

Mailhe geht der Rechtsfrage nicht aus dem Wege, er führt selbst die Bestimmungen der Verfassung an, welche den König im äußersten Fall nur mit Absetzung bedrohen, aber er findet, daß diese Verfassung eben ein Unrecht begangen habe und vor einem höheren Gesichtspunkte ungiltig sei.

„Soll die Unverletzlichkeit des Königs etwa heißen," fragt er, „daß er, wenn er nur geschickt die Klippen der Absetzung zu meiden weiß, sich straflos den wildesten Leidenschaften hingeben dürfe? Soll sie heißen, daß er seine verfassungsmäßige Gewalt anwenden dürfe, um die Verfassung umzustoßen? Soll, nachdem er heimlich fremde Horden zu seiner Hilfe ins Land gerufen und Tausenden von Bürgern das Leben gekostet hat, und dann doch in seinem Krieg gegen die Freiheit gescheitert ist, das Alles gesühnt sein durch den Verlust eines Scepters, das er haßte, weil es nicht von Eisen war, und soll dann die lang verrathene, lang geknechtete Nation nicht das Recht haben, im Augenblick, wo sie erwacht, eine nachhaltige Rache zu nehmen und dem Weltall ein großes Beispiel zu geben?"

Die Verfassung hätte hienach einen Einzelnen über das Gesetz gestellt, dies aber hat schon Rousseau als einen Frevel erklärt, folglich ist die Verfassung im Unrecht.

Die Absetzung des Königs ist keine Strafe, wie seine Vertheidiger wollen; sie wäre es, wenn die Verfassung noch bestände, aber die Nation hat kraft ihres unveräußerlichen Selbstbestimmungsrechts diese Verfassung geändert. „Einen König gab es nur durch die Gnade der monarchischen Verfassung; der erste Aufschwung der Nation zu einer republikanischen Verfassung hat auch den König hinweggenommen." Nur der Verbrecher ist übrig geblieben und ihm gegenüber steht die souveräne Nation.

Ihr Recht, über den König zu Gericht zu sitzen, fließt aus der Natur des Gesellschaftsvertrags, der ihn auf den Thron gesetzt hat, ist deßhalb höher und heiliger als alles geschriebene Recht und der berufene Richterausschuß dieser Nation ist der Convent.

„Seht ihr nicht, wie die Völker des Erdkreises, wie alle lebenden und alle künftigen Geschlechter sich um euch drängen und in ungeduldigem Schweigen den Spruch erwarten, der sie lehren soll,

ob Der, der ursprünglich berufen ward, die Gesetze zu vollstrecken, sich jemals unabhängig machen konnte von Denen, die die Gesetze gemacht haben; ob die königliche Unverletzlichkeit das Recht gibt, ungestraft die Bürger und die Gesellschaft zu erwürgen; ob ein Monarch ein Gott ist, dessen strafende Hand man segnen, oder ein Mensch, dessen Verbrechen man ahnden muß?"

Das englische Parlament überschritt seine Grenzen, als es über Karl I. zu Gericht saß. Denn das Haus der Gemeinen war nach den damaligen Gesetzen Englands nur eine der drei verfassungsmäßigen Gewalten; es konnte den König weder richten noch richten lassen; es mußte handeln, wie die gesetzgebende Versammlung gehandelt hat; es mußte die englische Nation einladen, einen Convent zu bilden. Hätte es dies gethan, so hatte die letzte Stunde des englischen Königthums geschlagen.

Anders ist es in Frankreich, wo die Republik ganz und voll durch den Convent vertreten ist und dieser im Namen der Nation alle Souveränetätsrechte auszuüben hat.

Schließlich erinnert er an die Worte Montesquieu's: „Bei den freiesten Völkern kommen Fälle vor, wo man über die Freiheit einen Schleier werfen muß, wie über die Bildnisse der Götter"; und: „In den Staaten, wo man am meisten auf die Freiheit hält, gibt es Gesetze, die die Freiheit gegen einen Einzigen verletzen."

So sprach und dachte die Gironde, die den König nur richten, nicht morden wollte, aber bis unmittelbar an die Grenze des Königsmordes trieb und nicht den Muth hatte, offen zu sagen, was sie eigentlich vorhatte. Das war das Gebahren von Gleißnern und Sophisten, das man nicht hart genug beurtheilen kann; die Gironde spielte mit all den Phrasen, die in anderen Händen für sie selber die furchtbarste Wahrheit gewinnen mußten und verdiente darum vollauf das Schicksal, das sie nachher getroffen hat. Ihr Standpunkt war hier, wie überall, eine Halbheit, die weniger aus der Frivolität oder Verkehrtheit der Einzelnen, als aus der Unklarheit und den Widersprüchen ihres gesammten Standpunktes floß.

Die ideale Republik, die sie ursprünglich gewollt hatten, war ein Widersinn in sich selber; die wirkliche Republik, die sie zu ihrem eignen Entsetzen hatten herbeiführen helfen, wuchs ihnen über den Kopf; als Opposition gegen einen schwankenden Thron

hatten sie Boden unter den Füßen, als Opposition gegen die Kräfte, die sie selber wachgerufen, verlieren sie die Haltung. Unter allen ihren Unklarheiten hat keine verhängnißvollere Folgen gehabt, als die in dem Proceß des Königs.

Sie setzen Alles daran, durchzuführen, daß der König gerichtet werde und die Absicht der Meisten von ihnen ist dabei die, ihn als Geisel zwischen Thron und Schaffot zu halten, gewissermaßen wie ein Unterhandlungsmittel, wie eine Beute zu behandeln. Da nun schließlich die Bergpartei sagt: Wohlan, wir wollen ihn tödten! da beben sie zurück, so hatten sie's nicht gemeint.

In der Berathung am 13. November traten Morisson und Fauchet für den König auf.

Der Erstere hält sich streng an den Rechtsboden der Verfassung von 1791 und weist alle Scheingründe zurück, die aus dem Naturrechte der Nothwehr gefolgert werden wollten. „Sind wir denn im Zustande des Kampfes? Nein, Der, der getroffen werden soll, ist heute ohne Waffen, ohne Schutz, außer jeder Möglichkeit zu schaden. Niemand kann verurtheilt werden, wenn nicht kraft eines vorherbestehenden Gesetzes. So lange man mir nicht einen buchstäblich zutreffenden Gesetzestext zeigt, gegen den sich Ludwig vergangen hat, sage ich, ihr könnt ihn nicht richten."

Der Andere empfiehlt aus Gründen der Zweckmäßigkeit, das Leben des Königs zu schonen. „Laßt ihn leben, damit er ein lebendiges Zeugniß des Fluches sei, dem das Königthum geweiht ist. So lange die Idee der Monarchie auf seinem Haupte ruht, werden sich die Aristokraten nicht um ihn schaaren, denn sie hassen und verachten ihn wegen seiner Schwäche. Aber wenn wir ihn auf den Richtplatz schleppen, geben wir den Verschwörern neue Waffen in die Hand."

Anders als die Girondisten spricht sich **Robespierre** am 3. December aus; ohne Zweideutigkeit und ohne Winkelzüge erklärt er mit einem anerkennenswerthen Freimuth: „Die Versammlung ist ohne ihr Wissen von der wahren Frage abgekommen. **Hier ist kein Proceß zu führen, Ludwig ist kein Angeklagter und ihr seid keine Richter**; ihr seid und könnt nichts Anderes sein, als Staatsmänner und Vertreter der Nation. Ihr habt keinen Richterspruch zu fällen für oder wider einen Menschen, sondern eine **Maßregel der öffentlichen Wohlfahrt**

zu treffen, einen Akt der nationalen Vorsehung zu vollstrecken.*) Ludwig muß sterben, damit die Republik am Leben bleibe."

Das war logisch klar gedacht und ehrlich ausgesprochen; von Justiz durfte man nicht reden, wo man einen Justizmord begehen wollte; salus publica suprema lex esto war der Gedanke Aller, die den König überhaupt richten wollten, nur Heuchler konnten das verhüllen, nur unklare Köpfe das nicht einsehen wollen.

Nach ihm erzählte ein Anderer von der Bergpartei die Geschichte einer Seefahrt, bei der ein treuloser Capitän überführt wird, daß er seine Reisenden an Corsaren verrathen wollte.

„Franzosen! Dieser treulose Capitän hatte seinen Verrath geschmiedet in dem Vertrag zu Pillnitz; er hat sich zu eurem Untergang verschworen mit dem Wiener Hof; er hat eine revolutionsfeindliche Armee zu Coblenz unterhalten vor, während und nach Annahme der Verfassung. Ich verlange, daß der verrätherische Schiffer, Ludwig XVI., gerichtet werde."

Die Versammlung ist nicht auf der Höhe von Robespierre's blutiger Logik, um sogleich den Streich nackter Gewalt zu führen, sie beschließt, daß mit Ludwig XVI. die Comödie eines gerichtlichen Verfahrens vor dem Convent aufgeführt werde.

Umkehr der Gironde. Das Verhör.

Die Reden der Girondisten im November boten das Bild einer Partei ohne Programm, ohne Führer, ohne Zusammenhalt. Die Einen denken wirklich an Hinrichtung, die Andern sprechen von Milde und Menschlichkeit, noch Andere bleiben streng beim Rechtsboden. Alles ist Anfangs außer Rand und Band. Erst allmälig klären sich die Ansichten, befestigt sich die Richtung der Partei. Die Redner der Bergpartei zeigten zu handgreiflich, wo hinaus ihre Politik wollte, bewiesen zu klar, daß der Tod des Königs nicht der Abschluß, sondern die Eröffnung eines neuen schrankenlosen Blutvergießens sein und daß diese neue Phase der Revolution auch die Gironde verschlingen werde.

*) — une mesure de salut public à prendre, un acte de providence nationale à exercer.

So fing sie an, in aller Stille leise inne zu halten und umzukehren, weil sie mehr und mehr sich überzeugte, daß die Rettung des Königs ihre eigne Rettung sei. Dieser Umschwung war äußerst merkwürdig; den ganzen November hatte man sich bemüht, den Haß gegen den „Tyrannen" zu schüren und zu beweisen, daß die Nation ein Recht habe, ihn zu richten, und nun verlangte man, daß er zwar vor Gericht gezogen, aber nicht verurtheilt werde.

Innere und äußere Verhältnisse hatten hier zusammengewirkt.

Als die Jakobiner von der Bergpartei sahen, daß die Debatte sich lange hinzog und endlos zu werden drohte, setzten sie die altgewohnten Hebel an. Sturmpetitionen kamen, die verlangten, der König müsse bald abgethan werden, sonst werde das Volk sich aufrichten in seiner Majestät. Die alte Waffe, die die Gironde einst selber gegen den König geführt, richtete sich jetzt gegen sie, an Verdächtigungen, Verleumdungen, Drohungen gegen die säumigen Verräther fehlte es nicht.

Das gab Stoff zum Nachdenken.

Auch von Außen kamen Aufklärungen, die ihrem Schwanken ein Ende machten, ihnen keine Wahl mehr ließen. Der Plan der Gironde war ja nicht, den Krieg ins Endlose fortzusetzen; nach den jüngsten Erfolgen im Osten und Norden konnten sie ihn mit Ehren beendigen und mit einem Stück Abrundung an den Grenzen dazu; ihre Absicht war, auf einen anständigen Frieden einzugehen, um wo möglich in Bündniß zu treten mit einem Staat, der nicht absolutistisch regiert war.

Ein englisches Bündniß lag deßhalb in ihren Plänen. Es wurde damals darüber angeklopft, nicht bloß beim Ministerium, sondern auch bei hervorragenden Führern des Unterhauses.

Fox und andere erleuchtete Staatsmänner, die von Zeit zu Zeit die französische Revolution gegen Burke's fanatische Ausfälle unter ihre Fittige genommen, äußerten sich in der Sache entgegenkommend, erklärten aber rund heraus, wenn der König getödtet werde, wäre es ihnen unmöglich, auch nur halbwegs mit ihnen zu gehen.

Der Tod des Königs bedeutete mithin für sie den Weltkrieg nach Außen und die Schreckensherrschaft nach Innen; eines wie das andere hatten sie nie gewollt und konnten sie nicht wollen, sie mußten umkehren. Anfangs hatten sie es sich so schön gedacht,

mit dem Leben des Königs zu handeln, wie einst die Schotten mit dem Leben Karls I.; mit dieser Illusion war es zu Ende; es hieß jetzt: Entweder Oder.

So kamen die Häupter der Gironde auf den Entschluß, ihr Schicksal mit dem des Königs zu verbinden. Sie, die bisher den König um seiner Verbrechen willen so leidenschaftlich angegriffen, konnten natürlich jetzt nicht seine Straflosigkeit beantragen; sie verfielen deßhalb auf folgenden Ausweg: Der Convent soll richten über den König, über den Spruch des Convents aber die Nation, die in den Urversammlungen befragt werden sollte. Vom Convent erwartete die Gironde die Verurtheilung, von der Nation die Freisprechung des Königs, auch dann, wenn sie selber für den Tod gestimmt haben würde.

So hoffte man wenigstens eine Frist zu gewinnen und im Innern seine Macht besser herzustellen als bisher, und auch vom Standpunkt Rousseau's war dagegen Nichts einzuwenden.*) Dadurch tritt seit dem 10. December die Verhandlung in ein neues Stadium, die Gironde steht mehr und mehr unter den Vertheidigern des Königs, aber ihr einziger Erfolg ist der Beginn eines Kampfes mit der Bergpartei, der den König nicht retten und überdies mit ihrer eignen Vernichtung enden sollte.

Gleich der erste wohlvorbereitete Versuch, den Guadet am 10. December macht, den Grundsatz des appel aux assemblées primaires auf einem Umweg einzuschwärzen, erregt einen Sturm bei der Bergpartei, vor dem die Gironde zurückweicht.

Am Abend desselben Tages wird von Lindet die Anklage gegen Ludwig Capet vorgelegt und am Tage darauf, kurz ehe der König vor den Schranken erscheint, von Barbaroux ein genaues Verzeichniß (acte énonciatif) aller Verbrechen und Verräthereien „des letzten Königs der Franzosen" verlesen.

Große Enthüllungen hatten sich die Ankläger von dem Inhalt

---

*) Nach Guadet II. 93 sagte sein Oheim zu seiner Gattin: je ferai tout ce que je pourrai, pour sauver la vie de Louis XVI. — il est la dernière barrière qui nous garantisse et sa tête tombant entraînera les nôtres. Mais pour cela nous n'avons qu'un moyen qui est l'appel au peuple. Si nous l'acquittions il serait égorgé sous nos yeux par la populace.

des geheimen eisernen Schrankes versprochen, von dem Minister Roland in den letzten Tagen Mittheilungen gemacht hatte. Aber man fand Nichts, was uns überraschen kann. Die Briefe der Brüder des Königs, die Entwürfe zu ihrer Beantwortung brachten nichts Neues. Neu war nur die Aufklärung des Verhältnisses, in dem Mirabeau zum Hof gestanden hatte. Die Versammlung beschloß darauf hin, seine Statue aus dem Pantheon in eine Cloake zu werfen. Daraus folgte von selbst, daß nachher Marats Bildsäule aus der Cloake in das Pantheon gebracht wurde.

Das Anklagematerial mußte aus der fable convenue genommen werden, welche sich die Jakobiner von der französischen Geschichte seit Mai 1789 zurechtgeredet hatten, indem jeder politische Fehler des Königs zu einem Staatsverbrechen, jedes zweideutige Schwanken zu schwarzem Verrath gestempelt und jedes Unglück der französischen Waffen, jede Nichtswürdigkeit der Demagogen ihm als persönliche Schuld angerechnet wurde.

Nichts war vergessen: daß der König am 20. Juni 1789 die Sitzung der Gemeinen hindern wollte, am 23. jene königliche Sitzung, worin er die Abstimmung nach Ständen befahl, am 11. Juli jenes reaktionäre Ministerium berief und die Beschlüsse am 4. August nicht sogleich bestätigt; daß er Mirabeau in seine Dienste gezogen, zu entweichen versucht, auf die Pillnitzer Erklärung geschwiegen habe und bei den Emeuten zu Arles, Nimes, Jolis, Montauban unthätig geblieben; die Unterstützung der Emigranten, die Verbindung mit seinen Brüdern, die Vernachlässigung der Armee, der Marine und Colonien, die feindselige Aktion durch seine diplomatischen Agenten, das Veto gegen das Priesterdekret, die Zusammensetzung der königlichen Garde, die Beibehaltung der Schweizer und die Gegenwehr am 10. August — das war die Liste von Verbrechen, die man nach fünfwöchentlicher Arbeit gegen ihn zu Stande brachte.

Als die Anklageschrift verlesen war (11. Dec.), entwickelte Legendre das Ceremoniell, mit dem der Gerichtshof den Beklagten zu empfangen habe: „das Schweigen der Gräber soll den Schuldigen schaudern machen."

Der König erschien nicht sogleich; um die Pause auszufüllen, schlug Manuel vor, „da der Convent nicht verdammt sei, sich bloß mit einem König zu befassen", könne man ja die Besprechung des

Gesetzes gegen die Emigranten einstweilen aufnehmen und gerade sollte das geschehen, als Santerre hereintrat und meldete, Ludwig Capet sei vor der Thür des Saales.

Unter tiefer Stille trat der König herein, der struppige Bart, die bleichen eingesunkenen Wangen, die nachlässige Kleidung zeigten, daß man einen Sträfling vor sich habe, dem es im Temple schlecht genug gegangen war. Vorsitzender des Hauses war Barère, ein ehemaliger Constitutioneller von 1789, der alle Schattirungen der wechselvollen Zeit mit durchgemacht hatte, eben noch Girondist gewesen und jetzt im Begriffe war, zum Berg überzugehen. Sein glänzendes Talent in Schrift und Wort machte ihn allen Parteien werthvoll; für das Geschick, mit dem er nachher alle Blutbefehle des Terrorismus in blumige Reden zu kleiden wußte, hat ihn Burke den „Anakreon der Guillotine" genannt. Auch an diesem Tage hatte es ihm an passenden Worten nicht gefehlt, als er die Versammlung auf das Erscheinen des ci-devant roi aufmerksam machte: „Europa sieht auf euch," hatte er gesagt, „die Geschichte verzeichnet eure Gedanken und eure Thaten."

„Ludwig," redete Barère den König an, „die französische Nation klagt Sie an; man wird Ihnen die Darlegung der Vergehen verlesen, die Ihnen schuld gegeben werden. Sie können sich setzen."

Die Anklageakte wird Artikel für Artikel verlesen und bei jedem einzelnen wird der Beklagte aufgefordert, auf die Anschuldigung zu antworten. Der gemeinste Verbrecher wurde sonst mehrere Tage vor dem Verhör von Allem in Kenntniß gesetzt, was gegen ihn vorlag, damit er sich auf seine Vertheidigung vorbereite; der König mußte sich aus dem Stegreif verantworten. Ludwig XVI. that es mit vollkommener Ruhe und kalter Geistesgegenwart: in der Regel schlug er die Anklage mit ein paar Worten nieder, gegen Alles, was der Verfassung voranging, berief er sich durchaus richtig auf das Recht seiner damals noch nicht beschränkten Souveränetät über Staat und Heer; gegen alles Spätere auf die Verantwortlichkeit seiner Minister.

An keinem Tage seines Lebens hat er seine Fassung besser bewahrt als hier. Es war jener passive Muth, den ihm sein gutes Gewissen und seine Religiosität eingab; in dieser Stunde war er noch am meisten König.

Nach dem Schlusse des Verhörs wurde dem König gestattet, sich einen Rechtsbeistand zu wählen. Er bezeichnete dazu zwei bekannte Advokaten, Target und Tronchet. Der Erstere lehnte ab in einem heroischen Schreiben, das unterzeichnet war Target républicain. Der Andere aber nahm an und ihm zur Seite trat unverhofft als Freiwilliger der ehemalige College Turgots, der alte hochherzige Malesherbes. Der bat sich in einem Schreiben*) an den Präsidenten die Ehre aus, „den Mann zu vertheidigen, der sein Herr gewesen war und der ihn zweimal unter seine Räthe berufen, als dies Amt noch von aller Welt umworben war."

Tronchet und Malesherbes, beides bejahrte Männer, wählten sich einen jungen begabten Advokaten, de Sezes aus Bordeaux, als Hilfsarbeiter und Sprecher.

Am 26. December erhielt dieser das Wort.

Seine Vertheidigungsrede ist aus einem bestimmten Gedanken herausgearbeitet und dieser mit juristischer Meisterschaft durchgeführt. Im ersten allgemeinen Theil wird die Unmöglichkeit nachgewiesen, den König zu richten, und dann jede einzelne Anklage Stück für Stück widerlegt. Der Redner verdiente den Ruhm, den er später für seinen Muth geerntet hat, er gab ein überaus männliches Beispiel gegenüber einer Versammlung, die fast durchaus unter dem brutalen Terrorismus der Massen stand, aber die Rede selber war bei all ihrem juristischen Gehalt kalt und trocken und, mit Ausnahme einzelner Stellen, ohne Schwung, vor Allem viel zu wenig auf den Gemüthszustand Derer berechnet, die vielleicht zu einer Freisprechung zu gewinnen waren.

An ritterlichem Freimuth allerdings fehlte es dieser Rede nicht. „Bürger," schloß er seinen ersten Theil, „ich will zu euch reden mit der Offenheit eines freien Mannes. Ich suche Richter unter euch und finde nur Ankläger. Ihr wollt ein Urtheil fällen über Ludwig und euer Spruch ist schon fertig. Ludwig soll also der einzige Franzose sein, für den es kein Gesetz und keine schützende Form des Verfahrens gibt? Er soll weder die Rechte des Bürgers, noch die Vorrechte des Königs haben. Er soll weder in seiner früheren, noch in seiner neuen Stellung geachtet werden? Welch unerhörtes, welch unbegreifliches Geschick!"

---

* Abgedruckt im Moniteur Nr. 350.

Auf die Einzelnheiten eingehend, verweilt er bei der Haltung des Königs am 10. August.

Der Vorwurf, daß er Bürgerblut habe vergießen lassen, war der einzige, den Ludwig XVI. seinen Anklägern nie vergab; Deseze kommt darauf besonders zurück.

„Der König soll schuld sein an dem Blutvergießen des 10. August und doch ist weltkundig und von Niemanden geleugnet, daß dieser Aufstand, von langer Hand her vorbereitet, seine Agenten, seine Anstifter, sein Cabinet und sein Direktorium hatte; doch macht man sich in dem Saal, in dem ich spreche, den Ruhm dieses Tages streitig!

Ihr werft ihm das Blutvergießen vor; ihm, der an jenem Tage nur deßhalb in die Nationalversammlung gekommen ist, um zu verhindern, daß Blut vergossen werde, ihm, der sein Leben lang nie einen Blutbefehl gegeben, der am 6. Oktober in Versailles seinen eignen Garden verboten hatte, sich zu vertheidigen, der in Varennes sich lieber gefangen gab, als daß er ein einziges Menschenleben in Gefahr gebracht hätte, der am 20. Juni allen angebotenen Beistand ausschlug, um allein in der Mitte des Volks zu bleiben, und der keinen größern Schmerz hat als den, ohne und gegen seinen Willen die traurige Veranlassung der blutigen Katastrophe geworden zu sein. — Habt ihr kein Mitleid, keine Schonung für einen König, dessen Unglück jetzt schon ohne Grenzen ist? Franzosen, die Revolution, die euch verjüngt, hat große Tugenden in euch wach gerufen, aber seht euch vor, daß sie nicht die eine Tugend in eurer Seele schwäche, ohne die alle anderen nur Lug und Trug sind, die Menschlichkeit.

Hört im Voraus das Urtheil der Geschichte, sie wird sagen: Ludwig hatte mit zwanzig Jahren den Thron bestiegen und mit zwanzig Jahren gab er auf dem Thron das Beispiel der Sittenreinheit; er brachte keinen lasterhaften Hang und keine verderbliche Leidenschaft mit; er war sparsam, gerecht, streng und zeigte sich ohne Unterlaß als ein Freund des Volks. Das Volk wollte die Aufhebung einer unheilvollen Auflage und er hob sie auf; das Volk verlangte Aufhebung der Leibeigenschaft und er schaffte sie ab auf seinen Domainen; das Volk verlangte Reformen und Freiheit, er gab sie ihm und kam ihm mit seinen Opfern entgegen. Bürger, ich vollende nicht — ich bleibe stehen vor dem Urtheile

der Geschichte; denkt daran, daß sie euer Gericht richten und daß ihr Urtheil das der Jahrhunderte sein wird."

Man sieht, dem Manne fehlte es weder an rednerischer Kraft, die damals nicht selten war, noch an jenem Muthe der Wahrheit, den sehr Wenige hatten. Aber der Grundzug seiner Vertheidigung war verfehlt. Wie zutreffend der juristische Theil auch für einen geraden Rechtssinn war, wie warm er auch sich an das Herz der Richter wendete, die eigentlich schwache Stelle der Versammlung lag auf dem politischen Gebiete, das er gar nicht berührte. Er mußte sich an die Staatsmänner wenden, die ehrlich glaubten, der Weg zur Freiheit führe über die Leiche des Königs, mußte Denen, die meinten, sie wählten zwischen zwei Uebeln das kleinere, zeigen, daß sie in Wahrheit das größere wählten, die Schwankenden, die Unklaren an den Abgrund führen, dem sie arglos zueilten, und das hatte er ganz versäumt.

Die Niederlage der Gironde. Die Hinrichtung.

Am Tage darauf begann die eigentliche Debatte. Sie drehte sich nicht mehr um die Schuld des Königs und nicht mehr um die Competenz der Versammlung, Beides nahm man als ausgemacht an, sondern mehr um den appel au peuple, d. h. um die Existenz der Gironde und des Bergs. Diesen Verhandlungen gehören die letzten Tage des December an.

In den Debatten des 27. December haben zwei Redner am bedeutendsten gesprochen: von Seite des Bergs St. Just, der in der starren unerbittlichen Weise Robespierre's nüchtern und kalt geltend machte: den König jetzt freisprechen, hieße uns selber verurtheilen, ein appel au peuple aber hieße die Monarchie wiederherstellen — und von girondistischer Seite Salles, der nur bei diesem Anlaß mit einer größeren Rede hervorgetreten ist. Er behandelte die Seite der Frage, die Desezes ganz außer Augen gelassen. Prophetisch sagte er die Folgen des Königsmordes voraus. Ein Irrthum sei es, zu glauben, die Republik werde dadurch befestigt werden, aus dem Blute des Königs werde vielmehr das Königthum verjüngt hervorgehen, die Nation aber in einen Krieg mit ganz Europa gestürzt sein; die Verantwortung für solche Entscheidung könne nur Sache des Volks in seiner Gesammtheit sein,

deßhalb appel au peuple. Und dieses Letztere wird bezeichnender Weise von beiden Seiten als eine Freisprechung des Königs betrachtet; so scharf wußte man sich in Paris von der Stimmung der Departements geschieden. Mit diesen beiden Reden war Alles gesagt, was über den Tod des Königs und seine politischen Folgen zu sagen war.

In den nun folgenden Debatten traten sich schon die Parteien der Gironde und des Bergs in einem Ringkampf Mann an Mann gegenüber; das prägt sich namentlich in der Rede Robespierre's am 28. und der Antwort Vergniauds am 31. December aus.

Robespierre verfehlt nicht, vorauszuschicken, daß er nur mit schwerem Herzen und großer Selbstüberwindung das Schuldig über Ludwig ausspreche, aber die Pflicht gegen das Vaterland verlange das Opfer von seiner — Menschlichkeit.

„Ich theile," sagt er, „mit dem Schwächsten unter uns all die persönlichen Gefühle, welche ihn für das Schicksal des Angeklagten einnehmen können. Unerbittlich, wenn es sich darum handelt, in rein abstrakter Weise das Maß von Strenge zu ermitteln, welches die Gerechtigkeit der Gesetze gegen die Feinde der Menschheit entfalten muß, habe ich doch in meinem Herzen die republikanische Tugend wanken fühlen, als ich den Schuldigen in seiner ganzen Niedrigkeit vor der souveränen Volksgewalt stehen sah; der Haß gegen die Tyrannen und die Liebe zur Menschlichkeit haben eine gemeinsame Quelle in dem Herzen des gerechten Mannes, der sein Vaterland liebt. Aber, Bürger, die letzte Probe der Hingabe, welche die Volksvertreter dem Vaterlande schulden, ist die, diese ersten Regungen der natürlichen Empfindsamkeit dem Wohl eines großen Volks und der unterdrückten Menschheit zu opfern! Bürger, die Gefühlsweichheit, welche die Unschuld dem Verbrechen opfert, ist eine Grausamkeit; die Milde, welche sich mit der Tyrannei versöhnt, ist eine Barbarei.

Darum rufe ich euch auf, das höchste Interesse des öffentlichen Heils zu wahren. Was zwingt euch, euch mit Ludwig zu befassen? Nicht das Verlangen nach einer Rache, die der Nation unwürdig ist, sondern die Nothwendigkeit, die öffentliche Freiheit und Ruhe durch die Bestrafung des Tyrannen zu kitten."

Für Robespierre ist jede Verschleppung des Processes, jede Hinausschiebung des Verdikts ein Versuch, die Tyrannei auf einem Umwege zurückzuführen, und als der gefährlichste aller Versuche der Art erscheint ihm der appel au peuple.

Die Berufung an das Volk käme ihm einem Umsturz der Republik gleich; wollte man das Volk in seinen Urversammlungen über seine Meinung befragen, so würden alle Versammlungen der ländlichen Cantone, der städtischen Sektionen in eben so viel Tummelplätze stürmischer Debatten für und wider Ludwig, für und wider das Königthum verwandelt werden. Die Gemäßigten, die Feuillants, die Aristokraten würden sich eindrängen; die Royalisten, die Feinde der Freiheit würden sich wieder sammeln, das Volk bearbeiten und vielleicht den Sieg davon tragen, womit dann der Bürgerkrieg erklärt wäre.

Dann kommen die giftigsten Ausfälle auf die Gironde. Ihre Politik ist mit Händen zu greifen in der Schilderung.

Dann hätten sie Gelegenheit, unter dem Schutze des Gesetzes den König offen zu vertheidigen. „Und wer ist doch beredter, wer verschlagener, wer unerschöpflicher in Hilfsmitteln, als die Ränkeschmiede, als die „Ehrenmänner", d. h. die Schurken des alten und des neuen Regime? Mit welcher Kunst werden sie erst gegen den König deklamiren, um nachher zu seinen Gunsten zu schließen! Mit welcher Redefülle werden sie erst die Souveränetät des Volks, die Rechte der Menschheit ausrufen, um nachher den Royalismus zurückzuführen!"

Gegen den Schluß werden die Girondisten noch aufs Bitterste gegeißelt und angedeutet, daß nächst dem König sie die Strafbarsten seien.

Am 31. December antwortete Vergniaud; er hielt seine größte, gewaltigste Rede, aber es war doch nur eine prachtvolle Leichenrede auf seine Partei.

Die Rede beginnt scheinbar ruhig und rein theoretisch mit Darlegung des logischen Gesichtspunktes, aus dem der appel au peuple fließe. Aus der eignen Lehre der Jakobiner von der Souveränetät des Volks folgert er die beiden Sätze:

„Jeder Akt, welcher von den Vertretern der Nation ausgeht, ist ein Attentat auf die Souveränetät des Volks, wenn er nicht seiner förmlichen oder stillschweigenden Bestätigung unterworfen

wird. Das Volk, welches Ludwig die Unverletzlichkeit versprochen hat, kann allein erklären, daß es Gebrauch machen will von dem Recht zu strafen, auf das es verzichtet hat."

Nachdem er all die Bedenken gegen die Ausführbarkeit einer solchen Befragung beseitigt, ist der Theil, der sich mit dem Schicksal Ludwigs beschäftigt, zu Ende und der Angriff gegen den Berg beginnt. Wahrhaft zermalmend sind die Schläge, welche der große Redner gegen die Terroristen führt, und tief ergreifend ist es für uns, diese Vorhersagung der blutigen Folgen des Königsmordes mit den Greueln zu vergleichen, die nachher buchstäbliche Wahrheit geworden sind.

Die Verleumdungen Robespierre's überraschen ihn nicht: „es gibt Menschen, bei denen ihrem Wesen nach jeder Athemzug eine Lüge ist, wie es die Natur der Schlangen mit sich bringt, daß sie nur leben, um Gift auszuscheiden."

Sie weissagen Bürgerkrieg und Bürgermord; „ich bewundere den Scharfblick solcher Propheten. Scheint es euch nicht in der That sehr schwer, den Brand eines Hauses vorherzusagen, wenn man selber die Fackel herzuträgt, um es in Flammen zu setzen?"

Sie wollen den Bürgerkrieg, die Leute, die gegen die Volksvertreter die Dolche der Mörder, gegen die Gesetze den Aufruhr zu Hilfe rufen; sie wollen den Bürgerkrieg, die Leute, die lehren, daß die Wahrheit stets in der Minderheit sei und daß Catilina das Recht habe, im Staat die Freiheit durch die Tyrannei zu ersetzen, sie, die die Auflösung der Gesellschaft predigen und Jeden einen Verräther schelten, der nicht auf der Höhe des Straßenraubes und des Meuchelmordes ist.

Nachdem er gezeigt, daß die beiden Großmächte Spanien und England durch nichts sicherer in das Lager der Gegner der Republik gedrängt würden, als durch die Ermordung des Königs, und daß der Weltkrieg, der dann ausbrechen werde, das Land vollends in Elend und Armuth stürzen werde, kehrt er zu dem Treiben der Jakobiner zurück, die jetzt dem König ans Leben wollen, um nachher den Convent selber aufs Schaffot zu schleppen.

„Habt ihr nicht hier und anderwärts Leute wüthend rufen hören: Wenn das Brod theuer ist, so liegt die Schuld daran im Temple; wenn das Geld selten ist, wenn unsere Heere Noth leiden, so liegt die Schuld daran im Temple; wenn wir Tag für

Tag das traurige Schauspiel des Elends haben, so liegt die Schuld im Temple. — Wer bürgt uns dafür, daß nicht dieselben Leute, wenn Ludwig todt ist, rufen werden: Wenn das Brod theuer ist, so liegt's am Convent; wenn das Geld selten ist, wenn unsere Heere Noth leiden, so liegt's am Convent; wenn die Maschine der Regierung sich mühsam weiter schleppt, so liegt's am Convent, der sie zu führen hat; wenn das Elend des Krieges sich erhöht durch die Erklärung Englands und Spaniens, so liegt es am Convent, der diese Erklärungen hervorgerufen hat durch die übereilte Verurtheilung Ludwigs?"

Am Schlusse sagt er übrigens, der Spruch des Convents möge fallen, wie er wollte, für einen Verräther halte er Jeden, der sich ihm nicht unterwerfe. Danach ist seine spätere Abstimmung für den Tod des Königs zu erklären, als der appel au peuple gefallen war.

Die Voraussetzung der Führer der Gironde war theoretisch richtig; die große Mittelklasse des französischen Volks, an die sie sich wenden wollte, dachte zwar nicht so republikanisch wie sie, aber ihr Haß gegen den Terrorismus der Jakobiner, die bereits von neuen Massenmorden und von Plünderung der Reichen zu Gunsten der Armen ganz offen sprachen, gab dem der Gironde nichts nach; zweifelhaft war nur, ob es überhaupt noch ein Mittel gab, diesen Terrorismus zu zügeln, nachdem man ihn so weit hatte anwachsen lassen.

Schon raste die Presse Marats gegen die Verräther, die man mit Gewalt zur Pflicht zwingen müsse; schon begannen die Mißhandlungen der mißliebigen Abgeordneten durch bezahltes Gesindel, schon tagten wieder in permanenten Sektionssitzungen ebenso viel revolutionäre Gerichtshöfe gegen Verdächtige und Verräther und schon fingen wieder die Haussuchungen und Verhaftungen in solchem Umfange an, daß in den letzten Tagen des Jahres 1792 nicht weniger als 1400 Personen aus Paris entflohen.

Das waren die Mittel, sich einer Mehrheit zu versichern, die auf friedlichem Wege nicht zu erreichen war. Der einzige Schutz der Gironde, die 5000 Mann Föderirte, die bisher hauptsächlich unter Barbaroux's Einfluß gestanden, war schon nicht mehr zuverlässig und dem Abfall nahe gebracht, als der neue Kriegsminister, Pache, sich dazu verstand, die 132 Kanonen, die zu

St. Denis standen, auszuliefern und die Sektionen damit zu bewaffnen.

Als der Convent so am 14. Januar in die entscheidende Berathung eintrat, glich er bereits einer belagerten Festung, vor deren Thoren der Aufruhr, in deren Innerem der Schrecken und der Verrath herrschte.

Nach langen hitzigen Debatten einigte man sich über folgende drei Fragen, die nach der Reihe der Abstimmung unterworfen werden sollten:

1) Ist Ludwig schuldig der Verschwörung gegen die Freiheit der Nation und des Attentates auf die allgemeine Sicherheit des Staates?

2) Wird das Urtheil, wie es auch ausfallen möge, der Bestätigung des Volkes unterworfen werden?

3) Welches soll die Strafe sein?

Die Abstimmung begann in der Sitzung vom 15. Januar, der Vergniand präsidirte.

Ueber die erste Frage hatte sich die Gironde jede abweichende Antwort selber abgeschnitten; es stimmten mithin für das Schuldig 683 Abgeordnete, 15 thaten es mit dem Zusatze comme législateurs et non comme juges, 13 weigerten sich, ihre Stimme abzugeben, weil sie sich keine Richterbefugniß beimaßen, darunter Morisson, der Redner vom 13. November.

Als auch der Herzog von Orleans, jetzt Bürger Egalité, sein oui abgab, entstand Murren in der Versammlung.

Das Schicksal der zweiten Frage war schon in den letzten Tagen vorauszusehen; die Abfälle hatten begonnen, Leute wie Sieyes, Isnard, Barère, hatten schon vorher ihre kleinen Schwenkungen nach Links gemacht, sie waren aber nur die Führer einer Compagnie, die jetzt nachfolgte. Der appel au peuple wurde mit 424 gegen 283 Stimmen verworfen.

Unter den Verwerfenden waren mehrere der nächsten Freunde Vergniauds.

Die Abstimmung über die dritte Frage mußte auf den 16. Januar verschoben werden. Die Sitzung vom 15. hatte Abends 10 Uhr unter großem Tumult geendet, die am folgenden Morgen begann sogleich mit wüsten Pöbelscenen.

Alle Zugänge des Saals waren von den guten Freunden der

Jakobiner belagert; die Gutgesinnten wurden mit brüllendem Beifall, die Verdächtigen mit Schimpfworten und Stößen empfangen. Jeder Abgeordnete hatte beim Eintritt eine dichte Hecke von wilden, verwegenen Gesellen zu passiren, die ihre Gesinnung aufs Handgreiflichste kundgaben.

Die Abstimmung über die dritte Frage, die mit der zweiten bereits so gut wie entschieden war, ging nicht so anständig vor sich, wie uns wohl geschildert worden ist.*) Während des endlosen Namensaufrufs, während von den 721 Anwesenden einer nach dem andern die Tribüne bestieg, um seine Abstimmung in kürzeren oder längeren Worten zu begründen, standen und saßen im Saale plaudernde Gruppen umher, dehnten sich Andere auf ihren Bänken, bis der Huissier ihre Namen rief und lorgnettirten nach den Gallerien, wo eine gemischte Gesellschaft von Proletariern und Dirnen sich damit amusirten, in Branntwein auf den Tod Ludwigs anzustoßen, jedes Todesurtheil mit unanständigem Beifall, jede mißliebige Meinung mit bübischem Geheul zu begleiten.

Robespierre hielt auch bei dieser Gelegenheit eine langathmige Rede; er hatte freilich den Widerspruch zu rechtfertigen, daß er, der einst für die Abschaffung der Todesstrafe gestimmt, jetzt gegen den König auf Tod antrug; eine ziemlich schwere Aufgabe, die sich in wenig Worten allerdings nicht lösen ließ.

Als Philipp Egalité von einem zerknitterten Papier die Worte ablas, „einzig aus Pflichtgefühl und überzeugt, daß Alle, die auf die Souveränetät des Volkes ein Attentat begehen oder begehen werden, des Todes schuldig seien, stimme ich für den Tod", da ging eine Bewegung des Abscheues fast durch alle Theile des Saales.

Der Namensaufruf hatte am 16. Abends 8 Uhr begonnen, die ganze Nacht und den nächsten Tag hindurch gedauert und endigte am 17. Abends um dieselbe Stunde. Am Ende ergab sich, daß von 721 Anwesenden 2 für Kettenstrafe, 26 für Aufschub der Strafe, 46 für den Tod, aber Vollstreckung nach geschlossenem Frieden, 286 für détention et bannissement à la paix und nur 361 unbedingt für den Tod gestimmt hatten; also eine einzige

*) Das Richtige gibt Mortimer Ternaux V. 438 ff. vgl. Sybel II. 82. (3. Aufl.)

Stimme Mehrheit hatte das Schicksal des Königs entschieden.*) Nachdem noch am nächsten Morgen der von vielen Seiten verlangte Aufschub der Strafe mit 380 gegen 310 Stimmen abgewiesen worden, war der Proceß Ludwigs XVI. zu Ende.

Ludwig XVI. hatte keinen andern Ausgang erwartet; bereits nach jenem Verhör hatte er seinen letzten Willen entworfen und als ihm jetzt der alte Malesherbes unter Thränen mittheilte, was beschlossen worden war, verlor er die Fassung keinen Augenblick. Es hatte sich seiner eine Passivität der Stimmung bemächtigt, die weniger war als der männliche Heroismus, der den Tod nicht scheut; die Empfindungen, die Andern das Sterben schwer machen, Zorn, Erbitterung, kannte er nicht; er sah sich an, wie ein Opfer, das fallen müsse, und seine Religiosität versicherte ihm, daß dies Opfer ohne Makel sei. Das war ihm genug, um ruhig zu sterben.

Man ersparte dem Verurtheilten Nichts, um ihm die letzten Stunden zu verbittern; die grausame Trennung von den Seinen, die Rohheiten der Henker auf dem letzten Gang sind nachher selbst von seinen Feinden als unnütze Barbarei gerügt worden.

Am Morgen des 21. Januar führte man ihn hinaus. Die Stadt war öde, die Läden geschlossen. Vergebens hatte die öffentliche Gewalt Alles aufgeboten, um etwas Claque aufzustellen, die „Nieder mit dem König" rief; die wenigen Stimmen, die man hörte, waren sichtbar bestellt, die Bürgerschaft selbst blieb fern. An den Fenstern, auf den Straßen zeigte sich fast Niemand, Alles war still.

So wurde er hinaufgeführt. Ueber seine letzten Augenblicke haben wir das Zeuniß Samsons**), des Scharfrichters, der bis zu Robespierre alle Männer von Bedeutung hingerichtet hat. Als Ludwig das Schaffot bestiegen hatte, wollte er sprechen, als man ihm vorstellte, das sei unmöglich, ließ er sich an den Ort führen, wo man ihn fest band. Dort rief er mit lauter Stimme: „Volk,

*) Mortimer-Ternaux V. 515 gibt eine Statistik der späteren Schicksale der Königsmörder. Danach sind 31 auf dem Schaffot, 18 sonst gewaltsamen Todes gestorben. 121 haben unter Napoleon Stellen angenommen vom Ministerposten an bis zu den untergeordneten.

**) In einem Briefe an den Redakteur des Thermomètre am 20. Februar 1793.

ich sterbe unschuldig." Dann wandte er sich zu seinen Henkern und sagte: „Meine Herren, ich bin unschuldig an Allem, was man mir vorwirft; ich wünsche, daß mein Blut das Glück der Franzosen befestigen möge."

Die Vorbereitungen zum Tode, das Binden der Hände, das Abschneiden der Haare, das Entkleiden des Oberkörpers ertrug er, nach der Betheuerung desselben Zeugen, mit einer Kaltblütigkeit und Festigkeit, die ihn und seine Begleiter in Erstaunen setzten. „Ich bin überzeugt," fügt Samson hinzu, „daß er diese Festigkeit aus den Grundsätzen der Religion geschöpft hat, von denen Niemand tiefer durchdrungen war als er. Es war sein größter, muthigster Tag."

§. 20. 21.

Der Krieg vom Winter 1792 bis März 1793. Jemappes — Frankfurt — Mainz — Neerwinden. — Annäherung zwischen Danton und der Gironde. — Das Revolutionstribunal vom 10. März. — Dumouriez's Verrath. Bruch zwischen Danton und der Gironde.

Der Krieg vom Winter 1792 bis März 1793. Jemappes — Frankfurt — Mainz — Neerwinden.

Die Parteien, die sich im Proceß des Königs mit sehr ungleichen Empfindungen die Hand reichten, hatten unter all ihren gleißnerischen Scheingründen keinen mit mehr Nachdruck geltend gemacht, als den: Der König ist der Mittelpunkt aller einheimischen und aller auswärtigen Verschwörungen gegen die Revolution, er schürt den Bürgerkrieg im Lande und die Invasion von Außen; beseitigen wir ihn, so haben wir Ruhe im Innern und Frieden an unseren Grenzen. Ueber diese Gründe hat die Geschichte gerichtet. Nicht gesichert, sondern untergraben auf Jahrzehnte hinaus war, was um den Preis des Königsmordes erzielt werden sollte, statt des Bürgerfriedens kam ein blutiger Terrorismus, dessen erstes Opfer die Gironde wurde, statt der Versöhnung mit Europa ein Weltkrieg von unabsehbarer Dauer und unermeßlichen Opfern.

Bereits am 30. Januar hatte der Minister des Auswärtigen dem Convent zu melden, daß die englische Regierung bei der Nach-

richt von dem Tode des Königs den französischen Gesandten sofort angewiesen habe, das Königreich noch vor dem 1. Februar zu verlassen. Darauf antwortete der Convent mit einer Kriegserklärung an England und Holland, und Brissot, der Berichterstatter in allen Fragen, welche den Propagandakrieg angingen, ließ es nicht an Phrasen fehlen, von denen der wirkliche Zustand der damaligen Kriesverwaltung wunderlich genug abstach. „Ganz Europa," sagte er, „oder wenigstens alle Tyrannen von Europa habt ihr jetzt zu Land und Meer zu bekämpfen. Der Kaufmann muß seinen Handel vergessen, um nur noch Kaperei zu treiben; der Capitalist endlich sein Vermögen opfern, um unsere Assignaten zu stützen und dem Mangel an Baargeld abzuhelfen; der Gutsbesitzer und der Landmann auf jeden Geschäftsgewinn verzichten und seinen Ueberfluß auf unsere Märkte führen. — Ganz Frankreich darf nur noch ein einziges Lager sein; es muß sich auf Wechselfälle vorbereiten, auf Entbehrungen gefaßt machen. Der Augenblick ist nahe, wo es ein Verbrechen sein wird, zwei Röcke zu haben, wenn ein einziger unter unsern Soldatenbrüdern nackt ist."

Während der Nationalconveent mit solch leeren Redereien gespeist wurde, befand sich das Nordheer, mit welchem Holland erobert werden sollte, eben durch die Schuld der kriegseifrigen Jakobiner in einem Zustand unbeschreiblicher Verwahrlosung. Dumouriez hatte Belgien erobert durch die Schlacht von Jemappes (6. November 1792), den ersten wirklichen Sieg, den die Revolutionsarmee in freiem Felde erfochten, und diese Waffenthat machte ihm und seinen Truppen um so mehr Ehre, als die neue Kriegsverwaltung des Ministers Pache (seit dem 19. Okt.) alle Geschäfte dem Abhub der Jakobinerpartei übergab, diese aber die Armee, ohne Brod, ohne Geld, ohne Fürsorge irgend welcher Art, ihrem Schicksal überließ. Nach dem Sieg wurde das wo möglich noch ärger, und so kam es, daß derselbe nicht ausreichend verfolgt werden konnte, ja die Lage der Franzosen sehr rasch einer überaus gefährlichen Wendung nahe gebracht wurde. Die Conventscommissäre plünderten und raubten das befreite Land aufs Schamloseste aus, die Truppen, denen Frankreich weder Kleidung noch Nahrung lieferte, fingen aus Noth an gleichfalls auf eigne Faust zu requiriren, das empörte die Bevölkerung, säete furchtbaren Haß auch da, wo man Sympathien für die Revolution hatte, und machte

alle Plane Dumouriez's auf friedliche Auseinandersetzung mit Belgien zu Schanden.

Die Armee, die Holland erobern sollte, hatte zur Zeit jenes Beschlusses Winterquartier in Lüttich, wo es den Soldaten an Allem, an Stroh und Holz, Brod und Kleidung fehlte, wo ganze Bataillone barfuß gingen, und die Gemeinen von der Linie wie von der Nationalgarde massenhaft desertirten. Dumouriez aber, der nach Paris gekommen war, um über diese beispiellosen Dinge Klage zu führen, durfte sich kaum öffentlich blicken lassen, um nicht von den Banden Marats und Robespierre's zerrissen zu werden. Er setzte Nichts durch als einen Wechsel im Kriegsministerium, dem folgte dann eine neue Emission von Assignaten, neue Beschlüsse zur Auflösung aller militärischen Disciplin und die Verfügung einer Aushebung von abermals 300,000 Mann.

Mittlerweile hatte sich die Lage der französischen Rheinarmee vollständig umgestaltet. Das linke Rheinufer war im Oktober an die Sansculotten Custine's unter Umständen preisgegeben worden, die für die grenzenlose Zerrüttung der geistlichen Staaten und nicht weniger der kleinen weltlichen Reichsgebiete überaus charakteristisch waren, aber militärisch durchaus Nichts entschieden; diese leichten Siege über Fürsten, die davon liefen, über eine Festung wie Mainz (21. Okt.), die sich sogleich ergab, über Bevölkerungen, die den Jakobinismus theils willkommen hießen, theils schweigend ertrugen, verdienten den Jubel nicht, mit dem sie auf französischer Seite begrüßt wurden; das erste frische Gefecht des ganzen Feldzugs, der siegreiche Sturm der Preußen und Hessen auf die vier französischen Bataillone in Frankfurt am 2. December 1792, zeigte die Tüchtigkeit deutscher Truppen im besten Lichte und machte dem moralischen Eindruck nach viel von Dem wieder gut, was die unverantwortliche Schwerfälligkeit der Führung in der Champagne gesündigt hatte.

Mit Ende des Jahres waren die Franzosen vom rechten Rheinufer fortgedrängt, mit der Einschließung von Castel die Belagerung von Mainz eingeleitet und auch in die Coalition neues Leben gekommen, seit man hier alle romantischen Illusionen abgethan und sich auf der Linie nüchternster Interessenpolitik verständigt hatte.

Noch im December 1792 gab Oesterreich endlich seine Zu-

stimmung zu Preußens polnischen Plänen, wofür dieses die österreichischen Tausch- oder Abtretungspläne mit Baiern zu unterstützen, vor Allem aber bei Fortführung des Kriegs gegen Frankreich energisch mitzuwirken versprach, und so hatte denn dieser mit Beginn des Jahres ein völlig neues Ansehen gewonnen. Die Coalition führte nicht wie 1792 100,000, sondern 220,000 Mann ins Feld und hatte, obgleich sie keineswegs glücklich über jedes der Hemmnisse hinwegkam, die allen Coalitionskriegen eigen sind, während der ersten Hälfte 1793 in den Zuständen der feindlichen Armee und Politik eine Menge günstiger Momente auf ihrer Seite, die denn auch mit Erfolg sofort benutzt wurden. Bereits in den ersten Tagen des März war Mastricht entsetzt, die Maaslinie von allen französischen Truppen gereinigt; und die Art des Rückzugs der Franzosen, die dabei 12,000 Deserteure und 100 Kanonen verloren, machte wahrscheinlich, daß ein rascheres Vordringen der Oesterreicher ihnen eine Katastrophe beigebracht haben würde. Erst am 13. März traf Dumouriez, der eben das Eindringen nach Holland in Gang gebracht, bei seinem belgischen Heere ein; was er sah, gab ihm die Ueberzeugung, daß eine rasche Entscheidung auf dem Schlachtfelde das einzige Mittel sei, der einreißenden Demoralisation zu wehren. So ging er am 16. auf der Straße nach Lüttich vor, lieferte der österreichischen Vorhut ein glückliches Gefecht, das den gesunkenen Geist seiner Truppen wieder aufrichtete, wurde aber am 18. März von der Hauptmacht der Oesterreicher nach mehrstündigem heißen Kampfe bei Neerwinden total geschlagen. Der rechte Flügel seines Heeres ward völlig zersprengt, in wilder Auflösung eilten die Flüchtlinge der französischen Grenze zu und nur die bedächtige Langsamkeit des Prinzen von Coburg verhinderte, daß die Niederlage zu völliger Vernichtung wurde. Die nächste Folge dieses Schlages war die Schwenkung Dumouriez's, der wußte, daß ihm die Jakobiner seine Niederlage nimmermehr verzeihen würden und nun, durch einen raschen Sprung ins Lager der Verbündeten, sich selbst, das Königthum und alle stillen Feinde des Terrorismus retten wollte.

Wir kommen darauf an der Stelle zurück, wo diese Dinge zu einem Umschwung im Innern Anlaß gaben.

Annäherung zwischen Danton und der Gironde. Das Revolutionstribunal vom 10. März.

Dem Todeskampfe des Königthums folgt in den nächsten Monaten das letzte Ringen der Gironde. Schon beim appel au peuple hatten die Jakobiner ihre Häupter offen des Hochverraths angeklagt und die vorlautesten unter den Schreiern der Clubs ihnen das Schicksal des Königs angekündigt. Im Convent selbst war ihre Sache noch lange nicht verloren, noch hatten sie die große Mehrheit auf ihrer Seite und wenn sie sich endlich zu Einheit und Thatkraft aufrafften, war ihnen die Leitung wenigstens der Versammlung so gut wie gewiß. Aber dazu hätten sie Andere sein müssen, als sie von jeher waren. Sie bringen nur Klagen und Vorwürfe, aber nicht eine einzige kräftige Maßregel, nicht einen einzigen zweckmäßigen Vorschlag, die Lage zu bessern; sie spielen mit rednerischem Pomp und viel parlamentarischem Apparat die Verbitterten und die Ankläger, die sich mit Entrüstung lossagen von der Gemeinheit der Gassendemagogen; das mochte moralisch ganz berechtigt sein, aber politisch war es nicht der Weg, ihren Ruf wieder herzustellen und ihren Gegnern das Heft zu entreißen. Ihre einzige positive That war ein Verfassungsentwurf, der ihre völlige Unfähigkeit an den Tag brachte. Der Sprecher des Ausschusses, den sie durchaus beherrschten, war Condorcet, ein öder Doktrinär, der politische Dinge wie Zahlen zusammenstellte, unbekümmert um die vorhandenen Verhältnisse. Aus seiner Hand ging die neue Verfassung hervor, mit der nicht auf einen Tag eine wirkliche Ordnung herzustellen war. Nichts als Wahlen und gewählte Behörden, nichts als Freiheiten und Grundrechte war darin: ein Ding, das sich selber richtete. Nicht einmal in ruhigen Zeiten war Etwas der Art zu brauchen, geschweige denn unter Umständen, wie sie jetzt vorlagen.

So ließ sich Alles zu einer nahen Crisis an, die der erste äußere Anstoß heraufziehen mußte. Zunächst entwickelte sich in Paris in allgemeinen Umrissen, thatsächlich und ohne Verfassungsausschuß, der Stamm eines neuen Regiments über Frankreich, das nachher in seiner furchtbaren Gestalt vollendet ward. In den Clubs und den Sektionen gibt sich eine gesteigerte Thätigkeit kund und das vollziehende Organ beider, der Stadtrath, erläßt seine

Befehle, als ob es keinen Convent gäbe. Heute kommt diese, morgen jene Sturmadresse; die Begehren werden vorerst noch abgewiesen, aber ihr gemeinsamer Hintergrund ist jetzt schon in seiner ganzen Furchtbarkeit zu erkennen: es ist der Bürgerkrieg der Armen gegen die Reichen, der Aufruhr der Proletarier gegen die besitzende Classe. Das unverschuldete Nothleiden der Armen, der frevelhafte Wucher der Reichen — das waren die Schlagworte des Tages. In Wahrheit stand die Sache umgekehrt: der Staat gab Millionen, um den gesinnungstüchtigen Müssiggang zu füttern, und hatte keinen Schutz für die Besitzenden, die dem organisirten Raub und Diebstahl preisgegeben waren. Der Nothstand, der jede Gewaltthat gegen das Eigenthum rechtfertigen sollte, war gar nicht vorhanden oder hätte wenigstens sofort aufgehört, wenn das Heer der Proletarier arbeiten und nicht plündern wollte, denn die Arbeitslöhne waren höher, die Brodpreise niedriger als je, seit durch den Krieg und namentlich die jüngste Aushebung die Arbeitskräfte so außerordentlich vermindert worden waren und der Staat die kolossalen Summen zuschoß, um in Paris wie in den Departements einen wohlfeilen Durchschnittspreis für das Getreide zu erhalten.*)

Der ganze Lärm war mithin ein gemachter, eine Waffe für die politischen Zwecke des Terrorismus. Wie man sich hier das Recht auf fremdes Eigenthum theoretisch zurecht legte, zeigt eine Rede Robespierre's vor dem Convent, in der der Communismus noch mit einer gewissen Verschämtheit auftritt.

„Das erste sociale Gesetz," sagt er, „ist das, welches allen Gliedern der Gesellschaft die Möglichkeit der Existenz verbürgt. Alle andern Gesetze sind diesem untergeordnet. Zum Leben in erster Linie ist alles Eigenthum da. Das Eigenthum kann niemals in Widerstreit sein mit dem Auskommen der Menschen, welches so geheiligt ist als das Leben selbst. Alles, was Noth thut, das Leben zu unterhalten, ist in der ganzen Gesellschaft gemeinsames Eigenthum. Nur der Ueberschuß dieses Bedarfs ist persönliches Eigenthum und bleibt dem Betrieb der Geschäftsleute überlassen."

Zog man die Linie zwischen dem „Bedarf" und dem „Ueber-

---

*) Sybel II. 244. 245. 3. Aufl.

schuß", wie die Masse ihn verstand, so kam man auf ein möglichst geringes Preismaximum, wie es die Proletarier für Brod, Licht, Zucker, die Waschweiber für die Seife verlangten, und ließ man sich nicht herbei, diese Operation gutwillig vorzunehmen, so blieb Nichts übrig, als nach Marats Rath faktisch vorzugehen, die Läden zu stürmen und die Wucherer zu hängen.

Ein solcher Sturm auf die Läden fand am 25. Februar Statt. Banden von Weibern und verkleideten Männern drangen in Läden und Magazine aller Art, nahmen mit an Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Werthsachen, was sie vorfanden und suchten so bis zum Abend Straße für Straße ab; nur gutgesinnte Jakobiner entgingen der Brandschatzung, dem verdächtigen Mittelstand aber waren 1200 Häuser ausgeplündert worden.

Unter solchen Vorgängen fing sich an, in groben Umrissen, eine Art Freiheit aufzubauen, die allerdings nicht die der Girondisten war, eine Freiheit des räuberischen Einbruchs und des Diebstahls; solchem Unfug war nicht zu steuern mit einem Verfassungsentwurf, wie ihn jetzt die Girondisten machten.

In der ersten Woche des März kam Danton aus Belgien zurück und bestätigte als Conventscommissär all die düsteren Nachrichten, die ihm über die Lage der französischen Maasarmee bereits vorausgeeilt waren. Er war am 30. November mit drei andern Abgeordneten seiner Richtung nach Belgien geschickt worden, um die Einverleibung der neuen Provinz vorzubereiten und hatte dort, durch das Dekret vom 15. December*) vollends mit schrankenloser Allgewalt ausgerüstet, mit seinen Genossen wie in einem eroberten Lande gehaust. Man hatte es hier gemacht, wie man es seit Monden zu Hause gewohnt war; hatte den Pöbel gegen die Besitzenden aufgehetzt und den Staat, die Gemeinden, die Kirchen geplündert, der Auswurf der Jakobiner war wie ein Heuschreckenschwarm ins Land gefallen und hatte im Namen der Freiheit eine Wirthschaft begonnen, die Dumouriez zur Verzweiflung brachte und die ganze verständige Bevölkerung Belgiens aufs Tiefste empörte. Danton und seine Freunde hatten sich Nichts abgehen lassen, ungeheure Summen waren unter ihren Händen verschwunden; so kam Danton zurück, besudelt zwar nicht mit Blut, wohl

*) [Ueber dieses Mortimer-Ternaux V, 66.]

aber mit unrechtem Gut, wieder um ein Stück Leben reicher, das ihm jede Rückkehr abschnitt und ihn um das Vertrauen ehrenhafterer Politiker brachte.

Er stand in diesem Augenblick zwischen den Parteien, die sich jetzt um die Herrschaft stritten. Er lachte über die Thorheit der Gironde, die nichts Besseres wußte, als sich mit den Seifenblasen politischer Abstraktionen die Zeit zu vertreiben; er sah nur in einer straffen Diktatur die Rettung Frankreichs, aber er wollte nicht, daß sie von den Mördern und Räubern Marats, und eben so wenig, daß sie von den Clubs Robespierre's, mit dem regellosen Schalten regelloser Behörden geübt werde, er verlangte die Diktatur durch den Convent und darauf zielte sogleich der erste Vorschlag, den er nach seiner Rückkehr vor die Versammlung brachte. Dies Mittel sicherte ihm wenigstens Eines: Zusammenfassung der nationalen Kraft gegen das Ausland und, wie gering sonst seine politische Einsicht war, wie völlig es ihm an dem fehlte, was wir Gewissen nennen, er hatte einen grobkörnigen Patriotismus, dem die Rettung des vaterländischen Bodens über Alles ging, die schien ihm nur möglich mit ungewöhnlichen Mitteln und der Ausweg, den er vorschlug, war in der That für diesen Augenblick die einzige fruchtbare staatsmännische Idee, die vorgebracht worden ist. Freilich war es für die Männer der „Freiheit" ein beschämendes Geständniß, daß man jetzt schon bei der Nothwendigkeit einer Diktatur angekommen war.

Danton sagte in einer Rede (am 10. März): „Die allgemeinen Betrachtungen, die euch vorgetragen worden sind, sind richtig; aber es handelt sich jetzt weniger darum, die Ursachen der Schicksalsschläge zu ergründen, die euch treffen können, als ihnen vielmehr rasch mit der rechten Abwehr zu begegnen. Wenn das Haus in Flammen steht, kümmere ich mich nicht um die Spitzbuben, die Möbel davontragen, sondern lösche das Feuer." —

Dann entwickelt er einen Plan, wie man Holland insurgiren und dort das gut eingeleitete, aber schlecht unterstützte Unternehmen Dumouriez's, dem er das beste Zeugniß ausstellt, in Schwung bringen müsse. Weiter sagt er:

„Um das durchzuführen, bedarf es des Charakters, und die Wahrheit ist, daß man es daran hat fehlen lassen. Ich setze alle Leidenschaften bei Seite: sie sind mir alle vollständig fremd, aus-

genommen die, die dem öffentlichen Wohl gilt. Unter viel schwierigeren Umständen, als der Feind vor den Thoren von Paris stand, habe ich Denen, die damals regierten, gesagt: „„Eure Berathungen sind erbärmlich; ich kenne Nichts als den Feind, schlagen wir den Feind. Euch Alle, die ihr mich mit eurem persönlichen Hader ermüdet, statt für das Wohl der Republik zu arbeiten, euch Alle verabscheue ich als Verräther am Vaterland. Ich stelle euch Alle auf dieselbe Linie."" Ich sagte ihnen, was kümmert mich mein Ruf! Frankreich sei frei, mag dann mein Name immerhin gebrandmarkt sein! Was liegt mir daran, ob man mich einen Blutmenschen schilt! Trinken wir das Blut der Feinde der Menschheit, wenn es sein muß; erfechten wir, erstreiten wir die Freiheit! — Die Lage der Nation ist schrecklich, ist grausam. Das Werthzeichen, das im Verkehr umläuft, ist nicht mehr im Einklang mit seinem Nennwerth; das Tageseinkommen des Arbeiters ist unter seiner Nothdurft, es bedarf eines großen Heilmittels. Erobern wir Holland, beleben wir wieder die republikanische Partei in England, setzen wir Frankreich in Marsch und wir gehen ruhmreich der Nachwelt entgegen. Keine Wortgefechte, keine Feindseligkeiten mehr und das Vaterland ist gerettet."

Die Gironde sah, wie ihre Lage war. Sie mußte, wollte sie überhaupt noch Etwas gelten, sich den Gedanken Dantons anschließen, mit ihm Brüderschaft machen, unter seinem starken Arm und mit Hilfe seiner noch ungebrochenen Popularität die Leitung der Dinge erfassen und das wollte auch er; ihm waren die Leute von Robespierre's gleißnerischer Tugendhaftigkeit gründlich ekelhaft, in der Gironde sah er ausgezeichnete Talente, denen nur die einheitliche Leitung fehlte und die er nicht mit der kleinlichen Scheelsucht anfeindete wie Robespierre. Darin aber, daß diese Partei und dieser Führer jetzt auf einander angewiesen waren, malte sich die ganze Bitterkeit des Verhängnisses der Gironde.

So lange gewöhnt, sich als die Ersten zu denken, sollten sie sich jetzt eintheilen lassen in Dantons Gefolge; so oft hatten sie den Septembermordthaten als dem Anfang alles Unheils geflucht und jetzt sollten sie dem Septembermörder die Hand reichen. Wären die Girondisten so politisch gewesen, wie sie es nicht waren, so hätten sie vor diesem Bündniß nicht zurückgebebt. Sie waren zum großen Theil mit ihrer eignen Schuld in einer Lage, wo

man nicht mehr fragen darf, mit wem, sondern nur noch gegen wen man geht. Aber da kamen ihnen sittliche Bedenken, mit dem Mörder vom September, mit dem Plünderer Belgiens können wir uns nicht verbinden. Sie vergaßen dabei, wie viel sie schon hinuntergeschluckt hatten, wo es ihnen Nichts eingetragen; jetzt, wo es sich vielleicht um die Existenz handelte, zögerten sie. Sie sprachen das Bedenken offen gegen Danton aus, der erwiderte ihnen: Ihr seid eigensinnige Narren, ihr zieht mich und euch ins Verderben! Der Gedanke kam nicht gleich zum Ziel, aber er war noch nicht aufgegeben, als Robespierre einen Plan ausgekocht hatte, der seinem Ideal von Republik um einen großen Schritt näher führen sollte.

Er wollte den früheren Ueberwachungs- oder Sicherheitsausschuß umwandeln in eine regierende Behörde, in deren Händen die Fäden der inneren und äußeren Politik zusammenlaufen sollten, und zweifelte nicht, daß es ihm gelingen werde, sie durchaus mit seinen Anhängern zu besetzen.

Diesem Wohlfahrtsausschuß zur Seite sollte ein Revolutionsgericht gestellt werden, welches unabhängig vom Convent und frei von allen gesetzlichen Formen, ohne Geschworne, ohne Ermittlung des Thatbestandes, rein nach dem Gutdünken der Richter über Leben und Tod politischer Verbrecher entscheiden sollte.

Ein Clubausschuß, der Frankreich tyrannisirte, und ein Ausnahmsgericht, das alle seine Feinde dem Henker überlieferte, das waren die nothwendigen Hebel seines Plans.

Einen großen Erfolg auf dem Weg zu diesem Ziel trug er am 9. März davon; 82 Abgeordnete sollten nach Dantons Antrag als Commissäre in die Departements geschickt werden, um dort die Besteuerung der Reichen für Kriegszwecke vorzunehmen, die neue Aushebung der jungen Mannschaft, die bisher außerordentlich schleppend vor sich ging, in Schwung zu bringen; Robespierre und sein Anhang brachten es dahin, daß diese Commissäre ausschließlich aus der Mitte ihrer zuverlässigsten und wildesten Parteigänger genommen wurden. Diese Boten des Berges trugen den Schrecken in die Provinzen und lähmten dort im Voraus jeden Widerstand gegen die Dinge, die in Paris beabsichtigt waren.

Am 10. März kam das Revolutionstribunal zur Verhandlung im Convent. Im Club hatte man ganz offen ausgesprochen, was man damit wollte: es war auf ein Todesurtheil gegen die

gesammte Gironde abgesehen, sei es durch, sei es ohne den Convent und der Antrag, den jetzt der Abg. Lindet brachte, wurde denn auch von dieser in keinem andern Sinn aufgefaßt. Als der Verschlag verlesen war, rief Vergniaud: „lieber sterben, als eine Inquisition beschließen, die tausendmal furchtbarer wäre als die von Venedig."

Uneinig und gespalten wie die Gironde war, gelang es ihr nicht, das Tribunal selber abzuwenden, wohl aber, ihm wenigstens die gefährliche Spitze abzubrechen, die gegen den Convent und damit gegen sie selber gerichtet war. Zu ihrer eigenen Ueberraschung erlangte sie die Mehrheit dafür, daß Geschworene über die Thatfrage richten, daß diese Geschworenen durch den Convent ernannt und zwar aus allen Departements genommen werden sollten. Robespierre und der Berg wollten ein Gericht, das sie aus ihren Pariser Patrioten besetzten und das wie ein Damoklesschwert über dem Convent selber schweben sollte. Das war abgewehrt. Richter, Geschworene und Ankläger ernannte der Convent;*) kein Verfahren fand ohne seine Vorprüfung Statt und somit war dem Berg jede einseitige Verfügung über die zweischneidige Waffe entwunden. Auch Danton stand hier in der Hauptsache auf Seiten der Gironde; er sprach für das Tribunal, aber er wollte es im engen Zusammenhang mit der starken Regierungsgewalt, die er mit der Gironde aus dem Convent bilden wollte, also gleichfalls nicht als ein Werkzeug der Bergpartei.

„Nichts", sagt er, „ist schwerer, als den Begriff eines politischen Verbrechens zu bestimmen, allein desto nöthiger ist es durch außerordentliche Gesetze dafür zu sorgen, daß die Rebellen in Schrecken gesetzt und die Schuldigen vom Arm der Gerechtigkeit erreicht werden, so gut als die gewöhnlichen Verbrecher. Hier fordert das Wohl des Volkes große Mittel und schreckliche Maßregeln. Ich sehe kein Mittelding zwischen den gewöhnlichen Formen und einem Revolutionsgericht" — dann kommt er auf die Erfahrungen der blutigen Septembertage, über deren Greuel „jeder gute Bürger geseufzt hat," und meint, „hätte man damals einen außerordentlichen Gerichtshof für politische Verbrecher gehabt, so wäre das Volk nicht in die Lage gekommen, auf so schreckliche Weise

*) [S. das Gesetz. hist. parl. 25. 59 ff.]

selber zu Gericht zu sitzen. „Lernen wir von den Fehlern unserer Vorgänger; thun wir, was die gesetzgebende Versammlung nicht gethan hat: seien wir schrecklich, um dem Volke zu ersparen, daß es schrecklich werde: schaffen wir ein Tribunal, nicht so gut, das ist unmöglich, aber doch so wenig schlecht als möglich, damit das Schwert des Gesetzes auf die Häupter aller seiner Feinde falle. Ist das große Werk gethan, dann rufe ich euch zu den Waffen zurück. Erst das Gericht, dann eine neue vollziehende Gewalt, die alle nöthigen Mittel der Kraft und Thätigkeit erhalte und zwar Beides heute noch; dann morgen Marsch gegen den Feind."

Der Beschluß vom 10. März war ein gemeinsamer Sieg Dantons und der Gironde; die Dinge ließen sich jetzt an wie die Vorbereitung auf eine Allianz, in welcher Danton der Kopf und der Arm, die Gironde der Rumpf und das redende Organ geworden wäre. Ein Angriff des Bergs war im Convent abgeschlagen, nachdem ein anderer außerhalb in einem Gassenunfug verlaufen war. Noch in der Nacht vom 9./10. März hatte ein Haufe von Patrioten letzten Rangs, Fournier und Lazowski an der Spitze, sich auf den Weg gemacht, den Girondisten die Pressen zu zerstören und wo möglich einen oder Einige ihrer Führer zu ermorden; zwei Druckereien wurden in der That zerstört, aber weiter kam man nicht. Bei diesen Vorgängen am frühen Morgen, wie bei den lärmenden Zusammenrottungen im Laufe des Tages ist es zu blutigen Auftritten nicht gekommen. Seltsamer Weise hat man die Schuld an diesen Ruhestörungen Danton zugeschrieben; aber das ist nicht denkbar, in demselben Augenblick, wo er im Begriff war, einen Bund mit der Gironde zu schließen.

Von diesem Bündniß hing ab, wie lange die Gironde sich behaupten, wie lange Frankreich vor dem nackten Schreckensregiment bewahrt bleiben würde. Die Gironde überwand in Etwas ihre Abneigung gegen Danton und seit Mitte März ist das Einverständniß im Werden. Es kostete der Gironde ein schweres Opfer, aber es wurde gebracht; man hielt Zusammenkünfte, bemühte sich zu vergeben und zu vergessen, und verabredete gemeinsames Vorgehen. Die erste Frucht des Einverständnisses waren die Wahlen in den neuen Wohlfahrtsausschuß der 25, welcher den Anfang einer Conventsregierung bilden sollte; Robespierre brachte kaum einen, Danton

und die Gironde ihre sämmtlichen Candidaten durch. Und doch war es ein fauler Friede; die Gironde vermochte nicht, der neuen Stimmung treu zu bleiben; ihr gekränktes Selbstgefühl, die Verbitterung darüber, daß sie von ihrer Höhe gestürzt war, Regungen des Abscheues vor dem Manne, dem sie mit abgewandten Gesicht die Hand gereicht, das Alles wirkte zusammen, sie das Bündniß wie eine furchtbare Fessel empfinden zu lassen. Der erste unerwartete Zwischenfall mußte die schlummernden Gegensätze wieder wecken und die nothdürftig Versöhnten weiter als je von einander verschlagen.

Dumouriez's Verrath. Bruch zwischen Danton und der Gironde.

Am 18. März war die Niederlage von Neerwinden erfolgt. Dumouriez sah sich in die peinlichste Lage versetzt. Mit den Jakobinern war er zerfallen, seit diese ihm Belgien insurgirt und sein Heer desorganisirt hatten; die Niederlage vom 18. März schnitt ihm hier vollends jede Rückkehr ab. Im Convent hatte er keinen Boden, er war nicht Girondist und nicht Dantonist und was diese Partei bisher für ihn gethan, das war jetzt auch seit Neerwinden verwirkt. Wie er zu den herrschenden Parteien stand, sah er ganz richtig; aber, wie klug er war, er unterschätzte die Macht der Revolution trotz ihrer inneren Wirren und überschätzte seine Gewalt über das Heer. Der Mann, der einst die Jakobinermütze aufgesetzt und dann beim Tode des Königs stumm geblieben war, glaubte, jetzt sei der Augenblick zu einem royalistischen Unternehmen, zu einer Gegenrevolution gekommen.

Sein Heer zerrann ihm fast unter den Händen, mit dem fürchterlichen Rufe: „Verrath" war es flüchtig bis an die französische Grenze geeilt; jetzt schickte Dumouriez ins österreichische Lager und bot die Hand zu einer Gegenrevolution, die in Frankreich die Ordnung und das konstitutionelle Königthum wieder herstellen solle. Dort hatte man noch den siegreichen Helden Dumouriez an der Spitze eines treu ergebenen Heeres im Auge und ging mit guten Hoffnungen darauf ein. Dumouriez versprach, wenn man ihn nicht weiter beunruhige — jede unmittelbare Unterstützung verbat

er sich — den Convent zu sprengen, die Gefangenen in Temple zu befreien und den Sohn Ludwigs XVI. mit der Verfassung von 1791 als König auszurufen.

Es ist schwer zu glauben, daß es ihm mit Ludwig XVII. Ernst war. Bisher hatte er stets den jungen Egalité, den Herzog von Chartres, überall mit augenfälliger Absicht gepriesen und belobt und wo es nur anging, in ein helles Licht gesetzt. Es scheint mir kaum zu bezweifeln*), daß dieser sein wirklicher Candidat für die Krone war. Ein begabter talentvoller junger Mann war der Prinz hinlänglich durch die Revolution hindurchgegangen, um sie zu verstehen und doch noch mit keiner Handlung befleckt, die ihm den Eintritt in die Reihe der Monarchen Europas verlegt hätte; unter allen bourbonischen Prinzen der fähigste, die alte und die neue Ordnung zu versöhnen. In jeder anderen Lage wäre ein Plan der Art nicht aussichtslos gewesen, in dieser aber war er gänzlich verfehlt.

In Paris hatte man theils Kunde, theils richtige Ahnungen von Dumouriez's Vorhaben. Am 26. März Abends trafen ihn drei Conventscommissäre, denen er eine offenherzige Auseinandersetzung über seine Pläne gab. Es fielen heftige Worte über den Convent und die Jakobiner und am Tag darauf that Dumouriez den entscheidenden Schritt: er unterzeichnete mit den Verbündeten eine Punktation, wonach er, während die Oesterreicher zunächst nicht weiter vorrücken würden, an der Spitze seines Heeres nach Paris marschiren und das dortige Regiment in Stücke schlagen wollte, um dann sofort die neue Ordnung aufzurichten. Nur im äußersten Nothfall werde er thätige Unterstützung der österreichischen Armee in Anspruch nehmen.

Eben jetzt kam der Kriegsminister mit vier Conventscommissaren an, um Dumouriez zur Verantwortung nach Paris zu laden oder, falls er sich weigere, ihn fest zu nehmen.

Dumouriez ließ sie verhaften und den Oesterreichern übergeben. Alles kam jetzt auf die Truppen an und diese ließen ihren General im Stich; die Nationalgarde meuterte offen, die Linie, die sie haßte, wagte nicht, ihm zu folgen und so begegnete ihm noch Schlimmeres als Lafayette; der konnte noch mit Ehren sein Com-

* [Gegen diese Auffassung: Sybel II. 215.]

mando niederlegen und begleitet von der Liebe seiner Truppen über die Grenze gehen, ihm aber versagten die Soldaten, als einem Verräther, den Gehorsam, kaum seines Lebens sicher mußte er sich zu den Oesterreichern hinüberflüchten (4. April).

Dieser Ausgang war politisch und militärisch eine bedeutsame Wendung für Frankreich; politisch, weil der letzte äußere Rückhalt für die Gegner des Terrorismus gefallen war und militärisch, weil nun, nachdem die Armee, die Belgien erobert, in Fetzen gerissen war, die Grenzen Frankreichs offen vor dem Feind dalagen.

Den Ereignissen selbst war das Gerücht nach Paris vorangeeilt und dort in die heftigste Aufregung zündend hineingefallen. Noch vor der Verhaftung der Commissäre war der Abfall Dumouriez's eine zweifellose Thatsache. Der Bericht der drei ersten Commissäre, gegen die Dumouriez sein Herz ausgeschüttet hatte, äußerte in der Conventssitzung vom 1. April die Wirkung einer Bombe. Das große Ereigniß der stürmischen Verhandlung war die Anklage auf Mitschuld am Verrath, welche die Gironde gegen Danton schleuderte und die jähzornige Kriegserklärung, die dieser seinen bisherigen Verbündeten entgegenwarf. In der Blindheit ihres Hasses gegen Danton sahen diese in Allem, was seit dessen Abreise nach Belgien dort und beim Heere geschehen war, eine einzige Intrigue, eine einzige finstere Verschwörung gegen die Republik. Danton hatte ja von einer Diktatur geredet, folglich dachte er an die Herstellung der königlichen Gewalt, er hatte Dumouriez, den Verräther, noch um jeden Preis zu halten gesucht, als Andere seinen Plänen längst auf der Spur waren, folglich dachte er mit Hilfe des Generals und seiner Truppen die Republik umzustürzen; mit Combinationen dieser Art kam Lasource auf die Rednerbühne. Nicht eine „förmliche Anklage", sondern nur eine Reihe von „Vermuthungen" wollte er vortragen und ihr Ergebniß war, das Kleeblatt Dumouriez, Danton, Lacroix habe sich in Belgien verschworen, mit Hilfe der Bayonnette einen Staatsstreich vorzunehmen und einen Orleans auf den Thron zu setzen. Lasource schloß: „das Volk will Gerechtigkeit, lange genug hat es das Capitol und den Thron gesehen, jetzt will es den tarpeiischen Felsen und das Schaffot sehen."

So blind war der Haß der Gironde, daß sie an solche Am-

menmärchen glaubte und um ihretwillen den kaum geschlossenen Frieden brach.

Wie ein angeschossener Eber, schäumend, rasend vor Wuth, warf sich Danton auf die Tribune: er hatte diesen Menschen die Hand gereicht, hatte sie retten wollen vom Untergang und nun wollten sie ihn als Hochverräther der Guillotine überliefern.

Zu der äußersten Linken auf dem Berg gewendet, begann er: „ich glaubte lange Zeit, ich müßte das Ungestüm meiner Natur ermäßigen um der Schwierigkeiten meines Berufs willen: ihr habt mich darob der Schwäche angeklagt, ihr hattet Recht, ich erkenne das an vor ganz Frankreich. Dieselben Leute, die gewollt haben, daß der Tyrann dem Schwerte des Gesetzes entrinne — (heftige Unterbrechungen) — dieselben Leute haben heute die Unverschämtheit, als meine Ankläger aufzutreten", nun beginnt eine Erwiderung voll vernichtender Angriffe auf die Gironde. Am Schlusse sagt er: „ich habe mich verschanzt in der Festung der Vernunft, werde ausfallen mit dem Geschütz der Wahrheit und die Frevler, die mich haben anklagen wollen, in Staub verwandeln."

Die Jakobiner schüttelten sich vor Beifall und Schadenfreude. Danton war wieder der Ihrige, diese Lossagung in Zorn und Leidenschaft bedeutete ihren Sieg. Danton war wie die Gironde mehr der Leidenschaft als der Ueberlegung gefolgt, er wußte, daß auch seine Stunde schlagen werde und er hatte ja das Bündniß mit der Gironde um seiner selbst willen gesucht, aber er war ein Mensch von jähaufbrausendem Temperament, die Reflexion kam dann zu spät hinterher. So hatte der Abfall Dumouriez's den kurzen falschen Frieden zwischen Danton und der Gironde zerstört. Danton war nun zwar nicht geneigt, den Kampf gegen die Partei zu führen, ja er suchte selbst jetzt noch Anknüpfungen mit ihr, aber es war unmöglich, er konnte kaum, die Gironde gar nicht mehr zurück; die Jakobiner waren jetzt ihres Sieges gewiß.

Die nächsten Wochen von dieser verhängnißvollen Sitzung am 1. April bis Ende Mai enthalten die Entscheidung. Es folgt ein offener Faustkampf des Proletariats mit den letzten Resten einer gesetzlichen Ordnung und den Vertretern des Landes. Bis zuletzt haben die Girondisten Muth und Consequenz, wenn auch gar kein Geschick zur Energie revolutionärer Taktik gezeigt und das Martyrium in diesem letzten Akte ihres politischen Daseins ist wohl

die Ursache gewesen, weßhalb die spätere Geschichtschreibung so mild mit ihnen verfahren ist; nach ihnen kommt eine lange furchtbare Nacht entsetzlicher Despotie, sie sind die letzten muthigen aber unglücklichen Verfechter einer gemäßigten Freiheit, darum hat man vergessen, daß sie ganz denselben Mitteln als Opfer fielen, die sie einst gegen das Königthum angewendet hatten.

§. 22.

Letztes Ringen und Sturz der Gironde. — Die Conventscommissäre. — Maximum und Zwangsanleihe. — Guadet's Antrag vom 18. Mai. — Die Tage vom 31. Mai und 2. Juni.*)

Letztes Ringen und Sturz der Gironde.

Nach jenem Auftritt am 1. April und der nur drei Tage darauf erfolgten Katastrophe Dumouriez's glaubten die ungeduldigen Brauseköpfe des Bergs, die Zeit sei da, um die Gironde aus dem Convent hinauszuschrecken und wo möglich auf das Schaffot zu bringen. Die bekannte, wohl organisirte Maschinerie der Sturmpetitionen fing an, ihr Spiel anzukündigen, die Patrioten der Sektionen und der Gasse kamen wieder und brachten ihre Anklagen vor den Convent. Auch hier strafte sich eine alte Sünde der Gironde an ihr selbst. Wie oft hatten sie das Hereindringen der Massen in die Versammlung und ihr Mitlärmen bei den Verhandlungen zugelassen, so lange es ihrem Kampf gegen das Königthum dienlich schien, jetzt wendete sich diese zweischneidige Waffe gegen sie selber. Unter den vielen Adressen jener Tage sind zwei durch ihre Frechheit besonders bemerkenswerth. Die Sektion der Kornhalle brachte am 10. April eine Adresse, die der Gesinnungsausdruck aller Pariser Sektionen sein sollte, und die mit der Erklärung begann,

*) [Ueber den ganzen Zeitraum s. manche neue Details bei Schmidt: tableaux de la révol. française. 117—379.]

das Volk sei müde, all seine gerechten Begehren in dem Staub der Ausschüsse modern zu sehen und mit dem Verlangen schloß, Roland und die Seinen sollten zum Tode verurtheilt und alle verdächtigen Abgeordneten, d. h. die ganze Gironde, aus dem Convent ausgewiesen werden.

Darüber kam es zu einem gewaltigen Sturm; Robespierre*) hielt eine seiner Musterreden, die von giftigen Verläumdungen förmlich triefte, und Vergniaud antwortete ihm in einer glänzenden Improvisation**), die mit den Worten begann: Ich werde es wagen, Robespierre zu antworten, der durch einen perfiden, in stiller Kammer kunstvoll ausgearbeiteten Roman und durch frostigen Witz neuen Hader im Schooße des Convents wecken will. Ich will es wagen, ohne Vorbereitung zu antworten; ich kann die Kunst entbehren, ohne die er nichts vermag; mir genügt es an meinem Herzen. — Ich rede nicht um meinetwillen; denn ich weiß, daß in Revolutionen die schmutzige Hefe der Völker in Fluß kommt und, indem sie zur Oberfläche steigt, auf Augenblicke die Männer von Ehre zu beherrschen scheint; ich für mich könnte abwarten, bis dies vorübergehende Zwischenreich wieder verschwunden wäre, aber um Frankreich aufzuklären, das man irre führt, muß ich reden." Aus dem Stegreif widerlegt nun Vergniaud unter 20 Gesichtspunkten all die Anklagen Robespierre's und schließt unter dröhnendem Beifall der Mehrheit: „Möge dieser Tag der letzte sein, den wir mit anstößigen Debatten verlieren."

Dieser Sturm war abgeschlagen. Fünf Tage darauf kam ein neuer, stärkerer. Die Commune von Paris schickte am 15. April eine Adresse, die die Gironde ganz offen des Hochverraths an der Republik, der Mitschuld an Dumouriez's Unternehmen beschuldigte und die Ausschließung und Aechtung von 22 Abgeordneten der Partei verlangte, „weil sie das Gesetz ihrer Wähler gebrochen hätten."***)

Die Liste war, wie sich von selbst versteht, nicht von den namenlosen Unterzeichnern, die so sicher nicht zu treffen wußten,

*) Hist. parl. 25. 337 ff.

**) Ebendas. 362 ff.

***) Unter den Genannten waren: Brissot, Guadet, Vergniaud, Gensonné, Grangeneuve, Buzot, Barbaroux, Petion, Lanjuinais, Lasource. Hist. parl. 26. 7.

sondern von der Mutterloge der Jakobiner entworfen, die mit einem Streiche die Partei köpfen wollten, indem sie ihre gesammte rednerische Kraft brach. Es blieb aber, selbst wenn man diese Häupter hinwegnahm, noch Rumpf genug übrig, und 72 Andere haben nachher den nicht wohlfeilen Muth gehabt, sich Mann für Mann allem Dem anzuschließen, was jene 22 gethan und geredet hatten.

Der Antrag der Bittschrift war jetzt noch etwas zu stark. Es bedurfte mehr Vorarbeit, um einen solchen Schritt durchzusetzen. Auch dieses Mal gelang es der Gironde, die Adresse als der Nation und ihrer Vertreter unwürdig zurückweisen zu lassen. (Beschluß vom 20. April.)

Mittlerweile war die Gironde ihrerseits gegen Marat, den Volksfreund, zum Angriff vorgegangen: für eine tolle Adresse, in der er die Bürger gegen den Convent zu den Waffen gerufen hatte, wurde am 13. April ein Verhaftsbeschluß gegen ihn gefaßt und eine Untersuchung vor dem Revolutionsgericht eingeleitet. Das sah aus wie ein Sieg der Gironde, aber es schien nur so; in Wahrheit war dieses Vorgehen durchaus nicht politisch. Im besten Fall traf man doch nur einen Kopf aus einer ganzen Partei und wenn auch den unverschämtesten, doch nicht den gefährlichsten. Marat war ein an sich ganz untergeordnetes Subjekt, hervorragend nur durch die Frechheit, womit er, was Andre höchstens unter vier Augen zu sagen pflegten, schamlos an die große Glocke schlug. Seine fluchwürdige Presse hatte man toben und groß werden lassen, als es noch leicht war, sie zu unterdrücken; wenn es jetzt auch gelang, den Einen stumm zu machen, so stand gleich ein Anderer für ihn da; solch schmutziger Gesellen aus der Cloake der Revolution gab es noch viele. So lange die Gironde nicht Robespierre selbst beim Kopf nahm, waren alle Klagen gegen die untergeordneten Creaturen und alle Verfolgungen Marats vergebens.

Die Gironde sollte durch Marat eben jetzt die empfindlichste Niederlage erleben; das Revolutionsgericht sprach ihn einstimmig frei und die Bürger und Bürgerinnen, die draußen auf das Urtheil gewartet, trugen ihn, mit Kränzen von Eichenlaub geschmückt, auf ihren Schultern in den Convent zurück. (24. April.) Da meinte doch selbst Danton, was zu viel sei, sei zu viel!

Während sich in Paris die Gironde in Anläufen erschöpfte,

die theils ihren Sturz mühsam nur vertagten, theils in offner Niederlage endigten, wirthschafteten draußen die 82 Commissäre des Convents in einer schaudererregenden Weise. Seit Wochen waren sie an ihren Plätzen, schürten den Kampf der Proletarier gegen die Besitzenden mit fanatischem Eifer und trugen den Schrecken und die Anarchie in jede Stadt und jedes Dorf.

Aus den Rekruten, die sie in Stadt und Land unter den Söhnen des Mittelstandes mit brutaler Gewalt aushoben, machte der Wohlfahrtsausschuß mit rastloser Thätigkeit ein Heer zum Schutz der Grenzen, aus dem Pöbel, dem sie Waffen gaben, den sie gegen die Reichen hetzten, bildeten sie eine Leibgarde ihrer Partei, und was sich widersetzte oder zu keinem von beiden Zwecken zu brauchen war, war vogelfrei, wurde massenhaft festgenommen und eingekerkert: in einzelnen Departements sind binnen wenig Wochen 3—4000 Menschen willkürlich, ohne einen Schatten von Rechtsgründen, ins Gefängniß geworfen werden. Brandschatzungen der Reichen im großartigsten Maßstabe, Aufhebung aller gesetzlichen Behörden, Einrichtung souveräner Pöbelconvente nach dem Muster des Pariser Stadtrathes, alle geleitet von dem Centrum in Paris — kurz der schrankenlose Terrorismus in Permanenz, das war die Leistung ihrer Thätigkeit.

Dieser umfassende Sieg Robespierre's nach Außen mußte einen gewaltigen Rückschlag üben auf die noch immer nicht geklärte Lage in der Hauptstadt. Die Ausschüsse hier fingen an in gleicher Weise zu wirken wie die Ableger des Jakobinerclubs in den Departements; es waren noch viele Girondisten darin, aber die ließen die Dinge lässig und gleichgiltig ihren Gang gehen, das Terrain, auf dem jetzt die Entscheidung erfochten wurde, war nicht nach ihrem Geschmack; sie wollten nicht herabsteigen in die Arena der Gassendemagogie, sie verachteten den Pöbel, der jetzt Herr geworden war und wollten sich nicht gemein machen mit den Künsten, die hier allein verfingen. Die Rednerbühne war ihre Domaine, da sind sie nie übertroffen worden: was waren doch alle die gedrechselten Abhandlungen Robespierre's gegen eine einzige Stegreifrede Vergniaud's, was waren doch die Marat und Danton gegen den Schwung und Adel der girondistischen Redner. Aber sie waren auch bloß Redner und nichts weiter; wenn sie sich im Convent gründlich ausgesprochen hatten, dann gingen sie vergnügt und stolz

ins Palais Royal und schwelgten in der gegenseitigen Bewunderung ihrer Virtuosität. Hatte Vergniaud eine seiner großen Reden gehalten, dann erholte er sich im Kreise einer ihm bekannten Familie, tändelte mit den Kindern, scherzte mit den Damen und ließ es sich wohl sein. Daß den Reden die That folgen müsse und daß diese mit parlamentarischen Siegen nicht durchgesetzt war, das haben sie nie begriffen. Diese kindliche Naivetät, dieser Aberglaube an die Allmacht ihrer Worte, diese Scheu vor der Aufregung entschlossener That ist auch jetzt nicht von ihnen gewichen, da es sich für sie um Tod und Leben handelte.

So kam es, daß während sie den großen Schlag, der sie bedrohte, noch auf einige Zeit abzuwehren vermochten, ihnen im Einzelnen Niederlage auf Niederlage begegnete und der Feldzug für sie fast schon verloren war, noch ehe es zur eigentlichen Hauptschlacht kam. Eine Reihe von Dekreten ging durch, die sie nie hätten passiren lassen dürfen, die sie statt dessen theils matt bekämpften, theils als echte Naturkinder der Politik zu spät ins Auge faßten, wenn sie bereits selber die Spitze, die darin lag, an sich empfunden hatten.

Ein alter Lieblingswunsch der Patrioten in den Clubs und in den Vorstädten war ein Maximum zunächst für den Brodpreis; auf keiner der zahllosen Sturmadressen fehlte diese Forderung des Volkes, keine Rede wurde in diesen Kreisen gehalten, keine Versammlung ging auseinander, ohne daß sich die Köpfe darüber erhitzt hätten. Immer waren diese Anträge bisher vom Convent abgeworfen worden; jetzt am 2. Mai ging er durch, 8000 Vorstädter hatten eine grobe Demonstration gemacht, die ihres Eindrucks nicht verfehlte. Man nahm einen Maximums- oder vielmehr Minimumspreis für das Getreide, der kaum die Produktionskosten deckte und beging damit einen furchtbaren Raub an dem ackerbauenden Theil der Bevölkerung.

Ein andrer Lieblingsgedanke derselben Art war eine Brandschatzung der Reichen unter dem Namen einer Zwangsanleihe zu Kriegszwecken. Hier hatte Montpellier ein unverächtliches Beispiel mit einer Erpressung von 5 Millionen gegeben, Paris wollte nicht zurückbleiben und schrieb eine solche Anleihe von 12 Millionen auf die reichen Pariser aus, aber hier brach sich der Terrorismus an einem unerwarteten Widerstand, der ruhige Bürger widersetzte

sich der Plünderung und warf in den Sektionen die bisherige Schüchternheit von sich, denn für ihn hieß es jetzt: besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. Aehnliches meldeten energische Kundgebungen aus Bordeaux, Marseille, Lyon und Rouen, eine wachsende Unzufriedenheit erhob sich drinnen und draußen gegen die verblüfften Jakobiner und für die verlassene Gironde, die jetzt neuen Muth faßte und ihre letzte schwindende Kraft zu einem Schlage wider die Jakobiner zusammenraffte. Merkwürdigerweise kamen der Gironde noch in den letzten Tagen des April und den ersten des Mai Anträge von Danton zu, der seine Rede vom 1. April wieder gut machen und wieder mit ihnen zusammen arbeiten wollte. Aber die Girondisten ließen sich nicht mehr mit ihm ein.

Am 18. Mai erfolgte der Schlag im Convent, gut gemeint, aber um durchzudringen, zu schlecht vorbereitet, wie Alles, was die Girondisten unternommen haben. Bei Beginn der Sitzung zeigte Guadet aus der sprechenden Parallele der letzten Schicksale des langen Parlaments, wohin die gewaltthätige Insurrektion der Minderheit einer Versammlung gegen die Mehrheit führe; wie die 50 bis 60 „Patrioten" par excellence, nachdem sie erst das Parlament von der Mehrheit ihrer 150 Gegner „gereinigt", nachher von Cromwell auseinander getrieben wurden, der zu dem Einen sagte du bist ein Dieb, zu dem Andern: du bist ein Trunkenbold u. s. w. und sie endlich insgesammt nach Hause schickte.

Nach einem heftigen Zank über eine bessere Polizei im Convent, zum Schutze seiner Berathungen und seiner Mitglieder vor dem Pöbel, trat Guadet mit einem Vorschlag auf, der das Uebel an der Wurzel treffen sollte. „Man muß," sagte er, „den Muth haben, in die Tiefen des Geschwürs die Sonde zu legen: das Uebel sitzt in der Anarchie, in der Meuterei der Behörden gegen den Convent, der Behörden, die nach Geld so hungrig sind als nach Herrschaft. Ich schlage deßhalb folgende drei Maßregeln vor:

1) Die Behörden von Paris sind aufgehoben. Der Stadtrath wird vorläufig und zwar in den nächsten 24 Stunden durch die Vorstände der Sektionen ersetzt.

2) Die Ersatzmänner des Convents treten in kürzester Frist in Bourges zusammen, dürfen jedoch nicht eher ihre Berathungen eröffnen, als bis die Auflösung des Convents ausgesprochen ist.

Unter außerordentlicher Bewegung — lautem Beifall auf der Rechten, heftigem Murren auf der Linken — werden diese Vorschläge vernommen. Collot d'Herbois ruft dazwischen: „jetzt ist die Verschwörung enthüllt." Guadet fügt hinzu:

3) Der Beschluß soll durch außerordentliche Boten in die Departements gebracht werden.

„Sind diese Maßregeln angenommen," schließt er, „dann werden wir mit der Seelenruhe von Männern arbeiten, die das ihnen anvertraute Heiligthum in Sicherheit gebracht haben."

Es wäre eine gewaltige Maßregel, eine rettende That gewesen für die Gironde wie für Frankreich: Paris verlor die Häupter der Ochlokratie, die im Convente saßen, die Pöbelherrschaft verlor mit den Behörden die Organe, durch die sie die Bevölkerung mit Gewalt und Schrecken niederhielt, der Gegenconvent auf dem Stadthaus ward außer Wirksamkeit gesetzt und an seine Stelle die gesetzlichen Vertreter der Gemeinde berufen, die durch den Terrorismus der Clubs entfernt worden waren; hier traf man dem Schreckensregiment auf den Kopf, in Bourges aber erhielt der Convent die Unabhängigkeit nicht nur von der Tyrannei der Massen, sondern auch die Leitung der wachsenden Opposition gegen die Jakobiner, die sich in den Departements zu regen begonnen hatten. Im ersten Augenblick war die Versammlung fortgerissen von dem Antrag, die Mehrheit klatschte Beifall, während die Linke murrte, die Galerie drohte. Benutzte man den frischen Eifer der Rechten, die sichtbare Ueberraschung des Bergs, der auf so Etwas nicht vorbereitet war, faßte und vollzog man den Beschluß ohne Säumen, dann war noch Aussicht auf glückliches Gelingen.

Da trat Barère auf, der „Anakreon der Guillotine", wie ihn Burke genannt hat, um die Gironde, zu der er noch immer gezählt wurde, ihrer letzten Zuflucht zu berauben; er war eine jener verächtlichen Naturen, die mit jeder Strömung zu gehen im Stande sind, deren einzige Consequenz eine stets gleichmäßige Charakterlosigkeit ist, der vom Royalismus an alle Phasen bis zum fanatischen Republikaner durchgemacht hatte und sich jetzt rüstete, auch die letzte anzunehmen, die ihm noch übrig blieb. Dieser Mann war es, der durch eine geschickte Finte das aufgehobene Schwert von dem Haupt der Bergpartei abgewendet hat.

In einer milden, vorwurfsfreien Rede erklärt er sich gegen

den Antrag Guadet's, schlägt aber nicht vor, ihn zu verwerfen, sondern ihn zu ersetzen durch einen weniger einschneidenden und doch wirksamen: das Verhalten des Stadtraths, der so heftig angegriffen worden war, soll durch einen Ausschuß von 12 Mitgliedern geprüft werden und dieser dann weitere Vorschläge machen. Kurz die Sache sollte verschoben und einer reiferen Erwägung unterzogen werden. So vorsichtig war man freilich nicht gewesen, als man den Krieg, den Proceß gegen den König und andere verhängnißvolle Dinge beschloß.

Barère hatte selbstverständlich alle Jakobiner, aber auch die vielen Unentschiedenen und Halben für sich, die einen minder scharfen Weg unter allen Umständen vorzogen und so wurde sein Antrag angenommen und damit der von Guadet so gut wie verworfen.

Der Zwölferausschuß wurde gebildet; seine Aufgabe war alle Handlungen des Pariser Gemeinderaths seit einem Monat zu prüfen, alle Verschwörungen gegen die Freiheit aufzuspüren, die Beweise zu sammeln, die Schuldigen festzunehmen; zu dem Behufe sollten sie das Recht haben, bei den Ministern des Innern und Aeußern, sowie bei den Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses die nöthigen Erkundigungen einzuziehen.

So hatte man abermals einen Ausschuß und wieder fielen die Wahlen auf Girondisten; freilich waren keine der Häupter, sondern nur Mitglieder zweiten Rangs darunter, aber es war doch immerhin ein Organ der Partei und arbeitete in ihrem Sinn. Die Jakobiner dagegen hatten Zeit und damit dies Mal Alles gewonnen.

Selbst der halbe Sieg, der der Gironde durch diesen Ausschuß zu Gute kam, brachte sie sofort in eine andere Lage. Die Zwölfe arbeiteten mit großer Energie; sie waren gesetzlich die Herren der Lage, sie konnten die revolutionären Behörden stürzen, auf dem Stadthaus wie in den Sektionen einen völligen Umschwung herbeiführen, sie waren Meister, jeden Staatsstreich zu vollziehen, der im Interesse ihrer Partei lag und sie zögerten denn auch nicht, planmäßig von ihrer Befugniß Gebrauch zu machen sie gingen auf das Stadthaus, untersuchten die Papiere, setzten einige jakobinische Beamte ab, schritten gegen die Sektionen ein, sistirten ein paar der wüthendsten Blätter und ließen einige der

verrufensten Hetzer in den Vorstädten, wie Hebert, Varlet, verhaften. Das erregte unter den Gegnern beispiellose Erbitterung, jetzt zögerte man auch hier nicht mehr mit dem Letzten und Aeußersten; schon in den ersten Tagen nach Einsetzung der Zwölf war kein Zweifel mehr, daß die Jakobiner zur rücksichtslosesten Gewalt gegen ihre Feinde entschlossen seien. Die Patrioten des Stadthauses protestirten zunächst vor dem Convent gegen die Gewalt, die dem „ausgezeichneten Bürger" Hebert angethan worden und das geschah in solchem Ton, daß der Präsident Isnard entrüstet in die Worte ausbrach: „Paris muß die Nationalvertretung achten. Wenn je der Convent entehrt, wenn es je, durch einen dieser Tumulte, die sich erneuern ohne Unterlaß und von denen die Behörden niemals dem Convent Etwas melden, geschehen sollte, daß man sich an der Vertretung der Nation vergriffe, dann — ich erkläre das im Namen des ganzen Frankreich — hier brach ein unbeschreiblicher Lärm los — dann wäre Paris vernichtet, dann würde man bald an den Ufern der Seine suchen, ob es dort ein Paris gegeben habe." (25. Mai.)

Isnard drohte mit dem Anmarsch der Provinzen gegen Paris und seine Demagogen.

Wie die Stimmung war in Bordeaux und Lyon, in Rouen und Marseille, wie hier die Städter, wie in der Vendée und in der Bretagne das Landvolk dachte, das wußte man in Paris sehr wohl. Wenn man diesen Feinden Zeit ließ, war es mit dem Terrorismus in der Hauptstadt bald zu Ende. Wir haben vor 12 Jahren erlebt, daß der Mittelstand der Städte in der Provinz eine ähnliche Stellung einnahm gegen die siegreiche Revolution in Paris. Dieselben Empfindungen, mit denen damals die Pariser Demagogen dem Zusammentritt der Kammern, d. h. dem unausbleiblichen Protest der Departements gegen die Wirthschaft in der Residenz entgegensahen, wurden wach bei der Drohung Isnards; sie spornte die Gegner der Gironde zu doppelt leidenschaftlicher Eile und wurde deßhalb dieser Letzteren überaus verderblich.

Der 26. Mai verlief unter allerlei unglücklichen Anläufen zu jakobinischen Demonstrationen, im Convent blieb Alles still, desto stürmischer ging es im Jakobinerclub zu, wo Robespierre Alles aufbot, der Entmuthigung seiner Genossen zu wehren; aber am Tage darauf stand es bereits ganz anders. „Die Explosion ist

auf dem Punkte auszubrechen," ließ der Maire dem Convent gleich bei Beginn der Sitzung sagen; Marat eröffnete den Sturm auf den Zwölferausschuß in Worten, die anzeigten, daß die äußern Vorbereitungen zu einem kräftigen Druck auf die Versammlung reif seien; eine Sektion, deren Vorstand verhaftet worden war, verlangte, daß der Ausschuß vor das Revolutionstribunal gestellt werde: „Die Zeit der Klage ist vorbei; wir sagen euch, rettet die Republik, wenn ihr nicht wollt, daß wir es thun."

Der Präsident gab zur Antwort: die Versammlung verzeiht eure Uebereilung eurer Jugend, wisset, daß die Tyrannei, mag sie sich verkriechen in einen Keller oder mag sie sich breit machen auf einem öffentlichen Platz, sei sie auf einem Thron oder auf der Rednerbühne eines Clubs, mag sie ein Scepter oder einen Dolch führen, mag sie eine Krone oder eine Mütze auf dem Haupte tragen, darum Tyrannei ist und bleibt." Während des tobenden Lärms, der über diese Worte losbrach, meldeten sich draußen die Vorboten des Petitionensturms, der gleich darauf den Convent überfluthen sollte.

An den Eingängen des Hauses stand die Nationalgarde dreier Sektionen, die zur Gironde hielt, tobenden Volkshaufen gegenüber, die in den Saal eindringen wollten; die Diskussion im Convent war eben nahe daran in einen offenen Faustkampf zwischen Berg und Gironde auszuarten, als plötzlich ein Schwarm von 3—4000 Patrioten erschien, die sich eines Eingangs bemächtigt hatten und nun in breitem Strom sich über die Bänke des Convents ergossen. Von Verhandlung und Abstimmung konnte keine Rede sein; Isnard verließ den Präsidentensitz. Einer der Wüthendsten von der Bergpartei, Herault de Sechelles, nahm ihn ein und that gegen die Sprecher der Petenten, die Freilassung der Verhafteten und Absetzung des Zwölferausschusses begehrten, den berühmten Ausspruch: „Bürger, die Gewalt und die Vernunft des Volks sind eins und dasselbe;" unter seinem Vorsitz beschloß nicht der Convent — der war überschwemmt — sondern der Berg mit dem im Convent versammelten Pöbel die Freilassung der Verhafteten und die Auflösung des Zwölferausschusses.

Das war freilich etwas zu plump, so frech konnte man die Gironde nicht todt machen. Am andern Morgen erschien sie vollzählig im Convent und verlangte nochmalige Abstimmung über den

Beschluß, der der Versammlung entrissen worden, als sie umlagert war von vorstädtischem Gesindel. Er wurde in der That mit 280 gegen 230 Stimmen aufgehoben, aber die Wiederverhaftung der Freigelassenen wagte man doch nicht zu verfügen; es blieb bei dem Fortbestehen des Ausschusses und der „vorläufigen“ Freigebung der Verhafteten. Dieser Umschwung war möglich in Abwesenheit der Gehilfen, welche sich der Berg am Tage vorher hatte kommen lassen, für diesen aber war dies Ergebniß nur ein Sporn, jetzt keinen Fehler mehr durch Saumseligkeit zu begehen.

Die immer drohendere Bewegung in den Provinzen, ihre sichtbare Neigung auf Paris zu marschiren, die steigende Unruhe und Zerklüftung in den Sektionen, ließ kein Zaudern mehr zu. Jetzt faßte auch Danton seine entscheidenden Beschlüsse. Noch einige Male hatte er den Girondisten die Hand geboten: „Friede sei zwischen uns,“ hatte er zu Vergniaud gesagt, aber dieser erwiderte: „lieber offener Krieg als fauler Friede“ und auf die Nachrichten von den Mordplänen der Gegner hatte Vergniaud geantwortet: „lieber ermordet werden, als selber morden.“ Wie es jetzt für Leute von Dantons Schlage stand, hat dieser selbst in seiner grobkörnigen Manier am bündigsten ausgesprochen:*) „Ich weiß wohl, daß wir in der Versammlung die Minderheit sind; für uns haben wir bloß einen Haufen Bettler, die nur Patriotismus haben, wenn sie besoffen sind. Wir sind nur eine Handvoll Pinsel; Marat ist ein Kläffer, Legendre taugt höchstens zur Metzgerei; die andern können nichts als abstimmen durch Aufstehen und Sitzenbleiben. Wir stehen an Talent weit unter den Girondisten; aber wenn wir unterlägen, so würden sie uns die Septembertage, die Ermordung Capets und den 10. August zum Verbrechen machen. Darum los auf sie; es sind Schönredner, die rathschlagen und im Finstern tappen; wir haben mehr Verwegenheit als sie und die Canaille steht unter unserem Befehl.“**) So begann in der Nacht vom

*) Barante III. 133.

**) Eine bezeichnende Anekdote für Danton's geringen Glauben an die Republik erzählt Barante II. 477. 478 wohl aus Louis Philippe's Mittheilung. Danton ließ dem Prinzen, der sich in Paris unvorsichtig über die Septembermorde geäußert, eine ministerielle Warnung zu Theil werden. Jeune homme, vous parlez de ce que vous ignorez: c'est moi qui ai ordonné le 2 septem-

30./31. Mai die große Insurrektion gegen den Convent, die sich mit Sturmpetitionen gegen den Zwölferausschuß eröffnete und am 2. Juni mit Verhaftung der Wortführer der Gironde ihren Triumph besiegelte.

Unter dem Donner der Lärmkanone, dem Dröhnen der Sturmglocken kam am frühen Morgen des 31. Mai der Convent zusammen; die Hauptredner der Gironde erschienen bewaffnet und auf das Aeußerste gefaßt. Die Bittsteller kamen, Danton verfocht ihre Sache, Guadet widerstand und reizte die Jakobiner auf's Heftigste, der Zwölferausschuß kam schon nicht mehr zum Worte, die Tribünen tobten und lärmten; als die Aufregung und Verwirrung den erforderlichen Grad erreicht hatte, kam eine feierliche Deputation sämmtlicher Revolutionsbehörden der Stadt und verlas das Thema des Aufstandes, wie es Danton in einer Adresse formulirt hatte. Da war nicht bloß dem Zwölferausschuß, sondern der ganzen Partei, deren Häupter mit Namen bezeichnet waren, die Rache des Volkes angekündigt: „Es ist Zeit," hieß es, „dem Ringen der Patrioten gegen die Unsinnigen ein Ende zu machen, die sie belagern ohne Unterlaß. Die Vernunft des Volks empört sich gegen so hartnäckigen Trotz; sein majestätischer Zorn ist dem Ausbruch nahe. Mögen seine Feinde zittern; das Weltall wird erbeben unter seiner Rache."

Unter Scenen unbeschreiblicher Verwirrung brach der Abend herein und endlich gegen 10 Uhr endigte die Sitzung mit einem Beschluß, der den Zwölferausschuß aufhob und seine Papiere mit Beschlag belegte.

Das war nicht, was die Petenten wollten; so lange die Häupter der Gironde noch frei waren, konnten sie nicht ruhig athmen, es galt eine neue Insurrektion, die nicht bei Petitionen und Beschlüssen stehen blieb.

---

bre, et je devais le faire ainsi. J'ai terrifié cette population de Paris, qui était prête à crier: „vivent les Prussiens!" . . . . J'ai sauvé la république, la France me doit des remercîments, et vous peut-être plus qu'un autre. Le duc de Chartres s'étonna de cette parole. Danton continua: On ne sait ce qui peut arriver. Ce pays-ci n'est pas fait pour la république. Quelque jour il criera: „vive le roi!" Ça peut vous regarder et ce que j'ai fait aura servi vous frayer le chemin, à écarter des obstacles.

Am 1. Juni begann der Insurrektionsausschuß unter den rebellischen Sektionen mit massenhaften Verhaftungen aufzuräumen und zog in aller Stille 12,000 Mann, die nach der Vendée hatten abmarschiren sollen, aus der Nachbarschaft zur Unterstützung gegen den Convent heran.

Am Morgen des 2. Juni gab Marat selber vom Thurme des Stadthauses das Zeichen zum Läuten der Sturmglocken, die Vorstädte setzten sich in Bewegung, 40,000 Menschen marschirten gegen den Convent und dieser ward gleich einer Festung von den Truppen belagert, die in der Nacht herbeigekommen waren und die Henriot im Namen der Insurrektionsausschüsse kommandirte. Der Gedanke war, die Gironde als Partei zur Abdankung zu bestimmen und ihre Häupter einstweilen festzunehmen. Den Convent durch eine offene Gewaltthat zu sprengen, fanden einige der Jakobiner zu bedenklich; das konnte zu einem furchtbaren Gegendruck von Seiten der Departements führen, den man nicht ohne Noth herausfordern wollte.

Das Erste, was der ziemlich zahlreich versammelte Convent in der Sitzung dieses Tages zu hören bekam, waren Nachrichten über ernsthafte Erhebungen in den Departements Ardeche und Lozere, über einen blutigen Aufstand in Lyon, der mit der Niederlage der Schreckensmänner geendigt und neue Daten über den Bürgerkrieg in der Vendée. Was nun folgte, war keine Verhandlung mehr, sondern eine Kette von Auftritten rasender Leidenschaft. Man schalt und fluchte, drohte mit Fäusten und Pistolen; die Rednerbühne war mehrmals auf dem Punkte mit Blut befleckt zu werden. In einer der wenigen Pausen des Tumultes brachte Barère einen mit Danton verabredeten Antrag, welcher die vom Pariser Departement angeklagten Abgeordneten einlud, ihre Mandate auf eine bestimmte Zeit freiwillig niederzulegen. Nur Isnard und drei andere waren dazu bereit, die Uebrigen erklärten, sie wollten auf ihrem Posten bleiben. Die meisten der Bedrohten, namentlich Lanjuinais, Barbaroux benahmen sich mit ausgezeichnetem Muth, auch Vergniaud war trotz der Weichheit seines Wesens heldenhafter als je; was Geist und Witz, was Muth und sittliche Ueberlegenheit über die rohen Massen vermochte, das haben die Girondisten am 2. Juni geleistet; es war ihr Ehrentag. Auf die Proteste der Gironde, daß der Convent nicht frei sei, beantragte Barère, der

Convent solle selbst die Probe machen. In feierlichem Zuge begab sich die Versammlung hinaus, aber es ging ihr wie Ludwig XVI. am 18. April 1791 als er nach St. Cloud fahren wollte, sie erfuhr, daß sie in der Gefangenschaft des bezahlten Gesindels sei. Henriot jagte sie mit einem drohenden Commando an seine Kanoniere in das Haus zurück.

So umgeben von Kanonen und Bayonnetten stellte der Berg die Liste der Abgeordneten fest, die zunächst in Haft kommen sollten, und eine eingeschüchterte, angstbebende Mehrheit hieß ihren Vorschlag gut.

Der Convent verfügte Hausarrest über die Abgeordneten: Gensonné, Vergniaud, Brissot, Guadet, Gorsas, Petion, Salles, Chambon, Barbaroux, Buzot, Birotteau, Rabaut, Lasource, Lanjuinais, Grangeneuve, Lesage, Louvet, Valazé, Doulcet, Lidon, Lehardi; alle Mitglieder des Zwölferausschusses mit Ausnahme von Fonfrede und St. Martin, und die Minister Clavière und Lebrun, zusammen 32.

Die Maßregel trug noch den Schein schonender Milde, kein Gefängniß, kein Prozeß, nur Hausarrest war angeordnet und für das Leben der unschädlich Gemachten erklärte sich das Departement von Paris bereit, durch eine bestimmte Anzahl von Geiseln Bürgschaft zu leisten. Diese scheinbare Milde hatte Danton den Jakobinern abgewonnen, er wollte die Gironde bei Seite schieben, aber ihr Blut verlangte er nicht. Es fragte sich nur, wie lange er sich selber würde schützen können, nachdem das letzte Hemmniß gegen die Organisation des Schreckens hinweggeräumt war.

Sechster Abschnitt.

Der Terrorismus im Kampf gegen den Bürgerkrieg und das Ausland. Die Zersetzung der revolutionären Parteien bis zum 9. Thermidor (27. Juli 1794).

§. 23.

Gefahr der inneren und äußeren Lage Frankreichs zur Zeit des beginnenden Schreckens. — Rettung Frankreichs durch die Schwäche der Coalition. — Der Bürgerkrieg. — Die Departements. — Der Aufstand in der Vendée. — Der Uebergang zur Alleinherrschaft der Jakobiner. — Robespierre. — Die Verfassung vom Juni 1793.

Gefahr der inneren und äußeren Lage Frankreichs zur Zeit des beginnenden Schreckens. Rettung durch die Schwäche der Coalition.

So lange der Convent getagt, hatte die Nation fast von nichts vernommen, als von parlamentarischen Stürmen, unfruchtbaren Verhandlungen, bitterem Parteienhader, unverschämten Petitionen und endlosen Ausschüssen. Für die Organisation des aufgelösten Staates, für die Wehrhaftmachung der vom Ausland bedrohten Nation war acht volle Monate lang nichts geschehen. Frankreich war jetzt in einer Lage, in der es niemals gewesen war. In demselben Augenblick, wo fast der ganze Westen des Reichs in entschlossener Empörung gegen die Jakobiner unter den Waffen stand, wo die Hauptstädte der wichtigsten Departements sich gegen das Joch der Pariser erhoben hatten, nahm der Krieg an den Grenzen die allerungünstigste Wendung. Die Verbündeten hatten nicht bloß wieder genommen, was sie verloren, Belgien, die Rheinlande und die Festung Mainz, sie brachen auch die wichtigsten Glieder aus dem nordöstlichen Festungsgürtel Frankreichs aus, als sie in

der ersten Hälfte Juli Condé, in der zweiten Valenciennes eroberten. Der Weg nach Paris lag offen vor einer Heeresmacht von 200,000 Mann und ihr entgegen stand ein tausendfach zerrissenes Volk, das sich eben selbst zerfleischte und ein Heer ohne Waffen, ohne Nahrung, ohne Offiziere und ohne Disciplin. Dieser beispiellose Zustand war das Werk der Faktion, die jetzt Frankreich beherrschte.

Gerettet wurde Frankreich allerdings, wie 1792, so auch diesmal, aber nicht durch den Terrorismus, der es an den Rand einer ungeheuren Katastrophe gebracht, sondern durch die Schwäche der Coalition, die die unvergleichliche Gunst der Lage versäumte, weil keine der Mächte mehr von Herzen bei dem Kriege war.

Preußen und Oesterreich drängte mit Ungeduld aus dem Kriege herauszukommen, jenes um die polnische Beute zu erhaschen, dieses um bei dem Länderschacher nicht zurückzubleiben und falls die baierischen Pläne fehlschlugen, wenigstens auch Preußen an einer Vergrößerung zu hindern; jeder Theil hatte seine besondern Hintergedanken und so kam man nicht von der Stelle. Den Engländern zu Liebe entschloß man sich endlich statt auf Paris auf — Dünkirchen zu marschiren und diese für England so wichtige Festung zu berennen. Und so gab man Frankreich drei Monate Zeit, sich zu rüsten. Wäre Einheit in der Coalition und ein fähiger, willenskräftiger Führer an der Spitze ihrer Heere gewesen, so war die Lage Frankreichs wahrhaft verzweifelt. Wo sollte in diesem Moment unerhörter Zerrissenheit Begeisterung und Hingabe zur Abwehr des Feindes herkommen? Fast sämmtliche Departements sahen in der neuen Regierung ein Attentat auf Alles, was ihnen hoch und heilig war und in einem Sieg dieser Faktion über den einzigen Feind, der ihr an äußerer Macht überlegen war, die Zerstörung der letzten Schranke, die den Krieg Aller gegen Alle einigermaßen noch im Zaume hielt.

Die Franzosen verlieren über alle diese Dinge theils aus Unkenntniß, theils aus Parteigeist kein Wort. Das für den ganzen Krieg entscheidende Verhältniß der polnischen Dinge kommt bei ihnen gar nicht vor und doch beruht darauf lange Zeit hindurch unsere ganze deutsche Politik, wie man jetzt aktenmäßig belegen kann. Sie finden das theils bei Sybel, theils in meiner deutschen Geschichte; die Akten über diese Angelegenheit bieten die schärfste

Verdammung der schielenden Politik unserer Großmächte, aber auch die klarste Widerlegung des Mythos, daß der Terrorismus Frankreich in seiner größten Lebensgefahr gerettet habe. Die Franzosen stellen es gern so dar, als sei der Krieg bis dahin nur deßhalb so unglücklich gewesen, weil der Schrecken noch nicht am Ruder war, und als habe der Augenblick, wo der Schrecken entfesselt worden, wie mit einem Zauberschlage die Heere, die Offiziere, die Waffen und Vorräthe aus der Erde gestampft und vor diesem kolossalen Freiheitsenthusiasmus habe dann das Ausland die Waffen gestreckt.

Das ist ganz falsch. Das Unmögliche kann kein Enthusiasmus, mag auch die Zuchtruthe des Schreckens hinter ihm stehen. Es hat von da ab noch drei volle Monate gedauert, bis ein französisches Heer sich eines Sieges rühmen konnte, und diese drei Monate hatte die Coalition Frankreich geschenkt. Mit dem Enthusiasmus der französischen Armeen stand es fürs Erste noch so, daß die des Ostens ihre Deserteure nicht nach Tausenden, sondern nach Zehntausenden zählten.

Erst jetzt konnte sich durch die Versäumniß der Mächte des alten Europa die große Erschütterung vorbereiten, von der kein Staat der alten Ordnung unberührt geblieben ist, und so sollte es sein: es sollte das alte Staatswesen von Grund aus umgewühlt und aufgerüttelt werden, damit ein neues sich auf den Ruinen bilden könne.

Der Bürgerkrieg. Die Departements. Der Aufstand in der Vendée.

Die Sache, die in Paris am 2. Juni unterlegen war, wurde in den Departements des Westens und der Mitte aufgegriffen, der ganze Mittelstand der Städte, Alles, was zur besitzenden Classe gehörte, war einig mit der Gironde in dem haßerfüllten Abscheu vor dem neuen Regiment schrankenloser Gewalt gegen Leben und Eigenthum der ruhigen Bürger; die Städte Bordeaux, Rennes, Montpellier, Evreux, Caen, Limoges, Toulouse, Marseille, Nimes, Grenoble, Lyon traten ein für die Gironde, der Convent wurde von Adressen bestürmt, die eine Empfindung athmeten gegen die „Handvoll ruchloser Frevler“ und unzweideutig genug mit einem

Marsch auf Paris drohten. „Was ist," ließ sich die Bürgerschaft von Rennes vernehmen, die Pflicht des Volks in der jetzigen Lage? Aufzustehen Mann für Mann, nach Paris zu marschiren, nicht um es zu bekämpfen, sondern um die Tausende von Brüdern zu verstärken, die dort nur auf unsere Ankunft warten, um die Unterjochung abzuwerfen und den Vertretern des Volks ihre Würde und Freiheit wiederzugeben."

Am ernsthaftesten rührte sich diese Opposition in Lyon, wo außer mancherlei Verbindungen mit der Emigration, die in Turin ihren ersten Sitz aufgeschlagen hatte, der Selbsterhaltungstrieb der reichen Kaufmannschaft in den höheren Classen die Gemüther zu Gunsten einer gesetzlichen Ordnung stimmte, daneben aber auch die Masse der Arbeiterbevölkerung den verführerischen Lehren der Jakobiner doppelt zugänglich war. Seit dem 10. August, noch mehr seit den Septembermorden lag diese Stadt in einer fürchterlichen Gährung; hier war von politischen Problemen nicht die Rede, hier drohte der nackte Krieg der Proletarier gegen Leben und Eigenthum der Besitzenden. Auch hier fand sich ein Marat in der Person eines gewissen Chalier, der einen revolutionären Gemeinderath und eine Revolutionsarmee organisirte; aber hier waltete in den Sektionen ein anderer Geist der Entschlossenheit und Energie als in denen von Paris.

Als es am 29. Mai zum Kampfe um das Stadthaus kam, wurden die Aufrührer überwältigt, Chalier ergriffen und später hingerichtet. Diese Entscheidung traf gerade zusammen mit dem Sturz der Gironde in Paris; die zweite Stadt Frankreichs stand triumphirend auf der Seite der Besiegten vom 2. Juni.

Das Alles freilich sah bedrohlicher aus, als es wirklich war; gemeinsam war all diesen Elementen des Widerstandes nur die Angst um Haus und Herd, um Leben und Gut; kein politischer Gedanke und vor Allem keine einheitliche Leitung irgend welcher Art. Daß die Häupter der Girondisten, denen von auswärts hundertmal versichert wurde, Frankreich werde sie rächen an ihren Feinden, während dieser Bewegung in — einer übrigens milden — Haft saßen, machte keinen Unterschied; sie waren nicht dazu angethan, dieser Bewegung zu geben, was ihr fehlte, Einheit und Leitung, denn sie waren nicht Männer der That, nicht Männer der rücksichtslosen keck zugreifenden Entschlossenheit und mußten unter

allen Umständen einer Minderheit unterliegen, die wußte, daß, wenn sie nicht siegte, das Schaffot ihre sichere Aussicht war. Der Haß allerdings mußte unbeschreiblich sein, wenn alte Städte wie Toulouse und Marseille so sich wehrten, wie sie es gethan haben, wenn Toulon lieber den Engländern, als den Abgesandten des neuen Regiments seine Thore öffnete; aber von da war noch weit zu einem Marsch auf Paris; was dazu gehörte, hat der alte royalistische General Wimpfen in der Normandie zu seiner schmerzlichen Enttäuschung erfahren.

Im Augenblick nun, da die Verbündeten innerhalb der Grenzen Frankreichs standen, da die Engländer sich Toulons bemächtigen wollten, die großen Städte des Südens und der Mitte mit der Kraft der Verzweiflung sich gegen die Jakobiner zur Wehr setzten, stand im Westen das alte katholische und königliche Frankreich in hellen Flammen.

Was anderwärts den ruhigen Bürger gegen die Schreckensmänner von Paris in Harnisch brachte, hatte Nichts mit Royalismus, noch weniger Etwas mit Gegenrevolution zu schaffen, obgleich dies das dritte Wort der Jakobiner war; in der Vendée aber hatte sich die offene Gegenrevolution erhoben, desgleichen in der Bretagne, wo daraus ein Lokalkrieg zwischen dem royalistischen Landvolk und den republikanischen Städten entstand.

In dem Volk der Vendée*) pulsirte überwiegend altkatholisches Blut; kaum war es durch die geistige Entwicklung des übrigen Frankreich hindurchgegangen. Die Landschaft hatte wenig Städte, und auf den einsamen Weilern, den entlegenen, durch schlechte Straßen nothdürftig verbundenen Gehöften wohnte ein Geschlecht, das von der großen Welt Nichts wußte. Alles, was draußen die Menschen bewegt, erschüttert hatte, war in diese Kreise nicht hinabgedrungen. Hier hatten die Bauern noch treue Anhänglichkeit an die Gutsherren, die keine Blutsauger waren und schlicht und recht mit ihren Hintersassen zusammenlebten, und beide hingen mit derselben Strenge an dem altkatholischen Glauben. Der Geistliche in der Vendée war fern von dem Hochkirchenthum,

---

*) Guerres de Vendéens 1824. 4 Thle. Vortreffliche Einleitung über die älteren Zustände der Landschaft I. 9—64. Memoiren von Turreau, Bonchamps, der Marquise Laroche-Jaquelin, Carnot.

von dem theokratischen Uebermuth der Geistlichkeit des übrigen Frankreich, hatte Nichts mit den berüchtigten Abbés zu schaffen, sondern war aus dem Bauernstand hervorgegangen und blieb seiner Herkunft so treu als die beiden andern Stände. Der Adel theilte mit seinen Bauern auf derselben Scholle Freud und Leid, der Priester beherrschte die Gewissen beider, alle drei Stände befanden sich glücklich in ihrer Lage und wußten Nichts von dem Hasse und Neuerungsdrang, der anderwärts in diesen Sphären wühlte.

Hier verstand man das neue Frankreich nicht. Die Beschlüsse vom 4. und 5. August, der „große Brautschatz der Revolution", wurden hier kalt, ja mit Erbitterung aufgenommen, und die constitution civile du clergé schürte den Haß; vom Uebrigen verstand man nicht viel, aber daß man ihnen den Priester nehmen wollte, weil er den gottlosen Eid nicht geschworen, daß man ihnen die Söhne rauben und in die Armee der Königsmörder pressen wollte, das verstanden sie, und das nicht zu dulden, war das Recht und die Freiheit, für die sie mit Begeisterung, ja mit Fanatismus stritten.

Aber die unglückliche Landschaft stand allein und da Frankreich nicht in der Lage war, sich so zu konstituiren wie die Vendée, so mußte eben die letztere untergehen. Diese ganze Lage war so unendlich verlockend für einen einigermaßen wachsamen Feind. Aber ein solcher war die Coalition nicht. Jeder Theil derselben hatte seine eignen Zwecke und so verurtheilte einer den andern zur schmählichsten Unthätigkeit.

Dem gegenüber ist die Thätigkeit einer Partei interessant, die Alles auf das Spiel zu setzen entschlossen war, der gegenüber kein Recht, kein Gesetz, kein Grundsatz galt und die wenigstens das Eine erreicht hat, daß die Nation in einen Zustand fieberhafter Anspannung und Thätigkeit versetzt wurde, von der man allerdings am 2. Juni noch Nichts bemerkte. Nicht im Terrorismus lag die Rettung Frankreichs, wohl aber darin, daß man sich hier nicht völlig aufzehrte in fruchtlosem Hader, sondern seine Kraft sammelte zu einem großen Zwecke, mit unerhörter Gewalt freilich und beispiellosem Blutvergießen, und so allmälig in die Lage kam, auch den Schrecken zu überwinden.

Uebergang zur Alleinherrschaft der Jakobiner. Robespierre.

Die große Verlegenheit, welche den Siegern vom 2. Juni den vollen Genuß ihres Erfolgs verdarb, war die Frage, was sollte aus denjenigen der Girondisten werden, die es verschmähten, aus ihrer leichten Haft zu entfliehen, die nicht minder verschmähten, sich mit irgend einem Compromiß abfinden zu lassen und auf deren Seite die ungeheure Mehrheit der Franzosen stand?

Nachdem man die Banden, welche bei der letzten Insurrektion für 40 Sous auf den Kopf den Staat gerettet, mit einem noch niedrigeren Maximum abgelöhnt hatte, trat diese Angelegenheit in den Vordergrund.

Am 6. Juni erstattete im Namen des Wohlfahrtsausschusses Barère darüber einen wunderlichen Bericht, der wie alle seine Vorträge, ein treues Wetterglas der herrschenden Stimmung war. Weil er fühlte, daß die Sache der Gironde noch nicht verloren war, verdammte er den 2. Juni; aber weil er nicht minder fühlte, daß die Zeit der Alleinherrschaft der Jakobiner herannahe, that er, als ob diese damit Nichts zu schaffen hätten. Er nahm keinerlei Partei, weder für die Gironde, noch für die Jakobiner und zog seine Anträge gegen die Tyrannei der revolutionären Ausschüsse und zum vorläufigen Schutze der Girondisten sogleich zurück, als Robespierre am 8. Juni sich dagegen erklärte. Er war bereit zum Sprung ins andere Lager. Robespierre entwickelte in jener Rede die Gesichtspunkte, die seine schrankenlose Herrschaft als eine Sache unausweichlicher Nothwendigkeit, als ein Gebot der Selbsterhaltung für Alle rechtfertigen sollten, die nicht mehr zurück konnten, nachdem sie einmal so weit gegangen waren.

„Täuscht euch darüber nicht, das Vaterland kann nicht mehr lange den Wirrwarr ertragen, der bisher in unserer Mitte geherrscht hat. Draußen umgeben uns feindliche Armeen; bei unseren Truppen an den Grenzen haben wir noch Verräther zu fürchten (er meint die aristokratischen Generale); der Brand der Empörung im Innern ist noch nicht gelöscht und wir müssen besorgen, daß er mit noch größerer Gewalt emporflamme. In der That, blickt auf unsere inneren Zustände: Marseille ist im Zustand der Gegen-

revolution, Bordeaux ist auf dem Wege dazu, in Lyon taucht die Aristokratie das Schwert in das Herz der besten Bürger. — Es gilt, diesen Kampf auszurotten. Der Zustand, in dem sich die großen Städte befinden, sollte auch in Paris zur Herrschaft kommen: man hat diese Städte mit Blut überströmt und ohne den freiwilligen Aufstand eines unermeßlichen Volks würde auch Paris in Blut schwimmen."

Man sieht, wo hinaus er strebt; der Schrecken sollte zu seinen äußersten Consequenzen durchgeführt werden; die Girondisten mußten fallen, denn sie waren jetzt dasselbe geworden, was einst der König im Temple gewesen, die Geiseln der Gegenrevolution, und mit ihnen all die Halben und Schwankenden, auf die kein Verlaß war, Danton in erster Reihe, der eben in dieser Angelegenheit einen höchst verdächtigen Moderantismus an den Tag legte.

Seit Barère's Bericht und der unglücklichen Aufnahme, welche die Anträge des Wohlfahrtsausschusses gefunden, treten Persönlichkeiten in den Vordergrund, die bisher wesentlich hinter den Coulissen der Clubs und des Stadthauses gearbeitet hatten; die social-demokratische Partei, die bisher seit 1789 immer nur im Gefolge oder im Bunde mit einer andern erschienen war, ergreift jetzt das Ruder zu selbständiger Führung. Die Männer, die seit dem 10. August unentbehrlich waren, weil sie die Clubs und das Stadthaus beherrschten, dabei aber doch eine unabhängig für sich handelnde Macht nicht vorstellten, Robespierre, St. Just und Couthon geben jetzt den Ton an, nachdem sie die Gironde ausgestoßen und Danton überholt haben.

Die Zeit war gekommen, wo man Hammer oder Ambos sein mußte; das Ideal Robespierre's*) stand vor seiner Erfüllung, der 2. Juni war sein Werk mit Andern gewesen, was jetzt kommen sollte, gehörte ihm allein an.

Frankreich hatte den Mann zuerst 1789 als einen Redner der äußersten Linken kennen gelernt, der unter den glänzenden Talenten, den feurigen Patrioten der ersten Versammlung die Rolle eines wunderlichen Heiligen spielte. Mit seiner absonderlichen Staatsanschauung, die weit abseits lag von den damals

*) [Hamel: Histoire de Robespierre. 3 Bde. Dreiste Apologie.]

herrschenden Ideen, erregte er abwechselnd Lachen oder Murren; aber für die Lacher hatte schon damals Mirabeau das Wort bereit: „Der Mensch hat eine Zukunft, er glaubt, was er sagt." Er hatte nichts an sich, was blendete oder bestach. Seine Stimme war dünn und hart, seine Redeweise ohne Schwung, ohne Wärme und Colorit, seine Ansichten drehten sich stets in demselben enggezogenen Kreise, er trug vor mit der dürren Eintönigkeit und erbaulichen Salbung eines Methodistenpredigers, dessen ganze Weisheit man auswendig wußte, wenn man ihn einmal gehört, daher die unerträgliche Langeweile, die ihm so viele Unterbrechungen zugezogen hat. Man hat ihn in der ersten Zeit fast niemals ausreden lassen.

Aber er war sich treu geblieben mit seiner Lehre, hatte sie ohne Unterlaß vertreten, auch wo sie keine Lorbeeren, sondern nur Spott eintrug. In der Constituante hatte er nur protestirt; mit nie wankender Consequenz bestand er auf seinem Glauben, Rousseau's contrat social, dem er mit Fanatismus ergeben war. Die Welt kannte den einsamen Sonderling, von dem der Moniteur so viele Proteste zu verzeichnen wußte und die Masse merkte sich den Mann, unter dessen stehenden Sätzen keiner einfacher und verlockender klang als der: das Volk ist rein und gut, aber Die, die es regieren und vertreten, sind schlecht.

Robespierre war immer derselbe geblieben; er pries sich ob seiner Unwandelbarkeit mit scheinheiligem, pharisäischem Selbstlob, aber es war eine Thatsache, daß er mit außerordentlichem Geschick den Ruf einer unfehlbaren Ueberzeugungstreue sich zu erwerben gewußt hatte. Das ist unter allen Umständen, aber namentlich in solchen Zeiten eine Macht. Was hatte die Revolution nicht schon für Parteien und Programme verschlungen, was hatten die Führer von Rang nicht schon für Wandelungen durchgemacht und wo sollte das Vertrauen auf die Zukunft herkommen nach solcher Vergangenheit? Robespierre war die einzige noch unverbrauchte Kraft unter den Demagogen. Wenn man sich in die Stimmung der jetzt regierenden Kreise hineinversetzte, so konnte man begreifen, daß das meiste Vertrauen allein Der noch genoß, in dessen Leben bis jetzt die wenigsten Sprünge und Widersprüche zu bemerken waren, der, wenn auch nicht übermäßig geistreich und bescheiden, fortwährend an einem und demselben Evangelium festgehalten hatte.

Auf eine Stellung dieser Art hatte er unablässig hingearbeitet und die Methode, die er dabei befolgte, war meisterhaft berechnet. Bereits im November 1792 schilderte ihn der patriote français*) von dieser Seite vortrefflich: „Er donnert gegen die Großen und die Reichen, er lebt mit Wenigem und kennt keine physischen Bedürfnisse; er hat nur eine Sendung, das ist die, zu sprechen, und er spricht unaufhörlich; er schafft sich eine Schule und hat eine Leibgarde für seine Person; er haranguirt die Jakobiner, wenn er sicher ist, daß er sich Anhänger unter ihnen schafft; er schweigt, wenn er fürchten muß, sein Credit werde leiden; er schlägt Stellen aus, wo er dem Volke dienen könnte und wählt sich die Posten, wo er es beherrschen kann; er erscheint, wenn er Aufsehen erregen kann, er verschwindet, wenn er die Bühne von Anderen besetzt sieht; er hat alle Charakterzüge nicht eines Religionsstifters, wohl aber eines Sektenhäuptlings; er hat sich einen Ruf von Sittenstrenge zu Wege gebracht, die auf Heiligkeit abzweckt; er steigt auf Bänke, spricht von Gott und Vorsehung, nennt sich den Beschützer der Armen und Gedrückten und hat ein Gefolge von Weibern und Schwachen im Geist."

Er hatte kein besonderes Laster, von dem die Leute Etwas wußten, schien redlich, unbestechlich, einfach und nüchtern, kurz alles das zu sein, was er in Einem fort an sich selber pries.

Von seiner geistigen Begabung denkt die französische Schule zu hoch, die ihn als einen wunderbaren Kopf vergöttern möchte. Er ist kein schöpferisches aufbauendes Talent; die Consequenz wurde ihm leicht, denn seine Politik war eitel Verneinung, er ist ein klarer logischer Kopf, aber ohne alle Genialität. Auch der kecke Muth des rechten Demagogen fehlt ihm; am 10. August saß er im Schatten seines Zimmers und alle Explosionen, die er angelegt, hat er in einem stillen Winkel abgewartet. Dabei ist er gemüthlos, neidisch, unedel durch und durch; er hat einen echten Proletarierhaß gegen alles Hervorragende, gegen jede Aristokratie, namentlich die des Talentes, während seine Lippen von Humanität und Tugend überfließen, hat er Gift und Galle im Herzen. Von der Bonhommie, die Danton bei all seiner Wildheit und revolutionären Leidenschaft eigen war, hat er nicht eine Ader. Die Massen

*) Hist. parlem. 21. p. 21.

zu erschüttern und fortzureißen ist sein Wesen nicht angethan, desto größer ist sein Talent revolutionärer Organisation. In dem Club, im Stadthause hat er sich mit bewunderungswürdiger Virtuosität und nie erschlaffender, rastloser Thätigkeit in aller Stille die Waffen geschmiedet, um alle anderen Gewalten aus den Angeln zu heben; mit einer Spürkraft, der Nichts entgeht, späht er die wunden Stellen seiner Feinde und Nebenbuhler aus und wenn der Moment gekommen ist, führt er den Streich mit kaltem Blut. Er sucht die Macht um der Macht selber willen anders als Danton, dem die Massen seinen Genuß und seine Schwelgerei beneideten. Seine Sittenstrenge war nicht so makellos, als sie wohl gepriesen wurde — die, die ihn genau kannten, wußten auch von „Orgien" dieses Heiligen zu erzählen — aber solche Dinge wirkten bei ihm anders als bei Danton, sie lenkten ihn nicht ab von seiner Bahn und minderten in nichts seine Energie. Maßlos war die Geckerei, die er mit sich selber trieb; als Barbaroux ihn ein Mal besuchte, fand er sein Zimmer angefüllt mit Abbildungen und Büsten Robespierre's in allen Gattungen, Stellungen und Größen; aber noch größer als seine persönliche Eitelkeit war die, die er bei dem Volke großhätschelte. In tausend und tausend Wendungen*) wußte er diesem einzuprägen, daß in ihm alles Gute und Schöne wohne und daß Alles, worauf das Volk scheel sah, vergiftet und verdorben sei.

Dieser Mann war jetzt Meister der Lage. „Nicht nach Worten, sondern nach Thaten muß man den Menschen richten," sagt Robespierre einmal. So wollen auch wir ihn nicht nach seinen Worten, sondern nach seinen Thaten beurtheilen.

Seine erste Leistung sollte eine Verfassung sein, von der er sich, wenn man ihn reden hörte und seinen Eifer sah, Wunder zu versprechen schien; Ruhe, Friede, Eintracht, Gesetz und Ordnung sollte einkehren in dem zerrissenen Frankreich. Nachdem der Entwurf des Girondisten Condorcet bei Seite gelegt war, wurde Herault de Sechelles mit Abfassung eines neuen beauftragt. Der machte sich schnell ans Werk; in welchem Geist, zeigt der berühmte Brief, in dem er sagt, er habe auf die Bibliothek geschickt und sich

*) [S. die Zusammenstellung bei Barante III. 63, der richtig von ihm sagt: il avait la verve des lieux communs.]

die Werke von Minos zum Studium ausgebeten, besser die ernsthafte Aeußerung: „Ich will sie so unbrauchbar machen, daß ich wetten kann, sie bleibt ein Stück Papier."

Ganz unbrauchbar war denn auch die Verfassung*), die am 23. Juni beschlossen ward, vor Allem in dem Theil, an dem Robespierre das Beste gethan, in den Menschenrechten, die in der Theorie die schrankenlose Selbsthilfe des Volks gegen jede Unterdrückung proklamirte und die Niemand ruchloser mit Füßen trat als eben die Gesetzgeber. Die Jakobiner waren mit der Verfassung höchlich unzufrieden. Chabot rief im Club: „Es fehlt ja die Zusicherung des Brodes für Die, die keins haben; es fehlt die Abschaffung der Armuth und des Bettels — die Verfassung spricht von socialen, aber nicht von natürlichen Rechten, sie überläßt der Willkür der Gesetzgebung die Auflage von Steuern und schreibt keine Progressivsteuer vor, sie richtet eine kolossale, freiheitsmörderische Exekutive auf, aber jede Exekutive enthält die Samen des Königthums. — Aber, wird man sagen, wenn es nur eine Gewalt gibt, was ist dann die Bürgschaft der Freiheit? Ich antworte: die Bürgschaft wird die Guillotine sein." Diese und ähnliche Ausbrüche ließen sich ungestüm vernehmen. Warum nicht neue Confiskationen? fragten die Einen. Warum nicht weitere Schreckensmaßregeln gegen die Familien der Ausgewanderten? fragten die Anderen. Warum so wenig Hinrichtungen? ein Dritter. Es kamen denn auch Abschlagszahlungen: die Zwangsanleihe, ein Dekret gegen die Wucherer, das allen Handel vogelfrei erklärte, und eine Maßregel gegen die Assignaten der königlichen Zeit. Das und Aehnliches waren die Dinge, die später die Haufen der Aufständischen nach dem Thermidor als „Constitution von 1793" betrachteten.

---

*) [Besprochen bei Barante III. 217.]

§. 24. 25.

Die Organisation des Schreckens. — Vorbereitung und Plan Robespierre's. — Marats Ermordung 13. Juli. — Das Revolutionstribunal und der Schrecken à l'ordre du jour. — Verfahren gegen die adeligen Generale. Custine's Hinrichtung (August). — Barère's Bericht vom 5. Sept. Die Revolutionsarmee. Das Gesetz gegen die Verdächtigen vom 17. Sept.

Die Organisation des Schreckens. Vorbereitung und Plan Robespierre's. Marats Ermordung 13. Juli.

Am 8. Juli trat Robespierre's nächster Vertraute und Bundesgenosse, St. Just, mit einem merkwürdigen Antrag auf, der das unmittelbare Vorgehen gegen die gefangenen Girondisten, als Häupter einer über ganz Frankreich ausgebreiteten Verschwörung, eröffnete. Eine lange verschrobene Darlegung, die mit geschichtlicher Wahrheit noch gewaltthätiger umging, als einst der Anklagebericht gegen den König, schloß folgendermaßen: „Aus dem Allen geht hervor, daß eine Verschwörung angezettelt worden ist, um in Frankreich die Herstellung einer Republik zu hindern; daß die Anarchie der Vorwand für die Verschwörer war, um das Volk zu unterjochen, die Departements zu spalten und die Einen gegen die Andern zu bewaffnen; daß man versucht hat, den Sohn Capets auf den Thron zu setzen, daß die Umtriebe der Verschwörer gegen die Einführung der Republik sich verdoppelt haben, seit die Verfassung dem französischen Volke zur Annahme vorgelegt worden

ist, daß man in den Zusammenkünften bei Valazé den Plan gemacht hat, einen Theil des Convents zu ermorden, daß man versucht hat, den Norden und den Süden Frankreichs zum Bürgerkrieg gegen einander zu hetzen" u. s. w.

Dann folgt der Antrag:

1) Der Convent erklärt als Verräther am Vaterland Buzot, Barbaroux, Gorsas, Lanjuinais, Salles, Louvet, Bergoing, Birotteau, Petion, die sich dem am 2. Juni gegen sie erlassenen Dekrete entzogen und sich in den Departements l'Eure, Calvados, Rhone-Loire in den Zustand der Rebellion gesetzt haben, mit der Absicht, die Herstellung der Republik zu hindern und das Königthum wieder aufzurichten.

2) Es ist Grund zur Anklage gegen Gensonné, Guadet, Vergniaud, Mollevcau, Gardien, als Mitschuldige Derer, welche entflohen sind und sich an die Spitze der Rebellion gestellt haben.

Damit war die Gironde geächtet und es machte keinen Unterschied, daß, als am 18. Juli die Liste vervollständigt und die eigentliche Proskription verhängt ward, St. Just noch einige Phrasen von der schonenden Großmuth der Freiheit u. s. w. hinzufügte, wie sie noch durch die Lage geboten schienen.

Zwei Tage nach dem Vortrage von St. Just, am 10. Juli, ergriff die Partei Robespierre endgiltig die Zügel der Gewalt, als der Wohlfahrtsausschuß erneuert wurde. Er hatte bisher aus Girondisten und Dantonisten bestanden, jetzt kamen nur Vollblutjakobiner hinein. Barère wurde nur gewählt, weil man seine Feder und seine Arbeitskraft als Berichterstatter nicht entbehren konnte, von Dantons Anhängern nur Herault de Sechelles, der sehr biegsam war und Nichts verderben konnte; St. Just, Couthon, R. Lindet waren dagegen Robespierre's nächste Affiliirte und diese hatten noch ein paar Trabanten und Figuranten zur Seite.

Aus diesen Tagen der Vorbereitung nach dem 31. Mai und 2. Juni des Jahres haben wir ein höchst merkwürdiges Dokument von Robespierre's eigener Hand, das in präcisester Form seinen ganzen Plan enthüllt.*)

---

*) Hist. parl. 30. 126. Vgl. Pontécoulant: Souvenirs I. 240 ff. über ein Gespräch Robespierre's mit Barère und Desmoulins.

Was uns noth thut, heißt es dort, ist ein einziger Wille. Dieser Wille muß entweder royalistisch oder republikanisch sein; damit er republikanisch sei, brauchen wir republikanische Minister, republikanische Blätter, republikanische Abgeordnete, republikanisches Regiment.

Der auswärtige Krieg ist eine tödtliche Geißel, so lange der Staatskörper an den Wunden der Revolution und der Spaltung der Willen darniederliegt. — Hier bricht gleich die instinktive Angst des Jakobiners vor der Armee durch, die mit Clubreden nicht zu lenken und doch zur Abwehr des Feindes unentbehrlich ist. —

Die inneren Gefahren kommen vom Mittelstand (bourgeois); um den Mittelstand zu besiegen, muß man das Volk aufbieten. Alles war angelegt, um das Volk unter das Joch des Mittelstandes zu beugen und die Vertheidiger der Republik auf das Schaffot zu bringen. Sie hatten triumphirt in Marseille, in Bordeaux, in Lyon, und sie würden triumphirt haben auch in Paris — das gesteht er also ehrlich ein — ohne die gegenwärtige Insurrektion. Die gegenwärtige Insurrektion muß fortdauern, bis die zur Rettung der Republik nöthigen Maßregeln getroffen sind.

Die Insurrektion muß sich ausbreiten von Ort zu Ort nach demselben Plan. Die Sansculottes müssen Sold erhalten und zu Hause bleiben, man muß ihnen Waffen, Leidenschaft, Aufklärung geben, man muß den republikanischen Enthusiasmus durch alle möglichen Mittel in Schwung bringen. Werden die Abgeordneten freigegeben, dann ist die Republik verloren; sie werden fortfahren, die Departements aufzuhetzen und ihre Stellvertreter werden um Nichts besser sein. Custine ist durch neue, zuverlässige Commissäre zu überwachen. Nach Außen empfiehlt sich die Allianz mit den kleinen Mächten; aber sie ist unmöglich, ehe wir nicht einen einigen Nationalwillen haben. —

In einer zweiten Notiz folgt nun die Zusammenfassung der Ergebnisse zum Handeln.

Was ist das Ziel? Vollzug der Verfassung zu Gunsten des Volks.

Wer sind unsere Feinde? Die Lasterhaften und die Reichen.

Welche Mittel werden sie anwenden? Die Verleumdung und die Heuchelei.

Was kann ihnen deren Anwendung erleichtern? Die Unkunde der Sansculottes.

Man muß also das Volk aufklären.

Aber was steht dem entgegen? Die feilen Schriftsteller, die es hintergehen durch tägliche, schamlose Lügen.

Was folgt daraus? Daß man die Schriftsteller in die Acht erklären muß, als die gefährlichsten Feinde des Vaterlandes und daß man gute Schriften stromweise ausgeben muß.

Welches sind die anderen Hindernisse der Gründung der Freiheit?

Der auswärtige Krieg und der Bürgerkrieg.

Was muß geschehen, um jenen zu beendigen? Man muß die republikanischen Generale an die Spitze unserer Tapferen stellen und die bestrafen, die uns verrathen haben.

Was muß geschehen, um den Letzteren zu schließen?

Man muß die Verräther und Verschwörer, namentlich die schuldigen Abgeordneten und Beamten bestrafen; patriotische Truppen unter patriotischen Führern aussenden, um die Aristokraten in Lyon, Marseille, Toulon, der Vendée, des Jura und all der andern Landschaften niederzuwerfen, wo die Fahne der Empörung und des Royalismus aufgepflanzt worden ist und abschreckende Beispiele an den Frevlern aufstellen, die die Freiheit beleidigt und das Blut der Patrioten vergossen haben.

Also:

1) Aechtung der nichtswürdigen und gegenrevolutionären Schriftsteller und Verbreitung guter Schriften. 2) Bestrafung der Verräther und Verschwörer, namentlich der Abgeordneten und Beamten. 3) Ernennung patriotischer Generale, Absetzung und Bestrafung der andern. 4) Lebensunterhalt und Gesetze für das Volk, d. h. panem et circenses.

Das war Robespierre's System. Mit solchen Ideen trat er die Erbschaft an, die einst Mirabeau versagt ward; und das war durchaus nicht, wie man vielleicht zu glauben versucht ist, die traurige Zuflucht rathloser Verzweiflung, ein Nothmittel für den Uebergang, das floß aus einem von langer Hand angelegten Plan und war in Robespierre's Augen auf eine lange Dauer berechnet. So war sein Wesen, voll von dem zähen unerbittlichen Doktrinarismus, der der logischen Consequenz zu Liebe Welt und Menschen

zurechtzwängen will; er war von der Rousseau'schen Lehre beherrscht, daß die ganze gesittete Welt nichts sei als eine Fratze, alles Bestehende nichts als ein Abgrund von Verderbniß; daß ein besserer Zustand nicht herzustellen sei, außer wenn man den durch und durch kranken Körper einer fürchterlichen Bluttranspiration unterwerfe, die das Gesunde vom Ungesunden scheide.

Diese Lehre, die unter andern Umständen höchstens ein pathologisches Interesse gehabt hätte, kam hier zu einer entsetzlichen Wirklichkeit. Robespierre glaubte, ein Drittel der Nation reiche aus, um den Staat der idealen Gesellschaft zu bewohnen, ihr Glück sei es wohl werth, daß die vom Krebs angefressenen zwei andern Drittel ausgeschnitten würden. Das Alles hatte er, wie der Knabe sein ABC, nach Rousseau auswendig gelernt, unzählige Male vor seinen Anhängern wiederholt, jetzt war die Zeit der Durchführung gekommen. Und er war der Mann, mit solcher Lehre Ernst zu machen. Neben einer unbegrenzten Eitelkeit, wie sie nur solchen Sektenhäuptern eigen ist, die sich für Halbgötter halten, ist er besessen von einer maßlosen Scheelsucht auf jedes Verdienst und jedes Talent, von einer Mißgunst auf Alles, was hervorragt, die ihm keine Ruhe läßt bei Tage und bei Nacht, dabei ist er von einer Kälte und Herzlosigkeit, von einer Verschlossenheit gegen jede mildere menschliche Regung, die ihres Gleichen sucht. Er hat nichts von jenem, mehr einem weichen, sinnlichen Temperament, als einer edleren Natur entsprungenen, versöhnbaren, verzeihenden Sinn, wie wir ihn selbst bei Danton gewahren, er ist hart, grausam, barbarisch bis auf's Aeußerste und schwelgt in befriedigter Rachsucht. In den schleichenden scheinheiligen Reden, die alle überfließen von giftiger Anklage, Verleumdung und Verdächtigung, wird man erinnert an Etwas, was der Hyäne gleicht, die ihr Opfer langsam umkreist und dann plötzlich auf die sichere Beute losstürzt. Wer dieses Mannes Talent über das Niveau von Männern wie Mirabeau u. A. stellen kann, wer beweisen kann, daß es ihm mit seinen Reden von Humanität nur an einem Tage wirklich Ernst war, der mag ihn bewundern: es wird es Niemand können.

Noch war das Schreckenssystem nicht ins Werk gesetzt, noch arbeitete die Guillotine nicht nach seinem Plan; im Kopfe Robespierre's war Alles fertig. Die Vernichtung des Mittelstandes, die Verhetzung und Bewaffnung des Pöbels gegen ihn, der Ostrakis-

mos gegen alle Feinde seiner Person und seines Systems, die Besoldung der Massen zu jedem Frevel — das ist in diesem Schriftstück aus dem Juni- und Julitagen des Jahres bereits ganz klar und nüchtern entwickelt und es war keine Aussicht da, daß ein Rückschlag dagegen erfolgen würde.

Die Gironde hatte keinen General, der die Mannschaften der aufständischen Städte vereinigt und gegen Paris geführt, nicht einmal ein Programm, das die bunten, kaum in ihrer Furcht und ihrem Haß einigen Elemente unter einer Fahne versammelt hätte. Freilich hätte auch ein politisches Felherrngenie vom Range Mirabeau's dazu gehört, um diese so verschieden gearteten Massen, diese so weit auseinander strebenden Interessen zu vereinigen und gegen Paris zu organisiren. An sich denkbar war es wohl, hat sich doch in unseren Tagen auch einmal Frankreich gegen Paris marschfertig gemacht. So aber verpufften die Aufstände an einzelnen Stellen und wurden nacheinander zu Boden geworfen. Es fehlte an Eintracht in den Bestrebungen und an einem Mann, der sie hätte herstellen oder erzwingen können. Es kam nur zu einer Kette einzelner Auflehnungen, die lediglich zu neuen Hebeln und Vorwänden des Terrorismus dienten; denn angesichts der Doppelgefahr drinnen und draußen erschien es als unerläßliche Nothwendigkeit, die äußersten Mittel zu gebrauchen. Aus jedem mißlungenen Streich, der aas dem Kreise oder zu Gunsten der Gironde unternommen wurde, zog der Jakobinismus neue Nahrung und erwünschte Rechtfertigung.

Drei Tage nach Erneuerung des Wahlfahrtsausschusses trat in nächster Nähe einer dieser Fälle ein, die den Untergang der Gironde beschleunigten: Marats Ermordung durch Charlotte Corday.*) Am 11. Juli war sie nach Paris gekommen und am 13. hatte sie Einlaß bei Marat gefunden. Marat hatte sich als gesinnungstüchtiger Republikaner ein recht behäbiges Dasein gegründet; in einem eignen Hause hielt er sich seine Maitresse und ließ es sich wohl sein bei Festen, Gelagen und Orgien; die Frucht der vollendeten Freiheit hatte eben angefangen für ihn zu

---

*) Revue des deux mondes: Avril 1862. Ch. Corday: oeuvres politiques 1863 Vatel: dossiers du procès criminel 1862. Chéron de Villiers: Charlotte Corday. 1865.

reifen, als ihn der Dolch dieses Mädchens traf. Es war ein Grundirrthum der Gironde, daß sie glaubte, dieser der Cloake abgeborgte Geselle sei der Kern der jakobinischen Partei. Charlotte Corday, von einem ähnlichen Demokratismus erfüllt, wie Frau Roland, hatte in Caen die feurigen Reden der Girondisten gegen die Schreckensmänner von Paris gehört und hatte sich nach Paris aufgemacht, in der Meinung, wenn Marat fiele, so sei die Gironde und Frankreich gerettet; sie ahnte nicht, daß ihr Dolchstoß Denen am gefährlichsten werden sollte, zu deren Rettung sie das sicherste Mittel ergriffen zu haben glaubte. Daß die Gironde eine Mörderbande sei, war bisher nur eine freche Verleumdung; jetzt wurde es zu einer Thatsache für die Jakobiner.

Die That machte gewaltigen Eindruck; das junge, blühendschöne Mädchen, das mit kaltem Blute einen Mann erstach, den es nie gesehen, und dann in stolzer, unerschrockener Haltung die That gestand, mit der es Vaterland und Freiheit gerächt haben wollte; das hatte Etwas von der Größe antiken Tyrannenmordes. Den Jakobinern wurde der Eindruck dieses Vorgangs unheimlich; das bewies die Beflissenheit, mit der sie sich bemühten, den fleckenlosen Charakter des Mädchens zu schänden. Robespierre aber durfte zufrieden sein; er war den unanständigen Bundesgenossen*) los und hatte neue Gründe, mit der Gironde kurzweg aufzuräumen.

Das Revolutionstribunal**) und der Schrecken à l'ordre du jour. Barère's Bericht vom 5. Sept. Die Revolutionsarmee. Das Gesetz gegen die Verdächtigen 17. Sept.

Das Revolutionstribunal bestand noch in seiner ersten Einrichtung, hatte aber bisher eine nicht sehr energische Thätigkeit

*) Ueber Marat sagt Buzot, Memoiren S. 92: Marat que la nature semblait avoir formé pour rassembler en un seul individu tous les vices de l'espèce humaine, laid comme le crime, qu'il suait par tous les pores de son corps, hideux et pourri par la débauche, bête féroce, poltronne et sanguinaire u. s. w.

**) Campardon: histoire du tribunal révolutionnaire 1862. 2 Bde. Berriat St. Paix: justice révolutionnaire 1861.

entfaltet, nur einige wenige politische Processe waren dort entschieden worden: jetzt wagte man eine erste ernstere Probe.

General Custine, der siegreiche Feldherr von 1792, war in seinen weiteren Unternehmungen weder am Rhein, noch in Belgien glücklich gewesen; dort waren Frankfurt und Mainz, hier Condé und Valenciennes verloren gegangen. Es war Mißgeschick gewesen, an dem die planmäßige Zerrüttung der Armeen durch die Jakobiner die größte Schuld trug, aber kein Gedanke an Verrath. Custine hatte sich s. Z. kopfüber in die Revolution gestürzt, seinen alten Adel durch manchen gutjakobinischen Exceß vergessen zu machen gesucht, und von Nichts war er weiter entfernt, als vom Abfall vor dem Feind. Aber in Paris war man unzufrieden mit ihm, er war verantwortlich für das Unglück der französischen Waffen und — la responsabilité c'est la mort hieß es hier. Alle Generale der alten Zeit wollte man entfernen; waren sie doch meist aus gutem Adel, und als echte Soldaten dem Treiben der Clubs, der Anarchie im Waffenrock, in tiefster Seele feind.

Biron hatte man schon am 11. Juli abgesetzt und an seiner Stelle den ruchlosen Rossignol als Mordbrenner in die Vendée geschickt; jetzt sollten die Andern, Custine, Beauharnais, Houchard, La Marliere, Dillon, Brunet an die Reihe kommen und bei dem Ersteren die Probe gemacht werden, wie viel sich die Armee bieten lassen und wozu das Revolutionstribunal taugen werde.

Die Vorsicht, die der Armee gegenüber nöthig war, war Ursache, daß der Proceß sich etwas länger hinzog; als die Nachrichten dahin lauteten, daß das Heer sich nicht rühren werde, ging man unverzüglich vor. Auch das Revolutionsgericht, vor dem Fouquier-Tinville als Ankläger fungirte, gab sich nach einigem Sträuben zu dem Justizmord her und so wurde Custine im August rasch hingerichtet. Die Armee blieb lautlos, man konnte also weiter gehen. Die adeligen Generale wurden, Einer nach dem Andern, vor das Revolutionsgericht geschleppt und auf die Guillotine geschickt; auch ein Sieg schützte nicht vor den Jakobinern, der Sieg von Hondscote war ein Verbrechen für General Houchard, denn er hatte ihn nicht hinlänglich benutzt, „nicht genug Engländer todt geschlagen.“ „Alles was von Adel ist, sagte Barère, ist geächtet

in der öffentlichen Meinung; es sind lauter angehende Verräther."

Gegenüber diesen wohlgeführten Streichen, die den vorhandenen Armeen den letzten Stoß gaben, nimmt sich der Phrasendonner wahrhaft lächerlich aus, mit dem der Convent neue Heere aus der Erde stampfen wollte. Die levée en masse, von welcher Barère in einem abgeschmackt schwülstigen Berichte vom 23. August Wunderdinge zu erzählen wußte, war kaum geplant, als sich ein solcher Widerstand dagegen erhob, daß der Ausschuß die ganze Idee verleugnete als eine böswillige Erfindung, die die Aristokraten den Patrioten in die Schuhe geschoben hätten, um sie dem Haß und dem Gelächter preiszugeben. Die Hauptstelle aus Barère's Rede kann als Probe des nunmehr üblichen tollen Stils dienen: „die jungen Männer werden kämpfen; sie werden das Amt haben, zu siegen; die Ehemänner werden Waffen schmieden, den Transport der Bagage, der Geschütze und die Beschaffung der Lebensmittel übernehmen; die Weiber, die endlich zu ihrem wahren Beruf in Revolutionszeiten gelangen sollen, werden ihre nichtigen Handarbeiten verlassen; ihre zarten Hände werden Röcke und Zelte für die Soldaten fertigen, sie werden ihre gastliche Fürsorge in die Asyle tragen, wo der Vaterlandsvertheidiger die Pflege empfängt, die seine Wunden erheischen; die Kinder werden alles Leinen in Charpie verwandeln; für sie wird ja gefochten; die Kinder, diese Wesen, die bestimmt sind, alle Früchte der Revolution zu pflücken, werden ihre reinen Hände gen Himmel erheben, die Greise werden die Sendung wieder aufnehmen, die sie bei den Alten hatten, sie werden sich auf die öffentlichen Plätze tragen lassen, dort den Muth der jungen Krieger entflammen, den Haß gegen die Könige und die Einheit der Republik verkündigen" u. s. w.

Das Alles war eitel Gerede in einem Augenblick, wo fast ganz Frankreich in offenem Aufstand gegen die Regierung war, die sich vermessen wollte zu sagen: toute la France doit être debout, wo der Mittelstand in den größten Städten des Reichs im Bürgerkrieg mit den Jakobinern lag, wo die aufständischen Bauern der Vendée die Heere des Convents vor sich hertrieben und Alles, was Waffen tragen konnte, im Süden, im Westen und in der Mitte des Landes den Feind in nächster Nähe hatte.

Der Ausschuß mußte sich mit einer neuen Rekrutirung junger

Mannschaft begnügen, die aber auch erst in Gang kam, als Lyon niedergeworfen war.*)

Glücklicher als mit einem nationalen Aufgebot, das angesichts der Lage an den Grenzen allerdings eine That der dringendsten Nothwendigkeit gewesen wäre, war der Convent mit der Organisation des Schreckens, die am 5. September zur Berathung kam.

Wieder ist Barère Berichterstatter und diesmal zeigt er sich als der wirkliche Anakreon einer blutgetränkten Freiheit; es gelingt ihm, über die grauenvollsten Dinge einen ganzen Strom tanzender, frivoler Redensarten auszugießen.

„Setzen wir den Schrecken auf die Tagesordnung, sagt er mit einem „großen Wort" der Pariser Commune, so werden in einem Augenblick die Royalisten und die Gemäßigten verschwinden und der ganze gegenrevolutionäre Hause, der euch beunruhigt. Die Royalisten wollen Blut; wohlan, sie sollen das Blut der Verschwörer, der Brissot, der Marie Antoinette's haben. Sie wollen eine Erschütterung vorbereiten, wohlan, so sollen sie die Folgen davon kosten; keine ungesetzlichen Rachethaten, die außerordentlichen Gerichte werden das vollstrecken. — Die Royalisten wollen die Arbeiten des Convents stören. Verschwörer! er wird in die eurigen hineingreifen. Sie wollen dem Berg den Untergang bereiten, wohlan, der Berg wird euch zermalmen!"

Demgemäß wird zuerst zur Errichtung einer Revolutionsarmee geschritten, die aus dem Staatsschatz besoldet, bestehend aus 6000 Mann und 1200 Kanonieren, bestimmt sein soll, „die Verschwörer gegen die Revolution niederzuwerfen, überall wo es Noth thun wird, den revolutionären Gesetzen und den Wohlfahrtsmaßregeln des Convents Nachdruck zu geben".

Ein Beschluß von demselben Tage bestimmte, daß der Proceß gegen Brissot, Vergniaud, Gensonné, Clavière, Lebrun sofort zu beginnen habe.

Ein anderer Beschluß verfügt, daß die Mitglieder der revolutionären Ausschüsse eine tägliche Entschädigung von 3 Frcs. erhalten; die Sektionen jeden Montag und Donnerstag Sitzung halten und die Beiwohnenden ihre 40 Sous bekommen sollen:

*) [Barante und die Memoiren von St. Cyr.]

das war, wie Cambon sich ausdrückte, „die Civilliste der Ränkeschmiede in der Stadtgemeinde".

So hatte man denn zwei stehende Heere von bezahlten Söldnern der Revolution mit und ohne Waffen aufgeboten; hierzu kam am selben Tage die Reorganisation des Revolutionsgerichts. Es wird eingetheilt in 4 Sektionen, jede von 16 Mitgliedern. Gleich nach dem Verhör wird durch das Loos der Proceß der Angeklagten an eine dieser Sektionen überwiesen und dort schnell entschieden. Schon seit dem 2. Juli erhielt jeder der Geschworenen 18 Frcs. täglich. Diese Organisation blieb bis zum 22. prairial. Die Mitglieder des Tribunals waren Creaturen Robespierre's und der Ausschüsse; die Geschworenen wurden theils aus fanatischen Patrioten gewählt, theils waren es gesinnungstüchtige Tröpfe, die kaum lesen und schreiben konnten; Richter und Geschworene standen unter strengster Ueberwachung des Sicherheitsausschusses, der sich seine eigenen Berichterstatter und Spione dazu hielt. Die Hauptperson bei der Komödie der Processe war der Ankläger Fouquier-Tinville, der bei Beginn der Revolution Inhaber einer gekauften Stelle als procureur au Châtelet und finanziell ganz heruntergekommen war. Die Revolution brachte ihn wieder empor, gab ihm eine Existenz und reiches Einkommen.

Am 17. Septbr. erfolgte das schreckliche Gesetz über die Verdächtigen.

Verdächtig werden erklärt

1) Diejenigen, die, sei es durch ihr Betragen, sei es durch ihre Beziehungen, durch ihre Anschläge oder ihre Schriften sich als Parteigänger der Tyrannei, des Föderalismus und als Feinde der Freiheit gezeigt haben.

2) Diejenigen, die nicht auf die durch Gesetz vom 21. März vorgeschriebene Weise nachweisen können, wovon sie leben und wie sie ihre bürgerlichen Pflichten erfüllen.

3) Diejenigen, denen Zeugnisse bürgerlichen Wohlverhaltens (civisme) verweigert worden sind.

4) Die öffentlichen Beamten, die durch den Convent oder seine Commissäre von ihren Aemtern entfernt worden sind.

5) Alle Diejenigen vom alten Adel, einschließlich der Ehemänner, der Frauen, Väter, Mütter, Söhne oder Töchter, Brüder oder Schwestern und der Agenten der Ausgewanderten, die nicht

beständig ihre Anhänglichkeit an die Revolution an den Tag gelegt haben.

6) Die, welche in der Zeit zwischen dem 1. Juli 1789 bis zur Kundmachung des Gesetzes vom 1. April 1792 ausgewandert sind, mögen sie auch innerhalb der durch jenes Gesetz bestimmten Frist oder früher wieder zurückgekehrt sein.

§. 26. 27.

Die Schreckenszeit. Proceß der Königin und der Girondisten (Okt.). Terrorismus in den Departements. Collot d'Herbois und Fouché in Lyon. — Erste Parteienscheidung im Terrorismus. Atheistischer Frevel der Cloots, Hebert, Chaumette. Robespierre gegen die Enragés. — Danton's Einlenken und erster Zusammenstoß mit Robespierre. — Camille Desmoulins' Vieux Cordelier.

Beginn der Schreckenszeit.*) Proceß der Königin und der Girondisten (Okt.). Terrorismus in den Departements.

Der Krieg gegen die Feinde des Terrorismus war erklärt, die Maschine in Gang gesetzt, die Arbeit konnte beginnen.

Sie wurde eröffnet mit dem Proceß der Königin und der Girondisten.

An demselben 3. Oktober wurde gegen beide die Anklage oder vielmehr das Todesurtheil beschlossen. Als Amars' Anklagebericht gegen die Gironde zum Beschluß erhoben worden war, trat Billaud-Varennes auf; „es ist noch ein Beschluß zu fassen: ein Weib, der Schandfleck der Menschheit und ihres Geschlechts, die Wittwe Capet soll endlich auf dem Schaffot für ihre Frevel büßen."

---

*) Thénard: Souvenirs de la terreur à Cambrai. 1860. Louvet: Mémoires. Beugnot: Mémoires. I.

Am 14. Oktober erschien die Königin vor dem Tribunal; in der schrecklichen Nacht, wo man ihr den Sohn vom Herzen gerissen, war ihr Haar grau geworden; wie sie jetzt, ein Bild des Jammers und doch stolz und ungebeugt, vor ihren Richtern stand, machte sie auf Jeden einen erschütternden Eindruck. Danton und Desmoulins hätten sie gern in den Formen wenigstens anständig behandelt gewußt; das verstanden und wollten die Creaturen Robespierre's nicht. Marie Antoinette verleugnete ihre Würde keinen Augenblick, sie antwortete mit kalter Ruhe auf die Fragen, die an sie gerichtet wurden, und bei den schmutzigen, gemeinen Anklagen Heberts, die dem rohesten Fischweib die Schamröthe auf die Wangen getrieben hätten, wendete sie sich mit stolzer Verachtung ab. Drei Tage und drei Nächte hatte die Verhandlung gedauert; das Todesurtheil vernahm sie ohne eine Miene zu verziehen, muthig und unerschrocken bestieg sie das Blutgerüst.

Am Tage der Hinrichtung gab Barère seinen guten Freunden Robespierre und St. Just ein Diner; dort wurde der Proceß der Königin und die allgemeine Lage besprochen. Robespierre äußerte sich unruhig über die große Zahl von Feinden, die die Republik noch abzuthun habe und der ganz elende Barère meinte: Alle Adeligen, alle Priester, alle Leute von Hof und selbst die Aerzte seien Existenzen, die sich mit der Gleichheit nicht vertrügen. St. Just rieth zu einer Massendeportation aller Klassen von Verdächtigen und Barère fügte hinzu: „Vielleicht kann das Fahrzeug der Republik nur durch ein Meer von Blut zum Hafen gelangen.“ Robespierre fürchtete, das maßlose Blutvergießen würde das menschliche Gefühl empören, und andererseits würde eine falsche Schonung gegen die verhältnißmäßig kleine Zahl der Schuldigen die zum Heil der Gesammtheit nothwendigen Maßregeln durchkreuzen. Barère war der Ansicht, den Anfang müsse man jedenfalls mit den Gliedern der Constituante und den Führern der Legislative machen.*)

So ging man an die Girondisten.

Die Anklage war so plump, wie nur je eine zum Zweck des politischen Mordes geschmiedet worden ist. Man warf ihnen nicht vor, was man als politische Fehler ihnen zum Verbrechen stempeln konnte, sondern, was ihnen unter allen Sterblichen am

*) Barante III. 367.

Fernsten lag — **Royalismus**. Das war abgeschmackt und verdiente den ganzen Hohn der Angeklagten. Aber es galt ja auch keinen Proceß zu führen, sondern eine Henkerthat zu verrichten. So nahmen es die Angeklagten auf; sie sparten keinen Ausdruck ihrer unaussprechlichen Verachtung gegen das Gesindel, das sich zu Richtern über sie aufwarf, die Briefe, welche Vergniaud und Brissot dem Wohlfahrtsausschuß schrieben, flossen über von beleidigenden Ausfällen gegen die „Feiglinge, die ihr Gewissen und das Glück der Republik verkauften, um eine Popularität zu retten, die ihnen doch verloren sei"; sie wußten, daß sie sterben würden und entfalteten die ganze Fülle ihres attischen Witzes, um wenigstens auf diese Art ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen, und so imposant war der Muth, die kaltblütige Todesverachtung der Meisten unter ihnen, daß die Jakobiner während des Processes noch eine schlimme Wendung befürchteten und durch Abkürzung der schützenden Formen einen verstärkten Druck auf die Geschworenen nöthig fanden.

Aber das System ihrer Vertheidigung war falsch. Sie rühmten sich aller der Thaten vom Sept. 1791—Jan. 1793, die jetzt wahrhaftig kein Ruhm für sie waren, und lehnten alle Vertheidigungsmittel ab, um deren willen man ihnen ihre früheren Thaten verzieh. Die Deklamationen gegen „den Tyrannen", die Bemühungen, sich den 10. August zu vindiciren u. s. w. nahmen sich schlecht genug aus, nachdem die Früchte dieser unheilvollen Dinge allerwärts gereift waren. Ihr Ruhm lag in ihrem Verhalten nach dem Tode des Königs und darauf konnten sie sich freilich mit Ehren kaum berufen, wenn sie nicht eingestanden, was sie bis dahin gefehlt hatten. Ihre Aufgabe war aber, sich vor der Nachwelt zu reinigen und nicht vor den elenden Richtern, die ihnen gegenüber saßen.

Im Uebrigen schlugen überall ihre eigenen Worte gegen sie aus, wie Pache, eine ihrer Creaturen, der gravirendste Zeuge gegen sie war.*)

---

*) Die wahrhaft erschütternden letzten Schicksale der geächteten und flüchtigen Girondisten (Guadet, Buzot, Barbaroux, Petion u. s. w.) erzählt ausführlich **Guadet**, der Neffe, II, 376 ff., 454 ff., 489 ff. Ueber dessen Werk **Alary**: les Girondins par Guadet. Bord. 1863. Außer Guadet selbst mußten

Bei all diesen Processen ist nichts von dem Ton einer kalten, unerbittlichen Nothwendigkeit, wie er selbst noch den Septembermorden Dantons in gewissem Sinne zu Grunde lag, es macht sich vielmehr überall die widerliche altgallische Petulanz, die nackte Brutalität des vae victis geltend. Der edle Bailly, ein siebenzigjähriger Greis, wurde auf das Marsfeld hinausgeschleppt, der entmenschte Pöbel warf ihn mit Koth und quälte ihn halb zu Tode, ehe das Fallbeil ihn traf. Ebenso erging es der Frau Roland, die mit demselben stoischen Heldenmuth starb.

Es zeigt sich in dem Verfahren gegen die unglücklichen Schlachtopfer überall dieselbe bübische Bestialität, dieselbe viehische Lust am Martern und Blutvergießen. Die fatalistische Geschichtschreibung mancher Franzosen hat das Alles wie eine sittliche Nothwendigkeit darstellen wollen: wenn man sie hört, so waren das die Opfer, die Frankreich seiner Freiheit bringen mußte; nun ja, es hat denn auch zu der Freiheit geführt, die sie jetzt genießen. Kein Volk läßt sich auf die Dauer mit Mord regieren; Frankreich war tief entartet, aber mit dem Rest von Energie, der ihm geblieben war, warf es sich am Ende lieber dem Kaiserthum in die Arme, als daß es den Schrecken fortwalten ließ.

Eins der schrecklichsten Zeugnisse terroristischer Raserei bleibt immer das Vernichtungsurtheil, welches der Convent am 12. Okt. über das endlich (am 9. Okt.) niedergeworfene Lyon aussprach. Die Aufträge, welche eine außerordentliche Commission von 5 Mitgliedern zur exemplarischen Abstrafung der Reaktionäre erhielt, waren: „Alle Bewohner Lyons werden entwaffnet. Ihre Waffen werden sofort den Vertheidigern der Republik übergeben und ein Theil davon kommt an die Patrioten von Lyon, die von den Reichen und den Feinden der Revolution unterdrückt waren;“ man begann also auch hier mit Aufstellung des bewaffneten Proletariats als Revolutionsarmee. Ferner: „Die Stadt Lyon wird zerstört; Alles, was von den Reichen bewohnt war, wird dem Erdboden gleich gemacht, Nichts bleibt stehen als das Haus des Armen, die Hütten der erwürgten Patrioten, die Gebäude der Industrie und die Denkmäler, die der Menschlichkeit und dem öffentlichen Unter-

---

sein greiser Vater, ein Bruder, eine Tante, der Schwiegervater, ein Schwager, und eine Schwägerin das Schaffot besteigen.

richt geweiht sind. — Der Name Lyon wird gestrichen aus der Reihe der Städte der Republik. Der Hanse von Häusern, die geschont werden, wird künftig den Namen führen ville affranchie. Auf den Ruinen von Lyon wird eine Säule sich erheben, welche der Nachwelt Kunde geben soll von den Verbrechen und der Bestrafung der Royalisten dieser Stadt, mittelst der Inschrift: Lyon führte Krieg gegen die Freiheit, Lyon ist nicht mehr."

Der Einfall, die blühendste Handels- und Gewerbestadt Frankreichs in ein von Trümmerhaufen umgebenes Dorf zu verwandeln, erschien selbst einem Couthon zu wahnsinnig, er schleppte die Exekution hinaus; man mußte Leute wie den verdorbenen Schauspieler Collot d'Herbois und den Fanatiker Fouché anstellen, um die Barbarei in Gang zu bringen. Die würden den Auftrag buchstäblich vollzogen haben, wenn nicht das Linienmilitär der Metzeleien und Plünderungen des Revolutionsheeres endlich müde, offen gemeutert und dadurch einigermaßen Einhalt geboten hätte. Aber was trotzdem geschah, war schon entsetzlich genug. Bis zum Ende December waren gegen 6000 Menschen durch Guillotine und Mitrailladen hingemordet, ganze Straßen dem Erdboden gleichgemacht und der Wohlstand des reichen Handelsplatzes durch ein maßloses Raub- und Plünderungssystem auf Jahrzehnte hinaus vernichtet. Napoleon hat nachher mit wenig Erfolg unsägliche Anstrengungen gemacht, die alte Blüthe wieder hervorzuzaubern.

Von den beiden Henkern Lyons ist jenes klassische Schriftstück über das Ziel der Revolution ausgegangen,*) welches mit dem bezeichnenden Satze anhebt: „Denen, die im Sinne der Revolution handeln, ist Alles erlaubt, für den Republikaner giebt es nur eine Gefahr, die, hinter den Gesetzen der Republik zurückzubleiben. Wer ihnen zuvorkommt, übertrifft sie; wer glaubt, sie überholt zu haben, hat sie oft noch nicht einmal erreicht."

Eine andere Stelle lautet: „Um wahrhaft republikanisch zu sein, muß jeder Bürger in sich selber eine Revolution durchmachen; seine Grundsätze, seine Empfindungen, seine Handlungen, Alles muß neu werden. Ihr seid unterdrückt, ihr müßt eure Unterdrücker niederschmettern. Ihr dürft keinen andern Gottesdienst als den der Freiheit, keine andere Sittlichkeit als die der Natur haben."

---

*) [Besprochen bei Barante III, 408 ff. Vgl. Sybel II, 427.]

Und nach diesem System wurde durch ganz Frankreich gewirthschaftet; mit dem Mord ging die Plünderung überall Hand in Hand. Jede Stadt hatte ihren Revolutionsausschuß, den der Departementskommissär mit unumschränkter Machtvollkommenheit ausgerüstet, und eine Revolutionsarmee, um dessen Befehle zu vollstrecken; Leben und Eigenthum war rechtlos vor dem entfesselten Gesindel. Kein Leben war vor ihrem Blutdurst, kein Eigenthum vor ihrem räuberischen Einbruch sicher.

„Ich erstaune über eure Verlegenheit," schrieb Fouché einer Bande von Verbrechern, die er in Moulins als Revolutionsausschuß niedergesetzt: „euch fehlt es an Korn: bringt eure Revolutionsarmee auf die Beine, schickt eure Priester und Gutsbesitzer aufs Schaffot, wenn sie gegen die Requisitionen rebelliren. Ihr habt keine Wohnungen: bemächtigt euch der Häuser eurer gefangenen Verdächtigen. Mit einem Wort, geht festen, muthigen Schrittes auf das Ziel der allgemeinen Wiedergeburt los."

So ließ sich der spätere Herzog von Otranto vernehmen zu einer Zeit, wo noch Niemand ahnte, daß er, ein gefeiertes Orakel der europäischen Diplomatie, mit den Orden aller Mächte geschmückt seine Laufbahn beschließen werde.

Eine Specialität der Schreckensmänner in den Departements war das fanatische Wüthen gegen das Christenthum, wie es sich durch Schließen des Gottesdienstes, durch Verfolgung der Priester, durch Plündern und Ausräumen der Kirchen, durch freche Verhöhnung religiöser Gebräuche und Festlichkeiten kund gab. Auch hier ging Fouché Allen voran; in der Picardie rühmte sich André Dumont, er lasse alle Priester verhaften, die sich die Feier des Sonntags erlaubten, anderwärts hatte er 400 Heiligenbilder in die Münze geschickt und weder Blei, noch Kupfer, noch Silber in irgend einer Kirche zurückgelassen.

Cynisch war ihre Naivetät in der Weise der Brandschatzung. In Befort wird Einer als égoiste mit 7000, ein anderer als rentier modéré mit 1000 Frcs. besteuert; in Straßburg die Bäcker als „Feinde der Menschheit" um 300,000, ein Apotheker wegen zu theuren Rhabarbers um 15,000 Frcs. gebrandschatzt, die Bauern des Departements Niederrhein müssen 4 Millionen zahlen, weil sie nur bei den alten Pfarrern Messe hören wollen. Auf solche Weise gelang es, in Bourges binnen 2 Tagen 2 Mil-

lionen zu erpressen, in Toulouse etwa ebensoviel, während 1500 Personen verhaftet wurden. Marseille lieferte gleichfalls Millionen. 12,000 Menschen wanderten aus.

Und genau so wurde es allerwärts gehalten. Der Gesammtwerth der mittelst dieses Raubsystems gemachten Beute wird auf 3—400 Millionen, die Zahl der Verhafteten auf über 200,000 angeschlagen.*)

Die Frage, wie weit das gehen solle, ob es möglich sei, Frankreich auf die Dauer so zu regieren, fing jetzt an selbst einen Danton und Desmoulins zu beunruhigen. Angesichts dieser Hekatomben, die der Auswurf der Nation täglich als Opfer der Freiheit forderte, kam das Bedenken, ob diese Politik sich nicht selbst vernichten müsse. So fangen sie seit den letzten Wochen des Jahres 1793 an einzulenken und das ist denn der erste Beginn einer Zersetzung in der herrschenden Partei selbst, die Frankreich endlich nach $^3/_4$ Jahren vom Terrorismus befreit hat.

Und wie stand es mit der Landesvertheidigung, die damals alle Greuel rechtfertigen sollte und die vielen Franzosen selbst heute noch als die große rettende That des Terrorismus erscheint?

Wir haben darüber die reichsten Zeugnisse in den Angaben Derer, die damals bei den Heeren waren und die übereinstimmend aussagen, daß der Zustand der Armeen gegen die kopflose Wirthschaft der Diebe und Schurken der herrschenden Partei zum Himmel schrie. Was hier endlich geschehen ist, das unbeschreibliche Chaos zu lichten, das ist nicht vermöge, sondern trotz des Terrorismus geschehen. Hier lag das Feld, das der große Organisator Carnot seit seinem Eintritt in den Wohlfahrtsausschuß sich auserſehen; kaltblütig fängt er an, unbekümmert um die Regierung, die Maßregeln zu treffen, die Frankreich wehrhaft und waffentüchtig machen sollten. Bis zum November und Anfang December ist er noch weit entfernt, so zu können, wie er will. Wohl trieben die Conventscommissäre Tausende und aber Tausende**) an die Grenzen, aber die Meisten verliefen sich unterwegs, denn sie hatten Nichts zu leben, und die Wenigen, die ankamen, fanden keine Waffen, keine Führer, keine Kleidung, keine Verpflegung. Wäre

*) [Sybel II, 421, wo die Einzelheiten nachzusehen.]

**) [Ueber die berühmten „vierzehn Armeen" Sybel II, 400.]

die Coalition nicht moralisch aufgelöst gewesen, diese Haufen hätten ihre tüchtigen Heere mit leichter Mühe auseinander getrieben. Von diesen Neuausgehobenen sind in den ersten Monaten 40,000 desertirt, man hatte kein Brod für sie. Der Zustand war verzweifelt für jeden aufrichtigen Patrioten und empörend für jeden ehrlichen Soldaten, nur nicht für die Schreckensmänner in Paris, die auf jede Klage über die handgreiflichen Schäden ihres Regiments mit der Guillotine antworteten.

An die Spitze der Heere, die sie in Elend und Zuchtlosigkeit verkommen ließen, setzten sie gesinnungstüchtige Schreier ihrer Mache; nachdem die adligen Generale beseitigt waren, kamen nicht Leute ohne Adel, aber von Talent und Beruf, sondern die Creaturen der Clubs, die Feldherrn der Pikenmänner, die Leute, die wie Rossignol bei den Gefängnißmorden vom 2. September sich die Sporen verdient hatten; an die Spitze der Rheinarmee kamen Menschen von lächerlicher Unfähigkeit, wie Jener, der im Kriegsrath nach dumpfem Hinbrüten sagte: Man muß immer gerade aus in geschlossenen Colonnen marschiren!

Lange dauerte es, bis diese Leute beseitigt waren und fähige Köpfe an die Spitze kamen, aber das geschah nicht durch die herrschende Partei, die die Rettung des Vaterlandes stets im Munde führte, sondern trotz derselben.

Erste Parteienscheidung im Terrorismus. Atheistischer Frevel der Cloots, Hebert, Chaumette. Robespierre gegen die Enragés 21. Nov. Conventsbeschluß vom 6. December.

Als im September jene Beschlüsse gefaßt wurden, welche den Schrecken auf die Tagesordnung setzten, schien die herrschende Partei vollkommen einig. Als die ersten Opfer fielen, hatte ein Theil dem andern nachgegeben. Danton ließ sich gefallen, daß die Girondisten das Schaffot bestiegen, unter deren Namen einmal der Bürgerkrieg die Fahne erhoben hatte, dafür ließ Robespierre zu, daß die Königin, der Herzog von Orleans u. A. getroffen wurden. Es war so wie zur Zeit der Proskription Sulla's und nachher des Antonius und Oktavius, wo man sich auch in Köpfen Concessionen machte.

Ein erstes ernsthaftes Zerwürfniß unter den Terroristen selbst erhob sich bei der Frage des Verhältnisses zum Christenthum.

Mit dem, was zum äußeren Gerüste der Kirche, zu den hergebrachten Formen und Gebräuchen gehörte, wurde man rasch fertig. Die Abschaffung des christlichen Kalenders*) und der christlichen Namen machte keine Schwierigkeiten. Die Ersetzung des ersteren durch Monatsbezeichnungen, die von den Jahreszeiten hergenommen waren, die der letzteren durch Namen, die dem heidnischen Alterthum entlehnt waren, stimmte ganz zu der herrschenden Leidenschaft, mit der gesammten Geschichte zu brechen. Man fühlte sich so vollkommen von der alten Entwicklung geschieden, daß man jedes auch nur in Wort und Namen daran erinnernde Symbol abgethan wissen wollte; war es doch die einzige Manier, damit fertig zu werden. Hätte man die ganze Vergangenheit von 17 Jahrhunderten mit einem Dekret ausstreichen können, man wäre froh gewesen. Aber das hatte seine Schwierigkeiten. Eine ernstere, tiefere Frage erhob sich, als Einzelne aus der Partei heraus anfingen, den letzten Rest der katholischen oder vielmehr christlichen Religion selber auszurotten. Ob das so leicht war, wie sichs die Heißsporne in den Clubs dachten, ob die Masse des französischen Volks sich das Crucifix und den Glauben der Väter so leicht nehmen ließ, wie die Pariser Proletarier das abgeschüttelt, war schwer zu sagen. Der Beweis, daß dem so sei, konnte wahrlich nicht für erbracht gelten, wenn ein einzelner Priester verlangte, man möge

*)

Vom 22.	Sept.	bis 22.	Okt.	Vendémiaire
" "	Okt.	" "	Nov.	Brumaire
" "	Nov.	" "	Dec.	Frimaire
" "	Dec.	" "	Jan.	Nivose
" "	Jan.	" "	Febr.	Ventose
" "	Febr.	" "	März	Pluviose
" "	März	" "	April	Germinal
" "	April	" "	Mai	Floréal
" "	Mai	" "	Juni	Prairial
" "	Juni	" "	Juli	Messidor
" "	Juli	" "	August	Thermidor
" "	Aug.	" "	Sept.	Fructidor.

Die Schalttage heißen Sansculottides und sind nationalen Festen geweiht: das sind denn die fêtes des Vertus, du Génie, du Travail, de l'Opinion, des Récompenses.

seinen Namen Erasmus umändern in Apostat, oder die Sansculottes de la Nièvre das Silberzeug „von dem Tische ihres Gottes und ihres ehemaligen Herren“ brachten und verlangten, man möge den katholischen Gottesdienst abschaffen, um den Cultus der Moral an seine Stelle zu setzen.

Es gab natürlich aus der Schule des Materialismus des 18. Jahrhunderts Leute genug, die in ihrem ehrlichen Fanatismus glaubten, der Anfang der Freiheit der Welt sei gemacht, wenn man den nackten Atheismus ausrufe. Merkwürdig und belehrend war jedenfalls, daß die Anhänger dieser neuen Sekte an Unduldsamkeit und wahnsinnigem Bekehrungseifer dem alten priesterlichen Fanatismus, der mittelalterlichen Verfolgungswuth, der man glücklich entronnen zu sein glaubte, durchaus Nichts nachgaben, ihn vielmehr noch weit überboten.

Einer von diesen Enragés, wie sie wohl genannt wurden, war Anacharsis Cloots, dessen Landsleute wir zu sein das zweifelhafte Glück haben. Er stammte aus dem niederrheinischen Cleve, hatte sich früh in die extreme Richtung hineingeworfen, erst als „Redner des Menschengeschlechts“, wie er sich nannte, dann als „persönlicher Feind Jesu“. Er trieb den Unsinn wie ein ehrlicher Narr, wie ein verblendeter Ideologe, und war mit voller Seele bei der Sache, so wie es sich einem ehrlichen deutschen Gemüthe ziemt. Das war der Schlimmste nicht, ihm war es ja ernst. Aber dahinter standen Andere, Leute, die man wohl enfants du peuple nannte, Existenzen, wie sie jede große Erschütterung an die Oberfläche spült, und die die Zuchtlosigkeit und Entartung der alten Zeit in die neue hinüberbringen. Sie sind zum Theil aus den Kreisen, die unter Ludwig XV. zur guten Gesellschaft zählten, ausgestattet mit einer gewissen literarischen und gesellschaftlichen Bildung und als Halbwisser so recht geeignet zu Excessen dieser Art. Das waren die Ronsin, Chaumette, Momore, Hebert, der letztere der Typus der ganzen Gattung. Der Mann, der die Schamlosigkeit hatte, vor Gericht Marie Antoinette eines blutschänderischen Umgangs mit ihrem Sohne zu zeihen, der Herausgeber des greulichen Père Duchesne, der pflichteifrigste Henkersknecht des Terrorismus, war in seinem Privatleben das Gegentheil von dem, was man sich unter ihm denken müßte: ein vollkommener Gentleman von feinem, gewinnendem Auftreten, geistvoller Lebe-

mann von sanftem Wesen und im Stande, Abends mit den Aristokraten zu speisen, die er Morgens denuncirt hatte.*)

Der Oberpriester der religiösen und sittlichen Anarchie war der liederliche Chaumette, der es, nach einer sehr unsaubern Vergangenheit, seit dem 10. August zu einem gewissen Ruf als Straßenredner und Zeitungsschreiber und endlich zu der wichtigen Stelle eines procureur général der Pariser Commune gebracht hatte. Er war es, der all die tollen atheistischen Anträge des Stadtrathes zu verantworten hat, er hatte die freche Apotheose des scheußlichen Marat veranstaltet und organisirte jetzt die atheistischen Feste und öffentlichen Verhöhnungen des christlichen Cultus. Von ihm rührt die Lehre her, die in dem Satze gipfelt „Die Scheidung ist die Schutzgottheit der Ehe"; „das Reich der Sittlichkeit beginnt," sagte er, als er die Vielweiberei predigte. Einer seiner Anhänger war es, der im Club also sprach: „Eine Zeit wird kommen, wo die Liebe eines Vaters zu seinem Sohn, wo die kindliche Liebe des Sohnes als Attentate auf die natürliche Freiheit der Wesen bestraft werden müssen."

Der Taumel dieser Leute war kein vereinzelter Fall von Geisteskrankheit. Am 7. November schickt ein Geistlicher dem Convent einen Brief, der beginnt: „Bürger, ich bin Priester, ich bin Pfarrer, d. h. ein Schwindler." Gleich darauf erscheint eine Deputation der Pariser Gemeinde, von Momoro angeführt, vom sogenannten Bischof von Paris, seinen Vikarien und mehreren Pfarrern gefolgt. Der Sprecher sagt: „geleitet durch die Vernunft kommen sie, sich des Charakters zu entkleiden, den ihnen der Aberglaube gegeben. Dies große Beispiel wird von ihren Collegen nachgeahmt werden." Das bestätigt dann der Bischof und der Präsident beglückwünscht die Edlen zu dem Opfer, das sie auf dem Altar des Vaterlandes niederlegen: „das ist der wahre Gottesdienst, der dem höchsten Wesen ansteht, ihr seid seiner würdig." Darauf brüderliche Umarmung unter großem Jubel. Auch ein protestantischer Geistlicher bleibt in dem edlen Wettstreit nicht zurück, und ein paar Tage darauf kommt Sieyes, der während der Schreckenszeit Nichts gethan hat als vécu, und erklärt, die ersehnte Zeit der Herrschaft der Vernunft sei jetzt gekommen, er habe nie einem andern Cultus

*) Campardon I, 307

gedient als dem der Freiheit und Gleichheit, nie eine andere Religion gehabt als die der Humanität und Vaterlandsliebe, er lege deßhalb gleichfalls seine Stelle nieder.

Gregoire allein, der fanatische Jansenist, bekannte sich laut und feierlich als Christen nach wie vor; er sehe sich nicht veranlaßt, das abzuschwören, was er sein Leben lang heilig gehalten habe. Aber er war der einzige unter den Geistlichen, der so handelte und dachte.

Solchen Vorgängen entsprach es, wenn im Convent Einer (Dupont) aufstand und rief: „Was? Ihr glaubt, ihr hättet die Throne umgestürzt, so lange die Altäre noch stehen? Ihr wolltet die französische Republik mit anderen Altären als denen des Vaterlandes, mit anderen religiösen Sinnbildern als den Bäumen der Freiheit gründen? Die Natur und die Vernunft, das sind meine Götter. Ja, ich gestehe es ehrlich, ich bin Gottesleugner."

So holte man denn Meßgewänder und heilige Gefäße aus den Kirchen, putzte damit Tagediebe und liederliche Dirnen auf, und schändete in öffentlichen Aufzügen recht geflissentlich, was in diesem Lande seit tausend Jahren Religion und Gottesdienst gewesen war. Alles das, worin die Massen nicht das Aeußerliche, sondern das Wesen ihrer Heiligthümer zu sehen pflegen, wurde lästerlich mit Füßen getreten. Das machte einen Eindruck auf die Massen, dessen sich die Pariser nicht versahen. Was blieb denn, wenn man ihnen Alles zerstörte, was ihr frommer Glaube oder Aberglaube mit geheimnißvollen Wunderkräften ausgestattet? Als man die Schutzheiligen plünderte und umstürzte, zu denen sie Jahrhunderte lang gebetet, als man die Reliquien zerstreute und entheiligte, von denen sie Heilung ihrer Gebrechen erfleht, da regte sich die Frage: Was ist denn nun die echte Wahrheit, wenn das nicht mehr Wahrheit ist? Und welches sind die Apostel dieser neuen Lehre? Dieselben, die als Räuber und Mordbrenner durch das Land ziehen. Viel hatten sie ertragen, viel hatten sie zu Staub zertrümmern lassen, weil es die alte unselige Zeit vergegenwärtigte. Aber ihr Christenthum, oder was sie darunter verstanden, wollten sie sich nicht nehmen lassen, um so weniger, als die Diebe ihres Glaubens zugleich gemeine Verbrecher waren.

Diese Stimmung gab sich von den Departements her in unzweideutigen Zeugnissen kund. Wie jetzt selbst den Chabot und

Bazire bei dem Gedanken bange wurde, der maßlose Frevel der Terroristen werde auf die Urheber selber zurückfallen, so wurde auch den Führern unheimlich zu Muthe, die Frankreich regieren wollten und einzusehen anfingen, daß das der Selstmord ihres Regiments wäre.

Robespierre hatte die Dinge bisher gehen lassen. Seine Religion war ein etwas verdünnter Absud von Rousseau's empfindsamem Rationalismus. Daß man die Religion zum Regieren nicht ganz entbehren könne, war ihm klar, aber daß sie möglichst verdünnt und verflüchtigt sein müsse, schien ihm ebenso natürlich. Er war kein Atheist, er war Deist, bis zu einem gewissen Punkte streng, aber das geoffenbarte Christenthum und das gesammte äußere Kirchenwesen erschien ihm ebenso sehr als ein Luxus, als ein entbehrliches Beiwerk, wie den Atheisten.

Der Unfug der Hebertisten ging ihm wider die Natur und wenn er auch religiös weitherzig genug gewesen wäre, ihm ruhig zuzusehen, so lange er unschädlich war, daß er ihm die Wurzeln seines Regiments angreife, wollte und konnte er nicht dulden. Er sah, daß die Kirchenschändung mehr als ein Verbrechen im alten Sinn, eine unheilvoller Fehler sei, der ihm die Massen entfremde und war überdies der untergeordneten Werkzeuge satt, die sich jetzt so wichtig machten. Sie hatten ihre Schuldigkeit gethan und fingen an, ihm unbequem zu werden, seit sie auf eigne Faust hantirten. Jetzt waren sie ihm schon die Enragés, die er an ihre Sterblichkeit erinnern, denen er zeigen mußte, daß sie nur die Vorposten seines Heeres gewesen, die er jetzt nicht mehr brauchen konnte.

So tritt er ihnen am 21. November mit einer jener merkwürdigen Reden*) entgegen, wie er sie im Jakobinerclub gleich Monologen zu halten pflegte, auf die Niemand antwortete. Der Vortrag spiegelt seine Stimmung auf's Deutlichste wieder. Er fragt: „Ist es wahr, daß der (priesterliche) Fanatismus die Hauptursache unserer Leiden sei? Der Fanatismus! Er stirbt, ich könnte sagen, er ist todt." Er schilt dann auf Leute von einer bisher dunkeln Laufbahn in der Revolution, die plötzlich das große Wort führen, eine falsche Popularität sich anmaßen, die Patrioten selber

*) Hist. parlem. 30. 274 ff.

zu verkehrten Maßregeln hinreißen und die Zwietracht unter sie werfen wollen, die im Namen der Freiheit die Freiheit des Gottesdienstes stören und den Fanatismus durch einen neuen Fanatismus angreifen, die unter dem Vorgeben, sie wollten den Aberglauben zerstören, aus dem Atheismus selber eine Art Religion machen. Ueber solche Dinge kann Jeder denken, wie er will; Niemand darf seinem Nächsten ein Verbrechen daraus machen, wenn er anders denkt als er; thäte das gar ein Gesetzgeber, ein gesetzgebender Körper, so beginge er eine Handlung des Wahnwitzes. „Wenn der Philosoph seine Moral auf andere Grundsätze bauen kann (als der gemeine Mann), hüten wir uns gleichwohl, jenen geheiligten Trieb und jenes allgemeine Gefühl der Völker zu verletzen. Wo wäre das Genie, das im Augenblick vermöchte, mit seinen Erfindungen jene große Idee zu ersetzen, die die Ordnung der Gesellschaft und alle Tugenden der Einzelmenschen beschützt?"

Robespierre blieb nicht bei der Rede stehen, die der Club sich die Freiheit nahm, mit einem Befehl zur Schließung aller Kirchen zu beantworten; am 6. December beschloß der Convent auf sein und Dantons Betreiben, daß alle Feindseligkeiten gegen die Freiheit des Gottesdienstes verboten seien. Nun wurde den Leuten klar, daß sie die Winke Robespierre's doch nicht genügend belauscht und Hebert kam jetzt und sagte, es sei ein Mißverständniß gewesen, er leugne den Atheismus förmlich ab, er predige in seinem Journal den Landleuten, die Bibel zu lesen und betrachte Christus als den Gründer der demokratischen Gesellschaften.

Gegen Cloots ging Robespierre am 12. December persönlich vor. „Können wir," sagte er im Jakobinerclub, „einen deutschen Baron als Patrioten betrachten? Können wir einen Menschen, der mehr als 100,000 Livres Rente zu verzehren hat, als Sansculotte gelten lassen? Nein, Franzosen, hüten wir uns vor den Fremden, die für noch bessere Patrioten gelten wollen, als die Franzosen selber." Nun kommt eine Reihe von Anklagen gegen den armen Cloots, sein orateur du genre humain wird ihm vorgeworfen, er habe den Titel Bürger Frankreichs verschmäht und dafür Bürger der Welt heißen wollen; „wäre er guter Franzose gewesen, würde er gewollt haben, daß wir uns vermäßen, das Weltall zu erobern?" Dann aber kommt sein Atheismus zur

Sprache, der Frankreichs Feinde in aller Welt vermehre und endlich — sein Preußenthum. „Paris wimmelt von Ränkeschmieden, Engländern und Oesterreichern, sie sitzen mitten unter uns sammt den Agenten Friedrich Wilhelms — Cloots ist Preuße. — Ich habe euch seine politische Vergangenheit gezeichnet — Sprecht euer Urtheil."

Cloots wurde ausgestoßen aus dem Jakobinerclub. Das war der erste Schritt zur Guillotine, seine Meinungsgenossen folgten ihm bald denselben Weg. Die „Epurationen" des Clubs hatten begonnen.

Das war der erste Zwiespalt von tieferer principieller Bedeutung zwischen dem Meister der Partei und seinen Handlangern. Es waren Die, welche die schmutzigsten gewaltthätigsten Dinge in seinem Auftrage gewagt hatten und von denen wohl zu denken war, was sie so oft in seinem Dienst gethan, würden sie auch vielleicht dereinst gegen ihn thun können.

In demselben Augenblick, wo sich unter den bisher eng verbundenen Elementen ein ernstes Zerwürfniß regte, kam ein neuer Bruch von anderer Seite hinzu.

Dantons Einlenken und erster Zusammenstoß mit Robespierre. Desmoulins' Vieux Cordelier.

Danton war nach Paris zurückgekommen. Seit er vom Wohlfahrtsausschuß ausgeschlossen worden war, hatte er keine amtliche Stellung und keinen Einfluß mehr; im Convent ließ er nur noch gelegentlich seine donnernden Reden vernehmen, aber der Beifall ward dünner und dünner. Man hatte ihn satt und er war des Convents müde.

So ging er nach seiner Heimath, nach Arcis-sur-Aube, nahm ein junges schönes Weib und schien sich ein stilles Haus gründen zu wollen. In glücklicher Abgeschiedenheit verlebte er die Flitterwochen seiner Ehe munter und vergnügt, als ob es draußen überall Frühling wäre, und suchte den Lärm ringsum und das Blut, das an seinen Fingern klebte, zu vergessen. Er hatte einst ohne persönlichen Haß gegen Einzelne das Wort des Schreckens zuerst und allein ausgesprochen. „Versöhnt euch zu großen gewaltthätigen Maßregeln, audace, audace, audace," hatte er ihnen zugerufen

mit der Gewissenlosigkeit eines praktischen Menschen, der meinte, wenn die Nation bis ins Innerste zerrissen ist, die Departements gegen die Hauptstadt im Aufruhr sind, die Feinde an den Grenzen stehen, da darf man mit Blut nicht geizen, da muß die nationale Kraft mit eiserner Faust zusammengefaßt und was sich nicht fügt, zermalmt werden. Das wollte er, das wollte er ganz, aber mehr nicht.

Das planmäßige endlose Morden, das Heraussuchen der Talente Frankreichs, das verwilderte Banditenthum widerstrebte ihm. Er hatte einst Barnave und Anderen Winke gegeben, sie möchten seinen Würgern entfliehen, obgleich er sie nicht liebte. Jetzt wurden sie die ersten Opfer der Guillotine, und nun vollends die scheußlichen Metzeleien in Lyon, in Arras, im Jura, in Marseille, Toulon u. s. w. Diese Orgien des Blutdurstes widerten ihn an. Zudem war es ihm Ernst, wenn er einst gesagt: mag mein Name gebrandmarkt sein, wenn nur das Land frei bleibt, d. h. vom Ausland unabhängig, und nun wurde der Krieg von den Schreckensmännern so entsetzlich unfähig geführt. Mit diesem Gefühl der Verbitterung kam er nach Paris zurück. Alles ekelte ihn an, die blutige Anarchie der Ausschüsse, die Diktatur des von ihm tief verachteten Robespierre und die eigne Vergangenheit, die ihm in allen Schrecken dieser Gegenwart gegenübertrat. Er mußte sich sagen, daß er selbst den Weg dahin gezeigt, wo man jetzt stand, und schauderte vor dem Ziel, das er so nicht verwirklicht gewünscht hatte.

Deßhalb war sein erstes Wort am 26. November interessant.

„Das Volk," sagte er, „will, daß der Schrecken auf der Tagesordnung bleibe; aber es will auch, daß der Schrecken seinem wahren Zwecke diene, d. h. gegen die Aristokraten, gegen die Egoisten, gegen die Verschwörer, gegen die verrätherischen Freunde des Auslandes. Das Volk will nicht, daß auch Der zittre, der von der Natur eine größere Mitgift an Kraft nicht erhalten hat, aber mit seinen Mitteln, wie schwach sie auch seien, dem Vaterland dienen will, nein, das Volk will nicht, daß auch Der um sein Leben bange u. s. w."*) Was dann kam, war hauptsächlich gegen die

*) [Der weitere Verlauf der Rede ist immer noch terroristisch genug und bestimmt, den Argwohn des Bergs zu versöhnen.]

Hebertisten gemünzt. Er sprach die Mahnung mit seiner gewaltigen Stimme in das entsetzliche wochenlange Morden hinein. Schon war man daran gewöhnt, Tag für Tag die Mordmaschine, als ob das anders nicht sein könnte, klappern zu hören, und nun rief der Septembermörder selbst nach Milde. Das erfüllte Robespierre mit mehr Sorge, als der Unfug der Cloots und Hebert. Die waren Werkzeuge, die man bei Seite werfen konnte, hier drohte ein Umschwung durch die Hand eines starken Mannes. Mit ihm mußte man schonend umgehen, denn draußen auf den Gassen kannte man Danton besser als Robespierre, der immer nur in den vier Wänden der Berathungssäle sichtbar war. Das war eine Gegnerschaft, die man fein säuberlich anfassen mußte. So wußte denn auch Robespierre der ersten Anklage gegen Danton am 25. December im Jakobinerclub in einer äußerst vorsichtigen Rede die Spitze abzubrechen, während er gleichzeitig seine Gesinnung gegen ihn unzweideutig verrieth.

Aber auch Desmoulins und andere Freunde Dantons empfanden die Nothwendigkeit, dem grauenvollen Gebahren der letzten Wochen ein Ziel zu setzen. Desmoulins, nicht lasterhaft wie Danton, aber durch denselben bitteren Haß gegen das alte System auf die äußerste Linke der Bewegung geführt, sah jetzt seine Ideale beschmutzt am Boden liegen, er athmete auf, als Danton zurückkehrte und, ein Journalist besten Korns, wie er war, fand er rasch das beste Mittel, in seine Bahn einzulenken.

Chaumette hatte, einige Wochen vor dem Sturm gegen die Atheisten, unter dem 10. Oktober eine Definition des Wortes suspect ausgehen lassen, die man als authentische Interpretation des Begriffs überall angenommen hatte:

„Verdächtig ist, wer in den Versammlungen des Volks durch künstliche Reden, stürmisches Geschrei und Murren seine Energie aufzuhalten sucht — wer klüger als diese von den Leiden der Republik mit erheucheltem Schmerz geheimnißvolle Reden führt — wer je nach den Ereignissen Betragen und Sprache gewechselt hat, wer stumm über die Verbrechen der Royalisten und Föderalisten mit Nachdruck gegen die kleinen Fehler der Patrioten eifert, wer, um für einen Republikaner zu gelten, eine studirte Strenge und Düsterheit an den Tag legt und sogleich nachgibt, wenn es sich um einen Gemäßigten oder Aristokraten handelt; wer die habsüch-

tigen Pächter und Kaufleute beklagt, gegen die das Gesetz zu strengen Maßregeln genöthigt war; wer an Allem, was die Revolution angeht, keinen Antheil genommen hat; wer die republikanische Verfassung mit Gleichgiltigkeit hingenommen und grundlose Befürchtungen über ihre Dauer geäußert hat; wer Nichts gegen, aber auch Nichts für die Freiheit gethan; wer die Sektionen nicht besucht und sich mit Geschäften u. s. w. entschuldigt" u. s. w.

Gegen dieses ganze Treiben*) ließ jetzt Desmoulins ein Blatt erscheinen, das er, anknüpfend an den alten Namen des Clubs, dem er mit Danton angehört, le vieux Cordelier nannte. Es war ein Blatt voll Geist und Witz, voll beißender Satire, das ungeheures Aufsehen machte und mit Recht unter allen Tagesblättern würdig gehalten worden ist, den literarischen Denkmälern der Revolution einverleibt zu werden.

Die erste Nummer (Jan. 1794) forderte mit einem Hinweis auf England das zertretene Recht der freien Presse zurück. „Vor einem Jahre machten wir uns lustig über die angebliche Freiheit der Engländer, womit sie keine unbegrenzte Preßfreiheit haben. Und wie steht heute Frankreich neben England da? Wo ist der französische Journalist, der es wagte, von den Thorheiten unserer Ausschüsse, unserer Generäle und Jakobiner so zu reden, wie Morning-Chronicle von Pitt? Ich, der Franzose C. Desmoulins, sollte nicht eben so frei sein, als ein englischer Journalist?"

Die zweite Nummer kehrt sich gegen die Atheisten, die dritte verhöhnte jene Lehre vom Begriff des suspect mit einer beißenden Parodie auf Stellen aus Tacitus. Da heißt es: „Genoß ein Bürger Popularität, so war er ein Nebenbuhler des Fürsten, der einen Bürgerkrieg erregen konnte (studia civium in se verteret et si multi idem audeant, bellum esse) — suspect. Floh man im Gegentheil die Popularität und hielt sich still im Winkel seines Herdes, so fiel diese Zurückgezogenheit auf und zog die Blicke Anderer herbei (quanto metu occultior, tanto famae adeptus) — suspect. Warst du reich, so drohte die Gefahr, daß das

*) [Nach Sybel II, 451 gehört dies Unternehmen unter die Manöver, welche Robespierre um diese Zeit anwandte, um den Stadtrath, den er am 4. Dec. dem Ausschusse unterworfen, dann in den Hebertisten geschlagen, in der öffentlichen Meinung vollends zu vernichten.]

Volk durch dein Geld bestochen würde (auri vim atque opes Plauti principi infensas) — suspect. Warst du arm — Niemand ist unternehmender, als wer Nichts hat (Syllam inopem, unde praecipuam audaciam) — suspect. Warst du von finsterer, melancholischer Gemüthsart, so warst du ärgerlich darüber, daß der Staat sich wohl befand (hominem bonis publicis moestum) — suspect. War's ein Philosoph, ein Redner, ein Dichter, so war der Glanz seines Namens gefährlich (Virginium et Rufum claritudo nominis etc.) — suspect u. s. w.*)

Das war nicht für die Massen, denen die furchtbare Ironie des Tacitus nicht zugänglich war, aber für die Führer war das ein Dolchstoß. Und solche Streiche führte die Feder eines Mannes, der einst die Schreckensherrschaft glühend gepriesen und der, persönlich unbefleckt, durch die furchtbaren Dinge hindurchgegangen war. Der Eindruck dieses Blattes mußte die Partei spalten.

*) [Ausführliche Besprechung des Blattes und seiner Aufnahme bei Barante IV, 71 – 89.]

§. 28. 29.

Sturz und Hinrichtung der Hebertisten und Dantonisten (März und April 1794). — St. Just's Staatsideal. Robespierre und „das höchste Wesen." Das Gesetz vom 22. prairial (10. Juni). Die grandes fournées. — Der 9. Thermidor. — Billaud und Collot d'Herbois, Carnot gegen das Triumvirat: Robespierre, St. Just, Couthon. Der Streich Robespierre's am 8. Thermidor mißlingt; sein Sturz am 9. Thermidor (27. Juli). — Rückblick.

Die wundeste Stelle des Pariser Regimentes war, wie wir schon gesehen haben, die Verwaltung der Armeen. So lange der Schrecken dauerte, sah man die Thätigkeit der Regierung wesentlich in der Ausstoßung der alten Generale, der massenhaften Absetzung verdächtiger Offiziere wirksam werden, die gegen ihre, aus dem Kehricht der Clubs aufgelesenen Nachfolger wahre Genies genannt werden konnten. Wie diese letzteren, begleitet von den infamen Denuncianten der Hauptstadt, bei dem Heere gehaust haben, darüber haben alle urtheilsfähigen Zeugen nur eine Stimme, die politische Parteifarbe macht da keinen Unterschied. Erst nach den bittersten Erfahrungen, über die endlich kein Cliquevorurtheil mehr täuschen konnte, ließ man ein anderes System allmälig Platz greifen, die Talente emporkommen und die unfähigen Figuranten in den Hintergrund treten. Jetzt kamen ganz junge, unerfahrene aber begabte Führer an die Spitze, die schon dadurch, daß sie ein Com-

mando übernahmen, eine unverächtliche Probe ihres Muthes ablegten, denn jeder Oberbefehl war eine gefährliche Sache, das geringste Mißlingen ein todeswürdiges Verbrechen. Die 17 — 22jährigen Jünglinge, zu denen man jetzt greifen mußte, nahmen das leichter als bedächtige Männer gethan haben würden. So bildete man jene Mosel-Rheinarmee, wo der Chef, General Hoche (geb. 1768), ein Jüngling, und von einem Generalstabe gleich jugendlichen Alters umgeben war. Und diesem begabten Führer, dem Pichegru dies Mal untergeordnet wurde, gelang es am 26. December die Weißenburger Linien zu erstürmen und die Kaiserlichen unter Wurmser über den Rhein zurückzuwerfen. Gleichzeitig war im Süden ein wichtiger Erfolg errungen; ein anderer ganz junger Führer, Bonaparte, hatte Toulon genommen.

Die Wendung des Schicksals der französischen Waffen, die im September und Oktober mit den Erfolgen von Hondscote (Houchard) und Wattignies (Jourdan) im Norden begonnen, hatte mit Ende des Jahres im Osten und Süden einen glänzenden Abschluß erhalten.

Aber in der Vendée war man keinen Schritt vorwärts gekommen. Hier stand dem tapfersten, erbittertsten Feinde die elendeste, kopfloseste Führung gegenüber. Die Rossignol und Lechelle verstanden weder Siege zu erfechten noch Frieden herzustellen, sie betrachteten sich als die Henker und Mordbrenner eines Vernichtungskrieges, ihre Berichte wußten nur von feigen Rachethaten in den vom wehrhaften Feinde verlassenen Gegenden zu erzählen, zu melden, wie die unglückliche Landschaft dampfe von Blut, bedeckt sei mit Leichen und einem rauchenden Aschenhaufen gleiche — un exemple frappant de justice nationale. Dorthin hatte man die Armee, die sich bei Mainz so wacker geschlagen, mit noch drei anderen Heeren geschickt, um endlich zu einem großen Schlage auszuholen; mit Kleber, Marceau, Westermann kamen frische Elemente in das erbärmliche Treiben, aber auch Mitwisser und Ankläger der fürchterlichen Greuel der Führung, die bisher Niemand an's Tageslicht zu ziehen gewagt hatte. Ein gemeinschaftlicher Freund Westermanns und Dantons, das Conventsmitglied Phelipeaux, brachte die Kunde von den Dingen in der Vendée nach Paris; theilte mit, wie die Truppen hier schändlich verbraucht und mißbraucht und wie das Land bar-

barisch zu Grunde gerichtet werde; schilderte unaufhörlich das greuliche Treiben der Generale, ihre Habsucht und Unfähigkeit, ihr feiges, brutales Morden gegen Wehrlose, während sie auf dem Schlachtfelde Alles durch Andere mußten machen lassen.

Diese Klagen und ihre Abweisung bewegten seit den letzten Monaten 1793 alle Pariser Kreise. Die guten Freunde der Rossignol und Lechelle ließen ihre Günstlinge natürlich nicht fallen und es kam zu einem Sturm im Jakobinerclub, zwischen Dantonisten und Hebertisten, der mit einer blutigen Katastrophe enden mußte. Robespierre war damit eine große Verlegenheit abgenommen; beider Gegner wollte er sich entledigen, ihr Duell arbeitete seinem Plan auf's Erwünschteste in die Hände. Barère, der jetzt elender und niedriger wird als je, unermüdlich die Farbe wechselt je nach dem Stand der Dinge, bringt eines Tages einen Bericht, wo es u. A. hieß: ich sage offen und entschieden, daß gewisse Schriftsteller, ohne es zu wissen und zu wollen, nur dazu führen, die revolutionären Leidenschaften zu erhitzen und die Asche des Königthums wieder zu beleben u. s. w. Das war das erste Zeichen, daß die Presse Desmoulins bereits angefangen hatte, an maßgebender Stelle zu mißfallen; es war ein Wink für ihn sich rechtzeitig zu beugen oder auf Ausschließung gefaßt zu machen. Aber Desmoulins verstand den Wink nicht, oder wollte ihn nicht verstehen, sein Blatt erschien von 5 zu 5 Tagen weiter, ja es ging seinerseits gegen Barère zum Angriff vor.

Am 25. December kam Robespierre mit einer Rede, die wie gewöhnlich mit allgemeinen Betrachtungen anhob und mit einer speciellen Anklage endete. Von Debatte über solche Kundgebungen war schon nicht mehr die Rede: im Convent war es stumm geworden, Robespierre und St. Just hielten nur Monologe, die ruhig angehört und schweigend gebilligt wurden.

Robespierre sprach bei dieser Gelegenheit zuerst von der Theorie der revolutionären Regierung und fiel dann auf Dantonisten und Hebertisten aus: „Man muß zwischen zwei Klippen durchsteuern: die eine heißt Schwäche, die andere Ueberstürzung, hier der Moderantismus, dort der Exceß: der Moderantismus, der sich zur Mäßigung verhält wie die Impotenz zur Keuschheit und der Exceß, der der Energie gleicht, wie die Wassersucht der Gesundheit — die beiden Extreme führen zu demselben Ziel."

Im Folgenden zeigte er dann ganz deutlich, daß er unter dem Moderantismus Danton, Desmoulins mit ihrem Anhang, unter dem Exceß Hebert, Cloots und die Atheisten meinte.

Als nun der Streit zwischen den beiden ausbrach, mischte er sich hinein, aber nicht als Bundesgenoß des einen oder andern, sondern als Richter über beide, der nur bei den Dantonisten mehr schleichende Vorsicht nöthig fand als bei den Andern. „Ich erkläre, sagt er in einer Rede, den wahren Montagnards, daß der Sieg in ihren Händen ist und nur noch ein paar Schlangen zu zertreten sind." Als aber wenige Tage darauf Einer im Jakobinerclub Fabre d'Eglantine zurief: auf die Guillotine!, da ließ Robespierre den vorlauten Schreier hinausweisen: es war noch nicht Zeit.

Die Rede Robespierre's vom 5. Februar „über die Grundsätze der politischen Moral" war ein neuer Schritt auf dem eingeschlagenen Wege. Auch hier laufen die allgemeinen Betrachtungen wieder in einer Spitze aus, die auf die Feinde links und rechts gezückt ist. „Wir wollen eine Ordnung der Dinge, wo alle niedrigen und grausamen Leidenschaften an die Kette gelegt, alle edlen und wohlthuenden Eigenschaften durch die Gesetze geweckt sind. Wir wollen in unserem Lande den Egoismus durch die Sittlichkeit, die Gewohnheit durch die Grundsätze, die Mode durch die Herrschaft der Vernunft u. s. w. verbannen," das Grundgesetz der neuen Staatsform ist die Tugend, sobald sie des Friedens genießt, der Schrecken gegen ihre Feinde citra und ultra, so lange sie um ihre Existenz kämpfen muß. Nun folgen die üblichen Anklagen, worunter die schärfsten gegen die Hebertisten. Aehnlich sprach St. Just am 26. Februar: „Ich bin ohne Schonung gegen die Feinde meines Landes, ich kenne nur die Gerechtigkeit — die Gerechtigkeit ist nicht Milde, sondern Strenge. Es giebt eine politische Sekte in Frankreich, die alle Karten ausspielt. Spricht man ihr von Schrecken, so will sie Milde; wird man milde, so rühmen sie den Schrecken. Sie will glücklich sein und genießen. Die die Revolutionen zur Hälfte machen, graben sich selber das Grab."

So steigert sich das Zerwürfniß langsam und allmälig bis zum offenen Bruch. Mit heftigen Auftritten und feindseligen Ausfällen wechseln Momente scheinbarer Versöhnung, wo es an

Umarmungen und Judasküssen nicht fehlt. Danton sollte sicher gemacht werden, denn er war ein wilder gefährlicher Mensch, der im Nothfall Etwas wagen und auf die Massen noch immer seinen Zauber üben konnte, wie sehr er sonst auch bereits isolirt war. Hätte es Danton auf einen offenen Zweikampf mit Robespierre anlegen wollen, so war der Ausgang schwerlich zweifelhaft. Aber er wollte es nicht. Es war gerade jetzt eine seltsame Mischung von Empfindungen in ihm: neben einer schwer begreiflichen Arglosigkeit ein konvulsivisches Zusammenzucken bei dem bloßen Gedanken an Verhaftung. Er hatte überall seine vertrauten Späher, die ihn warnten und Tag für Tag die Neuigkeiten zutrugen, aber seine Zuversicht war unerschütterlich. „Er wird es nicht wagen," wiederholte er seinen besorgten Freunden und selbst in den letzten Tagen noch äußerte er: „ich glaube es nicht, ich würde den Kerl mit den Zähnen zerreißen, wenn er auch nur den Gedanken daran hegte." Nur zwei Wege standen ihm noch offen: entweder fliehen oder seinen Gegner mit einem Aufstand der Massen treffen. Auf den Rath, er solle fliehen, erwiderte er: ja, wenn man das Vaterland an den Schuhsohlen mit forttragen könnte! Einen Aufstand zu wagen, erschien ihm der Mühe nicht mehr werth. Ihm lag an seinem Leben Nichts mehr, ihn überkam das Gefühl der ekeln Uebersättigung an seiner Vergangenheit und dabei zweifelte er an der Möglichkeit, auch durch einen glücklichen Aufstand der Revolution den Weg zu durchkreuzen: er glaubte an die fatalistische Nothwendigkeit, daß sie ihre Straße zu Ende machen müsse, sollte sie auch über ihn hinweggehen. Früher hatte er an einen Frieden mit dem Ausland, an eine Verständigung mit Preußen und Oesterreich gedacht: der Abgeordnete Hoffmann, der für Mainz im Convent saß, hat mir selbst bestätigt, daß dies sein Plan gewesen sei und daß er ihm selbst die Vermittlung aufgetragen habe. Das war jetzt auch vorbei, er sah für sich in dieser Politik keine Zukunft mehr.

Am 15. März erfolgte plötzlich die Verhaftung der Enragés, am 17. die Heraults de Sechelles, eines Freundes von Danton. Bei dem letzteren wollte man erproben, ob Danton noch Etwas für seine Freunde wolle oder vermöge, verhielt er sich ruhig, dann war man seiner sicher. Danton rührte sich nicht. In der Nacht vom 31. März traf man ihn selbst. Die Häuser der Führer der

Dantonisten wurden umstellt, Danton, Desmoulins, Lacroix, Phelipeaux wurden verhaftet.*)

Bei der Nachricht dieses Ereignisses wurde der erste Schmerzensschrei im Convente laut, der seit lange vernommen worden war. So stumm die Versammlung geworden war, Legendre und Santerre hatten große Anhänglichkeit an Danton und der erstere hatte den Muth, für ihn das Wort zu ergreifen. Das war noch nie geschehen. Seit dem Sturz der Gironde hatte man über den Tod namhafter Männer kein Wort verloren; jetzt galt es mit rascher Entschlossenheit den ersten Versuch zu ersticken, den der Convent machte, selbstständiges Leben zu zeigen. Robespierre warf sich auf die Tribüne und sagte unter lautem Beifall: „Glaubt Legendre, daß an den Namen Dantons ein Privileg geknüpft sei? Nein, wir wollen keine Privilegien; nein, wir wollen keine Idole!" Der Proceß der Enragés war leicht. Sie suchten sich herauszulügen, so elend und erbärmlich waren sie; sie zeigten sich noch würdeloser als ihre Richter und das machte vollends ihre Sache zu einer verlornen. Ihre Hinrichtung war die erste, zu deren Begrüßung man keine bezahlten Schreier brauchte: als sie hinausgefahren wurden, rief man ihnen höhnisch zu: jetzt scheint sich doch der Gott zu zeigen, den ihr geleugnet habt. Sie starben zitternd und feig, sie die gemeinen Mörder, die sich rühmten, 82 Priester eigenhändig geschlachtet zu haben (24. März).

Ganz anders war der Tod Dantons und seiner Freunde. Trotzig und zuversichtlich traten sie vor den Schranken auf, so daß selbst die Richter zitterten. Es war der erste Proceß, bei dem der Ausgang zweifelhaft war. Dreist, herausfordernd bis zur Frechheit, noch form- und rücksichtsloser, als es sonst vor diesem Gericht herzugehen pflegte, ohne Scheu irgend welcher Art, voll Haß, Trotz und Verachtung gegen die Richter und Die, die hinter ihnen standen, so gaben sie sich während des Processes, so daß selbst diese Richter, die bekannt waren wegen ihrer ehernen Stirn, fast die Fassung verloren.

Als Danton die üblichen Fragen vorgelegt wurden, erwiderte er: „Mein Name ist im Pantheon der Geschichte, meine Wohnung wird bald in dem Nichts sein." Bei der Vertheidigung

*) Barante IV. 179 ff. Campardon I. 346 ff. Wachsmuth II. 291 ff.

sagte er: „Meine Stimme, die sich oft für die Sache des Volkes hat hören lassen, wird keine Mühe haben, die Verleumdung zurückzuweisen. Die Feiglinge, die mich anschwärzen, haben sie den Muth mich offen anzugreifen? Mögen sie sich zeigen und ich werde sie mit der Schmach bedecken, die sie verdienen. -- Mein Kopf ist da, er bürgt für Alles. Das Leben ist mir zur Last, es verlangt mich, davon befreit zu werden." Als der Präsident ihn mit der Klingel unterbrach, sagte er: „Die Stimme eines Mannes, der sein Leben vertheidigt, muß dein Geklingel übertönen."

Die Angeklagten verlangten Confrontation mit Robespierre, St. Just, Couthon und betrugen sich so ungeberdig, daß Fouquier-Tinville an die Triumvirn schreiben mußte und diese im Convent den Beschluß durchsetzten, jeder Verschwörer, der der Nationaljustiz Hohn oder Widerstand biete, verliere auf der Stelle das Wort. Die Angeklagten hatten in der That ihre Richter zur Verzweiflung gebracht, Desmoulins schleuderte einem von ihnen seine Vertheidigungsschrift an den Kopf, Danton, Lacroix warfen mit wilden Schimpfwörtern um sich. Das machte Eindruck nach Innen und Außen. Die bezahlte Claque schwieg, die Proletarier, die draußen und drinnen in dichten Massen zuhörten, fingen an unruhig zu werden, und die Geschworenen schwankten; vier erklärten sich für Freisprechung, aber David drohte ihnen mit Anzeige und so wurde mit Gewalt ein Schuldig erzwungen.

Die Verurtheilten wurden hinausgeführt wie die Andern, aber seit dem Tod des Königs war die Stimmung nicht so gedrückt und peinlich gewesen wie jetzt. Man hatte das Gefühl, wenn der Mann nicht mehr sicher ist, wer ist es dann noch? Danton ging dem Tode entgegen wie ein satter Genußmensch: „Was liegt daran, sagte er, daß ich sterbe? Ich habe gut gelebt in der Revolution, viel Geld verthan, weidlich gezecht, viel Mädchen umarmt, gehen wir schlafen." Als er an Robespierre's Haus vorüberfuhr, rief er aus: „du wirst uns nachkommen, dein Haus wird geschleift werden, und Salz wird man an seiner Stelle streuen." Als an der Guillotine die bestellte Claque Beifall brüllte, rief Danton mit Donnerstimme: „Schweig still, undankbares Volk, du siehst einen Republikaner sterben!" und dem Henker bemerkte er: „ein Riemen ist genug, heb den andern für Robespierre auf."

So starb Danton am 5. April 1794. Noch am Morgen

der Hinrichtung hatte der Chef der Gensdarmerie ihm angeboten, er wolle ihn mit seinen Leuten heraushauen, aber Danton erwiderte: Es ist zu spät, laßt mich sterben, um meinetwillen soll kein Blut mehr fließen.

St. Just's Staatsideal. Robespierre und das höchste Wesen. Der 22. prairial (10. Juni).

Der Terrorismus hatte sich der letzten Feinde entledigt, die ihn nach Robespierre's Aussagen hinderten, sich in vollendeter Reinheit zu entfalten. Der „Moderantismus" wie der „Exceß" hatte auf dem Blutgerüst geendet, jetzt mußte sich zeigen, was die gesunde Mitte vermöge. Was die Terroristen eigentlich wollten, war aus ihrem bisherigen Treiben schon zu ersehen, es galt die französische Gesellschaft nach einer gemachten Doktrin zurecht zu zimmern und zuzuschneiden, das Volk erst zu schaffen für die neue Ordnung, nicht umgekehrt. Der systematische Schrecken sollte das blutige Mittel werden, eine neue Glückseligkeit aufzubauen; wer das Mittel in der Nähe betrachtete, mußte einen starren Fanatismus haben, um zu glauben, daß es zum Ziele führen werde.

Seit fast einem Jahre seufzte Frankreich unter einem Regiment, dessen Gleichen die Welt nicht gesehen hat. Keine Rechtspflege, keine Verwaltung gab es mehr als die der Revolutions-Ausschüsse und der Requisitionen, keine Sicherheit der Person, kein Eigenthum, keinen Verkehr, keine Existenz gab es mehr, außer im Kreise und unter dem Schutze der bewaffneten Proletarier, die ihre Mitbürger ächteten, mordeten und brandschatzten ohne Maß und ohne Schranke; ein Bruchtheil der Nation hatte sich mit unerhörter Gewaltsamkeit an die Spitze der Gesellschaft geschwungen; die einzige organisirte Kraft im Innern der Republik war dies bewaffnete Proletariat, dessen einziges Ideal die Ernährung auf Kosten des Staats, die Sättigung aller Begierden auf Kosten der übrigen Gesellschaft war.

Das sollte der Unterbau werden für die vertu und probité Robespierre's und St. Just's; mit den Billaud, Couthon, Collot, Fouquier Tinville sollte die Herrschaft der Tugend und Redlichkeit aufgerichtet werden.

Robespierre und St. Just zweifelten nicht an dem Gelingen

und waren entschlossen zu jeder ferneren Bluthat, die zur Ausführung der neuen Ordnung sich nöthig erweisen würde.

Der begabteste Mann, den die Partei des reinen Terrorismus hervorgebracht, war St. Just.*) Von ihm allein haben wir größere schriftliche Zeugnisse, aus denen hervorgeht, was er wollte und wie er es wollte. Er war jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung. Kaum 27 Jahre alt nahm er fast schon die hervorragendste Stellung in diesem Chaos ein. Er beugte sich mit der Ergebenheit eines Jüngers unter den Meister Robespierre, aber er war begabter, ideenreicher, charakterfester und eine reinere Natur als dieser.

St. Just war ganz ein Kind dieser Revolution. Bei ihrem Ausbruch eben aus dem ersten Jünglingsalter herausgetreten (geb. 1768), hatte er sich mit dem ganzen Feuer eines erregbaren Gemüthes und mit der Energie eines eisernen Willens an den Dingen betheiligt. Er war der Typus der demokratischen Jugend von 1790/91, die den Standpunkt der konstitutionellen Mehrheit der Nationalversammlung als überwunden ansah und nun erst den Anfang der wirklichen Revolution gekommen glaubte. Bereits 1790 schreibt er, ein 23jähriger Jüngling, einen Brief voll Bewunderung an den ihm persönlich unbekannten Robespierre, ein Zeugniß merkwürdigster Art. In einer Zeit, wo Robespierre in der Versammlung noch ganz vereinzelt dastand, wo er vor Murren oder Gelächter meist kaum ausreden konnte, da versicherte ihm der blutjunge St. Just: „Ich kenne Sie nicht, aber Sie sind ein großer Mann. Sie sind nicht nur der Abgeordnete einer Provinz, Sie sind der Abgeordnete der Menschheit und der Republik.“ 1791, als die erste Verfassung abgeschlossen war, trat er als Schriftsteller auf mit einer Schrift: esprit de la révolution et de la constitution de France. Darin wurde die Monarchie noch adoptirt, die Verfassung aber wie eine kleine Abschlagszahlung hingenommen, wie sie sich für die erste unvollkommene Stufe der Revolution schicke. Die erste größere Rede hielt er beim Proceß des Königs, wo er mit eisiger Consequenz die Lehre geltend machte, der König sei anzusehen wie ein entwaffneter Feind und zu

*) Ueber ihn die Aktenstücke Hist. parl. 5. 269 ff. Ernest Hamel. Histoire de St. Just. 2 Bde. Demokrat. Apologie.

richten nicht nach den Gesetzen, die für Bürger da seien, sondern nach dem Völkerrecht. Sein Haupt müsse fallen, damit die Republik gegründet werden könne. Er that es, ohne irgend eine Regung des Hasses gegen die Person des Königs, mit der starren Unerbittlichkeit eines konsequenten Fanatikers. Dieses Auftreten hob ihn rasch aus der Reihe der vielen Unbekannten hervor, die in den Convent gekommen waren; selbst ein Blatt der Girondisten erkannte in ihm ein neues viel versprechendes Talent.

St. Just hatte sich wie Robespierre an den Schriften Rousseau's gebildet; der contrat social war sein Evangelium, ihn zu verwirklichen der Gedanke seines Lebens. Diese Weltanschauung war in ihm Fleisch und Blut geworden, er sprach und lebte wie ihr Prophet und Priester; seine Worte hatten etwas Orakelhaftes, daher der Beiname l'apocalyptique. Dazu kam eine unbeugsame Energie des Willens, eine vollkommene Unnahbarkeit für jede andere Meinung, aber, wie jeder zugleich ehrliche und begabte Fanatiker, wie geschaffen zur Bildung einer Sekte, für deren System er allein und ausschließlich lebte und arbeitete. Persönliche Leidenschaften hatte er nicht, er ging den Weg seines Systems durch Ströme von Blut, weil das, wie er glaubte, so sein mußte, aber von jener schändlichen Mordlust der persönlichen Rache und des gemeinen Verbrechens war Nichts in ihm. Er hatte in Wesen und Art einen vornehmen Zug, der ihn scharf von den Jakobinern gewöhnlichen Schlages unterschied, wie er denn auch der rohen geistlosen Ausgelassenheit der Banden, die ihm dienten, consequent ferne blieb und schweigsam, freund- und freudlos dem Cultus seiner Ideen und der Organisation des Schreckens lebte.*)

Unter allen Conventsmitgliedern wurde er dadurch ausgezeichnet, daß man ihm, dem Sechsundzwanzigjährigen, eine Reihe der wichtigsten Sendungen übergab. Im Oktober 1793 kam er nach dem Elsaß, als dort in Staat und Heer Alles aus den Fugen war, um mit exemplarischer Strenge durchzugreifen. Hier an der wundesten Stelle Frankreichs hauste er wie Einer, der stolz ist, daß ihn keine menschliche Empfindung je berührt: marcher volontiers, les pieds dans le sang et dans les larmes, war sein

*) [Barante II. 92. Ueber St. Just als Commissär im Elsaß ebendas. IV. 126 ff.]

Wahlspruch, wie er auf einem Zettel in seinem Nachlaß gefunden worden ist. Die Armee war durch Desertion, Noth und Mangel in einem grauenhaften Zustand: er gab ihr in Pichegru einen begabten Führer und sorgte für ihre Ausstattung durch ein System brutalster Requisition. „Zehntausend Mann sind barfuß, schrieb er einmal, folglich ziehen sämmtliche Aristokraten heute noch ihre Schuhe aus und Morgen 10 Uhr sind die 10,000 Paar Schuhe auf dem Weg zum Hauptquartier." Der Vernichtungskrieg gegen die Reichen und die Bourgeoisie wurde mit entsetzlicher Härte in Gang gesetzt, die Guillotine arbeitete mit rastloser Thätigkeit, jeder auch der leiseste Widerstand wurde zermalmt und die Jakobiner in Paris waren entzückt über die Wunder, die der jugendliche Henker mit der „heiligen Guillotine" und dem „wohlthätigen Schrecken" verrichtete. Keine Unmenschlichkeit ist denkbar, die hier nicht begangen worden wäre, nur mit persönlichem Haß und persönlicher Gewinnsucht hat er sich nie befleckt.

Das System forderte, das System rechtfertigte Alles.

Wie er sich den Staat fertig dachte, auf den er hinarbeitete, lassen uns einige Bruchstücke ungefähr errathen, die uns unter dem Titel Institutions erhalten sind, und in denen einiges Wenige über eine neue Form der Regierung, desto mehr über eine neue Gesellschaft gesagt ist. Der Kern dieses Plans läuft auf den Despotismus einer Anzahl von Ausschüssen und die Erziehung eines neuen Geschlechts nach Rousseau'schen und spartanischen Grundsätzen hinaus, das Ziel ist die Vernichtung des Individuums, die Zerstörung alles persönlichen Sonderlebens zu Gunsten des unumschränkten Gesammtwillens der Gesellschaft und seiner Organe.

Der Staat, wie er heute ist, beruht auf einem Gesellschaftsvertrag, der seinen Zweck verfehlt und den Krieg Aller gegen Alle nicht beseitigt, sondern in Permanenz erklärt hat. Dieser Gesellschaftsvertrag muß aufgehoben und alle seine Merkmale bis auf den letzten Rest vertilgt werden, damit ein neuer entstehen könne.

Das wichtigste aller Gesetze ist nach Rousseau das der gesellschaftlichen Ordnung; um diese naturgemäß zu begründen, bedarf es eines neuen Geschlechts, das durch eine eigenthümliche Methode der Erziehung herangebildet werden muß. Vom fünften Jahre an gehören die Kinder nicht mehr der Familie, sondern der Republik

an; die Erziehung ist gemeinsam und streng, hält besonders auf Schweigen und Verachtung aller Rhetorik. Die Schulen für die Kinder von 5—10 Jahren sind auf dem Lande. Unterrichtsgegenstände sind Lesen, Schreiben, Schwimmen. Schläge und Schmeicheleien sind streng verboten. Die Kinder sind in Leinen gekleidet, schlafen 8 Stunden, leben von Wurzeln, Obst, Gemüse, Milch, Brod und Wasser. Die Erzieher sind mindestens 60 Jahre alt und werden vom Volke gewählt. Die Erziehung der Kinder von 10—16 Jahren beschäftigt sich mit der Vorbildung zum Krieg und zum Ackerbau, sie sind in Compagnien, Bataillone und Legionen eingetheilt. Von 16—21 Jahren lernen sie ein bestimmtes Geschäft u. s. w.

Also eine rein physische Erziehung nach dem Muster der Jugend Lykurgs, die allen Ballast von Bildung und Gesittung über Bord warf und unmittelbar in die Wälder Rousseau's zurückführte. Und den Boden zu diesem Bau gab das Frankreich, das Ludwig XV. hinterlassen und die Meister dazu lieferten die Mordbanden, die sich mit Robespierre, St. Just, Billaud Varennes in das Regiment Frankreichs theilten! Auch Robespierre beschäftigte sich in diesen Tagen mit ähnlichen Gedanken; leider haben wir nicht mehr viele Belege dafür, zum Theil wohl deßhalb, weil die blinde Wuth der Sieger vom Thermidor Alles vernichtete, was sich noch von ihm vorfand. Soweit wir aber seine und Billauds Anschauungen kennen, treffen sie mit St. Just in der Hauptsache zusammen und weichen nur in Einzelheiten ab.

Robespierre wollte zunächst mit der religiösen Umschaffung der Gesellschaft beginnen und trat am 7. Mai (18. floréal) mit einem Antrag darauf hervor. Nach einer Kette von heftigen Ausfällen gegen die Atheisten und Encyklopädisten weist er nach, daß ein Staat Etwas nöthig habe, was er être suprême nennt, und daß der Gesetzgeber deßhalb die Pflicht habe, den Cultus dieses Wesens auf fester Basis zu begründen. Sein Antrag lautet: 1) Das französische Volk anerkennt die Existenz des höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele. 2) Es anerkennt, daß die würdige Verehrung des höchsten Wesens die Erfüllung der Menschenpflicht ist. 3) Es setzt an die Spitze dieser Pflichten die, den Unglauben und die Tyrannei zu verabscheuen, die Tyrannen und die Verräther zu bestrafen, den Unglücklichen zu helfen,

die Schwachen zu achten, die Unterdrückten zu vertheidigen, Anderen alles mögliche Gute und Niemandem Unrecht zu thun." Zu Ehren des höchsten Wesens werden Feste gefeiert, die mit den großen nationalen Feiertagen abwechseln. Diese Feste werden einzeln aufgeführt und, was sehr wichtig ist, die Freiheit der Culte noch ausdrücklich ausgesprochen.

So entstand das Fest des höchsten Wesens, eine jener vielen Schaustellungen, deren diese Nation bedarf und stets bedurft hat, nicht ohne eine stark theatralische Beigabe, doch in der Idee entworfen und ausgeführt, daß es Zeit sei, sich wieder einmal einem Höheren zu beugen als den Götzen des Tages; ein flüchtiger Halt auf dem Wege des Schreckens und des Mordes.

Das Fest selbst hätte vielleicht einen besseren Eindruck gemacht, wenn sich die Eitelkeit Robespierre's dabei nicht so sehr in den Vordergrund gedrängt hätte.

Es wurde eigens eingeleitet, daß er auf den Festtag als Präsident des Convents auch der Oberpriester der Feierlichkeit war, daß er kokett aufgeputzt, mit einem großen Blumenstrauß geschmückt, die Huldigungen, die dem höchsten Wesen galten, entgegennahm.

Er war bekanntlich namenlos eitel; sein Haus war klein, seine Genüsse nüchtern und schlicht, aber in jedem Winkel traf sein Blick auf irgend ein Bild, irgend einen Abklatsch seines Gesichts und seiner Gestalt. Auch ging er nicht schmutzig und ungekämmt einher, wie die Sansculottes, sondern zeigte eine gesuchte Zierlichkeit in seiner äußeren Erscheinung. Das muß an diesem Tage besonders grell hervorgetreten sein; die Einen spotteten über die Lächerlichkeit des ganzen Auftritts, die Anderen waren wüthend über die Hoffahrt der Hauptperson dabei. Die alten Spießgesellen machten kein Hehl aus ihrem Verdruß. Was thaten sie mit ihren blutbefleckten Händen in der Nähe des höchsten Wesens! Sie fanden es unendlich lächerlich, wie er mit seinem Blumenstrauß im Namen des höchsten Wesens gnädig dankte, und unendlich empörend, daß er sie zu seiner Verherrlichung mißbrauchte. Bei den Massen war theils eine gewisse stumpfe Kälte zu bemerken, theils, wie namentlich bei der Jugend, eine gewisse freudige Erregung darüber, daß man endlich etwas Anderes vernahm, als das einförmige Rasseln des Richtkarrens. Eines aber sah Robespierre deutlich, den Groll in den Mienen Derer, die ihn umgaben. Erbittert,

wüthend verließ er das Fest und eilte in den Wohlfahrtsausschuß, um dem Fest durch neue unerhörte Beschlüsse die rechte Verzierung zu geben. Am 20. prairial war das Fest gefeiert worden, am 22. kam er mit unheilverkündender Miene in den Convent und brachte ein neues Schreckensdekret des Ausschusses vor die Versammlung.

Es galt eine neue Organisation des Revolutions-Tribunals; das bisherige arbeitete nicht rasch genug, es beförderte nur 20 Menschen in der Woche zur Guillotine, man bedurfte aber einer rascheren Action; auch das Verfahren war mißliebig, es schützte nicht vor sehr aufregenden Zwischenfällen, wie sich bei dem Proceß der Dantonisten gezeigt hatte. So wurde ein neues Tribunal eingesetzt, bestehend aus einem Präsidenten (Dumas), 3 Vicepräsidenten (worunter Coffinhael), einem öffentlichen Ankläger (Fouquier-Tinville) mit 4 Substituten und 12 Richtern; der Geschworenen waren 51; das Gericht theilte sich in 12 Sektionen zu je 3 Richtern und 9 Geschworenen. Nur ganz zuverlässige Creaturen, auf deren gefügigen Eifer man zählen konnte, wurden angestellt. Das Verfahren wird im höchsten Grade vereinfacht. Zeugenverhör ist überflüssig, außer wenn es zur Entdeckung von Mitschuldigen führen kann. Jede Art von Beweis genügt; materielle, moralische, wörtliche, schriftliche Beweise reichen aus zur Verurtheilung. Regel des Richterspruchs ist das Gewissen der Geschworenen. Das Gericht ist bestimmt, die Feinde des Volks zu treffen; die Strafe ist der Tod.

„Feinde des Volks sind diejenigen, die die Freiheit des Volks durch List oder Gewalt vernichten wollen," dann kommt eine lange Reihe von Categorieen, ähnlich denen in Chaumette's Definition von suspect, worunter folgende bemerkenswerth sind: „diejenigen, welche das Volk oder seine Vertreter getäuscht haben, um zu Schritten zu verleiten, welche der Freiheit entgegen sind, die, welche Entmuthigung zu verbreiten suchen, um die Unternehmungen der gegen die Republik verschworenen Tyrannen zu unterstützen; die, welche falsche Nachrichten verbreiten, um das Volk zu spalten oder irre zu machen; die, welche die öffentliche Meinung zu verwirren und die Aufklärung des Volks zu hindern, die Thatkraft und die Reinheit der revolutionären Grundsätze zu trüben suchen" u. s. w. u. s. w. Kurz, es gab ferner keine Handlung,

keinen ausgesprochenen oder unausgesprochenen Gedanken, der nicht eines versuchten Attentats auf die Republik bezichtigt und zum Vorwand zu einem Proceß vor dem Blutgericht gemacht werden konnte.

Damit machte man nun den entscheidenden Anlauf zur Errichtung des Staats der Redlichkeit und Tugend, der am 8. Juni seinen Gott, seinen Oberpriester und seine festliche Einweihung erhalten hatte. Im Gefühl der Unfähigkeit, etwas Neues zu schaffen, griff man zurück auf die „heilige Guillotine"; vielleicht gab die Raschheit des Geklappers die Abwechselung, die man sonst nicht zu schaffen vermochte. Der Anfang zur Gründung einer positiven Ordnung nach fünf Jahren des Umsturzes war die Herstellung eines neuen Schreckensregiments, dem gegenüber das bisherige für ein System der Milde mit verhältnißmäßiger Garantie der persönlichen Sicherheit gelten konnte. Die Terroristen wußten nichts Besseres. Nach einem armseligen Anlauf zu positiven Akten fielen sie zurück in die Blutarbeit, die am Ende selbst einen Danton ermüdet und angeekelt hatte.

Jetzt folgen die sieben entsetzlichen Wochen der grandes fournées, wo täglich 60—70 Unglückliche hinausgefahren, in Paris allein 1500 Menschen guillotinirt werden und in ganz Frankreich eine einzige große Orgie des Massenmords gefeiert wird.

Jetzt bildet sich bei den Männern der fessellosen Barbarei jener Cynismus der Sprache, der uns in so mancher grauenhaften Probe überliefert ist. „Wollt ihr eure Geschäfte in Ordnung bringen? fragen sie. Greift zur Guillotine! heißt die Antwort. Wollt ihr die ungeheuren Kosten eurer 14 Armeen bestreiten? Arbeitet mit der Guillotine. Wollt ihr eure unzählbaren Schulden bezahlen? Es hilft nur die Guillotine und abermals die Guillotine." Am 18. Mai verkündigte Cambon, es circulirten 6 Milliarden Assignaten; die Guillotine half; „Wir schlagen Münzen auf dem Platz der Revolution," sagte der Nämliche.

„Schlachten wir das Wild", „der Korb ist bald voll" rufen sich die Henker zu; „Reiben wir Roth an", sagt der entmenschte Maler David.

Damit fing die neue nationale Glückseligkeit an. Ueber den einstigen Advokaten von Arras war jener Rausch der Gewalt gekommen, der auch Größere bethört hat; er verlor jenes feine Ge-

fühl für das, was man wagen dürfe, was nicht, und doch sah die Art, wie er sich jetzt in die Einsamkeit verschloß, während draußen die Guillotine arbeitete ohne Unterlaß, aus, wie eine Flucht vor dem selbst angerichteten Unheil.

Es hieße an der menschlichen Natur verzweifeln, wenn man glauben wollte, daß solch ein System lange dauern konnte, ohne sich selber zu vernichten und seine eignen Urheber zu verschlingen. Darin lag seine eigne Züchtigung, daß das der sicherste Weg war, den Schrecken zu beendigen. Der Schrecken verlor seinen Stachel. **Nous avons démoralisé la guillotine**, gestand nachher Billaud-Varennes selber ein. Fast sämmtliche Verurtheilte sind heiter, ja mit Witzworten aufs Blutgerüst gestiegen, die einzige Person, die in diesen Tagen mit Schmerz vom Leben Abschied nahm, war die Dubarry, die alte Maitresse Ludwigs XV.

Gegen das Morden selbst ist im Convent von damals keine Stimme laut geworden; der einzige Einwand, der gegen das Gesetz vom 22. prairial erhoben wurde, war der, man solle wenigstens die Mitglieder des Convents schützen vor diesem Gerichtshof, es war nur die kleine Sorge um das eigene Ich, die sich nicht wollte Schweigen gebieten lassen; daß sie zu Worte kam und wie sie sich äußerte in dieser vor Schrecken sonst so stummen Versammlung war eine bedeutsame Warnung für Robespierre, der sie in den Wind schlug, aber keine Entlastung für den Convent. Keiner hatte das Wort gewagt, um dessen willen Danton und Desmoulins gefallen waren, und Keiner getraute sich, seine Gesinnungstüchtigkeit durch eine Warnung bloßzustellen, die in dem Gesetz ausdrücklich als ein Attentat auf die Freiheit mit dem Tode bedroht war.

Der 9. Thermidor.

Robespierre hatte sich seit jenem Feste von seinen bisherigen Freunden fast gänzlich zurückgezogen, außer St. Just, Couthon, Lebas sah er wenige mehr und Niemand suchte ihn, denn Jeder fürchtete, durch ein unbedachtes Wort seinen lauernden Argwohn und seine unversöhnbare Rachsucht zu reizen.

Der Wohlfahrtsausschuß, der jetzt die gesammte Staatsleitung in Händen hatte, war nunmehr folgendermaßen gegliedert: An der Spitze stand das Triumvirat Robespierre, St. Just, Couthon, und machte die Gesetze, nach denen die Polizei und das

Revolutionstribunal sich zu richten hatte, sie hießen, wie Carnot angiebt,*) les gens de la haute main.

Dann kamen Barère, Billaud, Collot, deren Aufgabe war „die politische Erregung im Gang zu halten", sie hießen les gens révolutionnaires; ein drittes Triumvirat, bestehend aus Carnot, Prieur, Lindet, hatte die Controle der gesammten Verwaltung, namentlich der Heere, die Sorge für Lebensmittel und Waffen, Pulver und Blei, sie hießen les travailleurs. Als zehntes Mitglied kam hinzu Jean Bon St. André.

Im Sicherheitsausschuß saßen die Jakobiner zweiten Ranges: die Vadier, Amar, David, Lebas, Lacoste u. A.

Nur die drei Erstgenannten hielten fest zusammen, alle übrigen standen ihnen lauernd oder unlustig, grollend oder schwankend gegenüber. Billaud und Collot hatten Robespierre das Fest vom höchsten Wesen nicht verziehen, sie ekelte das neue Kalifat und Pfaffenthum einer lächerlichen Afterreligion, sie fürchteten eine neue noch gewaltigere Diktatur, getragen von stummen, gehorchenden Massen, die auch über sie, die Männer der blutigen Willkür und des schrankenlosen Genusses, werde ausgedehnt werden. Hier war nur reiner Neid und elende Mißgunst, Angst um den eigenen Antheil an den „Wohlthaten des Schreckens", es war die Auflehnung der Schergen des Terrorismus. Sie machten nicht, was jetzt geschah, sie glaubten zu schieben und wurden nur geschoben, und als sie gesiegt hatten, hatten sie nicht für sich gesiegt. Sie dienten einer ganz andern Macht, die sich nicht nach Namen und Parteigruppen bezeichnen läßt, der Reaktion, der fürchterlichsten aller Revolutionen, deren Strafgericht sie selber herabgerufen. Sie glaubten nach dem 9. Thermidor das Geschäft unter anderer Firma fortsetzen zu können, sie täuschten sich. In Robespierre's Grab fiel rasch nach die Guillotine, die Ausschüsse, das ganze Gerüst der Schreckensherrschaft, und wenn man die Guillotine noch einmal aufrichtete, so geschah es nur, um die ehemaligen Freunde Robespierre's ihrem Meister nachzusenden.

Eine Gruppe ganz anderer Art war die der „Arbeiter", unter denen Carnot**) der bedeutendste war — Carnot, eine der letzten

*) Mémoires I. 347.

**) [Von ihm eine klassische Charakteristik bei Sybel III. 13 ff.]

stolzen Blüthen der alten mathematischen Schule und Bildung, durch die noch Bonaparte hindurchgegangen ist. Ein kalter, nüchterner, trockener Mensch, einseitig, verrannt in seine Ideen und Vorurtheile, aber von einer unglaublich zähen Energie und Arbeitskraft, durchzusetzen was er einmal ergriffen, und dabei sprichwörtlich wegen seiner unbestochenen Redlichkeit und schlichten Einfachheit. Er konnte diesen letzten Dingen nur mit Abscheu zusehen, aber er wich nicht vom Platz, weil er das Gefühl hatte, er sei der Mann, Frankreich militärisch zu retten.

Er sagt uns selbst, wie ihn seine Stellung an der Seite solcher Leute wider die Seele ging. „Ich stimmte gewöhnlich, sagt er in seinen Memoiren,*) mit denen, die man die Bergpartei nannte, nicht, daß ich immer ihre Ansichten getheilt hätte, weit entfernt, aber um nicht mit einer Partei zu stimmen, die mir noch unendlich gefährlicher schien. In Revolutionen sieht man sich fast immer gezwungen, zwischen zwei Uebeln das kleinere zu wählen.“ Das Gefühl, das ihn leitete, war richtig; Niemand konnte wie er aus den Trümmern des alten Heeres mitten unter grenzenloser Verwirrung ein neues bilden, Niemand verstand wie er zu organisiren, Licht und Ordnung zu schaffen, die rechten Leute an die rechte Stelle zu setzen; das war die Lücke, die ihm leer gelassen war, in sie trat er ein und diente einer ihm verhaßten Gewalt, weil die Existenz Frankreichs auf dem Spiele stand. Sein stolzer Eigensinn, der auf dem Bewußtsein bessern Verständnisses ruhte, ließ sich nicht hineinreden von Dilettanten. Er wies Robespierre und St. Just rücksichtslos ab wie man Schüler zurechtweist. Robespierre war erbittert über ihn, aber er konnte ihn nicht entbehren, hier war die Stelle, wo das Jakobinerthum sterblich war, es war sein Unglück, daß man, um Europa zu besiegen, Leute brauchte, die sich auf den Krieg verstanden, mochten sie auch den Machthabern noch so unbequem sein. Carnot verbarg seinen Widerwillen gegen Robespierre nicht. „Ich verachte euch, ihr feigen Diktatoren!“ rief er einmal, und Robespierre sagte ihm bei einer andern Gelegenheit, „nur nicht übermüthig, beim ersten Mißgeschick trifft auch dich die Guillotine!“

*) I, 337.

Der letzte vom Wohlfahrtsausschuß war Jean Bon St. André, der meist als Commissär bei der Marine abwesend war.

So standen sich im Ausschuß die Parteien mit lauerndem Mißtrauen gegenüber; Jeder suchte dem Andern aus Mienen und Redensarten das Geheimniß abzuspähen, wann es zur Entscheidung kommen würde, denn Jeder ahnte, daß das Gesetz vom 22. prairial nicht gemacht war, um alte Frauen, Aebtissinnen und Marschallinnen allein zu köpfen. Robespierre fühlte sich angewidert von seiner bisherigen Gesellschaft und ein mit Furcht gemischtes Gefühl des Ekels mochte es sein, daß er auf dem Höhepunkt seiner Macht von Schurken umgeben war, die durch ihn Alles geworden waren und jetzt doch bereit standen, ihm die Schlinge über den Kopf zu werfen. Aber größer als die Gefahr, die von Verschwörern im eigenen Lager kommen konnte, erschien ihm die, welche von den jetzt überall siegreichen Heeren drohte; er fürchtete die Militärdiktatur, die er von jeher am Klarsten vor Augen gesehen. Als Alles wie im wilden Taumel dem Kriege zutrieb, hatte er allein zum Frieden gerathen, denn er sah einen neuen Cromwell kommen. Er dachte darum auch jetzt und zwar dringender als je an Frieden und rechnete auf eine Verständigung mit Oesterreich, wie Danton einst auf eine Verständigung mit Preußen gebaut hatte. Das österreichische Cabinet wies seine Anträge nicht ganz zurück. Ein leidlicher Friede war für ihn das beste Mittel, sich der Heere und der Feldherren zu entledigen, und war dem Kriege mit dem Ausland ein Ende gemacht, dann durfte er auch auf endgiltige Niederwerfung seiner inneren Gegner hoffen.

Aber dieses Einlenken, wie geschickt es auch vermittelt wurde, blieb nicht ganz verborgen; bald mußte er im Convent selbst von dem geschmeidigen Barère angedeutet hören, daß man ihm nicht traue, daß er die Republik an ihre Feinde verrathen wolle. Es kam hinzu, daß sich im Volke selbst die Reaktion sichtbarer zu regen anfing. Die stumme Gleichgiltigkeit, unter der die Opfer fielen, kam allmälig selbst den Führern des Regiments auffallend vor. Der Schrecken hatte seinen Stachel verloren und war in einen stillverhaltenen Haß gegen seine Urheber und Träger umgeschlagen.

Im Volke regte sich mehr und mehr der Gedanke, man müsse dem Regiment ein Ende machen. Das benutzten die Feinde Robespierre's und operirten auf einen allgemeinen Umschwung. Der

Convent, der über seine völlig stumme Zeit hinaus war, der bei Dantons Verhaftung sein erstes, am 23. prairial sein zweites Lebenszeichen gegeben hatte, fing an zu reagiren; auch hier machte man sich mit dem Gedanken vertraut, ein System zu stürzen, das sichtbar in sich selber zerfiel; alle diese Symptome einer stillen Gährung und Umwandelung in den Gemüthern gingen in den 6 Wochen nach dem 22. prairial fast unmerklich vor sich. Für die Welt draußen mußte es scheinen, als sei hier Alles einig und in ungebrochenem Zusammenhang, und Robespierre selber schien dieser Täuschung hingegeben. In dem sichern Glauben an seine unantastbare Gewalt zog er sich, wie Danton vor seinem Sturz, aus dem Staatsleben zurück mit dem Vertrauen, daß die Maschine, auch ohne sein persönliches Eingreifen, in seinen Bahnen weiter gehen werde. Wie ein Machthaber, der für seine Legitimität nicht mehr zu fürchten hat, mied er den Convent wie den Wohlfahrtsausschuß, um nicht dem unbequemen Widerspruch mit Leuten begegnen zu müssen, die er bei erster Gelegenheit mit einem vernichtenden Schlage stumm zu machen hoffte, und Abends ging er in seinen Jakobinerclub und zeigte dort, daß er noch lebe, daß er noch zu reden und zu verleumden verstehe. Das war eine ganz verkehrte Taktik, die Gewalt, die Robespierre an sich gerissen, wollte jeden Tag neu erprobt und neu gestählt sein, wer sie behaupten wollte, durfte seinen Posten nicht einen Augenblick verlassen. Er sprach hier in dem gewohnten Orakelton allgemeiner Anklagen und gab seinen Reden doch keine rasche Folge; er sprach von dem Nachwuchs der Hebertisten und Dantonisten, von dem Strafgericht, das diese über sich heraufbeschworen, aber er blieb bei Worten und that Nichts, mit ihnen Ernst zu machen. Das war genug, sie zu warnen, nicht, sie zu schrecken.

Es trieb sich damals eine alte halbverrückte Frau, Katharina Theot, in Paris herum, die die Vision einer neuen Religion hatte, deren Kalif oder pontifex maximus Robespierre sein sollte. In seiner grenzenlosen Eitelkeit ließ Robespierre die abgeschmackten Huldigungen dieser Person und ihrer ebenbürtigen Sekte an sich herankommen. Die ruchlosen Gesellen Collot und Billaud fanden an dem „Theotismus" eine willkommene Handhabe; das Priesterthum Robespierre's war ihnen längst ein Gegenstand offenen Hohnes, jetzt fanden sie es leicht, die geheimen Conventikel als Zusammen-

künfte einer im Finstern schleichenden Verschwörung aufzudecken und Robespierre, der für die Sekte eintrat, erst im Ausschuß, nachher durch eine unbarmherzige Verhandlung vor dem Convent aufs Empfindlichste zu kränken, so daß er unter Thränen der Wuth sich gelobte, nie mehr den Convent oder den Ausschuß zu betreten. Das war Ende prairial gewesen und er hat sein Gelöbniß gehalten bis zum 8. Thermidor, dem Vorabend seines Sturzes.

Robespierre ist nie unthätiger, entschlußloser gewesen als in diesen verhängnißvollen Wochen; seit dem 22. prairial ist er wie gelähmt, wie vom Starrkrampf befallen, jene rastlose Thätigkeit, die er einst im Stadthaus, nachher im Convent und im Wohlfahrtsausschuß an den Tag gelegt, jenes Talent des spürenden Argwohnes, jene Virtuosität, alle Stimmungen zu erlauschen und arglistig zu durchkreuzen, das Alles ist bei ihm wie gebrochen, nur seine Werkzeuge sind noch rührig wie sonst.

So kam es seit Anfang Juli zu einzelnen Scharmützeln, Carnot wird ungefügiger, die früheren Freunde werden frecher als je. Selbst im Jakobinerclub erscheint von Zeit zu Zeit Collot und spricht drohende Worte aus, die Robespierre nicht mit Thaten, sondern nur mit Worten erwidert. Im Convent hatten sich namenlose Leute in die Höhe gedrängt, ließen sich von Carnot, Billaud u. A. berathen, aber mit dem sichern Gedanken, wenn sie gesiegt hätten, auch über diese bald hinwegzuschreiten.

Robespierre wollte dem Streich zuvorkommen, der sich gegen ihn anzukündigen schien, ohne daß er eigentlich eingeleitet gewesen wäre. Als er am 8. Thermidor (26. Juli) zum ersten Male wieder vor dem Convent erschien, waren die Gegner in der That noch nicht gerüstet. Collot und Billaud, Tallien und Camben wußten längst was ihrer harrte, sie hatten Alles aufgeboten, die Gemäßigten im Convent zu sich herüberzuziehen, aber diese hatten noch am Abend vorher das Bündniß zurückgewiesen, ehe sie die Bürgschaft des Sieges in Händen hätten. Vom Auftreten Robespierre's hing ab, ob die Coalition sich noch rechtzeitig zu seinem Sturze bilden werde.

So kam er am 8. Thermidor mit einer langen Rede, die vorher mit seinen Freunden verabredet worden war und wie ein Manifest der Partei in die Hauptstadt und in die Departements hinausgeworfen werden sollte. „Mögen Andere, fing er an, euch

schmeichelnde Bilder entwerfen, ich will euch nützliche Wahrheiten sagen: ich will nicht lächerliche Schrecknisse zur Wahrheit machen, die die Bosheit ausgestreut hat, sondern, wenn es möglich ist, die Flammen der Zwietracht ersticken durch die bloße Gewalt der Wahrheit. Ich will vor euch eure beleidigte Autorität und die verletzte Freiheit vertheidigen. Auch will ich mich selber rechtfertigen." Mit den Worten: „ich muß mein Herz ausschütten, fürchtet nicht daß ich irgend eine Anklage vortragen werde" begann der Mann, dem die Anklage zur zweiten Natur geworden war, eine zweistündige Philippika gegen seine Feinde in den beiden Ausschüssen und im Convent.

Die Rede strotzte von Wiederholungen wie alle seine Vorträge; immer dasselbe widerliche Selbstlob, immer dieselben gleißnerischen Ausfälle. Neu sind nur die Namen der Ausschußmitglieder, die er geächtet wissen will zu denen, die er schon auf die Guillotine geschickt hat, und überraschend ist in der ausgeführten Schilderung des Zustandes der Republik das Bekenntniß, daß Alles aus den Fugen, Alles verloren ist, wenn nicht ein neuer Staatsstreich zu Gunsten seiner Diktatur geschieht. Das Wort Diktatur freilich weist er weit von sich, denn „es befleckt die Freiheit, es entwürdigt die Regierung, es zertrümmert die Republik, es entehrt die revolutionären Einrichtungen, die man als das Werk eines Einzigen darstellt; es sammelt auf diesen allen Haß, richtet gegen ihn alle Dolche der Aristokraten."

Bemerkenswerth ist dann ein offenes Wort über die Gefahr, die vom Heere droht.

„Der Sieg bewaffnet den Ehrgeiz, schläfert den Patriotismus ein und gräbt mit seinen glänzenden Händen das Grab der Republik — laßt einen Augenblick die Zügel der Revolution auf der Erde schleifen und ihr werdet sehen, wie der Militärdespotismus sie aufnimmt und ein Sektenhäuptling die erniedrigte Vertretung der Nation zu Boden schleudert."

Am Schluß faßt er seine Ergebnisse so zusammen: „Sprechen wir es also aus, es besteht eine Verschwörung gegen die öffentliche Freiheit, gestützt auf ein frevelhaftes Complott, das im Schooß des Convents selber seine Ränke schmiedet; dieses Complott hat seine Mitschuldigen in dem Sicherheitsausschuß und Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses stehen damit in Verbin-

dung. Welches Mittel wird dagegen helfen? Die Verräther strafen, den Sicherheitsausschuß erneuern, den Wohlfahrtsausschuß selber reinigen und jenem unterwerfen! — Die Vertheidiger der Freiheit sind vogelfrei wie Geächtete, solange die Horde der Schurken gebietet."

Das war deutlich: die erste Kriegserklärung gegen die bisher eng verbundenen Genossen war gesprochen und doch wieder so weit und unbestimmt, daß Niemand mehr seines Lebens auch im Convent sicher war. Die Versammlung war wie erstarrt, es dauerte Minuten lang, bis Jemand zu Worte kam, Gruppen stellten sich zusammen und beriethen, was zu thun sei, und in der ersten Ueberraschung gelang es, dem Convent den Beschluß zu entreißen, daß die Rede gedruckt und in die Departements versandt werden solle.

Jetzt, ehe der Beschluß und die Rede hinausgelangt, war der Moment gekommen, wo die Angeklagten sich aufraffen mußten. Die am heftigsten Angegriffenen, Vadier, Cambon, ergriffen das Wort, der letztere schleuderte die Anklage auf Robespierre selbst zurück: „es ist Zeit die ganze Wahrheit zu sagen; ein einziger Mensch durchkreuzte den Willen der Versammlung, dieser Mensch ist der, der eben gesprochen hat, es ist Robespierre. Jetzt sprecht euer Urtheil." Robespierre antwortete, wie Einer der die Fassung verloren hat; desto muthiger wurden jetzt die Andern, Freron, Billaud, Panis, der ganze Berg drang auf ihn ein und überschüttete ihn mit einer Fluth von Anklagen, gegen die ihn keiner seiner Getreuen, außer Couthon, in Schutz zu nehmen wagte. Stürmisch wurde verlangt, Robespierre sollte die Namen aller Derer nennen, die er unter seiner Anklage begriffen habe, aber Robespierre verweigerte es standhaft. Das war das Signal für den Convent, sich als eine einzige, gleichmäßig bedrohte Partei ihm gegenüberzustellen. Der Beschluß des Drucks der Rede wurde zurückgenommen und dafür die Berichterstattung darüber an die Ausschüsse verwiesen.

Der Staatsstreich Robespierre's war gescheitert, aber die wirkliche Entscheidung stand erst noch bevor. Keine Partei durfte auch nur einen Augenblick säumen, wenn sie sich des Sieges versichern wollte.

Die Coalition verstand ihre Aufgabe. Während Robespierre

mit den Seinen klagend in den Jakobinerclub ging, dort seine lange Rede noch einmal vorlas und sich von seinem stets dankbaren Auditorium Trost zuklatschen ließ, arbeiteten die Gegner rastlos die ganze Nacht, ihm den Untergang zu bereiten. Die bedrohten Mörder des Berges und die ehrlichen Leute von der Rechten wirkten zusammen für einen einzigen Zweck, die Boissy d'Anglas und Durand bekämpften ihren Abscheu gegen die Tallien und Bourdon, die sie in ihrer äußersten Noth um rettende Hilfe bestürmten, sie entschlossen sich, mit ihnen zu gehen, um morgen Robespierre, übermorgen sie selber zu stürzen und die Nationalgarden des Pariser Mittelstandes, endlich aufathmend von dem langen Schrecken, boten sich ihnen an; man konnte dem Morgen des 9. Thermidor mit einigen Hoffnungen entgegensehen.

Am nächsten Morgen kam St. Just in den vollzählig versammelten Convent und brachte ein umfassendes Manuskript, das eine neue langathmige Anklage gegen die Feinde Robespierre's enthielt.

Diesmal hatte man keine Lust, sich wieder eine so zeitraubende Vorlesung halten zu lassen wie am Tage vorher; gleich bei den ersten Sätzen wurde er von Tallien unterbrochen. „Wozu die ewigen Anklagen herüber und hinüber? Ich verlange, daß der Schleier endlich ganz zerrissen werde.“ St. Just kam nicht mehr zum Wort, leichenblaß stand er stumm auf der Tribüne, als Billaud sich neben ihn stellte und Tallien ablösend sich in den heftigsten Anklagen gegen den Jakobinerclub und seine Mordpläne ergoß. Wüthend sprang jetzt Robespierre auf, um sich der Tribüne zu bemächtigen. „Nieder mit dem Tyrannen,“ rief es von allen Seiten. „Du hast nicht das Wort,“ herrschte ihm der Präsident zu. Umsonst bemüht er sich zu sprechen, so oft er den Mund öffnen will, wird er überschrieen, er muß anhören, wie die Verhaftung seiner getreuen Werkzeuge, des Generalkommandanten Henriot sammt Stab, und des Tribunalpräsidenten Dumas verfügt wird, dabei hat er sich krampfhaft an das Geländer der Rednerbühne festgeklammert und wartet mit den verzerrten, verstörten Zügen eines Verzweifelnden, bis der Lärm sich endlich legen werde. Er legte sich nicht mehr für ihn, die Künste, die er so oft gegen Andere hatte spielen lassen, kehrten sich gegen ihn selbst. Ein paar Ausrufe rasender Wuth brachte er noch heraus, ehe das ent-

scheidende Wort gesprochen wurde. Ein namenloser Abgeordneter, der sonst nie gesprochen hat, Louchet, sagte: „Ich verlange die Verhaftung Robespierre's." Erst vereinzelter, dann immer lauterer, am Ende einstimmiger, rauschender, anhaltender Beifall. Es war, wie wenn ein Bann gesprochen wäre. Robespierre kam nicht mehr zum Wort. Einer der Dantonisten rief ihm zu: „Still jetzt, das Blut Dantons erstickt deine Stimme." All die alten gestürzten Parteien kamen jetzt in die Höhe, alle zum Sturm auf ihn vereinigt. Robespierre und sein Bruder, Lebas, St. Just, Couthon wurden verhaftet und abgeführt.

Aber noch war das letzte Wart nicht gesprochen. Der Stadtrath, den Maire an der Spitze, hatte kaum die Nachricht von dem, was im Convent geschehen war, als er den Kampf des Volks für seine Helden gegen seine Verräther beschloß. Der Generalkommandant der Nationalgarde, Henriot, sollte auf den Verhaftsbefehl mit seinen Kanonen antworten, die Sturmglocke wurde geläutet, Boten zu den Jakobinern und in die Sektionen geschickt, um das Volk zur Erhebung aufzurufen. Die Gefangenen waren mittlerweile auf Befehl des Stadtrathes wieder in Freiheit gesetzt worden, im Triumph wurden sie empfangen und jetzt kam aus einer Anzahl Sektionen die ermuthigende Botschaft: nous sommes debout!

Es war aber doch bemerkbar, daß die eigentliche Frische des Eifers nicht mehr auf Seiten der Schreckensmänner war, die Hilfe kam doch matt und schläfrig, es kostete Mühe, die Leute zu beleben, und gerade dort, wo man am sichersten auf Zuzug gerechnet, in den Vorstädten, blieb sie ganz aus. Dagegen regte sich der Mittelstand, die Bourgeoisie, wie man das seit Bailly's und Lafayette's Zeiten nicht mehr gesehen, die Nationalgarden drängten in Masse herzu und verlangten Waffen, um den Convent zu schützen, und das entschied. Selbst die Sektion des Faubourg St. Antoine, welche 1789 die colonnes mobiles der Umsturzmänner geliefert hatte, die am ehrlichsten und thätigsten überall mitgefochten, war umgeschlagen, ihr alter Führer Legendre stand jetzt auf Seiten des Convents und Santerre saß im Gefängniß. Diese Vorstadt erklärte auf dem Stadthause in einem merkwürdigen, von Fehlern wimmelnden Aktenstück, das noch vorhanden ist, sie hätten noch die alte Thatkraft, aber sie seien vorsichtiger

geworden in Bestimmung der Feinde des Vaterlandes und der Republik. Auch ihre Kraft versagte sich dem sinkenden Terrorismus.

Die Werkzeuge des Schreckens waren nicht mehr die alten. An der Spitze der bewaffneten Macht, die 1793 gebildet worden war, stand Henriot, ein gemeiner Mensch, der persönlich an den Septembermordthaten theilgenommen. Auch er war der Alte nicht mehr. Gegen die Girondisten hatte er einst entschieden Muth bewiesen, jetzt fand er ihn nicht wieder. An diesem Tage hatte er sich Muth angetrunken, sprengte halb benebelt durch die Straßen, verhaftete Merlin, der entkam, wurde dann selbst verhaftet und wußte auch wieder zu entrinnen. Da erklärte ihn der Convent proscrit, hors la loi. Indessen sammelten sich doch die Streitkräfte der Jakobiner, die 1200 Kanoniere stellten sich mit ihren Geschützen auf dem Greveplatz auf, um das jetzige Hauptquartier der Schreckensmänner zu schützen. Hier auf dem Stadthaus saß Robespierre und seine Partei. Aber Entschluß, Geistesgegenwart, Thatkraft war von ihnen gewichen. Robespierre selbst war gebrochen, wie gelähmt saß er da und klagte in weinerlichem Ton über den Verrath und die Schlechtigkeit, die ihn betroffen.

Mittlerweile hatte auch der Convent seine Schaaren gesammelt. Es war freilich eine gemischte Gesellschaft, ein Theil der alten Conventsgarde, der Föderirten von 1792, ein Theil der übergetretenen Kanoniere, ehemalige Nationalgarde aus den mittleren Quartieren: das Alles wogte in buntem Knäuel durcheinander zum Stadthaus. Hier hätte es zu einer letzten blutigen Entscheidung kommen können, das undurchdringliche Gewinkel von Gassen, wie es hier noch vor wenig Jahren bestand, war wie ausgesucht zu einem schrecklichen Straßenkampf. Aber die Jakobiner hatten die Thatkraft nicht mehr und die gewohnten Waffen versagten ihnen unter den Händen.

Als Henriot seinen Kanonieren Feuer kommandiren wollte, wurde der Achtsbeschluß gegen ihn verlesen und nun drehten die Mannschaften ihre Geschütze um und weigerten sich zu schießen. Henriot selbst entkam noch eben nach dem Stadthaus. Die Zeit der Straßenkämpfe war vorbei, für den Terrorismus schlug sich Niemand mehr, bald lief ihm die ganze bewaffnete Macht auseinander und die Männer des Convents kamen ungefährdet auf das Stadthaus. Dieselben Führer, die sonst Robespierre gedient, räumten

jetzt widerstandlos in den Sitzen der Schreckensherrschaft auf. Legendre schloß den Jakobinerclub, Bourdon führte die herbeigeeilten Nationalgarden nach dem Stadthaus und deren Vorhut drang unter Führung eines einfachen Gensd'armen Meda die Treppen hinauf. Es war ein Leichtes, die Handvoll Menschen festzunehmen, die dort saßen und in Einem fort beriethen, aber Nichts thaten.

Im Berathungssaal saß Robespierre in sich zusammengesunken, das Kinn auf die Linke gestützt; als Meda ihn anschrie, ergib dich Verräther! zog er eine Pistole, es fiel ein Schuß, Robespierre sank mit zerschmetterter Kinnlade zur Erde. Wer den Schuß abgefeuert hat, Meda, der es von sich aussagt und dem man es damals allgemein glaubte*), oder Robespierre, für den seine Bewunderer die Ehre eines Selbstmordversuchs retten wollen, wird immer zweifelhaft bleiben. Als Bourdon hereintrat, wurde Couthon herbeigeschleppt, Dumas wurde unter einem Tisch hervorgezogen und gab an, wo man St. Just und Lebas finden würde. Lebas war eine Leiche, St. Just ergab sich ohne Widerstand, der jüngere Robespierre hatte sich, als er keine Rettung mehr sah, aus dem Fenster gestürzt und wurde noch lebend aufgehoben.

Am Tage darauf wurden die Fünf, zu denen noch Henriot hinzukam, hingerichtet; am 11. Thermidor starben 70 der schuldigsten Mitglieder der Commune und am 12. wurde die Liste der Geächteten mit der Hinrichtung von noch 11 Individuen geschlossen. Im Grunde waren die Häupter der ganzen Terroristensekte vollzählig getroffen worden. Nur Fouquier-Tinville, der am frühen Morgen des 10. dem Convent zu seinem Siege Glück wünschte, war übrig geblieben; den sparte man auf für einen feierlichen Akt der Hinrichtung.

Der Sieg vom 9. Thermidor war der Neubelebung der bisher erstarrt gewesenen Volksmassen im Mittelstande, der Ermannung der lange durch Schrecken gelähmten Bourgeoisie zu danken. Diesem Umstande allein war es zuzuschreiben, daß es zu einem Blutvergießen nicht mehr kam. Der aktive Widerstand des Bürgerthums in den Quartieren, die nur der Schrecken unter-

---

*) [Barante hält daran fest, daß die Angabe Meda's Glauben verdiene. IV. 445.]

worfen, und der passive Widerstand der Kreise, über die die Jakobiner bisher schrankenlos verfügt, das hatte den Tag entschieden. Das System war gerichtet durch die öffentliche Meinung, die sich im Stillen endlich gesammelt und zusammengerafft, nicht ein Mann mit seinem Anhang, der Schrecken selber war gefallen und darüber täuschten sich die siegreichen Schreckensmänner, die gegen ihren ehemaligen Anführer rebellirt hatten und nach dem Siege glaubten, jetzt komme ihre Zeit. Die rückläufige Strömung hatte begonnen, die bald ebenso unaufhaltsam Alles vor sich hertrieb, wie vorher die entgegengesetzte; die Reaktion war im Gange, noch lange nicht die der Priester und der Emigranten, wohl aber die der Nation, die des Bürgermordes überdrüssig war, die Frieden, Ruhe, Gesetz wollte um jeden Preis.

Rückblick.*)

Die Lage Frankreichs nach diesem Tage läßt sich zum Theil aus dem bereits Hervorgehobenen erkennen, die inneren Zustände sind übersichtlich in den Hauptzügen geschildert worden. Wer sich im Entwerfen von grellen Bildern ergehen wollte, der fände überreichen Stoff in der Charakteristik eines Staates, der seit Jahren unter einem beispiellosen Schrecken gelegen hatte, in dem Alles zerstört war, was sonst die bürgerliche Gesellschaft zusammenhält, dessen letzte Erschütterungen einen breiten Blutstreifen durch tausende von Familien hindurchgezogen und den Wohlstand von Millionen zu Grunde gerichtet, in dem seit Jahren kein Steuersystem, keine Uebung bürgerlicher Pflichten, keine Verwaltung, keine Rechtspflege, keine Arbeit, kein Handel und Wandel, kurz, in dem Alles vernichtet war.

Die Weltgeschichte hat kaum ein ähnliches Chaos aufzuweisen. Man konnte nicht sagen, was aus diesem Staate werden sollte, der einer ungeheuern Brandstätte gleich, dessen Angehörige ihre Arbeit gleichsam von vorne beginnen mußten.

Wo waren doch die Ideen von 1789 hingekommen?

Aus der Freiheit für Alle war eine Freiheit für jeden Ein-

*) [Eine meisterhafte Zusammenfassung der Ergebnisse des Schreckens s. Sybel III. 164—177.]

zelnen geworden und von dieser endlich für Keinen Freiheit übrig geblieben. Die historischen Standesunterschiede waren einer natürlichen Gleichheit gewichen und diese war alsbald in einer künstlichen Kluft zwischen Besitzenden und Besitzlosen untergegangen. Arbeit und Eigenthum, Handel und Wandel waren kaum aus einer unnatürlichen Gebundenheit erlöst, als sie in neue blutige Fesseln geschlagen wurden; der Preis der Arbeit, der Curs werthlosen Papiergeldes, wurde durch die Guillotine bestimmt, jeder Handel als verbotener Wucher vogelfrei erklärt, alles Eigenthum endlich als ein Unterpfand verrätherischer Gesinnung geächtet. Eine Fülle kostbarer Rechte, politischer Garantien war damals geschaffen worden, nicht eines darunter war zu nennen, das nicht zertreten worden wäre; die ganze Geistesarbeit der Constituante, der ganze Bau von Menschen- und Bürgerrechten lag in Scherben umher und ihre gänzliche Zerstörung war nicht eine unbeabsichtigte Folge, sondern die nothwendige Voraussetzung des jetzt gestürzten Systems gewesen.

So im Innern; anders aber draußen an den Grenzen. Der Eindruck der grauenhaften innern Zerrüttung vergißt sich beinahe bei dem Blick auf die Heere der Republik, wie sie jetzt in der ersten Hälfte 1794 dastanden. Hier lag die ganze ungebrochene Kraft der Nation, die Jugendblüthe der Revolution, der volle Schwung eines wirklich republikanischen Geistes.

Es stellt sich die ganz abnorme Erscheinung dar, daß während die Revolution im Innern sich selber aufgezehrt, die republikanische Gesellschaft aus tausend Wunden blutete und alle ihre Ideale zertrümmert sah, dieselbe Revolution die ganze Fülle ihrer Kraft in gewaltiger Vereinigung an den Grenzen hatte, bereit, ihre unwiderstehliche Propaganda auf die Nachbarlande, auf ganz Europa zu werfen. Mitte 1794 waren die revolutionären Heere aller Orten nach Außen siegreich, während der Bürgerkrieg der Vendée in den letzten Zuckungen lag; Belgien war erobert (Sieg bei Fleurus 26. Juni), der Coalitionskrieg in Belgien mit ewiger Schmach bedeckt, die Rheinlande bereits bedroht, im Herbst besetzt, Savoyen war in Besitz genommen. Kein fremder Soldat stand mehr auf französischem Boden und im französischen Heere hatte sich das Talent in seiner glücklichsten Entfaltung emporgearbeitet, die gebornen Soldaten waren am Ruder, an der Spitze aller Heere standen

ausnahmslos fähige, zum Theil geniale Menschen, die Alles in Schatten stellten, was das militärische Frankreich seit Jahrhunderten hervorgebracht.

Das Verdienst dieses Erfolgs habe ich nicht dem Schrecken zugeschrieben. Der Mann, der das Meiste leitete, hat gegen seine Neigung dieser Macht gedient, er that es, umgeben von tausend Hindernissen, die ihm diese Macht planmäßig bereitete: die reine Schreckenspartei lieferte Heere ohne Schuhe, ohne Waffen und ohne Brod, und an Generalen nur die ausgesuchteste Unfähigkeit. Carnot stand hier in erster Reihe, dazu die alte, militärisch reich begabte Natur dieses Volks, das trotz seiner namenlosen politischen Zerrissenheit dem äußern Feinde sich einig gegenüberstellte, und endlich das Ausland selbst, das seit 1792 den Krieg matt und muthlos geführt, im Augenblick, wo der Kreuzzug für Thron und Altar beginnen sollte, Theilungspläne über andere Völker entwarf, und über dem Schielen nach eignem Ländergewinn alle für Frankreich bedrohlichen Momente ungenützt verstreichen ließ.

Zwei Mal konnte das Ausland siegen, es siegte nicht und es war der Wille des Schicksals, daß das alte Europa dem neuen durch eigne Schuld unterliege.

Wie wollte man aber im Rücken der siegreichen Heere Verfassung, Freiheit, bürgerliche Ordnung wieder aufbauen, wo Alles in Trümmern lag, wo jede Gewöhnung an Gesetz und bürgerlichen Frieden ausgestorben war?

Der Staat Ludwigs XV., abgelöst durch den Convent, die Intendanten der alten Monarchie ersetzt durch die Departementscommissäre, das war eine schlechte Schule der bürgerlichen Freiheit. Auf diesem Boden konnte geraume Zeit nur eine gesetzgebende Diktatur einen erträglichen Zustand schaffen. Wohl war es richtig, eine Revolution von dieser Gewalt und Kraft vergißt sich nicht, wie Kant sagt; die Ideen von 1789 waren nicht auszurotten, nicht vergessen zu machen, sie lebten fort, aber schwer war es, ihnen eine wirklich lebenskräftige Gestalt zu geben, und diese Schwierigkeit war Das, was Frankreich fortan in schmerzlichen Zuckungen herüber- und hinüberwerfen mußte. Die alte Wirthschaft vor 1789 war nicht mehr aufzurichten, dafür hatte der Schrecken gesorgt, aber eine neue dauerhafte Ordnung aufzurichten, mochte sie Monarchie oder Republik heißen, war auch eine Riesenarbeit. Es war die

Frage, ob das Einer vermocht hätte, aber der Eine, dem man es zutraute, hat es nicht gewollt.

Die furchtbare Zerstörung der letzten Jahre hatte alle Werkzeuge und Kraftmittel des alten Regime zertrümmert; man konnte einen Adel und Clerus in alter Weise nicht mehr herstellen, die alten Stände und Corporationen nicht mehr pflanzen auf dem Boden, wo die blutige Pflugschar so unbarmherzig gehaust hatte wie hier. Der ehrliche Verzicht auf alle Gelüste solcher Restauration war die erste Bedingung jedes Neubaues. Das war der Lebensirrthum der Bourbonen, die in ihrer Charte verhältnißmäßig mehr Freiheit gegeben hatten, als irgend eine Regierung vor ihnen, aber daran sich nicht gewöhnen konnten, daß die alte Ordnung auch nicht in Zeichen, Bildern und Erinnerungen irgend welcher Art der Nation wieder vorgestellt werden dürfe. Jede solche Reminiscenz rief den Rachegeist des Volks wach und manche Regierung ist daran zu Grunde gegangen, die gleichwohl nicht tyrannisch gewaltet hat. Es bestand eben ein neues Volk, in dessen Jugendjahre die entsetzliche Zerstörung alles Alten, der unrühmliche Sturz der alten Monarchie fiel. Wer das erlebt, der konnte nicht mehr zu königlichem Sinn erzogen werden. Man konnte mit jedem Strome schwimmen, charakterlose Wandelbarkeit war genug da, aber in ehrlicher Empfindung auch nur den Erinnerungen der alten Zustände wieder nahe stehen, das konnte Keiner.

Es war jetzt zwar keine Freiheit, wohl aber eine gesellschaftliche Gleichheit da, wie sonst nirgend in der Welt. Was diese irgendwie gestört hätte, war zerschlagen. Wie eitel auch dies Volk in allen Schichten sein mochte, die alte Art ständischer Gliederung, aristokratischer Unterscheidung, wie sie im alten Frankreich nicht bloß die höheren, sondern alle Kreise gekennzeichnet, war todt für immer. Der Gedanke, daß Jeder Zutritt habe zu Allem, daß jeder Soldat den Marschallstab in seinem Tornister trage, wie Bonaparte später sagte, war durchgeführt selbst auf Kosten der Freiheit. Aber es war die Frage, was diesem Volke mehr entsprach, ob es seinem Wesen nach mehr zur Gleichheit oder zur Freiheit neige, ob es nicht auf diese verzichte, wenn jene auch nur in der Gleichheit des Gehorsams unter einem Despoten bestand, der dafür alle Kraft der Nation zum Schrecken Europas in seiner Hand vereinigte? Vielleicht war, was der Schrecken hier hervorgebracht,

nur die eigenthümliche Art dieses Volkes, wenn auch bis zur äußersten wildesten Durchführung gesteigert. Solche Fragen sind schwer zu beantworten; leicht nur dann, wenn man sein fertiges System bereit hat und das bunte, mannichfaltige Gewebe der menschlichen Dinge gewaltsam hineinpassen will.

Die Pflegestätte aller politischen Freiheit, der bürgerliche Mittelstand, war nicht bloß gezähmt, er war auf lange hinaus geknickt, der Bürgerstolz, der sich seines Rechtes wehrt und jedes Recht als eine Pflicht betrachtet, war getödtet, der selbstthätige Gemeinsinn, der die Formen aller politischen Freiheit allein zu beleben vermag, war erstickt.

Aber die Massen, die einmal das Gefühl gehabt, daß sie Frankreich beherrscht und gerettet, hatten ein Gefühl ihrer Geltung, einen Stolz ihrer Macht erlangt, wie er sich in keinem andern Volke, in keiner Periode der Geschichte so wieder findet. Nahm man den Einzelnen aus der Masse heraus und zergliederte seine Eigenschaften, so brauchte kein Fremder sich zu schämen; aber ein gewaltigeres Instrument gemeinsamer Aktion der ganzen Nationalkraft nach Außen, als es in dieser Masse vorhanden war, existirte nirgends.

So erklärt sich das allmälige Entblättern des Baumes der Freiheit, bis er endlich ganz dürre dasteht, und auch der Durst nach einer Gewalt, die die Nation einigte nach Außen und wenn nicht Freiheit, so doch Macht, Eroberung, Ruhm versprach. Die neuen Lebensformen, welche durch die Revolution gewonnen worden waren, waren nicht alle verloren, die sociale Gliederung vor Allem blieb unangetastet und vielleicht fand sich auch unter dem Andern Vieles, was der große Krieger werth fand, in seine Gesetzgebung aufzunehmen.

Siebenter Abschnitt.

Sturz des Terrorismus und Anfang der Reaktion. Erhebungen der geschlagenen Parteien, der Jakobiner wie der Royalisten; der Convent im Kampfe gegen beide bis zur Einführung der Verfassung vom Jahre III. (Okt. 1795.)

§. 30. 31.

Politik und Kriegführung der Coalition 1793 bis 1795. — Lähmender Einfluß der polnischen Frage. — Thugut. — Der Petersburger Vertrag 3. Januar 1795. — Der Baseler Friede vom April 1795.

Zweimal, zuerst nach der Einnahme von Longwy und Verdun und dann nach dem Fall von Condé und Valenciennes, war das Ausland in der Lage gewesen, einen entscheidenden militärischen Erfolg gegen Frankreich in seiner äußersten Auflösung zu erstreiten, auch mit einer verhältnißmäßig geringen Kraft. Aber diese Augenblicke hatte man versäumt und ein ähnlicher kam nicht wieder. Von da an hatte man gegen überlegene Massen zu kämpfen, während im eignen Lager die Einheit der Führung und des gemeinsamen Willens mehr als je vermißt wurde. Als im Sommer 1793 statt eines raschen Vormarsches auf Paris die matte Flankenoperation auf Dünkirchen beliebt wurde, war der Angriff auf den Osten Frankreichs zunächst überhaupt aufgegeben. Man gewährte der Republik 3—4 Monate Zeit, sich zu rüsten, diese Frist wurde benutzt und als sie vorüber war, ward die gesammte Lage mit einem Schlage verändert.

Interessanter, wenn auch militärisch noch unbedeutender, waren die Vorgänge am mittlern Rhein, denn hier zeigte sich die innere Auflösung der Coalition noch deutlicher. Als man im Spätherbst 1792 den schmachvollen Rückzug aus der Champagne gemacht, war man auf Seiten Oesterreichs und Preußens gern bereit, einen anständigen Frieden zu schließen; der König war doch

verloren, fand sich eine goldne Brücke zum Einlenken, man hätte sie gern betreten. Aber da machten es die Franzosen selber, wenn nicht unmöglich, doch äußerst schwer, den Krieg aufzugeben. Der glückliche Handstreich Custine's gegen Mainz (21. Okt.), der Sieg Dumouriez's bei Jemappes (6. Nov.) und die Besetzung Belgiens, das waren zwei Ereignisse, die einer diplomatischen Versöhnung die allergrößten Schwierigkeiten in den Weg warfen.

Keine von beiden Mächten durfte den Rhein und damit das Reich den Franzosen preisgeben, in Belgien aber hatte Oesterreich eine Provinz verloren, die es freilich nicht behalten, aber auch nur in einem werthvollen Tauschgeschäft, etwa gegen Baiern, herausgeben, also am allerwenigsten durch Waffengewalt verlieren wollte. So war man bald wieder zum Krieg entschlossen, aber darin war doch der Umschwung in beiden Lagern zu erkennen, daß die alten Ideen eines Kreuzzugs für Thron und Altar in den Hintergrund traten und viel reelleren Tendenzen der Eroberung und Vergrößerung Platz machten.

Auf dem Rückzug noch waren damals die Diplomaten beider Mächte in einem Dörfchen bei Luxemburg zusammengekommen, um sich zu besprechen. Oesterreich erklärte geradezu, es sehe keinen Sinn mehr in einem Kriege, der seinen Gegenstand verloren habe, sei aber bereit, ihn wieder aufzunehmen, vorausgesetzt, daß ihm eine Abrundung auf Kosten Frankreichs zugestanden werde. Nun trat auch Preußen, ermuthigt durch diese Aufrichtigkeit, mit seinen eignen Plänen heraus; es wollte gleichfalls eine Entschädigung, aber nach einer ganz andern Seite hin. Nach der damaligen Gestaltung der preußischen Monarchie konnte eine solche nicht am Rheine gesucht werden. Dort hatte es nur Enclaven, die man im Nothfall preisgab; noch war das ganze Reich nur im Osten konsolidirt und hier allein konnte darum eine Entschädigung Werth haben.

Rußland that Alles, den Krieg wieder in lebhaften Gang zu bringen; denn, damit es in Polen möglichst ungestört sei, mußte der Brand im Westen die andern Mächte fortdauernd in Athem erhalten.*) Während des Kriegs in der Champagne waren diese Beweggründe deutlicher hervorgetreten, die Verfassung, die sich Po-

*) S. oben S. 248 ff.

len im Mai 1791 gegeben, war der letzte Versuch wirklich patriotischer Männer gewesen, den Feudalstaat einigermaßen modern zu organisiren; eine Nationalvertretung war eingeführt worden, der freilich viele Voraussetzungen fehlten, die aber doch für das Land viel Gutes versprochen haben muß, weil alle natürlichen Feinde Polens darin eine Gefahr für ihre Theilungspläne sahen.

Rußland namentlich entfaltete eine außerordentlich rührige Thätigkeit, im Inland wie im Ausland eine Bewegung gegen diese Verfassung zu Stande zu bringen. Preußen war noch, als die Verfassung durchgesetzt war, im Bunde mit Polen, jetzt ließ es sich*), wandelbar, wie seine Politik seit Herzbergs Tode war, in die Agitation gegen die Verfassung mit fortreißen. Es war damals nicht schwer, Parteien im Lande zu kaufen, die sich als Vorposten des Auslandes gebrauchen ließen. Die ehrenwerthe Patriotenpartei war bald vereinzelt, ohne Stütze im Volk, und ihr gegenüber eine mächtige Partei, gestützt auf Preußen und Rußland.

Diese Wendung war bereits eingetreten, als Oesterreich so offen seine eignen Absichten darlegte; demgemäß erklärte nunmehr Preußen mit derselben Offenheit, es wollte den Krieg fortsetzen gegen ein Stück Polen. In jenem Lager zu Luxemburg wurde ein förmlicher Vertrag unterzeichnet, der nachher in Wien die Bestätigung erhielt. Im Hintergrunde lag der österreichische Plan, Baiern gegen Belgien zu vertauschen und die Wittelsbach'sche Dynastie nach Belgien zu versetzen.

An dieser Theilung des Augenmerks zwischen Rhein und Weichsel krankt die Coalition Jahre lang, an dieser Spaltung der Kräfte geht die Einheit ihrer Politik und Kriegführung zu Grunde und das dauert so lange, bis es Oesterreich dahin bringt, daß Baiern selbst sich in die Arme Frankreichs wirft, nachdem es zwanzig Jahre gegen österreichische Ränke hatte ringen müssen. Und das Alles geschah, als die unsichere, schwankende Phase der Revolution, wie sie vor dem Tode des Königs bestanden, beendigt und Männer ans Ruder gekommen waren, von denen das Eine fest stand, daß sie kein Mittel scheuen würden, wenigstens eine kräftige Aktion nach Außen zu bewerkstelligen.

Rußland fand sich endlich in eine zweite Theilung Polens

---

*) S. oben S. 248 ff.

zwischen ihm und Preußen, und begnügte sich mit einem Stück der Beute, während es am liebsten Polen ungetheilt gelassen, d. h. ganz für sich genommen hätte.

Der zweite Feldzug hatte Anfangs großen Erfolg, Dumouriez's Heer wurde geschlagen und zersprengt, Belgien zurückerobert, in demselben Augenblick, da Frankreich in tödtlicher Entzweiung lag, da 70 Departements sich gegen die Hauptstadt erklärt hatten. Der Weg nach Paris lag fast offen da, aber die Coalition blieb sich treu, sie schwenkte ab nach Dünkirchen, denn so wollte es England, das nicht ohne Beute bleiben wollte, während jeder der anderen Verbündeten bereits die seinige in Sicherheit hatte. Nichts natürlicher als dies bei einer Coalition, die lediglich auf Ländergewinn ausging.

Der König von Preußen hatte erklärt, er werde den Krieg als Verbündeter mitmachen, sich den polnischen Preis im Westen zu verdienen, Mainz auf seine Kosten und mit seinen Truppen zurückerobern. Als das geschehen war, fragte man, was weiter? Im preußischen Hauptquartier war die Meinung: vorwärts! Es sprach hier der alte Instinkt preußischer Heerführung, man dachte an Saarlouis, Landau, aber man wurde im Schach gehalten durch die kurzsichtige Diplomatie der Lucchesini und Haugwitz, die meinten, man solle abwarten, bis man seines Preises in Polen versichert sei, der Staat sei finanziell erschöpft und der Krieg, über den unerläßlichen Umfang hinaus fortgesetzt, könne Preußen Nichts einbringen. Dieser Politik, die im Anfang nicht so böswillig und treulos gewesen war, als sie später geworden ist, wo sie dann, zum Theil wider ihren Willen, nach Jena und Auerstädt geführt hat, kam man in Oesterreich erstaunlich willig entgegen.

Am 27. März 1793 war hier ein Umschwung eingetreten.

Als jener Vertrag zwischen Preußen und Rußland in Sachen der polnischen Theilung zu Stande gekommen, war man in Wien unruhig geworden. Die alte Eifersucht ward wieder wach, der es widerstrebte, Preußen Vergrößerungen im Osten zu bewilligen; der Kaiser entließ sofort sein Ministerium des Auswärtigen und berief den Baron Franz Thugut*) an die Spitze. Das war ein Mann von Geist, von großer Geschäftsroutine, unerschöpflich in

*) Häusser: deutsche Geschichte I, 441 ff.

Cabalen, aber ein Diplomat, der für Oesterreich und Deutschland so verhängnißvoll geworden ist, wie das von wenigen Menschen gesagt werden kann. Ihm fehlte jeder höhere politische Grundsatz, jeder große schöpferische Gedanke, sein Talent, seine Virtuosität geschmeidiger Routine diente vollendeter Principlosigkeit, darum ist sein Walten so ungemein verderblich geworden. In der Wahl der Mittel dachte er genau so, wie die Jakobiner in Frankreich. Das war wohl eine Frucht seines langen Aufenthaltes in Constantinopel, dieser Musterschule entsetzlicher Käuflichkeit und feiler Gewissenlosigkeit. Die Serail- und Palastpolitik, die hier herrschte, hat er in die europäische Diplomatie übertragen. Das wäre in jeder Lage ein großes Verderben gewesen, vollends in dieser. Das Intriguiren machte ihm persönliches Vergnügen, er mischte oft die Karten, häufig nur, weil es ihm eine belustigende Unterhaltung war. Auch in Preußen waren ähnliche Männer am Ruder, nur zahmer und weniger frivol; sie hätten den Rastatter Gesandtenmord nicht organisiren können, aber schwache, nur halb wollende Intriguanten sind den Staaten unter Umständen ebenso verderblich, als energische Bösewichter. Dem einträchtigen Zusammenwirken solcher Kräfte hat Deutschland seine größte Schmach zu danken.

Thugut, ein armer Schiffmannssohn aus Linz, war darum ins Ministerium gekommen, weil er die Politik der alten Rivalität gegen Preußen und das bairisch-belgische Tauschprojekt als die leitende Idee seines Lebens betrachtete. Darum war die erste Folge seines Eintritts die, daß Preußen bei seiner in Polen gehofften Entschädigung auf unerwartete Hindernisse stieß und daß die Erforschung dieser Hindernisse meist auf Umtriebe des Wiener Cabinets als Quelle zurückführte. Das zeigte sich bald deutlicher. Auch Rußland ließ sich in ähnlichem Sinne durch seine Thaten vernehmen, hatte es doch kein Interesse, sich für Preußens Antheil an Polen übermäßig zu erhitzen. Die Russen rückten in Polen ein, zwangen jenen Schattenreichstag in Grodno ihre Vorschläge anzunehmen, nahmen die Theilung in ihrem Sinne vor und auf Preußen wurde dabei nicht geachtet.

Dieser Umstand erklärt den halben Willen Preußens, am Rheine anzugreifen, während im Osten die ganze Beute des Krieges alle Gefahren lief. Der König, in seiner ritterlichen Denkart, hätte gern etwas Entscheidendes gethan, aber da trat ihm der öster-

reichische Widerspruch entgegen; hier wollte man keine Vergrößerung Preußens in Polen, die man ihm hätte zugestehen müssen, wenn es am Rheine Vortheile erfocht. Daran siecht der ganze Coalitionskrieg am Rhein; nach der Einnahme von Mainz fängt er an zu stocken, der österreichische General Wurmser beginnt auf eigne Faust einen Kleinkrieg im Elsaß, der keinerlei Erfolg bringt, die Preußen stehen Gewehr im Arm dabei und üben souveräne Kritik an der Thätigkeit ihres Verbündeten; nur einmal rühren sie sich zu seiner Unterstützung. So geht es lahm und schläfrig bis Ende September. Da reist der König plötzlich ab, im tiefsten Geheimniß war der Plan geschmiedet worden, die Haugwitz und Lucchesini hatten ihn angelegt. Der König reiste nach Polen, um dort an der Spitze seines Heeres seine bedrohten Ansprüche durchzusetzen. Bis zu seiner Abreise waren dort die Dinge gereift, das Loos war über Polen geworfen; wie viel sich noch für Preußen gut machen ließ, war zweifelhaft, gewiß war nur, daß der Krieg am Rhein nun vollends gelähmt war.

Die rein militärische Ueberlegenheit der Truppen der Coalition über die Heere der Sansculotten war damals noch zweifellos, das wird von den französischen Generalen, wie St. Cyr, Soult, selber zugegeben. Die österreichischen und preußischen Soldaten, die vielfach den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatten, waren so tüchtig, als dies in der alten Schule nur immer möglich war. Die systematische Art der Handhabung der Waffen, die strenge Methode der gesammten Ausbildung, worin die alte Schule so Großes leistete, war den Franzosen nie geläufig gewesen, sie widerstrebte dem Charakter schon der alten Armee und blieb der neuen ganz fremd. Einholen ließ sich das nicht, wohl aber überholen durch eine ganz neue Gefechtsweise, die dem Naturell des französischen Soldaten und den Mitteln der vorhandenen Heere entsprach, und ein solcher Umschwung trat seit den letzten Monaten des Jahres ein.

Frankreich hatte wenigstens kolossale Massen in seinen Lagern, die freilich noch keine Soldaten waren, aber es jetzt bald wurden. Die Generale der Clubs waren beseitigt, man hob endlich fähige Menschen an die Spitze, es kamen Pichegru, Hoche und Aehnliche. Die neuen Führer geboten über große Massen, die immer Nachschub erhielten; man konnte sie dem ersten, auch dem zweiten

Schlag aussetzen, allmälig gewöhnten sie sich an das Feuer, jeder Verlust wurde rasch ersetzt, während der Gegner schon durch Ermüdung geschlagen werden konnte. Die Taktik der Franzosen war jetzt die: man ging mit gewaltigen Schaaren vor, schickte ihnen große Geschützmassen voraus und beschoß mit diesen den Feind aus fernen Stellungen. Bisweilen wurden die Kanonen verloren, dann wurden sie rasch wieder ersetzt, alle Kirchenglocken Frankreichs wurden ja zu Kanonen eingeschmolzen. Wurden aber die Geschütze nicht genommen, so ging unter dem Schutze ihres Feuers das noch wenig geschulte Fußvolk in dichten Reihen vor und die wenigen alten Truppen reichten nothdürftig aus, um einzelne Plänklerkompagnien zu bilden; kam es zum Einzelgefecht, so zeigte sich anfangs noch allerwärts die Ueberlegenheit der Veteranen auf deutscher Seite, denn der Kern der französischen Heere, die Nationalgarden, waren noch lange keine Soldaten, ihre Bewaffnung war mangelhaft, ihre Kenntniß der Waffen noch mangelhafter und die zähe Ausdauer, die den alten vom jungen Soldaten unterscheidet, fehlte überall. Aber auch das glich sich allmälig aus. Das Verfahren der Bauern in der Vendée*), erst hinter natürlichen Deckungen, hinter Busch und Wald das Feuer auf den Gegner zu eröffnen, dann in stürmischem Anlauf sich auf die feindlichen Linien zu werfen, wurde im großen Maßstabe gegen die Oesterreicher und Preußen angewendet, und nach und nach zeigte sich, daß die dünnen Linien der alten Taktik dieser unausgesetzten Wiederholung des Phalangengefechts nicht gewachsen waren.

Am Rhein und an der Mosel standen überdies jetzt zwei fähige Generale, Pichegru und Hoche, und leiteten eine zusammenhängende Operation gegen die zwieträchtigen Verbündeten.

Am 28. November traf Hoche mit der Moselarmee auf die Preußen bei Kaiserslautern; der Herzog war ihm an Zahl der Truppen bei Weitem nicht gewachsen, aber hier zeigte sich noch einmal die außerordentliche taktische Tüchtigkeit der preußischen Truppen gegen das Ungestüm französischer Uebermacht.

Hoche richtete seinen Angriff gerade auf eine Stelle, wo die Preußen ihn nicht erwarteten. Nichtsdestoweniger wurde er nach drei hitzigen Gefechtstagen vollständig geworfen. Die Preußen

*) [Sybel II, 344.]

rückten in den Kampf wie beim Manöver auf dem Exercierplatz und kehrten nach dreimaligem glänzenden Siege auf ihren Standort zurück. Aber von der günstigen Gelegenheit, die beiden französischen Armeen zu trennen und durch Vereinigung mit Wurmser einem kombinirten Angriff vorzubeugen, wurde kein Gebrauch gemacht.

Noch vor Weihnachten kamen die kombinirten Angriffe von Hoche und Pichegru; die seit Wochen, in Einzelgefechten aufgebrauchten Colonnen der Oesterreicher wurden zurückgeschlagen, die Weißenburger Linien verloren, Landau entsetzt und als jetzt der Herzog dem General Wurmser zu Hilfe kam, war es zu spät. Der Rückzug auf das rechte Rheinufer war unvermeidlich geworden. In beiden Heeren warf man sich die Schuld des Mißlingens vor und jeder Theil hatte in gewissem Sinne Recht.

In den Cabinetten nahm man das viel leichter. Auf beiden Seiten strebte man von dem „verwünschten Kriege" loszukommen, und fortgesetzte Mißerfolge erschienen hier wie dort als das beste Mittel, die Sache zu verleiden. Der Herzog von Braunschweig, dessen Feldherrnruhm nicht mehr viel leiden durfte, wenn er nicht ganz verloren gehen sollte, gab seine Entlassung ein und das preußische Cabinet gab nun die Erklärung ab, es habe sich bloß für 1793 zum Kriege verpflichtet, es habe seine Pflicht erfüllt und sei jetzt wegen finanzieller Erschöpfung gezwungen, Frieden zu schließen. Den Grund, den Preußen angab, hat man damals für Uebertreibung gehalten, aber er hatte seine Richtigkeit. Dank der verschwenderischen Verwaltung Friedrich Wilhelms II., Dank dem unnützen Krieg gegen Holland, und der überflüssigen Rüstung von 1790 war der Staatsschatz Friedrichs des Großen aufgezehrt und dadurch die Mittel zur Fortsetzung des Krieges verbraucht. Die Steuerkraft noch mehr anzuspannen, war unmöglich, das hatte schon Friedrich der Große ausgesprochen, Anleihen wollte man nicht machen, davor hatte man eine gespenstische Scheu: man konnte in der That mit eigenen Mitteln den Krieg nicht fortsetzen.

Die ersten Monate des Jahres 1794 gingen so ohne kriegerische Aktion vorüber, Preußen wandte sich an das deutsche Reich, aber dieses verweigerte, wie Oesterreich, jede Unterstützung mit Subsidien, am 11. März erfolgte der Befehl, die preußischen Truppen von der Coalition zurückzuziehen und nun erst, da Preußen

Ernst zeigte, verpflichtete sich Holland und England im Haager Vertrag (19. April 1794) Preußen durch Subsidien beim Kriege festzuhalten. Preußen trat noch ein Mal in einen Krieg, aus dem es doch bei erster Gelegenheit wieder auszutreten entschlossen war; ehrenwerther wäre es gewesen, wenn es gleich jetzt, sein Unvermögen und seine Unlust bekennend, einfach sich zurückgezogen hätte. Nachdem man mit Unterhandlungen um Subsidien über drei Monate verloren, verlor man mit Berathungen über den Gang der Operationen noch vier kostbare Wochen; erst am 22. Mai begann Möllendorf den Feldzug, trieb die Franzosen rasch aus dem Haardtgebirge hinaus, warf sie auf die Vogesen zurück, und sah sich Ende des Monats fast wieder in denselben Stellungen, die Preußen im Vorjahr inne gehabt hatte. Jetzt trat wieder eine Pause ein, die mit höchst unerquicklichen Verhandlungen über den Vollzug des Haager Vertrags ausgefüllt wurde. Die Gelder kamen langsam und in Münzsorten, bei denen die Preußen verloren, die Engländer und Holländer gewannen. Die Seemächte wollten die Preußen in Belgien haben, aber die Preußen wollten vom Rhein nicht weichen.

Ein erbärmlicher Hader entzweite die Verbündeten, während Frankreich Leben und Eigenthum der ganzen Nation, sein Alles auf's Spiel setzte.

Inzwischen ging Belgien verloren.

Oesterreich zog sein bei Fleurus (26. Juni) geschlagenes Heer zurück, um es auf Baiern zu werfen. Im Westen war schon Nichts mehr zu retten, als auch im Osten eine für Preußen höchst gefährliche Crisis zum Ausbruch gekommen war. Polen war in einer letzten heldenmüthigen Erhebung gegen die Theilungsmächte aufgestanden und zwischen Oesterreich und Rußland bereitete sich ein gegen Preußen gerichtetes Einverständniß vor, das allein Grund genug enthielt, sich von solchen Verbündeten zu trennen. Ende Oktober hatte Preußen das linke Rheinufer geräumt.

Zwischen Oesterreich und Rußland war, nachdem Letzteres den Aufstand niedergeworfen, ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß zu Stande gekommen (unterzeichnet am 3. Januar 1795), dessen Urkunde wir erst vor zwei Jahren (1858) kennen gelernt haben*)

*) [Durch Miliutin. Häusser I. 535. Sybel III. 281.]

und das die äußerste Feindseligkeit gegen Preußen athmete: Theilung Polens und der Türkei zu Gunsten der beiden Kaiserhöfe, Abfindung Preußens mit einem Stücke Polens, falls es die Errichtung einer russischen Sekundogenitur in den Donaufürstenthümern, die Beraubung Venedigs, die Erwerbung Baierns und eines Stückes der Türkei, sowie aller etwaigen Eroberungen in Frankreich für Oesterreich gut heiße und in allen Fällen gemeinsame Aktion gegen Preußen: das war der Inhalt der Abmachungen. Was aus einem Bunde werden mußte, der in demselben Augenblick, wo er zu furchtbarer Ueberlegenheit angewachsene Wehrkräfte der Revolution sich gegenüber sah, solcher Art sich selbst zerfleischte, das war leicht abzusehen. Es liegt in diesem Petersburger Aktenstück ein ganzes Stück Weltgeschichte enthalten. Nur diese Politik der Treu- und Gewissenlosigkeit, nicht die Revolution, nicht Bonaparte's Genie, hat die französischen Heere zwei Mal nach Wien, ein Mal nach Berlin und zuletzt nach Moskau geführt. Nichts kann den blinden, frivolen Wahn der alten Staatskunst schlagender bezeichnen, als dieser geheime Vertrag. Das war es, was den Verbündeten, einem nach dem andern, ihre Katastrophen eingetragen hat.

Wir können nicht sagen, ob man in Berlin diese Abmachungen kannte, aber man wußte jedenfalls die Richtung der Politik, die dahin führte.*) Der König, der bis jetzt aus einem ehrenwerthen Bedenken jede Unterhandlung mit den Männern des Schreckens von sich gewiesen, erklärte sich jetzt selber bereit, sich mit ihnen zu vertragen. So schloß man, von allen Verbündeten theils preisgegeben, theils verrathen, am 5. April 1795 den Frieden zu Basel.

Es war zunächst nur ein Sonderfrieden mit dem Vorbehalt, auch für das Reich einen allgemeinen Frieden zu vermitteln, aber auch mit dem Hintergedanken, wenn Oesterreich nicht wolle, es davon auszuschließen; die norddeutschen Staaten innerhalb der Demarkationslinie sollten unter die preußische Obhut und Hannover, falls es sich weigere, als Pfand in Verwahrung genommen werden, damit es sich allmälig an den preußischen Besitz gewöhne.

*) [Tauenziens unglückliche Lage in Petersburg zu jener Zeit s. Sybel III. 261 ff.]

Man muß hier zwei Dinge genau von einander unterscheiden, die Vorgänge, die zu dem Frieden geführt haben und den Frieden selbst. Ich selbst habe viel dazu beigetragen, die ersteren aufzuhellen und man hat das häufig als eine Rechtfertigung des Friedens aufgefaßt. Ich kann das nicht stark genug zurückweisen. Ja die Vorgänge zwischen Oesterreich und Rußland waren allerdings der Art, um Preußen zu jedem rettenden Schritt zu berechtigen. Aber der Baseler Friede war doch nicht bloß die Folge der Abmachungen und Erklärung vom 3. Januar. Der Weg, der dahin führte, war schon betreten worden seit 1792, seit der unglückseligen Combinirung der polnischen und der französischen Dinge, seit der matten Kriegführung an der Maas und am Rhein, seit den Ränken von Haugwitz und Lucchesini; seit drei Jahren hatte man sich vorbereitet auf einen solchen Abschluß, darum lag ein großer Theil der Schuld an der preußischen Politik selber.

Der Friede wich von den Ueberlieferungen des Staates ab. Statt daß er die ausschlaggebende Macht in Europa geworden wäre, begab er sich in das Gefolge Frankreichs. Dabei konnte er nicht stehen bleiben. Er wollte eine Hegemonie in Deutschland erlangen und das lag in den Traditionen dieses Staates; aber die erwarb man nicht, wenn man den Franzosen in einem geheimen Artikel die Rheingrenze preisgab, sich die Halbirung Deutschlands nach dem Main und Hannover en dépôt verheißen ließ. Dieser große Irrthum wurde von Preußen schwer gebüßt. Man konnte in Deutschland keine Herrschaft erringen wollen, indem man einen Theil Deutschlands opferte, im Bunde mit Frankreich Hannover und andere Länder sich zu erschleichen suchte; man konnte, wenn man die Macht dazu besaß, die kleinen Staaten *erobern*, aber nicht, sie sich von den Franzosen schenken lassen, das war nicht bloß keine bürgerliche, das war auch nicht politische Moral.

Auf diesen Bahnen war das alte Europa reif geworden, die Beute eines Angriffs zu werden, der sich von jetzt an immer mächtiger entfaltet. Mit dem Sturz des Schreckensregiments im Innern trifft diese wunderbare Entwicklung zusammen. In dem Augenblick, da der Terrorismus in Frankreich sich überlebt, haben sich auch die alten Monarchien überlebt und zeigen sich in ihrer ganzen Blöße und Schwäche.

§. 32. 33. 34.

Sturz des Terrorismus. — Kampf der Gemäßigten (Thermidorianer) und der alten Genossen Robespierre's. — Anfang der Reaktion, Abschaffung der Gesetze und Organe, Anklage der Schergen des Schreckens. — Herstellung der Girondisten. — Gegenwehr der Jakobiner (1. April und 20. Mai [1. Prairial]). — Ihre Niederlage. — Die Verfassung vom Jahre III. — Bericht von Boissy d'Anglas 23. Juni 1795. — Die Fructidorbeschlüsse. — Allianz des Mittelstandes und der Royalisten. — Der (5. Okt.) 13. Vendemiaire und Napoleon Bonaparte. — Dessen Lebensgang.

Vom Sturze Robespierre's bis zum Eintritt Bonaparte's in die öffentlichen Geschäfte ist nun ein stetiger Zusammenhang. Nur einen Augenblick konnte es zweifelhaft sein, wer am 9. Thermidor der wirkliche Sieger gewesen war. Eine wunderliche Täuschung war es, wenn die Billaud und Collot, die am meisten zu der Entscheidung mitgewirkt, sich dem Glauben hingaben, sie hätten das für sich gethan. Der Schlag, den sie geführt, traf über ihre Absichten weit hinaus und riß sie am Ende selber zu Boden. Nur die ersten Maßregeln des wieder aufathmenden Convents flossen aus voller Uebereinstimmung der ehemaligen Terroristen und der Gemäßigten, aber bald sollte sich das völlig ändern.

Man beseitigte das Gesetz vom 22. Prairial, mit dem die Schreckenszeit ihre Höhe erreicht hatte, reinigte das Revolutions-Tribunal von den anstößigsten Persönlichkeiten und stellte den feilen Ankläger Fouquier-Tinville endlich selber unter Anklage. In diesen Dingen war man einig, aber weiter zu gehen war man für's Erste nicht geneigt; die Montagnards, die vorläufig wenigstens die Oberhand hatten, dachten die übrige Maschine nicht zu zerstören, sondern mit einiger Mäßigung weiter zu handhaben.

Aber nicht lange dauerte es, als sich herausstellte, daß nicht nur der Convent, sondern auch das Volk draußen zu selbständigem Leben anfing zurückzukehren. War er früher durch den Druck der Clubs, der Presse, der Sektionen, der Adressen und der Ausschüsse zu immer maßloseren Handlungen fortgedrängt worden, so wurde er jetzt von der anderen Seite gedrängt und fortgerissen. Waren früher die Massen auf den Straßen von Paris allzeit in Bewegung gewesen, um den Terrorismus zu stützen und zu schüren, so geschah jetzt das Gegentheil: der Gang der Dinge wiederholte sich vollständig, aber der Druck kam jetzt aus einer andern Schicht der Bevölkerung und trieb nach einer anderen Richtung. Der Mittelstand, die Bourgeoisie fing wieder an sich zu rühren, verlangte Rache für die erlittene Unbill, Schutz gegen Wiederkehr der maßlosen Frevel, und nahm mehr und mehr eine Haltung an, die den terroristischen Gelüsten der Reste des Jakobinerthums ebenso entgegen war, als der künstlichen Mäßigung und behutsamen Vorsicht, welche die Mehrheit des Convents vorläufig noch beobachtete.

Die Ausschüsse wurden erneuert, vom Wohlfahrtsausschusse unabhängig gemacht, der letztere selber in gemäßigtem Sinne umgestaltet, die Revolutionsausschüsse in den Departements, deren es bisher 52,000 mit 560,000 Mitgliedern und einem Kostenaufwand von jährlich 600 Millionen gegeben hatte, wurden eingeschränkt, so daß nur 1 auf einen Distrikt kam, die Permanenz der Sektionen sammt den Taggeldern für ihre Besucher hörte auf, trotz der Klage Taillefers, „die Aristokratie kommt in den Sektionen wieder empor", und am 16. Oktober erfolgte ein Gesetz gegen die geheimen Gesellschaften, das dem Jakobinerclub einstweilen sein Schicksal ankündigte. Das Todesurtheil über die revolutionären Gesellschaften traf den allbeherrschenden Einfluß der Mutterloge

an der Wurzel. Der erste Artikel des Gesetzes*) verbot alle Affiliationen, Aggregationen, Föderationen und allen Briefverkehr im Namen solcher Vereine als subversives du gouvernement et contraires à l'unité de la République. Der zweite Artikel verbot Petitionen oder Adressen im Namen solcher Körperschaften und bedrohte die Veranstalter mit Verhaftung. Das Petitionsrecht sollte nur noch für Individuen, nicht aber für Vereine gelten u. s. w. Damit war dem Jakobinerclub der Lebensnerv durchschnitten; er konnte als harmloser Bürgerverein fortbestehen, aber mit seinem Einfluß war es für immer zu Ende.

Bezeichnend für die Umstimmung der Gemüther ist es, daß all diese umwälzenden Maßregeln so leicht vor sich gehen konnten, ja daß sie bald dem Drang, der sich in der Nation selber regte, nicht mehr genügten. Schon ein Blick auf die Straßen von Paris zeigte, wie rasch, wie völlig der eine Tag Alles umgewandelt hatte. Die wüsten Proletarierhorden, die sonst die Straßen und die Plätze unsicher gemacht, waren verschwunden, und eine lebenslustige Menge drängte sich wieder allerwärts hervor, die den Sturz der Tyrannei wie ein allgemeines Fest, wie eine Rückkehr zu lange nicht gekannter Freudigkeit begrüßte. Auch der Humor, die Vergnügungslust, die Frivolität des alten Frankreich wachte wieder auf und verlangte ungestüm ihre Rechte, die besseren Classen des Bürgerthums begannen wieder den Ton anzugeben, es war keine Prämie mehr gesetzt auf das schmutzige sansculottische Treiben, der Anstand, der Putz, die Pracht selbst trat wieder ein in ihren Rang, die Vergnügungsorte waren wieder gefüllt, die Jugend erschien wieder in ihrem Schmuck; man spottete über die jeunesse dorée, aber doch blieb diese Richtung die Siegerin. Das Ganze nahm sich aus wie ein echt französisches Satyrspiel nach der fürchterlichen Tragödie des Schreckens. Nicht die verzeihliche Lebenslust war es allein, die lange gewaltsam niedergehalten, jetzt unwiderstehlich zum Durchbruch kam, auch andere Empfindungen regten sich in dieser Classe, die das Schreckensregiment so erbarmungslos decimirt, geschändet, geplündert hatte. Hatte der Schrecken seine Henker- und Blutlieder gehabt, so sang man jetzt ein Rachelied voll unversöhnlichen,

*) [Hist. parl. 36. 132 ff.]

blutdürstigen Hasses, den réveil du peuple.*) Die „goldne Jugend" war wie ein Corps der Rache militärisch organisirt; der dunkle Rock, der Trauerflor am Arm, der schwere Stock, der nachher durch Säbel und Flinte ersetzt wurde, hob sie deutlich erkennbar aus der Masse heraus und die ganz besondere Dreistigkeit, mit der sie gegen alles Jakobinische auftrat, bezeugte ihre Gesinnungen. Ihr gelang auch — bezeichnend für den Wechsel der Lage — den Jakobinerclub mit Stockschlägen zu Paaren zu treiben.

Der Jakobinerclub hatte sich mit verhaltenem Groll in die schwere Zeit zu fügen gesucht, die jetzt über ihn hereingebrochen war, hatte selbst jenes mörderische Gesetz vom 16. Okt. hingenommen, in der Hoffnung es doch zu umgehen, kurz sich äußerlich den Umständen so gut gefügt, als dies eben möglich war. Wie aber die Stimmung war, das zeigte, daß jetzt Billaud und Collot wieder in den Club kamen, die am 8. Thermidor hinausgeworfen worden waren und klagten, sie hätten das Gesetz nicht hindern können. Der Club wurde zum Schmollwinkel aller verschämten Terroristen, an wilden Redensarten, drohenden Kundgebungen fehlte es nicht, aber das Publikum war ganz umgewandelt. In der rue St. Honoré, wo der Club sein Lokal hatte, war nicht mehr das streitfertige Proletariat zur Hand, das nur auf die Parole der Clubredner wartete, um den Staat auf seine Weise zu retten, sondern die händelsüchtige Garde des Mittelstandes, die den Patrioten das Leben herzlich sauer machte. Das Treiben der ehe-

---

*) Barante V. 235:

Peuple français, peuple de frères
Peux-tu voir sans frémir d'horreur
Le crime arborer la bannière
Du carnage et de la terreur?
Tu souffres qu'une horde atroce,
Et d'assassins et de brigands,
Souille de son souffle féroce
Le territoire des vivants?
— — — — —
Oui nous jurons sur votre tombe
Par notre pays malheureux
De ne faire qu'une hécatombe
De ces cannibales affreux.

mals allmächtigen Partei hatte überall dasselbe hippokratische Gesicht.

Im Convent hatte man den letzten Schritt noch nicht gethan, die Schließung des Clubs noch nicht verfügt, aber jeden Tag war der Beschluß zu erwarten, als die ungeduldige jeunesse dorée einen Staatsstreich auf eigne Faust improvisirte, der ein Jahr vorher unfehlbar zu einer Straßenschlacht geführt hätte, so aber wie eine ungemein lustige Posse in Scene ging.

Am Abend des 9. November machte Einer einem Kreise junger Leute der jeunesse dorée im Palais Royal den Vorschlag: Wie wär's, wenn wir die Jakobiner belagerten? Gesagt gethan. Mit schweren Stöcken machte man sich auf den Weg. Aus den andern Cafés kommt Zuzug, mit lautem Geschrei wälzt sich die Menge nach dem Club, wirft zuerst Pflastersteine durch die Fenster in den Saal, fällt dann mit Schlägen über den weiblichen Anhang der Patrioten, die tricoteuses oder veuves de Robespierre, her und geräth endlich mit diesen selbst, die einen muthigen Ausfall machen, in ein allgemeines wüstes Handgemenge, das mit dem Rückzuge der Jakobiner endigt. Man lachte noch acht Tage lang über die herrliche Scene, wodurch der einst so gefürchtete Club auseinandergekehrt worden war, zwei Tage darauf verfügte der Wohlfahrtsausschuß die endgiltige Schließung des Clubs der Jakobiner (11. Nov.) und der Convent vernahm die Mittheilung mit lautem Beifall.

Jetzt folgte Schlag auf Schlag. Das Gesetz über das Maximum wurde auch formell beseitigt, nachdem es seit dem 9. Thermidor von Niemandem mehr beachtet worden war, der Gerichtshof ganz umgestaltet und seiner Aufgabe nach auf das ursprüngliche Gesetz zurückgeführt und am 8. December wurden die 73 Girondisten zurückgerufen, die sich s. Z. mit den übrigen Geächteten einverstanden erklärt hatten und dadurch aus dem Convent hinausgedrängt worden waren. Es ist eine vielfach aufgeworfene Frage, wie es gekommen ist, daß diese 73 Männer verschont geblieben sind. Es ist nicht denkbar, daß sie vergessen worden sind, denn man wüthete gegen keine Classe planmäßiger, als gegen die, der sie angehörten und sie saßen ja zu Paris in ihrem Arrest. Ihre Rettung muß in der Absicht der Machthaber gelegen haben. Robespierre mochte denken, er werde sie nach jenem Zusammenstoß

mit den Hebertisten und Dantonisten im Convent noch einmal gebrauchen können, und Danton, der überdies nach ihrem Blute nicht persönlich verlangte, hatte wohl gedacht, eine Stütze gegen Robespierre an ihnen zu finden. Genug, sie waren verschont geblieben und waren im Augenblick eine überaus wichtige Kraft für die Richtung, die jetzt im Convent zur Oberhand kam. Diese Leute waren nicht befleckt durch den Terrorismus, ihnen konnte man nicht einmal die Nachgiebigkeit vorwerfen, die Viele selbst an Männern wie Carnot zu tadeln hatten; mit ihnen brachte man ein durch Talent, Ueberzeugungskraft und furchtbare Erbitterung gewaltiges Element der Rache in den Convent.

Auch von jenen 32 Girondisten, die geächtet worden waren durch den Beschluß vom 2. Juni, war ein Theil noch übrig, während ein anderer auf der Guillotine gefallen war; unter den Uebriggebliebenen waren Isnard und Lanjuinais, beides Männer von großer Charaktertreue und Beredtsamkeit. Als jene 73 zurückgekehrt waren, machte sich bald der Gedanke geltend, auch ihre Freunde zurückzurufen. Das hatte Anfangs Schwierigkeiten, aber im März 1795 drang man durch, Isnard, Lanjuinais und noch Einige wurden im Triumph nach Paris zurückgeführt.

So hatte die Gironde einen Theil ihrer alten Häupter wiedergefunden, aber mit ihrer Rückkehr in den Convent nicht auch ihre alte Stellung. Sie war reaktionär geworden, ihre alten Träumereien hatte sie abgestreift, sie ward fast schon zur Trägerin einer monarchischen Ordnung. Isnard sagte: „Wollt ihr der vorausgegangenen Regierung ein Denkmal setzen, so sucht nach den Gebeinen Derer, die sie gemordet hat, es wird eine fürchterliche Pyramide geben.“ Mit solchen Gesinnungen kam die Gironde zurück.

Die Anklage gegen Billaud und Collot war jetzt unvermeidlich geworden. Die Beiden ferner in diesem Convent zu sehen, war undenkbar.

Bald nach dem 9. Thermidor hatte man, erst ohne weitergehende Absicht, eine Anzahl der verworfensten Organe des Schreckensregiments, Maignet, Lebon, Carrier, die Henker von Avignon, Arras, Nantes, vor das Revolutionsgericht gestellt, aber nicht wie sonst, den Proceß summarisch abthun lassen, sondern mit breiter weitläufiger Ausführlichkeit behandelt. Gegen Carrier waren

aus Nantes 94 Zeugen zugegen, deren haarsträubende Aussagen weltgeschichtlich geworden sind. Die 94 Nanteser waren der Rest von 132 Unglücklichen, die von Carrier dem Pariser Blutgericht zur Aburtheilung übergeben und durch den Thermidor gerettet worden. Ihre 40tägige Reise nach Paris*) wird Niemand ohne Erschütterung lesen; alle Qualen der Kälte und des Hungers, scheußlicher Gefängnisse und barbarischer Mißhandlungen sind über die Armen, die, wie sich aus ihrem Bericht ergibt, Republikaner waren, verhängt worden, 38 davon waren dem Elend erlegen, die Andern traten jetzt als furchtbare Ankläger gegen den Revolutionsausschuß in Nantes auf, dieser bezeichnete Carrier als den Schuldigen, immer lauter ertönte, auch im Gerichtssaale, der Ruf: Carrier, Carrier! und so mußte auch dieser endlich vor Gericht.

Nur zögernd und behutsam gingen der Convent und die Ausschüsse vor, aber was nun nach und nach ans Licht kam, war von der entsetzlichsten Art. Wochenlang sah man das System der Noyaden, dieses entsetzliche Gemisch bestialischer Lüsternheit und Blutgier sich enthüllen, man lebte jeden Tag von Neuem vor den Schranken des Gerichts alle die Greuel durch, die dort ein unmenschlicher Fanatismus angerichtet. Nach der Verurtheilung solcher Ungeheuer lag die Frage nahe: Warum schont man den Ausschuß, auf dessen Befehl sich die Ruchlosen fort und fort berufen?

So erfolgte im März endlich die förmliche Anklage gegen die Schergen des Terrorismus, die bis zum Thermidor mit Robespierre gegangen waren und erst da gegen ihn rebellirt hatten, als sie das Schicksal der Hebertisten und Dantonisten bedrohte. Dies gab das Zeichen zu einer Erhebung der Jakobiner von 1793 gegen den Convent. Daß man nach Allem, was sie schon hingenommen hatten, jetzt auch ihre alten Meister zur Rechenschaft ziehen wollte, bewies ihnen, daß die Reaktion erst am Anfang ihrer abschüssigen Bahn stehe und daß mit den Zuständen, in denen sie heimisch gewesen, schroff und für immer gebrochen werden sollte. Rein materiell hatte der Proletarier, der bis zum Thermidor auf Staatskosten gelebt, Gründe genug, den neuen Zustand höchst beklagenswerth zu finden. Die 2 Franken, die er täglich bekommen hatte,

*) Campardon II, 210 ff.

waren fort, der Verdienst in den Sektionen war versiegt, das wohlfeile Brod war seit Aufhebung des Maximum dahin, die 6 Milliarden Assignaten, die durch die Guillotine in leidlichem Cours erhalten worden waren, fingen an, sich furchtbar zu entwerthen. Der Rückschlag gegen die widernatürlichen Zustände der Schreckenszeit brach mit einem Mal jäh herein, er hatte früher oder später kommen müssen, jetzt war er da, und nur der baare Unverstand konnte die Nachfolger dafür verantwortlich machen.

Das Jahr 1794 war ein schreckliches Mißjahr gewesen; Arbeit, Handel und Wandel lagen ohnehin vollständig danieder, nun kam ein strenger Winter hinzu, der es Pichegru möglich machte, über die gefrornen Kanäle Hollands bis nach Amsterdam vorzudringen, Kälte und Hunger, Noth und Entbehrung, der Verlust alles dessen, was solche Leute als Freiheit betrachteten, traf zusammen. Daraus erklärte sich der Kampfruf, der jetzt noch einmal vernommen wurde: Brod und die Verfassung von 1793. Wie die Dinge lagen, war das Eine so begreiflich als das Andere; denn der Staatskommunismus war aufgegeben und unter Verfassung dachten sich die Leute die 2 Franken täglich, das Maximum, den Zwangskurs der Assignaten u. s. w. So bereiten sich Scenen vor wie die vom April, wo die Massen in den Convent dringen, um in alter Weise mit zu beschließen, wonach ihr Herz gelüstet, wo die Parteien in der Versammlung selbst dem Handgemenge nahe sind und erst nach stundenlangem Getümmel nothdürftig wieder Ruhe geschafft wird. Aus den Departements werden ähnliche Auftritte gemeldet und der Sicherheitsausschuß weiß sich nur noch durch die Verhaftung der letzten schuldigsten Mitglieder der alten Bergpartei zu helfen.

Ein noch vollständigerer Sieg der Rechten war zunächst die einzige Folge dieser Dinge.

Da wurde am 20. Mai 1795 ein Aufstand im alten Stil organisirt. Am frühen Morgen dieses Tages (1. Prairial) um 5 Uhr erdröhnt in den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau die Sturmglocke, in den andern der Generalmarsch, und die Massen eilen zu ihren Sammelplätzen. Um 11 Uhr eröffnet der Convent seine Sitzung. Die Aufruhrproklamation der Insurgenten wird verlesen, von den Tribünen mit Jubel, vom Convent mit tiefem Unwillen aufgenommen. Auf Antrag eines Mitgliedes steht die ganze Versammlung auf und schwört auf ihrem Posten auszu-

harren, was auch kommen möge. Darauf wurde unter dem Hohngelächter des Gesindels auf den Tribünen zu energischen Vorsichtsmaßregeln geschritten: die Stadt Paris für jeden Angriff auf die Volksvertretung verantwortlich gemacht, jeder Bürger aufgefordert, sich in seine Sektion zu begeben und die Waffen zu ergreifen, jeder Aufruhrstifter hors la loi, der Convent permanent erklärt. Jetzt füllt sich ein Theil der Tribünen mit Weibern, sie steigen auf die Bänke und brüllen Brod, Brod! Die Stimme des Präsidenten wird überschrieen, auch der Befehl, die Tribünen zu räumen, mit rohen Schimpfworten und geballten Fäusten beantwortet; bald sind alle Tribünen mit aufrührerischen Weibern überschwemmt und nun hört man draußen das Poltern gegen die äußern Pforten. Boissy d'Anglas und Dumont setzen sich dem Präsidenten zur Seite und die Weiber werden durch die Wachen mit Peitschenhieben von den Tribünen hinuntergejagt. Nun aber werden die Pforten eingestoßen, die Massen drängen herein, Bewaffnete und Abgeordnete werfen sich ihnen entgegen und es gelingt die Aufrührer zurückzutreiben. Aber ehe die Nationalgarden aus den Sektionen anrücken, beginnt der Angriff von Neuem. Die Vertheidiger des Convents werden zurückgedrängt, der Abgeordnete Feraud, der sich den Angreifern heldenmüthig entgegenstürzt, niedergestoßen, nach 3 Uhr ist der ganze Saal in den Händen der Empörer. Es beginnt ein unbeschreibliches Getümmel, das ohne Unterbrechung 6 Stunden dauert. Boissy d'Anglas hat den Vorsitz inne; er ist, wie einst am 20. Juni 1792 der König, von Flintenläufen, Piken und Säbeln umdroht, er hält kalt und unerschütterlich aus auf seinem Posten und die Masse bebt vor dem letzten äußersten Schritt zurück. Ein fertiges Programm war mitgebracht worden: Permanenz der Sektionen, Verhaftung aller Ausgewanderten, Freigebung aller gefangenen Patrioten, Herstellung der Commune, Rückkehr der jakobinischen Abgeordneten u. s. w. wurde verlangt und von den Eingedrungenen beschlossen, auch eine provisorische Regierung eingesetzt. — Endlich um Mitternacht kam Hilfe. Legendre, Chenier u. A. brachten Bewaffnete und denen gelang es nach heftigem Kampfe den Saal zu reinigen, als gleichzeitig draußen die Bataillone der Bürgergarde angerückt kamen. Die gefaßten Beschlüsse wurden verbrannt, die provisorische Regierung festgenommen und eine ganze Reihe von Terroristen gefangen gesetzt. Gegen das Nachzucken der In-

surrektion in den nächsten Tagen half dann das energische Eingreifen von ein paar Tausend Mann des Nordheeres. Der Schrecken lag am Boden. Es war die letzte, nicht mehr ausreichende Kraftanstrengung der alten Pariser Terroristenpartei, die Führer wurden nach Cayenne deportirt, eine Anzahl wurde auf dem Marsfelde erschossen, Andere eingekerkert, die Vorstädte entwaffnet, und das Revolutionstribunal aufgehoben. Der Terrorismus war auf lange hinaus gelähmt.

Die Regierung war jetzt in einer eigenthümlichen Lage. Die augenblickliche Mehrheit des Convents hatte ihre Gegner gründlich zu Boden geschlagen, aber was sollte nun werden?

Für den wieder auftauchenden Royalismus war es ein wunderlicher Zufall, daß gerade jetzt der einzige Sohn Ludwigs XVI. starb (8. Juni). Es ist kein Gedanke daran, daß man ihn aus der Welt geschafft hätte. Nie war die Stimmung weniger leidenschaftlich gegen das arme Kind, als gerade in diesem Augenblick. Früher war der schwächliche Knabe scheußlich behandelt worden,*) das hatte sich in der letzten Zeit geändert, er war besser behandelt worden, aber er war dem Tode verfallen. Daß er in diesem Moment sterben mußte, war ein seltsames Zusammentreffen. Seit 1792 waren die Aussichten für einen bourbonischen Prätendenten nicht so günstig gewesen als in diesem Moment. Wenn auch der Convent sich dagegen sträubte, wer wußte, ob sich nicht vielleicht unter den Generalen ein Monk fand und was war der Convent ohne oder gar gegen seine Heerführer? Für die andern bourbonischen Prinzen lagen die Aussichten viel entfernter. Sie waren zu tief verflochten mit Allem, was gegen das neue Frankreich geschehen war; bis sie wieder kamen, mußten ungeheure Dinge geschehen sein, die jetzt noch kein Mensch zu berechnen vermochte. Nur waren diese Prinzen nicht das Königthum, auch ohne sie, ja im Gegensatz zu ihnen ließ sich eine Restauration der Monarchie denken.

Diese eigenthümliche Lage der Regierung und des Conventes erklärt die Richtung ihrer Verfassungsarbeiten, die nun in Angriff genommen werden.

Der Verfassungsausschuß bestand überwiegend aus Girondisten

*) [Sybel III, 388 ff. Barante V, 549 ff.]

und sonst gemäßigten Elementen. Es ist ein ewig denkwürdiges Phänomen, daß aus dieser Versammlung die konservativste Verfassung hervorgegangen ist, die nur gemacht werden konnte. Denn das war sie.

Am 23. Juni erstattete Boissy d'Anglas einen Bericht, der den Umschwung der Zeiten und der Stimmungen deutlich darlegte. „Endlich, sagte er, ist der glückliche Zeitpunkt gekommen, wo wir aufhören die Gladiatoren der Freiheit zu sein und in der Lage sind, ihre wahrhaften Gründer zu werden. Ich sehe in dieser Versammlung die Ruchlosen nicht mehr, die sie befleckt haben; die Gewölbe dieses Tempels hallen nicht mehr wieder von ihren blutdürstigen Rufen, von ihren frevelhaften Anträgen. Unsere Berathungen werden nicht mehr gekettet durch die Tyrannei der Decemvirn; sie werden nicht mehr verführt durch die Demagogie ihrer Mitschuldigen." — „Scheint es nicht, als ob die 6 Jahre, die abgeflossen sind, ebensoviele Jahrhunderte wären? Hinterläßt uns nicht die Revolution umgeben von Ruinen? Sollte man nicht sagen, daß wir überall die Spuren und die Verwüstungen der Zeit sehen? Möge diese theuer erkaufte Erfahrung für uns nicht verloren sein. Nützen wir die Verbrechen der Monarchie, die Irrthümer der Constituante, die Schwankungen der Legislative, die Missethaten der Decemvirntyrannei, das Unheil der Anarchie, die Unfälle des Convents, die Greuel des Bürgerkriegs."

Er übt ein strenges Gericht über alle bisherigen Versuche, Frankreich eine Verfassung zu geben, das strengste über die Verfassung von 1793, die nichts gewesen sei als eine Organisation zu Gunsten einer durch Clubs und Ausschüsse allmächtigen Partei. Die schrankenlose Allgewalt der gesetzgebenden Versammlungen habe dahin geführt und das sei darum das Erste, was vermieden werden müsse. Auf diesem Wege laufe die Freiheit stets Gefahr, die Beute von einigen Ehrgeizigen zu werden. Ebensowenig dürfe man die Nation selber mit ewigen Berathungen und Wahlen belasten, das hieße das Volk dem Ackerbau, dem Gewerbe, der Arbeit entreißen. Zwischen diesen Extremen müsse Maß und Ziel gefunden werden.

Das andere sei der herkömmliche Mißbegriff von absoluter Gleichheit in der Gesellschaft, den die Revolution von ihren Vätern in der Constituante geerbt habe. Die unbedingte Gleichheit sei eine gefährliche bodenlose Chimäre. Wollte man sie gelten

lassen, so müßte auch unbedingte Gleichheit Aller an Tugend, Erziehung, Bildung, Vermögen vorhanden sein. Das sei aber unmöglich. Die einzige richtig verstandene, nothwendige und ausführbare Gleichheit sei die vor dem Gesetz, vor dem bürgerlichen Recht.

Die Theilnahme an der Regierung müsse an einen gewissen Besitz geknüpft sein, weil dieser die Möglichkeit erhöhter Bildung und ein größeres Interesse an Erhaltung guter Zustände verbürgt. „Ein Land, das durch die Besitzenden regiert wird, ist in der richtigen socialen Ordnung; die Regierung der Besitzlosen ist der rohe Naturzustand."

Der Convent war zu Ansichten gekommen, denen man im Jahr 1789 und 1790 vergebens Eingang zu verschaffen gesucht hätte. Was Mirabeau einst in den Wind geredet, wurde jetzt als politisches Resultat 5 furchtbarer Jahre anerkannt. Die neue Verfassung vom Jahr III schuf keine Monarchie, aber das Gerüst zu einer Monarchie. Eine strenge hierarchische Gliederung von unten auf, viel mehr Ernennungen, viel weniger Wahlen als die von 1791 und Ausscheidung aller anarchischen Auswüchse. Ihre Grundzüge sind folgende: Die Menschenrechte sind auf ein Kleines zusammengeschwunden und wie die Souveränetät des Volks knapp definirt, die Menschenrechte sind Freiheit, Gleichheit, Sicherheit, Eigenthum. Die Gleichheit besteht darin, „daß das Gesetz für Alle gilt, sei es zum Schutz, sei es zur Strafe." Die Souveränetät ruht ihrem Wesen nach in der Gesammtheit der Bürger: „kein Individuum, keine theilweise Vereinigung kann sich Souveränetät beilegen." Den Rechten sind auch Pflichten beigefügt.

Die Eigenschaft des Bürgers ist an eine aktive Steuer geknüpft, das Wahlsystem mittelbar: auf 2—300 Bürger ein Wahlmann. Das Wahlrecht ist an einen Census geknüpft. Das Zweikammersystem ist durchgeführt. Der Rath der 500 (als zweite Kammer) besteht aus Mitgliedern, die 30 Jahre alt, 10 Jahre ansässig sind und einen bestimmten Census haben; er darf weder vollziehende noch richterliche Gewalt üben und nur nach dreifacher Lesung beschließen. Der Rath der Alten (als erste Kammer) erfordert 40 Jahre Lebensalter und 15 Jahre Ansässigkeit. Aus dem Rath der Alten geht ein Direktorium hervor, welches aus 5 Männern besteht und die Regierung führt.

Mit Verfassungen allein kann man einen kranken Staat nicht heilen und Frankreich insbesondere war so entsetzlich zerrüttet, daß auch die beste Verfassung an ihm zu Schanden geworden wäre. Zum Gedeihen jeder Verfassung gehört ein zur Mitwirkung an öffentlichen Dingen erzogenes Volk. Das französische Volk war erzogen von der alten Monarchie, dann von der Gassendemagogie und vom Terrorismus, das war keine Schule für eine politische Freiheit, die sich selber im Gleichgewicht hält. Damit eine Verfassung Leben und Bestand gewinne, ist erforderlich, daß ein geschlossener, einheitlich organisirter Theil der Nation sich entschieden an sie anschließe. Auch das fehlte hier. Die Nation war namenlos zerklüftet, der Terrorismus hatte ein Chaos von Parteisplittern hinterlassen, unter denen der verstockteste Royalismus und die verbissensten Anarchisten die Extreme waren und neben denen sich eine ganz neue Politik erhob, die im Namen einer furchtbaren Militärmacht sagte, wir wollen keinen parlamentarischen Lärm, wir brauchen Männer, die ihre Fäuste zu gebrauchen wissen!

Hinter der Verfassung stand weder ein an Selbstregierung gewöhntes Volk, noch eine einträchtige kompakte Partei; aber dem in sich tausendfach gebrochenen politischen Körper gegenüber stand ein stolzes Heer von 800,000 Mann, an deren Spitze fähige ehrgeizige Generale waren. Hierin lag die ungeheure Gefahr für diese Verfassung, sie war ohnmächtig gegen die Anarchie im Lande, ohnmächtig gegen die Heere und verloren, wenn sie ohne diese der inneren Schwierigkeiten nicht Meister ward. Im Uebrigen hatte sie theoretisch anerkennenswerthe Vorzüge. Rechte und Pflichten waren hier besser abgewogen, als in der von 1791, der früher schrankenlosen Gewalt des gesetzgebenden Körpers Maß und Ziel gesetzt, eine doppelte Berathung in zwei Körpern aufgestellt und eine republikanische Regierung, die nicht leicht einer monarchischen Diktatur zugänglich schien und doch einfach genug, um harmonisch zu regieren.

Der Convent war fest entschlossen, sein Werk durchzuführen und ergriff sogleich ein einfaches Mittel, den Urhebern der Verfassung in der nächsten parlamentarischen Session die Stellen zu sichern, die sie haben mußten, um sie gegen einen sehr wahrscheinlichen Wechsel der Parteien zu schützen. Er bestimmte, daß 2/3 der Mitglieder der neuen Versammlung aus dem Conv n

gewählt werden müßten und daß er, wenn diese Zahl durch die Wahlen nicht erreicht werde, das Recht haben solle, diese Stellen durch Ernennung zu besetzen.

Hiernach sollten die ersten Wahlen zum Rath der 500, der alljährlich zu 1/3 erneuert werden mußte, hinsichtlich zweier Drittel nicht frei, sondern an die bisherigen Conventsmitglieder gebunden sein. Wir erinnern uns des Großmuthaktes der Constituante, die sich selbst verurtheilte, an der gesetzgebenden Versammlung keinen Theil zu nehmen. Wir wollen auch noch hinzufügen, daß der Convent in seinen ersten Jugendtagen ganz denselben Widersinn beging, als er beschloß, seine Mitglieder sollten auf 6 Jahre nicht wählbar sein à toutes fonctions publiques.*) Jetzt am Ende seiner wilden Laufbahn hatte er diese Kinderschuhe ausgetreten; er griff keck ein in die Freiheit der Wahl, aber er hatte dabei eine politische Rücksicht im Auge, für die sich sehr viel sagen ließ, wenn man überhaupt diese Verfassung und nicht wie die täglich kecker auftretenden Royalisten einen neuen Umsturz wollte. Der Zustand war noch so unfertig und gährungsvoll, daß sein wichtigstes Heilmittel, die Verfassung, nicht dem blinden Ungefähr des Parteienspiels preisgegeben werden durfte. Diese Beschlüsse (5. und 18. Fructidor) riefen eine außerordentlich heftige Opposition hervor, die freilich einleuchtend bewies, daß der Convent die Aussichten seines Werkes ganz richtig beurtheilt hatte.

In der Abwehr dieser Beschlüsse entwickelte sich allmälig eine ganz neue und bisher unerhörte Erscheinung, ein Bündniß zwischen dem bürgerlichen Mittelstand und der royalistischen Reaktion, gegen welches dann der Convent — die Vorstädter und die Armee zu Hilfe ruft.**)

Die Royalisten schlugen am lautesten Lärm. Eine Anzahl der namhaftesten Schriftsteller von Paris, unterstützt von den Salons vornehmer Frauen, eröffneten in Journalen und Flugschriften eine Agitation, der in den Sektionen von Paris ein vielstimmiges Echo entgegenkam. Die Ersteren waren nicht dieselben Elemente wie die alten Königlichen, die Nichts gelernt und Nichts vergessen hatten; sie bildeten nur die äußerste Rechte der Gemä-

*) [Mortimer-Ternaux IV, 292.]

**) Barante VI, 243 ff.

ßigten, die aber überzeugt waren, daß die Fortdauer der Republik ein Unding sei. Sie wollten bei den Wahlen die Mehrheit erlangen und durch sie die Herstellung des Königthums bewirken. Bei freier Wahl hielten sie das nicht für schwierig, bei einer Wahl, wie sie die Fructidorbeschlüsse einschränkten, war es unmöglich; die Partei sah sich deßhalb durch diesen „Staatsstreich mit dem Wahlgesetz" in ihren heiligsten Rechten und zuversichtlichsten Hoffnungen gekränkt. Auch der Mittelstand erhob sich gegen dies Gesetz. Er hatte einen blinden Haß auf den ganzen Convent geworfen und verabscheute den Gedanken, sich von den Männern der zweiten Revolution noch einmal regieren zu lassen. Erst rührte er sich in den Sektionen durch Adressen und Vorstellungen. Das ließ den Convent kalt. Da aber nahm dieselbe Nationalgarde eine drohende Haltung gegen ihn an, die am 1. Prairial ihm zu Hilfe gekommen war, und als nun der Convent Truppen herbeirief, protestirten die Sektionen gegen die Bayonnette. Vergebens ließ der Convent durch ganz Frankreich in Urversammlungen über das Gesetz abstimmen und selbst die Armee befragen, zum großen Verdruß der Offiziere, die darin nur eine der herkömmlichen „politischen Schurkereien" sahen; die Betheiligung der Nation an der Abstimmung war so gering, die Mehrheit für die Dekrete so beschämend,*) daß die Sache durch den Sieg eher verlor als gewann.

Ein großer Theil des Mittelstandes und die ganze vornehme Gesellschaft bereitet sich zum Aufstand vor. Die Berichte der Ausschüsse an den Convent lauten immer bedrohlicher, Maßregeln gegen die Sektionen müssen beschlossen werden, der Convent in Tag- und Nachtsitzungen permanent beisammen bleiben und während er sehr entrüstet ist über das Bündniß der Sektionen mit den Royalisten, seinerseits die Allianz der harten Fäuste aus der Vorstadt St. Antoine suchen.

Das bataillon sacré des patriotes de 1789, die Garde der vorstädtischen Arbeiter, war jetzt die einzige innere Stütze der Republik geworden. Diese Verknüpfung rechtfertigte die Ausstreuungen der Royalisten, daß der Convent das Regiment des Schreckens und

*) [Für die Verfassung 900,000 gegen 40,000, für die Dekrete vom Fructidor 170,000 gegen 93,000. Sybel III, 465.]

der Henker wiederholen wolle, waren es doch lauter wohlbekannte „Gestalten“, die jetzt der Convent zu seinem Schutze Revue passiren ließ. Am 12. Vendémiaire zog der Convent die Truppen, die auf der plaine des Sablons kampirten, heran, um das Hauptquartier der städtischen Insurrektion, den Sitz der Sektion Lepelletier, im alten Kloster der Filles St. Thomas, zu umzingeln. 8 Uhr Abends rückte General Menou heran und forderte die in der Straße Vivienne aufgestellten Nationalgarden auf, die Waffen niederzulegen, aber diese weigerten sich und erhielten so bedeutenden Zuzug (zusammen 20,000 Mann, daß General Menou keine Feindseligkeiten gerathen fand. Dieser Vorgang hatte zur Folge, daß der Convent in höchster Angst den „Verräther“ Menou durch Barras ersetzte, die Stadt Paris aber sich in voller, fast einmüthiger Insurrektion gegen den Convent erhob. Die ganze Nacht dröhnte der Generalmarsch durch die Straßen, die Bürgerschaft von 44 Sektionen setzte sich in Bewegung, aber das Alles sah viel gefährlicher aus, als es wirklich war. Der Empörung fehlte es nicht an Massen und Umfang, wohl aber an Ordnung, Plan und Leitung und die vielleicht 30,000 Bewaffneten hatten weder Kanonen, noch Schießbedarf, noch Lebensmittel.

Der Convent war nicht unthätig geblieben und sein neuer Befehlshaber hatte, ehe es zum Schlagen kam, die Verantwortung einem jungen Offizier übertragen, der seit einiger Zeit in den Diensten des Wohlfahrtsausschusses arbeitete, Napoleon Bonaparte. Der sollte den Aufruhr ersticken. Noch in der Frühe des 5. Okt. (13. Vendémiaire) traf dieser seine Maßregeln, um einerseits die Straßen zwischen der rue St. Honoré und den Tuilerien und andererseits die Flußufer vor diesen mit seinen Kanonen zu bestreichen und sah dann mit voller Zuversicht dem Kampf entgegen, der, von den Sektionen rasch und mit mehr Geschick aufgegriffen, für den Convent hätte tödtlich werden müssen; denn dieser hatte Alles in Allem nur 5—6000 Mann beisammen und bis in die letzten Stunden waren die Zugänge noch unbesetzt. Bonaparte wollte den Aufstand durch ein Kreuzfeuer von Kartätschen niederschmettern und traf dazu seine Anstalten mit der Kaltblütigkeit eines Mannes, der Nichts von den schweren Bedenken eines Bürgers kennt, dem es wehe thut, daß Bürgerblut vergossen werden soll. Der Mann, der einem Theaterdirektor rieth,

er solle sein lärmendes Parterre mit einer Gewehrsalve zur Ruhe bringen, blieb von solchen Rücksichten verschont.

In einem Straßenkampf, der um 4 Uhr begann und an einzelnen Stellen mit großer Heftigkeit tobte, blieb der Convent Sieger. Bonaparte feuerte erst in vollen Kartätschenlagen und als er damit die Zugänge zu den Tuilerien von den Ufern wie von der Straße St. Honoré aus rein gefegt, ließ er seine Truppen vorgehen und die flüchtigen Nationalgarden mit blinden Schüssen vollends zerstreuen.

Mit dem Siege dieses Tages verpflichtete sich ein Mann den Dank der Regierung, der bisher nur einmal sich bedeutsam ausgezeichnet und gegenüber den vielen andern glänzenden militärischen Namen der Zeit fast im Schatten gestanden hatte.*)

Er war 1769 in Corsica geboren, hatte in der alten Kriegsschule zu Brienne jene tüchtige mathematisch-technische Vorbildung erhalten, die in den besseren Kriegsschulen des alten Frankreich heimisch war, und alle die theoretischen Kenntnisse, die ein Offizier der alten Zeit haben mußte, mit größter Gründlichkeit sich angeeignet. Wie verschieden auch sonst seine Lehrer über ihn urtheilen mochten, darin waren sie einig, daß der junge Corse nicht bloß eine ungewöhnliche Begabung, in seiner Geistesart eine gewaltige originale Kraft verrathe, sondern auch daß er etwas Tüchtiges gelernt, die Studien der alten Zeit sich zu eigen gemacht habe wie Wenige, und in seiner Specialität, der Artillerie, ausgezeichnete Kenntnisse besitze.

Als die Revolution ausbrach, war er ein blutjunger Lieutenant. Er war von kleinem corsischen Adel, aber mit dem französischen Adel hing er nicht zusammen. Das alte Frankreich konnte ihm Nichts geben. Wenn er vorwärts wollte, mußte er mit der Revolution gehen und das that er als einer der wenigen vor 1789 gebildeten Offiziere, die gleich Anfangs der Revolution zuneigten. Sein Instinkt sagte ihm, daß hier eine Laufbahn für das Talent gebrochen sei. Auch einige schwärmerische Ergießungen ließ er sich in jenen Tagen entschlüpfen, denen man politische Ideologie noch anmerkte. Er hat sie später sorgfältig vernichten lassen, tief ging

---

*) Mémoires du roi Joseph. Paris 1858. T. 1—10. Correspondance de Napoléon I. Paris 1855 ff. I—VI.

das jedenfalls nicht bei ihm. Vollends die Herrschaft der Massen, die Straßendemagogie, das Clubregiment widerstrebte ihm in tiefster Seele. Das beweist eine einzige Aeußerung von ihm aus jenen Tagen. Am 20. Juni 1792 war er Zeuge der Belagerung des Königs in den Tuilerien und äußerte, mit ein paar Kanonen wollte er das ganze Gesindel auseinanderkehren, das wäre ihm eine Kleinigkeit.

Aber er diente der revolutionären Gewalt wie Carnot. Für einen Mann von Ehrgeiz und Unternehmungsdrang stand kein anderer Weg offen als dieser. Militärisch ging er mit der Revolution, aber politisch blieb sie ihm ganz fremd.

In der großen Sammlung seiner Briefe, die gegenwärtig herausgegeben wird, sind einige bisher ungedruckte aus dem Jahr 1793 bekannt geworden, die ihn, so wenig allgemein historisches Interesse sie sonst haben, doch sehr charakteristisch zeichnen. Da findet sich kein Wort von dem Redeschwall, der Salbung der Zeit, Alles ist nüchtern, soldatisch, geschäftsmäßig, die ersten Briefe bewegen sich nur um Kanonen, Artilleriewesen, Munition u. dgl., und seine allgemeinen Urtheile ergeben Nichts als neue Beweise von den Freveln und der Unfähigkeit der Conventscommissäre, die er mit den schärfsten Worten geißelt.

Eine Erfahrung dieser Art machte er aus erster Hand vor Toulon. Als er September 1793 dorthin geschickt wurde, war nicht einmal leichte Feldartillerie da und der Befehlshaber Cartaux mit sinnlosen Plänen beschäftigt, die den echten Clubgeneral auf den ersten Blick erkennen ließen. Mit überlegener Einsicht traf er sogleich den Punkt, von wo aus ohne Angriff auf die Stadt die Flotte der Engländer zum Abzug gezwungen werden mußte, nachdem sich die Leute hier monatelang geplagt hatten, sich nur ihrer eignen Haut zu wehren. Er schaffte Geschütze und Mannschaften herbei, belebte Alles durch die Sicherheit seines Auftretens und seiner Befehle und zeigte durch den überraschenden Erfolg, daß der Entwurf, der für Cartaux ein Räthsel gewesen, der einzig richtige war. Die Engländer wurden weggetrieben, Toulon genommen und der ganze südliche Strich Frankreichs gesäubert. Aus der Menge von unfähigen Mittelmäßigkeiten und eben auftauchenden Talenten hatte sich ein Subalternoffizier glänzend hervorgethan. Jetzt war seine Laufbahn rasch, er hatte oft darüber ge-

klagt, daß er so langsam vorwärts komme, im Januar 1794 ist er bereits Bataillonschef, im März General bei der italienischen Armee.

Da kam der 9. Thermidor (27. Juli 1794). Mit dem jüngeren Robespierre hatte er viel in Briefwechsel gestanden, um durch diesen jetzt allmächtigen Menschen Geld, Soldaten, Munition, Vollmachten zu erwirken. Seine Beziehungen waren also nur geschäftlicher Natur. Als das Regiment stürzte, reichte die Verleumdung hoch hinauf, da war Jeder verdächtig, der nur entfernt mit den Besiegten zusammenhing. Da hieß es, auch Bonaparte gehöre den Terroristen an. Er wurde eine Zeit lang in Haft gehalten, er schrieb einen stolzen Brief, und bald hatte er seine Freiheit wieder, aber er wurde nicht wieder auf seinen bisherigen Kriegsschauplatz geschickt. Er sollte nach der Vendée, wo für seine Specialwaffe, die Artillerie, kein Feld war, in einen gehässigen, widerwärtigen Guerillakrieg hinter Busch und Hecke, wo die ganze fürchterliche Misère eines Bürgerkriegs der gräßlichsten Gestalt heimisch war. Er sträubte sich gegen diese Verwendung und bat um Urlaub, weil er krank sei. „Ich soll, schreibt er am 23. Juni an seinen Bruder Joseph, als Brigadegeneral zur Armee des Westens, aber nicht in der Artillerie. Ich bin krank, das nöthigt mich auf 2—3 Monate Urlaub zu nehmen; wenn ich wieder gesund bin, werde ich sehen, was ich thue." So blieb er einige Zeit ohne Amt in Paris.

Nicht richtig ist, was wir vielfach lesen, daß er eine Zeitlang in tiefster Ungnade, vergessen im Elend, in Verzweiflung gelebt habe und daß ihm so der Gedanke gekommen sei, in die Türkei zu gehen und dort sein Glück zu versuchen. Dies, wie ähnliche Fabeleien, stammt her von Bourrienne. Der hat das Glück gehabt, als Kammerdiener in der Nähe des Helden zu sein. Er war mit ihm auf der Schule gewesen, hatte sich an ihn heranzuschmeicheln gewußt und ihm mancherlei kleine Dienste geleistet. Das gab ihm den Gedanken ein, daß er eigentlich die Welt mit Bonaparte beglückt habe, daß, wenn er ihm nicht gelegentlich einen Franken zugesteckt hätte, Niemand wüßte, was aus seinem Freunde geworden wäre. Bourrienne gehörte zu den Menschen, die Bonaparte verachtete, aber nicht entbehren konnte. Allerdings trieb es Bourrienne nachher in den Hansestädten eine Zeit lang so, daß es selbst Bonaparte zu arg wurde.

Das Wahre an den türkischen Plänen ist dies, daß der Sultan den Ausschuß um einige tüchtige Offiziere zur Ausbildung seiner Truppen gebeten und daß dieser Bonaparte einen Antrag in dieser Richtung gemacht hatte. „Wenn ich will, schreibt er am 20. August 1795 seinem Bruder Joseph, so werde ich als General der Artillerie unter sehr günstigen und schmeichelhaften Bedingungen zum Großsultan geschickt,“ aber er war damals bereits, wie er in demselben Briefe mittheilt, beim Wohlfahrtsausschuß an Stelle Carnots als Specialreferent für die Leitung der Armeen im topographischen Bureau angestellt und konnte sich den Antrag in größter Ruhe überlegen, und schon am 5. Sept. schreibt er, der Wohlfahrtsausschuß habe ihm erklärt, er könne Frankreich, so lange der Krieg dauere, unmöglich verlassen. Aus den Erinnerungen von Pontecoulant*) erhalten wir über seine Verhältnisse bis zum Vendemiaire noch einige nähere Aufschlüsse. Während seines Aufenthaltes in Paris beschäftigte er sich mit Ausarbeitung des Planes für den Feldzug in der Lombardei und legte ihn noch in den letzten Tagen des Juni dem Ausschuß vor. Kellermann und Scherer erklärten ihn für die Arbeit eines Tollhäuslers, nicht so die Andern, unter denen Pontecoulant zuerst sein Talent erkannt haben will. Bereits 1. August schreibt Bonaparte an Joseph: „Man nimmt meine Offensivplane an: alsbald werden wir in der Lombardei von ernsten Ereignissen hören“; und am 4. Fructidor (25. August) trägt eine Instruktion des Wohlfahrtsausschusses die Bonaparte'schen Anschauungen von einem combinirten Feldzug in Italien und Deutschland vor. Die Verwendung Bonaparte's als Vorsitzender des topographischen Cabinets dauerte bis zum Dekret vom 25. Sept., welches Bonaparte aus der Liste der Offiziere strich. Der Plan, nach der Türkei zu gehen, trat jetzt wieder in den Vordergrund, aber der 13. Vendemiaire beseitigte ihn für immer. Als ihn nach diesem Tag Marmont zuerst wieder sah, fand er sein Wesen verändert: „er hatte, sagt er,**) ein ganz außerordentliches Gewicht in seinem Auftreten, ein ganz neues Bewußtsein von Größe, das von jetzt an in stetem Wachsen geblieben ist.“

*) I, 325 ff.
**) Mém. I, 81.

Achter Abschnitt.

Siege und Eroberungen der Republik bis zum Frieden von Campo Formio (17. Okt. 1797), Kampf des Direktoriums gegen die Faktionen bis zum 18. Fructidor V (4. Sept. 1797).

§. 35. 36.

Das Direktorium. — Der Herbstfeldzug von 1795. Siegreiches Vordringen Jourdans und Pichegru's im September, ihre Flucht im Oktober. — Der Doppelfeldzug von 1796. Jourdans und Moreau's Mißlingen in Deutschland. Bonaparte in Italien. — Charakteristik Bonaparte's.*)

Die neue republikanische Regierung hatte eine unendlich schwierige Aufgabe. Sie versprach, den Bürgerkrieg zu beenden, den Staat nach Außen zu schützen, den Parteien im Innern Frieden abzunöthigen, dem Handel und Verkehr Vertrauen und Credit zurückzugeben. Das Direktorium war nicht durchweg derart zusammengesetzt, um die Erfüllung solcher Verheißungen in Aussicht zu stellen. Es war gebildet aus Personen, mit denen sich die Parteien gegenseitig Zugeständnisse gemacht hatten. Neben wirklich tüchtigen Elementen waren solche, die nur ihre Verflechtung mit der herrschenden Partei emporgebracht hatte. So war Barras unter die fünf Direktoren gekommen aus keinem andern Grunde, als weil er bei den letzten Dingen gesinnungstüchtigen Eifer gezeigt hatte. So hatten Lareveillere-Lepaux und Rewbel ihre Wahl bloß ihrer Parteistellung zu danken. Letourneur, eine Specialität für das Seewesen, war ein besserer Minister als Regent. Der Fähigste von Allen, Carnot, war gewählt worden nicht wegen,

---

*) Häusser, deutsche Geschichte, II Bd.

sondern trotz seiner Parteirichtung. Er war ihnen unentbehrlich, seine Fähigkeiten, seine Kenntnisse brauchten Alle, auch wenn sie seine Politik nicht wollten. Gerade der Mann, den eigentlich Niemand gewollt, war der tüchtigste, ein Mann voll Einsicht und Erfahrung, vortrefflich im Kriegsfach bewandert, voll redlichen Willens und nie ermüdender Arbeitskraft, von der größten Energie und der seltensten Reinheit des Charakters. Er gab der Regierung den Ruf der Ehrlichkeit und gewissenhaften Redlichkeit und das war in dieser Zeit des Mißtrauens und der Zerklüftung unendlich viel werth.

Aber der Schwerpunkt der Regierung lag in den auswärtigen Verhältnissen. Das Jahr 1795 war im Vergleich zu den vorausgegangenen ein Ruhejahr, erst in den letzten Monaten hatte man rasch zu den Waffen gegriffen und auch da nur in kurzen Episoden Krieg geführt. Oesterreich zögerte, am Kriege ferner Theil zu nehmen und ließ sich endlich nur durch Subsidien wieder zum Kriege herbeiziehen. Darüber vergingen Monate, ein Theil des Jahres verstrich, ehe man nur über die Fortdauer des Krieges einig war, Preußen trat ganz zurück und so war man überdies um eine sehr beträchtliche Kraft geschwächt. Im Innern Frankreichs trafen damit ähnliche Gründe der Verzögerung zusammen. Man brauchte die Truppen nöthiger im eignen Lande als an den Grenzen, die durch den Besitz von Belgien, Holland und einen Theil des deutschen Rheinlands eine ganz anders gesicherte Stellung hatten als früher.

So hatte sich eine thatsächliche Waffenruhe gebildet, die bis zum Spätherbst 1795 dauerte. Da erst (7. Sept.) brachen die Franzosen über den Rhein. Jourdan setzte unterhalb Düsseldorf über den Strom, überschwemmte das schlecht besetzte rechte Ufer, ließ sich Düsseldorf von den Pfälzern übergeben, trieb die Oesterreicher hinter die Lahn und drang bis nach Frankfurt vor. Um dieselbe Zeit war Pichegru bei Mannheim übergegangen und hatte sich Mannheims unter denselben Umständen bemächtigt, wie Jourdan Düsseldorfs.

Es war nicht die militärische Meisterschaft der Franzosen, was ihnen diese Erfolge eintrug, sondern die entsetzliche Verwahrlosung des deutschen Reichs und seiner Kleinstaaterei. Mannheim wurde den Franzosen durch die schändliche Feigheit des pfälzischen Ministers Oberndorf ausgeliefert (21. Sept.). Es war für die

Oesterreicher ein Augenblick höchster Gefahr. Die Franzosen konnten jetzt den Neckar hinaufdringen, ihre beiden Armeen die Oesterreicher theilen und ihnen die Magazine und die Depots aufheben. Da gab die österreichische Heerführung ein Beispiel entschlossenster Raschheit. Die Franzosen wollten in der That den Neckar hinauf, die österreichische Armee, die von Worms bis Basel stand, durchbrechen und so zum Rückzug nöthigen. Aber Clerfait und Wurmser kamen ihnen zuvor. Der erstere warf sich auf Jourdan, bedrohte seine durch das rasche Vordringen derangirte Armee in der Front, als ob er sie da angreifen wollte, und fiel ihr plötzlich mit solchem Nachdruck in die Flanke, daß sie buchstäblich aufgerollt und in wilder Flucht bis Ehrenbreitstein getrieben wurde. Die Auflösung wurde vervollständigt durch die ergrimmten Bauern, die allerorten über die Flüchtigen herfielen, um für die Leiden der Invasion Rache zu nehmen.

Jetzt entschloß sich Clerfait zu einem zweiten Schlag. Die Franzosen hatten Mainz wieder blokirt und durch eine förmliche Gegenfestung eingeschlossen. Die Werke galten ihnen für uneinnehmbar, aber die wunde Stelle daran war, daß man zu ihrer Vertheidigung einer ganzen Armee bedurfte. Clerfait erschien so rasch, daß die erste Linie kaum Zeit hatte, die Waffen zu ergreifen; in einer stürmischen Oktobernacht drang er in die Schanzen ein und am nächsten Morgen war der Feind hinausgeworfen. Verabredetermaßen hatte sich Wurmser auf Pichegru's Truppen bei Mannheim geworfen, sie am 17., 18. Okt. in die Festung getrieben und am 39. Okt. den Angriff auf die Stadt selbst begonnen. Während er die Belagerung begann, schnitt Clerfait Pichegru von der Verbindung mit Mannheim ab und am 22. November mußte die Festung kapituliren.

Das waren Ereignisse von einer wunderbar erfrischenden Kraft für Deutschland. Clerfaits Energie und Tapferkeit hatte endlich einmal den französischen Uebermuth gezüchtigt, aber er war den Machthabern in Wien unbequem. Sie, die jede Mittelmäßigkeit unter ihre Fittige nahmen, hatten an dem ausgezeichneten Führer eine Menge kleiner Mängel auszusetzen; trotzig bot Clerfait seinen Abschied an, schwerlich in dem Glauben, daß er ihn erhalten würde, aber er erhielt ihn. So war das Gelingen vom Oktober 1795 nur ein letzter flüchtiger Sonnenblick. Man hatte die Revolution

noch einmal in einer Lage überrascht, wo sie nicht fertig und gerüstet war. Es waren ja die Tage, wo in Paris der Straßenkampf vom Vendemiaire ausgefochten wurde und die Regierung nicht Muße hatte, an die Rheinlande und die Festung Mainz zu denken. Bald war auch das vorüber, ein neues Regiment stand da und Carnot an der Spitze der Kriegführung.

Nach dem neuen Kriegsplan für 1796 hatte die Republik einen Doppelfeldzug in Italien und Deutschland beschlossen, von zwei Seiten her sollte der Weg auf Wien gesucht werden, im Norden Jourdan und Moreau mit je 77,000 Mann, im Süden Bonaparte mit 40—50,000 die Oesterreicher theilen, schlagen und bis ins Herz der Monarchie verfolgen. Die Basis dieses großartig angelegten Unternehmens bildete eine Truppenaufstellung, die in einem Gürtel von 5 Armeen von der Nordsee bis nach Genua reichte. Die Entscheidung erfolgte dort, wo man sie nicht erwartete. Während die beiden Nordheere geschlagen über den Rhein zurückkehren, wird in Italien mit einem Dritttheil ihrer Stärke der Feldzug gewonnen. Anfang Juni ging Jourdan wieder über den Rhein, um die Oesterreicher über die Sieg und Lahn zurückzudrängen. Erzherzog Karl kam ihm vom Taunus her mit gesammelter Macht entgegen und warf ihn nach mehreren glücklichen Gefechten wieder nach dem linken Rheinufer zurück (15.—21. Juni). Kurz darauf hatte im Rücken des Siegers Moreau bei Kehl das rechte Rheinufer gewonnen (24. Juni), sich durch die Schwarzwaldpässe den Weg nach Schwaben gebahnt und die ganze Kleinstaaterei vor sich her aufgerollt. Der herbeieilende Erzherzog kam zu spät, um sein weiteres Vordringen zu hindern und machte nur Jourdan Luft, der sich nun wieder nach dem Main und Franken auf den Weg machte. Jetzt bildete sich Erzherzog Carl seinen Feldzugsplan. Er wollte die österreichischen Streitkräfte zu einer überlegenen Armee vereinigen, damit eines der beiden feindlichen Heere überfallen und ehe sie ihre Vereinigung bewerkstelligen konnten, auch das andre schlagen. Ganz Süddeutschland litt bereits wochenlang unter allen Schrecken einer Invasion von zwei Heeren, denen Nichts heilig war, die Verträge nur schlossen, um sie schamlos zu brechen, als in der zweiten Hälfte August der Erzherzog an der Donau Streitkräfte genug gesammelt hatte, um sich mit Macht auf eines der beiden feindlichen

Heere zu werfen. Am 22. und 24. August griff er die heranrückenden Colonnen Jourdans, die von der Oberpfalz kamen, um sich mit Moreau zu vereinigen, einzeln an, schlug sie in einer Reihe von Gefechten aus dem Feld und brachte der Hauptmacht am 3. September bei Würzburg eine Niederlage bei, die zu einer völligen Auflösung der Maas-Sambre-Armee führte.

Jetzt stand Moreau in Baiern allein. Eben noch (7. Sept.) hatte er zu Pfaffenhofen mit Baiern einen Vertrag geschlossen, wie man ihn einem auf die Dauer eroberten Lande aufnöthigt, als die zuverlässige Meldung, eine Maas-Sambre-Armee sei nicht mehr aufzufinden, kund that, daß sein Rückzug unvermeidlich geworden sei. Moreau gehörte zu den wenigen französischen Feldherren, deren Tüchtigkeit weniger in der Keckheit des Angriffs bestand, als in bedächtiger Sparung der Kräfte, in der großen Kunst, auch geschlagene und entmuthigte Truppen zusammenzuhalten. Das hat sich bei dem über Gebühr bewunderten Rückzug durch Schwaben und den Schwarzwald vortheilhaft gezeigt. Sein gefahrvolles Unternehmen wurde ihm wesentlich durch die Fehler der Oesterreicher erleichtert. Sie hatten sich zersplittert und begegneten ihm nirgends mit ausreichenden Kräften, der Erzherzog war nach dem Schwarzwald vorausgeeilt, die zurückgebliebenen Führer, Nauendorf und Latour, harmonirten nicht: so gelang es Moreau, sich bis an den Eingang der Schwarzwaldpässe durchzuschlagen, er wählte den schwierigsten Paß, der am schlechtesten besetzt war, den Weg durch das Höllenthal, während die meisten Oesterreicher im Kinzigthal standen. Mit etwas mehr als 1/3 seines Heeres kam Moreau in das Rheinthal, bestand noch zwei Gefechte und mußte dann den Rhein verlassen, um im Elsaß Winterquartiere zu suchen (Ende Oktober).

Die eine Hälfte des Feldzugs war mißlungen, der Marsch vom Rhein auf Wien gescheitert: so blieb Bonaparte die schwierige Aufgabe, allein ohne seine Bundesgenossen das Ganze zu vollbringen, und er leistete das Wunderbare. Die Bedeutung des Feldzugs in Italien lag darin, daß er die weltgeschichtliche Größe eines Mannes begründet hat, der nachher 2 Jahrzehnte lang die Welt beherrschen sollte. Nicht der Gewinn der Lombardei, sondern der Marsch von Genua nach Leoben blieb unvergeßlich und verdiente, unvergessen zu bleiben.

Bonaparte war keiner der Neulinge des Revolutionskriegs. Er gehörte zu den wenigen Offizieren der alten Schule, die mit der ganzen Kenntniß einer Specialwaffe ausgerüstet waren und deren gab es nicht viele, die meisten waren aus den Freiwilligen von 1792 hervorgegangen. Darum war er schon in den Tagen der stürmischsten Bewegung kaltblütig und nüchtern, wie es nur ein Techniker sein kann. Sonst verband ihn Nichts mit der alten Zeit, er war wie ein Glückskind in die Revolution hineingeworfen, fühlte sich von Hause als Einer, der seinen Weg allein machen mußte, war entschlossen, ihn zu suchen und überzeugt, daß er ihn finden werde. Durch die Schule einer solchen Revolution geht man nicht umsonst hindurch, ihre Ideologie blieb ihm fremd, aber ihre Gewaltsamkeit hatte er in sich aufgenommen, er besaß eine revolutionäre Ader, dachte und fühlte wie die kalten herrschsüchtigen Jakobiner, verachtete das Alte gründlich, griff mit rauher Hand in die überlieferten Ordnungen ein wie sie und war entschlossen, eine neue Ordnung aufzurichten nach eigenem Grundriß, gleichviel um welchen Preis, einerlei mit welchen Mitteln.

Daß diesem jungen Soldaten eine überlegene Originalität nicht bloß in soldatischen Dingen, daß auch seiner Person etwas dämonisch Bezwingendes eigen gewesen sei, darüber sind Alle einig, die ihm damals näher standen. Wir haben darüber so viel Zeugnisse, auch von Männern, die ihm nachher feindlich gegenüberstanden, daß wir nicht zweifeln können an dem unmittelbaren Zauber, mit dem er alle untergeordneten Geister bändigte und unterwarf. Und doch hatte er nicht die imposante Vergangenheit wie mancher Andere, hatte er nicht den Reichthum, den Glanz des Namens, den hebenden Einfluß mächtiger Parteiverbindungen, auch Nichts in seiner äußeren Erscheinung, was die Menschen bezwang; aber es sprach aus all seinen Worten und Thaten ein imponirendes Bewußtsein, daß er berufen sei, die Menschen zu beherrschen und — damals noch — eine gewisse liebenswürdige Weise, das seiner Umgebung einleuchtend zu machen. Diese Jugendfreunde und Waffenbrüder Napoleons können es ihr Leben lang nicht vergessen, welche machtvolle, hinreißende Persönlichkeit dieser junge Soldat gewesen sei und er hatte das Gefühl davon. Wenig Menschen sind in die Weltgeschichte eingetreten wie er mit dem unerschütterlichen Bewußtsein, daß dies und nichts Anderes seine

Aufgabe sei, mit dem festen, fatalistischen Glauben, daß das Ziel, das er gleich zu Anfang sich in größter Ferne gesteckt, erreicht werden müsse um jeden Preis.

Das war damals schon in seinen Aeußerungen und seiner ganzen Haltung zu erkennen. Mancher kann auf die Gefahr, zum Gespött seiner Freunde zu werden, glauben, er sei ein Genie, und es gehen immer genug Leute in der Welt herum, die sich das einbilden und denen es Niemand glauben will. Bei Bonaparte aber waren die Menschen von dem Glauben erfüllt, daß er wirklich sei, wofür er sich hielt. Wir sind gewohnt, Napoleon in jener ehernen Despotennatur zu sehen, deren schwere Hand mit so erbarmungslosem Druck auf uns gelegen hat. Er war damals noch ein andrer Mensch, das Edlere in seiner Natur war noch nicht überwuchert von dem furchtbaren Egoismus, der entsetzlichen Menschenverachtung seiner späteren Tage, noch ist er weicheren Empfindungen zugänglich, noch ist er einer menschlich liebenswürdigen Weise fähig. Wir haben Beispiele von Großmuth, Edelsinn, wirklicher Freundschaft von ihm. Marmont*) betheuert, es gab Nichts, was wir nicht für ihn gethan hätten, Nichts erschien uns schwer in seiner Umgebung, und betont ausdrücklich die besseren, damals noch nicht erstickten Seiten seines Wesens. Der Zauber, den Napoleon auf seine Umgebung übte, ist nur seltenen Menschen eigen; er hatte die wunderbar bestrickende Kraft, die selbst ungewöhnliche, bedeutende Menschen erfaßte, und seine Umgebung vereinigte schon bedeutende Menschen genug. Er bildete seine Schule aus den fähigsten Köpfen, deren er habhaft werden konnte.

Aber im Uebrigen war das Alles, bis auf das gewinnende Lächeln und die gelegentliche Liebenswürdigkeit, dienstbar einem einzigen Zweck, der seine ganze Person erfüllte, und dieser Zweck hatte Nichts mit Menschenliebe, Nichts mit selbstverleugnender Pflege bürgerlichen Gedeihens zu schaffen. Als Waffe mußten ihm auch solche Mittel dienen, aber sein letztes Ziel blieb immer seine Herrschaft, die Allmacht seines Willens. Dieser Mangel jedes Bürgersinnes, jeder Empfindung für Menschenglück, jedes Gefühls für Unterordnung unter ein Höheres, unter das allgemeine Wohl, der verzehrende Egoismus, der die Welt und die

*) Mémoires I, 214. 215. 225.

Menschen nur als Werkzeuge kennt für seine Hand, der fing auch schon an, sich anzukündigen, wenn er auch noch nicht Alles überwucherte. Noch vergaß er sich beim Anblick des wunderbaren Geistes, der Riesenarbeiten spielend verrichtete. Das war nicht das Talent, das sich mit Fleiß, Geschick, Verständniß in schwierige Stoffe hineinarbeitet und so eine Stufe erreicht, mit der die meisten Menschen glücklich und zufrieden sein können. Hier war mehr, hier war jene ursprüngliche Intuition, jenes rasche, ahnungsvolle Ergreifen auch des Fremden, jenes bewunderungswürdige Aneignen und Verarbeiten des Neuen, jene Virtuosität, den Kern aller Fragen, den Lebensnerv der Dinge zu erfassen und das eben im Flug Gelernte im Augenblick zu eigenen Gedanken schöpferisch umzugestalten — wie es das echte Genie verräth.*)

Diese wunderbar begabte Natur stand jetzt in der vollen Blüthe ihrer Kraft beim Eintritt ins Mannesalter. 27 Jahre war er alt und diese 27 Jahre sind bei einem Südländer etwas mehr als bei Einem, der einem nördlicheren Klima angehört.

So trat er in die Weltgeschichte ein, nicht als ein Franzose, nicht als ein Italiener, als ein Mann, als eine Welt für sich. Sein Geschlecht stammte auch aus jenem Florenz, dem die Dante, Macchiavelli, Riquetti angehörten. Seine Vorfahren waren auch aus jener Stadt vertrieben, aus der so Mancher aufgetreten ist, um aus einer demokratischen Revolution eine Tyrannis heraufzuführen.

Bonaparte hörte sich nicht gern einen Italiener nennen, er verachtete das Volk, brauchte und betrog es, wie die andern Völker auch, obgleich ihm keines aufrichtiger geschmeichelt hat als dieses; er war mehr ein Typus der alten römischen Cäsarennaturen. Das römische Reich mit seiner Weltherrschaft und seiner Uniformität, mit seiner schrankenlosen Staatsgewalt und Centralisation, mit seiner weltbürgerlichen Verschmelzung der Völker und Verschleifung alles Sonderlebens: das war sein Ideal. In alter und neuerer Geschichte wohl bewandert kehrt er am liebsten in dies Zeitalter zurück. Die Hellenen haben ihn nie angezogen, dies bunte, viel-

*) [Vgl. was Marmont, dessen Mittheilungen Häusser hauptsächlich zu Grunde legt, über Napoleons Antheil am code civil sagt. Mémoires II, 201.]

gestaltige Leben freier Individualität und kleinstaatlicher republikanischer Freiheit war ihm ein Fremdes, ein unverstandenes Räthsel; aber die Römer mit ihrer Weltmacht, mit ihren Legionen und ihrem Kaiserthum, die übten auf seine Phantasie einen außerordentlichen Einfluß und er hätte auch in eine solche Zeit besser gepaßt als in die unsrige.

---

§. 37. 38.

Der italienische Feldzug*) 1796–1797. — Von Genua (März 1796) bis Leoben (April 1797). — Das Direktorium. — Babeuf (10. Mai 1796). — Der Staatsstreich vom 18. Fructidor (4. Sept. 1797).

Die verbündeten Oesterreicher und Piemontesen zählten zusammen etwa 60,000 Mann gegen höchstens 30—40,000 Franzosen.**) Aber die Ersteren waren eben Verbündete mit „divergenten Rückzugslinien", wie Clausewitz sagt, die Einen sahen nach Wien, die Andern nach Turin und die Stimmung Beider war herzlich schlecht. Ein Heer konnte mit dem andern in Schach gehalten werden. Der ganze Kriegsplan Bonaparte's war darauf gebaut. Die Hauptschläge sollten die Oesterreicher treffen, sie nach dem Osten drängen und dadurch die Piemontesen zur Defensive nöthigen, bis auch ihre Stunde kam.

Sympathien zwischen den Heeren bestanden nicht. Die Piemontesen waren mehr der Revolution, als dem Hause Savoyen

---

*) Napoléon Bonaparte: Correspondance 1859 I—III. Die Memoiren von Lavalette, Savary, Bourrienne, Marmont u. s. w. Botta: storia d'Italia 1789—1814. Paris 1824. Schlosser: Zur Beurtheilung Napoleons. 1835. Posselt's europäische Annalen, 1796. 4 Bde. Oesterreich. milit. Zeitschrift, 1813, 1825, 1827—1830. Geschichte der Kriege IV. Clausewitz: Der Feldzug von 1796. Berlin 1833.

**) [Marmont: Mém. I, 145 gibt die Effektivstärke der Infanterie auf bloß 28,820 Mann an.]

geneigt, das Haus Savoyen mit Oesterreich nichts weniger als innig befreundet, beide unter sich nur durch das lockere Band diplomatischer Abkunft verknüpft.

Der Führer der verbündeten Armeen war **Beaulieu**, der bei Ausbruch des Kriegs nur Oberst gewesen und dann in erstaunlich kurzer Zeit zum General aufgestiegen war; ein alter energischer Wallone, der als Soldat stets seine Schuldigkeit gethan hat und trotz seiner 70 Jahre noch immer außerordentlich rüstig war. Er galt für einen Kriegshelden ersten Ranges; das hieß ihn weit überschätzen. Sein Ruhm stammte aus den Tagen, als er die noch ganz unreifen französischen Compagnien aus Belgien zurückgeworfen hatte, und sein Heer setzte lange nicht dasselbe Zutrauen auf ihn, wie die Franzosen auf ihren Bonaparte. Die Oesterreicher schleppten sich mit einer Masse unnützer Bagage, wie es die alte Kriegsweise vorschrieb, die Franzosen waren leicht bewaffnet, nicht schwerfällig bepackt wie die Oesterreicher, dabei frisch, lebendig, abgehärtet, waffengeübt im höchsten Grade, voll Begeisterung, Selbstgefühl und von unbedingtem Vertrauen auf den Feldherrn, der damals noch nicht den Ruf besaß wie später, aber der bisher überall mit Ehren und Erfolg gedient. Beaulieu war ein Greis, der den Krieg methodisch in alter Weise führte, der auf dem Schlachtfeld seine Pflicht that, aber dem nie Etwas wie eine ungewöhnliche geniale Conception beigekommen ist. Bonaparte, ein 27jähriger Jüngling von der seltensten Begabung, war eine Persönlichkeit, die es wunderbar verstand, die Massen zu beleben und mit sich fortzureißen, von den Soldaten das Ungeheuerste zu verlangen, mit der nie getäuschten Zuversicht, daß sie Alles leisten würden. Mit solchen Gaben zu streiten, wäre selbst einem hervorragenden Feldherrn nicht leicht geworden, wie viel weniger einem Veteranen des alten steifen Systems.

In den Cabinetten zu Paris und Wien beurtheilte man den Krieg ganz verschieden. In Paris war der Plan, Piemont von Oesterreich loszureißen, die Lombardei zu erobern, die kleinen italienischen Fürsten in das französische Bündniß zu nöthigen und Oesterreich wo möglich im eignen Lande den Frieden zu diktiren. In Wien sah man den Krieg als ganz untergeordnet an. Zwar hatte man bei Loano (Nov. 1795) bereits eine Schlappe erlitten, aber man glaubte, das sei am Rhein mehr als aufgewogen und

hielt sich für stark genug, Bonaparte ohne Mühe im Schach zu halten, während die Entscheidung in Deutschland erfochten würde.

Ende März kam Bonaparte bei seinem Heere an, er traf es ohne Kleidung, Schuhe und Lebensmittel, von der Regierung völlig vernachlässigt, durch Lieferanten gepeinigt, nothdürftig von Plünderung lebend, kurz in einem erbärmlichen Zustande.

„Soldaten!“ redete er sie in seiner Proclamation an, „ihr seid nackt, habt nichts zu essen; die Regierung schuldet euch viel, sie kann euch nichts geben. Eure Ausdauer, der Muth, den ihr inmitten dieser Felsen bewiesen habt, sind bewunderungswürdig; aber sie schaffen euch keinen Ruhm, kein Glanz strahlt auf euch zurück. Ich will euch hinabführen in die fruchtbarsten Ebenen der Welt. Reiche Landschaften, große Städte werden in eurer Gewalt sein; ihr werdet dort Ehre, Ruhm und Reichthümer finden. Soldaten der italienischen Armee, solltet ihr es an Muth und Standhaftigkeit fehlen lassen?“

Da ist nichts mehr von Freiheit und Republik, von Krieg den Palästen, Friede den Hütten, Nichts von der Sprache, mit welcher bisher die Armeen der Revolution angeredet wurden. „Ehre, Ruhm und Reichthümer!“ Das Programm des Kaiserreichs und seiner Legionen ist schon angekündigt.

Bonaparte war zu raschen, kühnen Schlägen entschlossen und darum nicht wenig überrascht, als ihm Beaulieu am 10. April mit einem Angriff zuvorkam. Beaulieu wollte den drohenden Anprall von Genua abwenden, die Verbindung zwischen dem verbündeten Heere und der bei Genua kreuzenden englischen Flotte herstellen, dann war Oesterreich, Piemont, England vereinigt und Genua gedeckt. Das war das höchste Ziel, das man erreichen wollte, weiter Nichts. Bonaparte aber wollte die österreichisch-piemontesische Armee zertrümmern und über sie hinweg nach Wien den Weg finden.

Zwischen den Ebenen der Lombardei und der Küste von Genua breitet sich ein ziemlich steiles zackiges Gebirge aus, das zu jeder Zeit schwer zu übersteigen war und jetzt erst durch eine Menge von Tunnels durchschnitten ist. Dieses Gebirge zwischen Novi und Genua war der Punkt, der genommen werden sollte, um dann rasch an den genuesischen Golf hinabzusteigen; und das gelang. Beaulieu überschritt mittelst einer den Franzosen glücklich verhehl-

ten Operation rasch die Bocchetta, überfiel den Feind bei Voltri, schlug ihn zurück und fand am Abend seine Verbindung mit Nelson. Das war aber auch der ganze Erfolg. Sofort zeigte sich die Meisterschaft Napoleons, die wunderbare Oekonomie der Kräfte, womit er es verstand, jedesmal an der entscheidenden Stelle der Stärkere zu sein. „Die ganze Kunst des Kriegs," sagt er, „besteht darin, daß man an der rechten Stelle stets der Ueberlegene ist."

Bonaparte war im Ganzen weit schwächer als Beaulieu, aber in allen Gefechten der nächsten Tage hatte er an jeder Stelle die größere Truppenzahl, so daß die Oesterreicher glaubten, sie hätten es mit einer unermeßlich starken Armee zu thun. Am andern Tag rückten die Oesterreicher gegen Montenotte vor, um die französische Linie zu durchbrechen und nach den Alpen zurückzuwerfen. Das schien Anfangs zu gelingen. Bei den Schanzen von Montenotte entspann sich am 11. April ein furchtbarer hartnäckiger Kampf zwischen 1200 gutgedeckten Veteranen und 3000 Angreifern. Die Oesterreicher wurden mit großem Verlust zurückgeschlagen und ein kleines Gefecht in der Nähe endete ähnlich. Jetzt warf sich Bonaparte rasch auf alle vereinzelten Positionen der beiden Armeen und schlug sie in einer Kette von Gefechten. Es war die Untugend des alten Systems, daß man jeden Punkt decken wollte, meilenweit große Cordons aufstellte und dabei unermeßlich viel Leute nutzlos aufbrauchte. Die Revolution, bei ihrem Mangel an tüchtigen Soldaten, mußte ihre Heere stets auf einzelne Punkte werfen und immer wieder in derselben Weise angreifen, die Flanken- und Rückendeckung war dabei immer schwach, aber die Wucht am entscheidenden Orte desto größer. Napoleon betrieb das systematisch, er griff den Feind stets an einem Punkte mit überlegenen Kräften an und ließ ihm keine Zeit zur Umgehung.

So auch hier. Die Oesterreicher wurden in den Tagen vom 13.—22. April bei Millesimo, Dego, Ceva, Mondovi nacheinander in lauter Detailgefechten, wo sie stets die Minderzahl hatten, überrascht und trotz aller Tapferkeit geschlagen. Es war darunter nicht eine einzige wirkliche Schlacht, aber die Summe der Verluste der Oesterreicher betrug eine ansehnliche Quote der Armee und dabei waren sie von den Piemontesen verlassen. Auf beiden Seiten klagte man, der Verbündete habe seine Schuldigkeit verabsäumt es

an Unterstützung fehlen lassen, die „divergenten Rückzugslinien" machten sich geltend, die Piemontesen zogen nach Norden, die Oesterreicher nach Osten ab.

Bonaparte erließ eine neue Proklamation an sein Heer:

„Soldaten, ihr habt binnen 14 Tagen 6 Siege erfochten, 21 Fahnen, 55 Kanonen und mehrere Festungen erobert, 15,000 Gefangene gemacht und über 10,000 getödtet und verwundet. Bisher schlugt ihr euch um kahle Felsen, mit glänzendem Muth, aber ohne Nutzen für das Vaterland; jetzt steht ihr ebenbürtig neben den Heeren von Holland und vom Rhein. Ihr wart entblößt von Allem, jetzt habt ihr euch Alles erfochten. Ihr habt gesiegt ohne Kanonen, Ströme überschritten ohne Brücken, Eilmärsche gemacht ohne Schuhe, und unter freiem Himmel übernachtet ohne Branntwein und oft ohne Brod. Das können nur republikanische Soldaten, nur Truppen der Freiheit! — Aber ihr habt noch Nichts gethan, denn noch ist nicht Turin, nicht Mailand in euren Händen. — Es gilt Italien frei zu machen, es gilt auch hier dem Volk die Ketten abzunehmen."

Zur Abwechselung wurde diesmal doch das alte Register von 1793 gezogen, an die Republik und ihre Propaganda appellirt.

Die nächste politische Folge der Siege war, daß Piemont von dem Bündniß mit Oesterreich zurücktrat. In Turin besorgte man eine revolutionäre Erhebung und kapitulirte lieber mit dem Feinde. Am 28. April wurde ein Waffenstillstand unterzeichnet, wonach Piemont sich von Oesterreich trennte, seine Truppen zurückzog, die Festungen den Franzosen auslieferte und so zu einer Operationsbasis gegen Mailand wurde.

Jetzt wälzte sich das Heer auf **Mailand**. Der Uebergang über den Po wurde bei Piacenza glücklich erschlichen (7. Mai), im Vorbeigehen dem Herzog von Parma in einem Waffenstillstande (8. Mai) kolossale Lieferungen (2 Millionen Livres, 1700 Pferde, 10,000 Centner Frucht, 5000 Centner Hafer, 2000 Ochsen, 20 seiner besten Gemälde) auferlegt und am 10. Mai bei Lodi der Uebergang über die Adda nach sehr heftigem und gefahrvollem Kampfe bewerkstelligt. Wie diese Brücke, die sehr stark bewehrt war, preisgegeben werden konnte, ist noch nicht ermittelt. Vielleicht hat die Furcht vor einer Umgehung in der rechten Flanke dazu veranlaßt. Jetzt zogen die Oesterreicher bis an die Grenze

von Oberitalien zurück und Bonaparte hielt am 14. Mai in Mailand seinen Einzug.

An diesem Tage sagte er zu Marmont, der ihm versicherte, in Paris kenne die Bewunderung seiner Erfolge keine Grenzen: „Sie haben noch Nichts gesehen und die Zukunft bewahrt uns Erfolge auf, die Alles hinter sich lassen werden, was wir schon gethan haben. Das Glück hat mir heute nicht deßhalb gelächelt, damit ich seine Gunst verschmähe: das Glück ist ein Weib und je mehr es für mich thut, desto mehr werde ich von ihm verlangen. In wenig Tagen werden wir an der Etsch, wird ganz Italien unterworfen sein. Vielleicht brechen wir dann, wenn man mir die Mittel gemäß meinen Planen erhöht, sofort zu noch größeren Unternehmungen auf. In unseren Tagen hat Niemand große Thaten gesehen; meine Sache ist es, das Beispiel zu geben."

Marmont traute seinen Ohren nicht, als er Bonaparte in denselben Tagen einen Brief an das Direktorium diktiren hörte, worin er versprach, wenn man ihm Verstärkungen schicke, wolle er Tirol überschreiten und der österreichischen Rheinarmee in den Rücken fallen!*)

Wenn die Propaganda, welche in der zweiten Proklamation zur Schau getragen ward, ehrlich und ernst gemeint war, so konnte sie leicht eine Massenbewegung des Volks gegen die Mißregierungen in Parma, Modena und im Kirchenstaat zur Folge haben. Aber Bonaparte war es nicht ernst damit. Solche Verheißungen waren gut, die Cabinete mürbe zu machen durch die Angst vor der Revolution, aber nicht, um erfüllt zu werden. Er selbst sagte im Vertrauen: Diese Mittel sind verbraucht, was man mit solchen Proklamationen macht, ist überhaupt von zweifelhaftem Werth. Glaubt ihr, ein weichliches, von Priestern erzogenes Volk durch Proklamationen frei machen zu können? Ihr täuscht euch!

Bonaparte wollte die Völker mehr locken mit einer Aussicht, die er nie zu verwirklichen gedachte, noch mehr aber die Cabinete einschüchtern, die hier ihre wundeste Stelle hatten. So war er Beiden furchtbar und schien für Beide der letzte Rettungsanker, so brauchte er die Einen gegen die Andern auf, hielt die Völker bei

*) Mém. I. 178. 186.

der Hoffnung auf Freiheit, die Fürsten bei ihrer Furcht vor Revolution fest.

Jetzt schließt er Vertrag auf Vertrag mit den geängsteten Fürsten (mit Modena 17. Mai, Neapel 5. Juni, dem Papst 23.), ungeheure Lieferungen an Geld, Pferden, Schlachtvieh, Lebensmitteln und Kunstwerken dienen als Abschlagszahlungen für die Erhaltung der wankenden Throne. Nichts deutet auf die neue Freiheit hin, wohl aber ist Alles vortrefflich berechnet, die Macht des Siegers über Staat und Heer zu begründen. Die leere Staatskasse wird gefüllt, die Trophäen, Gemälde und Statuen schmeicheln der Eitelkeit der Nation, das Heer hat bisher gedarbt, jetzt lebt es im Ueberfluß und vergöttert seinen Helden. So waren noch keine Siege ausgebeutet worden, wie es hier geschah. Die Lombardei zahlte 25 Millionen, Modena 10 Millionen, Parma und Piacenza 20 Millionen, der Papst 36 Millionen, Bologna und Ferrara 3,700,000, Mantua 800,000, die Reichslehen 200,000, die englischen Magazine 8 Millionen Livres.

Dem Direktorium in Paris wurde unheimlich bei solchen Erfolgen. Der unbegrenzte Einfluß, mit dem dieser Mann seine Truppen an sich knüpfte und im Ausland Fürsten und Völker sich zu Füßen legte, stach besorgnißerregend ab von der Noth eines Regiments, das sich mit Mühe der Parteien im Innern erwehrte und gegen die Militärmacht an den Grenzen ganz waffenlos war.

Man befürchtete schon damals, Bonaparte werde etwas mehr werden als ein glücklicher General und hielt Vorsichtsmaßregeln gegen seinen Ehrgeiz für nöthig. Noch im Sommer ward die Absendung eines Commissärs beschlossen, der den geheimen Auftrag hatte, Bonaparte zu beobachten und über ihn zu berichten. General Clarke aber war einsichtig genug, um zu sehen, daß der General eine größere Zukunft habe als das Direktorium in Paris, er gab sich ihm hin und alle seine Berichte gingen durch Bonaparte's Hände.

Aber der Krieg war noch nicht zu Ende. Der schwierigere Theil begann jetzt erst. Der Osten Italiens ist seit Jahrhunderten der Schauplatz des letzten, entscheidenden Kampfes um den Besitz der Halbinsel gewesen. Wohl ist die Lombardei zu Schlachtfeldern sehr geeignet, aber die Entscheidung wurde doch fast jeder Zeit an der Mincio- und Etschlinie erfochten und wiederholt ist es

begabten Feldherren möglich gewesen, einmal im Besitz der Mincio-linie mit einem raschen Ruck das Uebrige wieder zu gewinnen. Damals war hier nur eine einzige große Festung, was vielleicht die Vertheidigung nur erleichterte, diese Festung war das vortrefflich gelegene Mantua. Auf einer Mincioinsel lag ein Theil der Befestigungen, die Stadt war wohl mit allem Nöthigen versehen und durch eine zur Vertheidigung mehr als genügende Besatzung ausgerüstet. Die 15,000 Oesterreicher in solcher Festung erforderten ein Belagerungsheer von wenigstens 30,000 Mann. Mantua mußte fallen, ehe Bonaparte weiter konnte, so lange man deßhalb den Gegner hier gewissermaßen an der Kette festhielt, war nicht zu besorgen, daß er nach Wien vordringen werde.

Kriegskundigen, wie Clausewitz, gilt es als ausgemacht, daß die Oesterreicher einen ungeheuern strategischen Fehler machten, als sie eine Entsatzarmee nach der andern nach Italien schickten und Napoleon zur Besiegung auf dem offenen Schlachtfelde darboten, statt nur Mantua zu halten und ihre Heere in Deutschland zur Vernichtung der französischen Nordheere zu verwenden. Gelang es, Mantua zu halten, so war bei glücklichem Ausgang des Feldzugs in Deutschland auch für Italien und Wien nichts zu befürchten. Wir wissen ja, hätte man in Deutschland zwischen Rhein und Schwarzwald 80,000 Mann gehabt, so wäre Moreau vernichtet worden.

Statt dessen hatte man bei Beginn des Feldzugs in Deutschland Wurmser mit 25,000 Mann nach dem Mincio geschickt. In zwei Colonnen kamen diese die Straßen zum Gardasee hinab. Bonaparte brach von Mantua auf, fiel mit blitzartiger Raschheit über sie her, schlug sie, ehe sie sich vereinigen konnten, südlich vom Gardasee hintereinander in mehreren Gefechten und zwang sie so, sich wieder nach Tirol zurückzuziehen. Darauf wandte sich Bonaparte wieder gegen Mantua.

Diese erste Probe hätte zeigen sollen, wie wenig es gerathen war, Bonaparte auf dem offenen Schlachtfelde, wo man jetzt seine Ueberlegenheit kannte, immer wieder herauszufordern. Man hätte ihn durch den Belagerungskrieg aufreiben sollen, der war bekanntlich nie seine Liebhaberei und für das französische Heer in seiner damaligen Verfassung ganz unausführbar. Dennoch blieb man bei dem einmal ergriffenen System, schickte ein Heer nach dem

andern und ließ eins nach dem andern aufreiben. Als Wurmser einen zweiten Versuch machte, nach Mantua durchzudringen, schlug Bonaparte die getheilten Streitkräfte abermals; zwar gelang es gleichwohl die Besatzung Mantuas zu verstärken, aber das erschwerte nur die Verpflegung und half nichts zur Entscheidung.

Im November war ein zweites österreichisches Heer unter Alvinzy im Anzug, das, obgleich wesentlich aus ganz junger Mannschaft bestehend, immer stark genug war, Bonaparte, auch ohne Mantua, im freien Felde zu schlagen. Man hatte diesmal entschieden das Uebergewicht der Zahl und Bonaparte's Heer, das nie mehr als 30,000 Streiter gezählt, hatte großen Abgang theils durch Tod und Verwundung, theils durch Besatzungen gehabt.*) Da entspann sich am 15. November der dreitägige furchtbare Kampf bei Arcole, der mit dem entscheidenden Siege Bonaparte's endigte.

Ein zweiter Versuch Alvinzy's mit einem neuen Heere Mantua zu entsetzen, hatte bei Rivoli (14. Jan. 1797) ein gleiches Schicksal und am 2. Februar fiel die Festung. Nicht bloß Oberitalien war erobert, die österreichische Heereskraft hatte außerordentliche Verluste erlitten. Was in den Gefechten der letzten Monate eingebüßt worden war, kam einer stattlichen Armee gleich, und Oesterreich hatte nicht mehr die Mittel, im neuen Jahre zum Schutze Innerösterreichs einen Doppelkrieg in Italien und am Rhein zu führen. Dem Heere, welches jetzt im März 1797 mit dem einen Flügel unter Joubert nach Tirol eindrang, mit der Hauptmacht unter Bonaparte nach Innerösterreich im Anmarsch war, konnte Oesterreich eine Feldschlacht nicht mehr anbieten. Langsam zogen sich seine Truppen zurück, ließen Bonaparte den Tagliamento und den Isonzo überschreiten; Ende März stand dieser bereits in Steiermark und hatte am 5. April seine Vorhut bis Leoben vorgeschoben.

Nichtsdestoweniger war seine Lage mehr glänzend als glücklich. Joubert, der über Tirol die Verbindung mit dem deutschen Heere herstellen sollte, machte keine Fortschritte; er steckte wochenlang in den Engpässen dieser Gebirgsfestung und war von dem gefährlich-

*) [Wie Bonaparte auch mit der Entmuthigung seines Heeres zu ringen hatte, s. Barante: histoire du directoire de la républ. française I. 360 ff.]

sten aller Guerillakriege bedroht. Das Directorium hatte entweder keine Mittel oder keine Lust, die Diversion am Rhein jetzt schon zu beginnen: von dieser Seite her war Bonaparte völlig isolirt; die schmählichen Intriguen, mit denen man die Regierung von Venedig unterwühlt, hatten dort die Massen gegen die Franzosen aufgeregt, wenn ein Aufstand der erbitterten Italiener zu allen Nachtheilen der Isolirung in Feindesland hinzukam, dann war Bonaparte in einer höchst gefährlichen Lage.

In Oesterreich selbst rührte sich im Gegensatz zu der muthlosen Stimmung des Cabinets ein Geist kriegerischer Erhebung, der gut geleitet und planmäßig organisirt Großes leisten konnte; aber freilich, die Staatskunst, die hier die Dinge leitete, sah in solchen Regungen eine größere Gefahr als in der Unterwerfung unter den schmählichsten Frieden. „Dem vordringenden Feinde kann ich mit einer Provinz den Mund stopfen, aber das Volk bewaffnen, heißt den Thron umstürzen": dies Wort Colloredo's zeichnete genau die Art, wie man hier dachte, und auf diese Stimmungen rechnete Napoleon, als sich rings um ihn her Alles immer verzweifelter gestaltete. Wie hoffnungslos er seine Lage von dieser Seite her ansah, das zeigen seine Briefe an das Directorium zur Genüge. Als keine andere Aussicht mehr war, entschloß er sich, es mit dem Feinde zu versuchen. Er schrieb am 31. März an den Erzherzog Carl einen wunderlichen Brief, der, wenn nicht auf den Erzherzog, so doch auf die Gefühle in der Hofburg wohl berechnet war: „Herr General," hieß es hier, „die tapferen Soldaten führen Krieg und wünschen den Frieden. Dauert der Krieg nicht schon 6 Jahre? Haben wir nicht Leute genug getödtet und Leiden genug verhängt über die trauernde Menschheit? Sie erhebt Einspruch von allen Seiten. — Was mich angeht, Herr General, so würde ich, falls meine Eröffnung nur ein einziges Menschenleben retten sollte, mit weit größerem Stolze auf die Bürgerkrone blicken, die ich verdient hätte, als auf den traurigen Glanz kriegerischer Triumphe."

Das war die Einleitung zu den Unterhandlungen, die am 18. April zu dem Waffenstillstand von Leoben geführt haben und bei denen Niemand eifriger mitgewirkt hat, als die Tochter Maria Theresia's, die Königin Caroline von Neapel, Anfangs die leidenschaftlichste Feindin der Franzosen, jetzt ebenso leidenschaftlich für

den Frieden gestimmt, seit sie sich von den siegreichen französischen Heeren und der Revolution im eignen Lande zugleich bedroht sah.

Der Vertrag von Leoben gab Belgien und das linke Rheinufer rechtlich, die Republik Oberitalien thatsächlich in die Hände Frankreichs. Oesterreich sollte den östlichen Theil von Venetien (zwischen dem Oglio, dem Po und dem adriatischen Meere) mit Istrien und Dalmatien erhalten. Die verheißene Abtretung von Mantua und Peschiera an Oesterreich war eben so gemeint, wie die „Integrität des deutschen Reichs", die dem definitiven Frieden zu Grunde gelegt werden sollte, nachdem die Rheingrenze bereits davon abgerissen war und die „Entschädigung" Venedigs, dessen Vernichtung bereits beschlossen und bald darauf eine Thatsache war.

Mittlerweile rang das Direktorium in Paris in täglichem Kampfe um seine Existenz; überall zuckten die alten Parteien wieder auf, über Vorsichts- und Gewaltmaßregeln gegen Complotte und Verschwörungen, über Dekreten gegen Priester, Emigranten und Royalisten kam das Regiment nicht zum Regieren, die gesetzgebende Gewalt nicht zur Heilung der gesetzlosen Anarchie. Nur durch Waffengewalt hatte das System seine Anerkennung durchgesetzt, es zeigte sich jetzt, daß es die Waffen nicht niederlegen durfte, wenn es sich behaupten wollte.

Auch eine jakobinische Erhebung hatte sich vorbereitet, die freilich noch vor dem Ausbruch erstickt worden ist, aber die ein um so gefährlicheres Ansehn hatte, als ihre Mitschuldigen in dem Rath der Fünfhundert selber saßen. Das war das Complott zwischen Resten der alten Terroristen und dem Anhange des Communisten Babeuf.*)

Seit der immer schrofferen Entfremdung, die in den Parteikämpfen nach dem Thermidor zwischen den Jakobinern der Regierung und den Jakobinern der Opposition eingetreten war, blieb den Fanatikern der Letzteren Nichts übrig, als auf eine neue Revolution zu sinnen, die, gründlicher als die bisherige, nicht bei einer Umwälzung des Staates und einer vorübergehenden Erschütterung der Gesellschaft stehen bleibe, sondern mit Herstellung einer völlig verwandelten Gesellschaft vollen und wirklichen Ernst machte. Das Jahr 1793 hatte alles Unterste zu

*) Buonarotti: conspiration de Babeuf. Bruxelles 1828. 2 Thle.

oberst gekehrt, alle Aristokratie des Standes, des Besitzes, des Geistes und Charakters begraben und geächtet, aber kaum hatte der Schrecken nachgelassen, da wachte diese Aristokratie wieder auf und wurde mächtiger als je, als sie selbst ihre alten Gegner bekehrte — ein Beweis für die Fanatiker, daß die Revolution ihr Werk nur halb gethan und dadurch sich selber wieder aufgehoben habe, daß deßhalb an die echten Ueberlieferungen von 1793 wieder angeknüpft werden müsse.

Diese Stimmung eines Theils der ehemals allmächtigen Terroristen traf zusammen mit den Plänen des verzweifelten Communisten Babeuf, der unter dem alten Regime nichts als Unglück und Elend, seit Ausbruch der Revolution Kerker und Verfolgung erfahren hatte und jetzt endlich glaubte, seine Zeit sei gekommen.

Gracchus Babeuf war einer jener Weltverbesserer, die in ihrem engen, verschrobenen Verstande das Universalmittel gegen alle Leiden der Gesellschaft erfunden zu haben glauben und mit blindem Fanatismus an ihrer Lehre festhalten, einer jener verwegnen Träumer, die von jeher sehr schnell abgeschüttelt worden, aber auch stets die besten Vorarbeiter des Absolutismus gewesen sind, dem durch Nichts ein nützlicherer Dienst geschieht, als durch das spectre rouge, das den geängsteten Mittelstand ihm in die Arme treibt.

Um die Zeit des 9. Thermidor schickte er seine communistischen Brandschriften in die Welt und suchte im Stillen unter dem brodlosen Proletariat und den grollenden Terroristen eine wohlorganisirte Partei zu werben. Die Thermidorianer warfen ihn mit andern Aufrührern ins Gefängniß, hier bildeten sich die ersten engeren Einverständnisse und als er nach dem 13. Vendemiaire wieder frei kam, wurde daraus ein Club, der seine Agenten in allen 12 Arrondissements der Stadt Paris hatte.

Die Regierung duldete die immer frechere Sprache seines Journals Le tribun du peuple, weil sie darin ein heilsames Gegengewicht gegen die Royalisten sah. Unglaubliches durfte dies Blatt sich erlauben:*) „Das Privateigenthum,“ stand hier zu lesen, „ist die Grundquelle aller Uebel, die auf der Gesellschaft lasten.

*) [Barante: histoire du directoire de la république I. 50 ff. 240 ff. II. 181 ff.]

Die Gesellschaft ist eine Höhle; die Harmonie, die darin herrscht, ist ein Verbrechen. Was spricht man von Gesetzen und Eigenthümern? Die Güter sind im Besitze von Räubern; die Gesetze sind das Werk des Stärkeren. Die Sonne scheint für Jedermann, und die Erde ist Niemandes Eigenthum. Wohlauf denn, meine Freunde! Zerstört, stürzt, wälzt diese Gesellschaft um, die euch nicht gefällt! Nehmt an euch, was ihr brauchen könnt; reißt ohne Gewissensbisse die Grenzpfähle und die Verfassungen nieder; erwürgt ohne Mitleid die Tyrannen, die Patrizier, die vergoldete Million, all die unreinen Wesen, die sich dem Gemeinwohl widersetzen. Ihr seid das Volk, das wahre Volk, das einzige Volk, welches verdient, alle Güter dieser Welt zu genießen. Die Gerechtigkeit des Volks ist majestätisch wie dieses selbst. Was es thut, ist gesetzlich, was es befiehlt, ist heilig!"

Das Alles machte unter der großen Menge ein außerordentliches Glück und die Regierung sah unthätig zu, bis Babeuf ihr selber unverhohlen den Krieg erklärte. Da (11. Dec. 1795) gab sie der Polizei Befehl, ihn zu verhaften, aber er entkam und setzte aus unauffindbarem Versteck sein Journal und sein Wühlen mit verdoppeltem Eifer fort. Ein Polizeicorps, auf welches sich die Regierung gegen die Unruhstifter stützen wollte, kam ganz in die Hände der rührigen Agitatoren und mußte aufgelöst werden, weil es zu offener Meuterei überging (April 1796). Jetzt wollten die Verschwornen losschlagen, sie bezifferten ihren Anhang auf etwa 17,000 Mann (worunter R. Lindet, Amar, Drouet), und am 11. Mai sollte die Insurrektion beginnen. Aber schon waren sie verrathen, bereits am 10. Mai war Alles bereit, die Anstifter des Complotts festzunehmen und Babeuf selber wurde in dem Augenblick verhaftet, als er die Worte schrieb: „Das Volk hat gesiegt, die Tyrannei ist nicht mehr, ihr seid frei." — In den Papieren Babeufs fand sich die Aufruhrproklamation vor, die über alle Feinde des Volks die Todesstrafe aussprach und die Vertheilung des Eigenthums als das heiligste Menschenrecht verkündigte.*)

---

*) Babeufs Proklamation.

1. Die Natur hat jedem Menschen ein gleiches Recht auf den Genuß aller Güter gegeben.

2. Der Zweck der Gesellschaft ist, diese im Naturzustande so oft durch die

Die Anarchisten waren dadurch noch nicht entmuthigt. Das beweist der Auftritt auf dem Camp de Grenelle am 9. Sept. Ein Haufe von 6—700 Menschen mit Pistolen, Stoßdegen und Säbeln bewaffnet, erschien dort mit dem Ruf: Es lebe die Republik! Es lebe die Verfassung von 1793! Nieder mit den Räthen! Nieder mit den neuen Tyrannen! und suchte die dort aufgestellten Truppen zu verführen. Es war vergebens; die Rebellen wurden mit Waffengewalt niedergeworfen und die Rädelsführer gefangen. Mit Bewilligung des Raths der Fünfhundert wurde eine Militärcommission bestellt und die Anstifter der Verschwörung (darunter mehrere Terroristen) verurtheilt und hingerichtet.

Kaum war die Babeuf'sche Sache in den Hintergrund getreten, als am 31. Januar 1797 eine neue Botschaft des Direktoriums die Entdeckung einer royalistischen Verschwörung anzeigte. Die Machtmittel, über die dieses Complott verfügte, waren nicht so besorgnißerregend, als der neue Beweis für die unleugbare Thatsache, daß eine tiefe Verstimmung über das ganze Regiment durch die Nation ging und sich immer tiefer auch in den gesetzgebenden Körperschaften selber festsetzte. Die Wahlen von 1796 und 1797 brachten jedesmal Elemente in die Räthe, die, wenn nicht entschieden bourbonisch, so doch sehr schlecht republikanisch gesinnt waren. Alle Mittel, sich dieses Umschwungs zu erwehren, schlugen fehl. Widerrechtlich wurden im April d. J. eine

---

Starken und die Schlechten angegriffene Gleichheit zu vertheidigen und alle gemeinschaftlichen Genüsse durch die gemeinsame Arbeit zu vermehren.

3. Die Natur hat Jedem die Verpflichtung auferlegt, zu arbeiten; Niemand kann sich, ohne ein Verbrechen zu begehen, der Arbeit entziehen.

4. Die Arbeiten und Genüsse müssen gemeinsam sein.

5. Die Unterdrückung ist da, wo der Eine sich durch Arbeit erschöpft und Alles entbehren muß, während der Andere im Ueberflusse schwimmt, ohne Etwas zu thun.

6. Niemand hat ohne Verbrechen sich ausschließlich die Güter des Bodens oder der Industrie aneignen können.

7. In einer wahren Gesellschaft darf es weder Reiche noch Arme geben.

8. Die Reichen, die dem Ueberflusse nicht zu Gunsten der Bedürftigen entsagen wollen, sind Feinde des Volks.

9. Niemand kann durch Anhäufung aller Mittel den Andern des für sein Glück nothwendigen Unterrichts berauben; der Unterricht muß gemeinsam sein ꝛc. ꝛc.

Anzahl royalistischer Abgeordneter vor ein Kriegsgericht gestellt. Das Gericht sprach ein mildes Urtheil, man machte großes Aufheben von einer unschuldigen Proklamation Ludwigs XVIII., aber die Stimmung wollte sich nicht für die Regierung erwärmen.

So nahten die Wahlen heran; es trat gerade ein Drittel, das aus Conventsmitgliedern bestand, aus, und mit ihm die sicherste Mehrheit im Rathe der Fünfhundert; man bot Alles auf, die neuen Wahlen auf die Candidaten der Regierung zu lenken, alle der Emigration Verdächtige sollten ausgeschlossen werden, jeder Wähler einen Eid auf die Verfassung vom Jahre III ablegen und sich ausdrücklich zum Widerstand gegen anarchische und royalistische Umtriebe verpflichten, man schickte Candidatenlisten in die Bezirke: Alles war vergebens, die Wahlen, die zu Stande kamen, ließen eine royalistische Mehrheit befürchten.

Das zeigte sich sogleich bei Eröffnung des Rathes der Fünfhundert. Einige Wahlen der Jakobiner, z. B. die Barère's, wurden ungiltig erklärt: der Präsident, den man wählte, war Pichegru, die Sekretäre Simon, Vaublanc, Lariviere und Parisot, lauter Leute, die mit Recht royalistischer Gesinnungen verdächtig waren; der Clichyclub, in dem sich die entschiedenere Opposition allabendlich zusammenfand, trat mit immer größerer Offenheit auf und setzte die Ernennung Barthelemy's zum Direktor durch. Er und Carnot waren mit Barras unzufrieden und so wurde in das Direktorium dieselbe Spaltung hineingetragen, die die Versammlung trennte. Die Mehrheit der Letzteren aber gab ihre Gesinnungen ganz unverhohlen kund; man sprach ohne Scheu seine Sympathien für den Royalismus aus, griff die Verwaltung insbesondere in Barras an und gestattete sich die heftigsten Invektiven gegen das Jakobinerthum.

Im Sommer war es bereits so weit gekommen, daß man ohne Rückhalt von einem Staatsstreich sprach, im Clichyclub deutete man auf die Entfernung von Barras hin und die Regierungsorgane sprachen von einer Reinigung des gesetzgebenden Körpers.

Die bedrängten Republikaner wußten, daß ihre Gesinnung, wenn irgendwo, in den Armeen noch echt und ungefälscht zu finden, daß von ihnen eine energische Abwehr jeden royalistischen Gedankens zu erwarten sei; die Rhein- und Maas-Sambre-Armee

standen hier in erster Reihe, die italienische hatte bereits einen imperatorischen Accent, man sprach wohl von den Messieurs de l'armée italienne, allein Bonaparte fand es seiner Politik entsprechend, mit der größten Schärfe, wenn nicht für die Republik, so doch gegen die Royalisten aufzutreten und das gab Barras und den Seinen eine unermeßliche Kraft gegenüber den Sektirern.

Zur Feier des 14. Juli erließ Bonaparte einen Tagesbefehl an sein Heer, worin es hieß: „Berge trennen uns von Frankreich; aber mit den Flügeln des Adlers werdet ihr sie überschreiten, wenn es nöthig sein sollte, die Verfassung zu behaupten, die Freiheit zu vertheidigen, die Regierung und die Republikaner zu schützen. — Soldaten, im Augenblick, da sich die Royalisten zeigen werden, hat auch ihre letzte Stunde geschlagen." Bei dem Festmahl trank Lannes auf den Untergang des Clichyclubs, Berthier auf die Vernichtung der Royalisten.

Auf Barras' Bitte wurde Augereau nach Paris geschickt, um die Gesinnungen des italienischen Heeres zu vertreten; der hielt vor dem Direktorium polternde Reden gegen die feigen Verräther der Republik, die die Armee zermalmen werde und Barras setzte gegen Carnots und Barthelemy's Einspruch seine Ernennung zum Befehlshaber der Pariser Militärdivision durch.

Daß Augereau sich sonst im höchsten Grade taktlos aufführte, überraschte Bonaparte nicht; seine Fehler konnte man nachträglich verleugnen, einstweilen nahm er das Gehässige eines Staatsstreichs auf seine Person, die Ernte sammelte nachher Bonaparte ein. Er brauchte nur Zeit, die Republik sich selber ausleben zu lassen, dann kam er und stellte die Ordnung her.

Am 18. Fructidor erfolgte der Staatsstreich. In der Nacht vom 3. zum 4. September wurde der Palast des gesetzgebenden Körpers von Truppen umstellt und mit Kanonen umgeben. Die Grenadiere, die die Tuilerien zu vertheidigen hatten, verweigerten ihrem Befehlshaber den Gehorsam: „Wir sind keine Schweizer," sagten die Einen, „wir wollen uns nicht für Ludwig XVIII. schlagen," die Andern. Der Commandant wurde von Augereau verhaftet und nur mit Mühe den Händen einiger wüthenden Jakobiner entrissen. Um 5 Uhr Morgens war der gesetzgebende Körper entwaffnet, einige Stunden später Barthelemy und eine Anzahl der royalistischen Abgeordneten verhaftet, dann versammelte sich der

Rumpf der beiden Versammlungen zu einer außerordentlichen Sitzung und sprach gegen 53 Abgeordnete und 2 Direktoren (Barthelemy und Carnot, der entflohen war), endlich auch gegen Eigenthümer und Herausgeber von 42 Zeitungen die Deportation aus. Außerdem wurden die Wahlen in 53 Departements ungiltig erklärt, die scharfen Dekrete gegen die Angehörigen von Ausgewanderten erneuert, Presse und Vereine unter eine Art Martialgesetz gestellt.

So war aufs Neue mit Gewalt die Republik gerettet. Bonaparte konnte sich nachher mit Recht darauf berufen. Gegen Gewalt durften Die nicht protestiren, die selber zuerst die Säle mit Bayonnetten hatten reinigen lassen. Sie raubten sich damit selber jeden Anspruch auf Legitimität, und der schon vielfach verbreitete Glaube, man thue am Ende besser, sich einem fähigen Soldaten, als den „Advokaten" zu unterwerfen, die doch keine Ordnung zu schaffen wußten, gewann durch sie selber einen neuen Vorschub.

Der Staatsstreich beschleunigte aber auch den Frieden.

Bonaparte hatte seit Leoben Nichts versäumt, sich militärisch und politisch in eine Lage zu setzen, die geeignet schien, falls Oesterreich Neigung zu neuem Kriege zeigte, seine Bedingungen zu erzwingen. Aus vielen Gründen war es ihm unmöglich, abermals einen großen Krieg aufzunehmen und die Befürchtung, daß das österreichische Cabinet sich anders besinnen werde, nicht ungegründet. Während die alte Republik Venedig den französischen Cabalen erlag, Genua revolutionirt wurde und im Kirchenstaat Aehnliches sich vorbereitete, hatte sich in Wien die Stimmung etwas gedämpft, in der man den Waffenstillstand vom April eingegangen war. Man hatte allmälig der Empfindung Raum gegeben, daß man sich damals hatte überrumpeln lassen, daß man doch besser hätte warten können mit Einstellung der Feindseligkeiten, als der von allen Seiten verlassene Gegner. Diese Einsicht gewann an Boden, je mehr man die innere Lage Frankreichs sich entwickeln sah und je größere Fortschritte die Revolution in dem Lande drohte, an dem Oesterreich seine Entschädigung zu finden hoffte. Eine thörichte Einbildung war es, wenn man die royalistische Restauration in Frankreich bereits nahe bevorstehend glaubte und darum nicht mehr geneigt war, mit einer Regierung abzuschließen, deren Tage vielleicht

gezählt waren. Aber sehr erklärlich war sie vom Standpunkt der alten Staatskunst und von England ward sie mit unermüdlichem Eifer unterstützt. So fing man in Wien wieder an zu schwanken. Thugut war ganz umgeschlagen und arbeitete wieder ebenso hitzig für den Krieg, wie eben noch für den Frieden. Man baute auf die Isolirung der italienischen Armee, die politischen Wirren in ihrem Rücken, den wahrscheinlichen Sieg der Royalisten.

Das durchschaute Bonaparte Alles, wie seine Briefe an das Direktorium beweisen, darum schärft er diesem auch unablässig ein, es solle Ordnung und inneren Frieden schaffen, dann werde man auch an den Grenzen Frieden haben. Dann mahnt er ab von den abenteuerlichen Kriegsgedanken, mit denen sich die Pariser trugen. Weil man in Italien, Belgien, Holland gegen die morschen Zustände und die matte Kriegführung der alten Monarchien flüchtige Erfolge rasch erfochten, glaubte man dort, man könne im Innern Oesterreichs auf ähnliche Siege rechnen. Bonaparte sah richtig, daß das eitel Täuschung war. Nirgends regte sich in den österreichischen Provinzen Etwas von revolutionären Sympathieen, damals wie 1809 war dies Reich trotz seiner bunten Zusammensetzung wie eine Nation, zum Kriege gegen die Franzosen von demselben ritterlichen und opfermuthigen Geiste beseelt. Bonaparte's Briefe aus diesen Tagen sind für das System seiner Politik im höchsten Grade merkwürdig und belehrend.

Oesterreich wartete nur auf den Ausbruch der Crise des Direktoriums. Als der Staatsstreich vom 18. Fructidor zu Gunsten der Republik entschied, begann man sogleich wieder zu unterhandeln. Der Unterhändler war Graf Cobenzl, ein Diplomat der alten Schule, von dem Schlag Leute, wie sie damals an allen Höfen für Staatsmänner galten, die in den Salons als amusante Gesellschafter ihre Laufbahn gemacht und ihre Talente entwickelt hatten. Jahrelang hatte er am Petersburger Hofe Oesterreich recht geschickt vertreten, weil er es verstand, gelegentlich unbedeutender zu erscheinen, als er wirklich war, und im Liebhabertheater auf dem Schloß alte Weiber u. dergl. mit Glück zu spielen wußte. Der kam nach Udine mit der ehrlichen Ueberzeugung, er werde mit dem plumpen Corsen leicht fertig werden und mit der festen Zuversicht, es müsse ihm gelingen, ihn zu Gunsten Oesterreichs beträchtlich zu übervortheilen.

Mit solchen Leuten aber fand sich Bonaparte meisterlich zurecht. Ihn, wie nachher Haugwitz, hat er mit unübertrefflichem Geschick zu behandeln gewußt, indem er mit konsequenter Berechnung bald Regen, bald Sonnenschein, bald den Sturm eines erdichteten Zornes, bald das gewinnende Lächeln achtungsvollen Wohlwollens aufzuspielen wußte. Cobenzl erreichte gar Nichts, und als er zögern und hinhalten wollte, da erfolgte jene drastische Scene, deren Erfolg dem großen Mann so wohlthat, daß er sie noch auf St. Helena mit unendlichem Behagen erzählte. In verstelltem Zorne fuhr er den erschrockenen Diplomaten an, wenn Oesterreich Krieg statt Frieden wolle, dann werde es binnen drei Monaten in tausend Scherben liegen, und dabei warf er ein kostbares Service auf die Erde. Dann eilte er hinaus, wie er selbst sagt, kaum im Stande, das Lachen zu halten; die entsetzte Diplomatie aber flog ihm nach und schloß auf der Stelle ab.

Am 17. Oktober wurde auf dem Schloß Campo Formio der Friede unterzeichnet. Der Vertrag hatte öffentliche und geheime Bestimmungen.*)

Nach den ersteren verzichtete Oesterreich auf Belgien und die Lombardei und hieß gut, daß aus diesen und andern Landschaften Oberitaliens eine cisalpinische Republik gebildet werde. Der Herzog von Modena sollte mit dem Breisgau entschädigt werden. Dafür erhielt Oesterreich Istrien, Dalmatien und Venetien, sammt Stadt und Inseln, von dem Gardasee und der Etsch bis zu den Mündungen des Po. Auf einem Congreß zu Rastatt sollte der Reichsfrieden vermittelt werden.

In den geheimen Artikeln enthüllt sich dann das ganze neue Staatsrecht des Raubes und Länderschachers auf Kosten des harmlosen deutschen Reichs und des alten Rivalen Preußen. Das linke Rheinufer wurde nicht ohne Weiteres abgetreten, wohl aber preisgegeben und zwar so, daß Preußen die Enclaven, die es im Baseler Frieden gegen reiche Entschädigungen hatte abtreten wollen, behalten und keinerlei Erwerbungen machen sollte. Damit war Preußens Vergrößerungsplänen ein Riegel vorgeschoben und ihm im Westen ein Mühlstein an den Hals gehängt; verlor es seine Besitzungen, wie wahrscheinlich, dann erhielt es auch keine

*) Das Genauere s. Häusser, deutsche Geschichte II, 106 ff.

Entschädigung und das war die Hauptsache für Thugut. Für seinen weiteren Verzicht auf die Grafschaft Falkenstein und das Frickthal erhielt Oesterreich noch die Zusage, daß Frankreich ihm zur Erwerbung des Bisthums Salzburg und eines Stückes Baiern (zwischen Tirol, Inn und Salza) behilflich sein wollte. Das alte Thugut'sche Gelüste auf Baiern war wieder wach und das verhängnißvolle Wort Säcularisation war vom Kaiser selber ausgesprochen worden. Als nachher die Säcularisation zum Umsturz des ganzen deutschen Kirchenstaates führte, trat Oesterreich auf die Seite des in den Bisthümern gekränkten Rechts, zu dessen Verletzung es selber den ersten Anstoß gegeben.

Das Reich wurde zu einer großen Entschädigungsmasse erklärt, auf welche außer den deutschen Fürsten, die theils durch Oesterreich, theils durch Frankreich Verluste erlitten, auch noch — das oranische Haus den Zugriff haben sollte, und 20 Tage nach Austausch der Ratifikationen mußten die Festungen Mainz, Ehrenbreitstein, Philippsburg, Mannheim, Königstein, Ulm, Ingolstadt von den Kaiserlichen geräumt sein.

So hatte die erste Großmacht des deutschen Reichs, welche am längsten gegen die Revolution ausgehalten, sich jetzt vollständig mit dem Staatsrecht des Umsturzes versöhnt und das Gebiet, dessen Schutze angeblich seine fünfjährigen Kriege gegolten, als eine europäische Beute preisgegeben und selber systematisch plündern helfen. In den Abmachungen aber, die Napoleon durchsetzte, traten jetzt schon deutlich die Züge seiner künftigen Politik heraus: Rheingrenze, Rheinbund, das Reich als Entschädigungsmasse, Preußen und Oesterreich als Gegengewichte, deren eines zur Aufreibung des andern dienen soll; das ist hier Alles bereits in der Anlage fertig und so die Bahn betreten, die Deutschland ein halbes Menschenalter hindurch so unsäglich elend gemacht hat.

Wie vortheilhaft der Friede gerade in diesem Augenblick für Frankreich war, wie kein neuer Krieg selbst unter den günstigsten Umständen bessere Bedingungen hätte erwirken können, das entwickelt Bonaparte in einem längeren Schreiben an das Ministerium des Auswärtigen vom 18. Oktober, also dem Tage nach dem Friedensschluß.*)

*) [Correspondance de Napoléon I. vol. III, 518—20.]

Zunächst zeigt er, daß weder in Italien noch am Rhein militärische Vortheile zu erwarten waren: „Der Kaiser hat alle seine Truppen der italienischen Armee entgegengestellt, während wir unsere ganze Stärke am Rhein gelassen haben. 30 Marschtage hätte die deutsche Armee nöthig gehabt, um den Saum der Erbstaaten des Hauses Oesterreich zu erreichen und bis dahin hätte ich 3/4 seiner Truppenmacht mir gegenüber gehabt. Ich durfte nicht für wahrscheinlich halten, daß ich sie besiegen würde. Hätte ich sie aber auch geschlagen, so hätte ich einen großen Theil der tapfern Truppen verloren, die für sich allein das ganze Haus Oesterreich niedergeworfen und das Geschick Europas gewendet haben. Ihr habt 150,000 Mann am Rhein, ich nur 50,000 in Italien. Der Kaiser dagegen hat 150,000 gegen mich, 40,000 in Reserve und 40,000 jenseits Ulm."

Wie die Zustände bei dem Rheinheer geschildert werden,* könnten dort die Feindseligkeiten nicht früher als 25 Tage nach dem Bruche beginnen, dann aber wäre der Winter hereingebrochen, der einen Gebirgsfeldzug unmöglich macht und so würde man im Süden bis zum April warten und den ganzen Winter sich damit beschäftigen müssen, „die Heere zu organisiren und sich über einen Feldzugsplan zu berathen, der, wie er jetzt vorliegt, unter uns gesagt, gar nicht schlechter hätte entworfen werden können."

Dann weist er auf die gefährlichste der kriegführenden Mächte, auf England hin und legt über das jetzt Erreichte ein für seinen damaligen Ehrgeiz bezeichnendes Geständniß ab: „Niemals seit Jahrhunderten ist ein glänzenderer Friede geschlossen worden als der unsrige jetzt. — England war auf dem Punkt eine neue Coalition zu gründen. Der Krieg, der national und volksthümlich war, so lange der Feind an unsern Grenzen stand, scheint heute dem Volke fremd zu sein und ist zu einem Krieg der Regierung geworden, den wir, wie die Dinge augenblicklich lagen, schließlich hätten verlieren müssen. Wenn die cisalpinische Republik die militärisch beste Grenze in Europa, wenn Frankreich Mainz und den Rhein, im Morgenland das ausgezeichnet feste Corfu und die andern Inseln

* [Wie sehr ihn die Ernennung Augereau's zum Befehlshaber desselben verdroß, s. Marmont Mém. I. 300.]

hat, was will man mehr? Unsere Kräfte zersplittern, damit England fortfahre uns wie Spanien und Holland die Colonien zu nehmen und noch länger die Wiederherstellung unseres Handels und unserer Marine unmöglich mache?

Die Oesterreicher sind plump und gierig; kein Volk ist gegenüber unseren inneren Dingen weniger ränkesüchtig und weniger gefährlich als das österreichische. Das englische dagegen ist hochherzig, unternehmend und thätig. Unsere Regierung muß die englische Monarchie zertrümmern oder selber sich versehen, durch die Umtriebe und die Bestechungen dieser rührigen Insulaner zertrümmert zu werden. Der jetzige Augenblick eröffnet uns ein schönes Spiel. Vereinigen wir alle unsere Thätigkeit auf Seiten der Marine und zerstören wir England. Ist das gethan, so liegt Europa zu unsern Füßen."

Also auf England war sein nächstes Augenmerk gerichtet; wo er es angreifen wollte, war ihm auch schon klar. „In Egypten, schrieb er am 16. August 1797, muß man England anfallen."

Neunter Abschnitt.

Französisches Uebergewicht. Neue Coalition. Bonaparte's Feldzug nach Egypten; innere Zerrüttung bis zu Bonaparte's Diktatur seit 18. 19. Brumaire VIII (9. 10. Nov. 1799).

§. 39. 40.

Die erobernde Propaganda: die römische und die helvetische Republik (Febr. und April 1798). — Bonaparte's egyptischer Feldzug 1798/99.

Bonaparte's weitaussehende Plane waren vorerst nicht nach dem Geschmack des Direktoriums; im ungünstigen Falle stand zuviel auf dem Spiel, im günstigen wurde das schwache republikanische Regiment von dem siegreichen Feldherrn noch abhängiger als es ohnehin schon war. Voller Friede durfte aber auch nicht eintreten, denn sonst kamen all die trotzigen Soldaten, all die unbequemen Größen des Lagers müssig nach Frankreich zurück und brachten der Regierung peinliche Verlegenheiten, vielleicht ernstliche Gefahren.

Es galt die Heere und ihre Führer nützlich zu beschäftigen und dazu bot sich der systematische Propagandakrieg in den Grenzlanden Frankreichs als willkommenste Ausflucht dar. Der Gedanke, die französische Republik mit einem Wall von Tochterrepubliken längs der ganzen Grenze gegen das monarchische Europa zu umgeben und all die Elemente, für die zu Hause kein Beruf mehr war, bei einer umfassenden Revolutionirung in Holland, in der Schweiz, in Italien zu beschäftigen, entsprach durchaus dem Geiste der siegreichen Revolution wie dem politischen Interesse ihrer augenblicklichen Machthaber.

Die batavische und cisalpinische Republik waren bereits unter Gewaltthaten und Staatsstreichen jeder Art eingeweiht,

als nunmehr die Hand an eine römische und eine helvetische Republik gelegt wurde.

In beiden Ländern war die Handhabe zur Einmischung rasch gefunden. Der Druck der überkommenen Zustände, die Schwäche der regierenden Gewalten, die Unzufriedenheit ganzer Classen gab hier wie dort den Umtrieben der Franzosen leichtes Spiel.

In Rom war der französische Gesandtschaftspalast der Mittelpunkt einer Bewegung zur Reorganisation des Kirchenstaates, die nicht unter dem gemeinen Volke, wohl aber unter den gebildeten Mittelklassen ziemlichen Anhang hatte und durch bunte, ausländische Elemente verstärkt, in Clubs und Vereinen eine lärmende Propaganda machte. Das alte Unheil der Römer, die phantastische Erinnerung einer großen Vergangenheit und das gänzliche Unvermögen, etwas Neues, Dauerhaftes zu schaffen, arbeitete den Aufrührern in die Hände. Alle Beschwerden der päpstlichen Regierung waren vergebens. Pius VI. war in seinem ganzen Wesen nichts weniger als eigensinniger Reaktionär, er war wie sein Nachfolger, der sogar als Cardinal während der Revolution von Freiheit, Gleichheit und Menschenrechten gepredigt hatte. Es war darum mehr die Schwäche, als der Druck seines Regimentes, was hier zur Einmischung herausforderte. Der Anstoß erfolgte am 28. December 1797. Die römischen Republikaner, etwa 300 an der Zahl, hatten sich zu einer Schilderhebung versammelt, waren von den päpstlichen Dragonern zerstreut worden und hatten sich, vom Pöbel verfolgt, vor das französische Gesandtschaftshotel geflüchtet. General Düphot, der am Tage darauf sich mit der Schwägerin des Gesandten Joseph Bonaparte vermählen sollte, hatte sich eingemischt, ein Schuß war gefallen und hatte ihn getödtet. Das Direktorium hatte auf so Etwas längst gewartet. In hohem Tone wurde Genugthuung verlangt, Joseph Bonaparte, der Gesandte, trieb es zum Bruch und der wohl vorbereitete Schlag konnte erfolgen. Die Truppen standen schon bereit, Berthier marschirte ein und verkündigte am 13. Februar 1798 die Republik. Der Papst sollte der weltlichen Oberherrschaft entsagen, weigerte sich aber und Berthier schonte ihn. Anders wurde es, als an seiner Stelle Massena erschien, eines der größten militärischen Talente der Revolutionszeit, aber von Hause aus ein grundgemeiner Mensch, ein Räuber und Dieb ohne Scham, der, als ihm Napoleon darüber

Vorwürfe machte, diesem das Zeitwort voler in allen Personen und Temporibus vorconjugirte. Der trieb es mit seinen Banditen und Beutelschneidern bald so arg, daß seine eignen Subalternoffiziere sich in einer öffentlichen Erklärung von jeder Mitverantwortung an Missethaten lossagten, die die französische Nation und Armee entehrten. Der unglückliche Papst, dem man seine ganze Habe raubte und selbst die kostbaren Ringe vom Finger riß, mußte den Kirchenstaat als heimathloser Flüchtling verlassen.

Jetzt blieb in Italien nur noch Neapel übrig; ehe man hier eingriff, hatte man ungefähr um dieselbe Zeit in der Schweiz etwas Aehnliches eingeleitet.

Die alte Schweiz war ein wunderliches Geschiebe von Gemeinwesen und Herrschaften in allen Größen und allen nur denkbaren verwickelten Formen, die wieder von nationalen und religiösen Unterschieden aufs Bunteste durchzogen waren. Die Gesammtheit der 13 eidgenössischen Cantone (Zürich, Bern, Luzern, die 3 Länder Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Basel, Freiburg, Solothurn, Schaffhausen, Appenzell), vertreten auf der Tagsatzung, bildete eine herrschende Aristokratie; unter dieser standen in erster Reihe die „zugewandten Orte", die nicht auf der Tagsatzung vertreten waren, aber in einer alten völkerrechtlichen Verbindung mit der Eidgenossenschaft standen (Stadt und Stift St. Gallen, Biel und Bisthum Basel, Mühlhausen, Wallis, Neuenburg, Genf, Graubündten, das selbst wieder aus drei verschiedenen Eidgenossenschaften zusammengewachsen war). Dazu kamen in zweiter Reihe die Unterthanenlande, die theils deutscher, theils italienischer Nationalität je einem oder mehreren Cantonen gemeinsam angehörten und von diesen durch Bauernvögte ähnlich regiert wurden, wie einst die alten Cantone von den habsburgischen Vögten, so namentlich der Thurgau und Aargau. Jeder Ort der Eidgenossenschaft hatte solche Hintersassen in den 12 deutschen und 7 italienischen „gemeinen Herrschaften"; Uri regierte das Livener Thal, einen großen Theil des späteren Tessin, Bern die Welschen im Waadtland, die das Verhältniß mit tiefem Groll ertrugen u. s. w.

Es fehlte diesem seltsamen Bau vor Allem die bundesstaatliche Organisation, die Einheit, die auf diesem Gebiete möglich war. Einen Einheitsstaat hier gründen zu wollen konnte Nie-

mandem einfallen, wohl möglich aber und nothwendig war eine Verfassung, die die Rechte nach den Gebieten vertheilte und den unnatürlichen Privilegien der alten Orte Grenzen setzte. Es war der verhängnißvollste Mißgriff der bevorrechteten Partei, daß sie nach 1789 dieses berechtigte Verlangen stets bekämpfte.

Die inneren politischen Zustände der Einzelorte waren in ähnlicher Weise verknöchert. Demokratien konnte man nur diejenigen Urkantone nennen, wo wie in Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, die Landesgemeinde in uralter Weise die Souveränetät übte. In den meisten übrigen herrschte das Stadtbürgerthum und innerhalb desselben wieder eine gewisse Anzahl privilegirter Familien, die vetterschaftlich zusammenhielten und in allen Aemtern und Würden einander ablösten, ein Stadtjunkerthum, das mit seinen politischen Anschauungen den alten Cabineten der absoluten Staaten viel näher stand als denen einer Republik. Das war namentlich in Bern der Fall, das überdies sehr nahe gesellschaftliche Verbindungen mit Frankreich unterhielt, dessen Patriciat gewohnt war, in Frankreich seine Bildung zu holen und nicht bloß Sprache und Sitten, sondern auch politische Anschauungen von dort mitzubringen. Schon Zwingli hatte von der Reisläuferei das Eindringen fremden Gährungsstoffes in die Republiken befürchtet, das erfüllte sich jetzt im vollsten Maße; es entstanden überall Parteien zwischen Stadt und Land, Handwerkern und Patriciern, Unterthanen und Herren, und daß in mancher dieser kleinen Republiken das freie Wort so verpönt war als in irgend einer Monarchie des 18. Jahrhunderts war ja bekannt genug. Unter Katharina II. und Maria Theresia war in manchen Punkten größere Redefreiheit als hier, ein Punkt, über den unser Schlözer in seinen Staatsanzeigen Jahr für Jahr pünktlich Buch geführt hat.

Im Allgemeinen wußte die regierende Kaste den empfindlichsten Punkt ihrer Unterthanen, ihre wirthschaftlichen Interessen, mit einer gewissen Schonung zu behandeln und der Ruf mancher dieser Regierungen war deßhalb unter dem niedern Volke besser als das System; dies letztere aber hatte die meisten Härten des gesammten alten Regime an sich, auch die republikanische Schweiz hatte ihre Feudalität des Eigenthums und der Arbeit, ihre unablösbaren Grundzinsen, ihr streng geschlossenes Zunft- und Monopolwesen, das für die nicht Regierenden in Land und Stadt so drückend war,

wie im alten Frankreich. Kurz, dem gesammten Zustande der Schweiz lag in der Zeit vor der Revolution dieselbe Beherrschung der Mehrheit durch die Minderheit zu Grunde, der das neue Frankreich überall den Krieg erklärt hatte.

Das Verhältniß der alten Eidgenossenschaft zu Frankreich war deßhalb seit 1789 kein erfreuliches. Jeder Sieg, den die Revolution hier erfocht, wurde auf den Rathhäusern zu Bern und Basel, zu Zürich und Freiburg so schmerzlich empfunden, wie in jedem europäischen Cabinet.

Ganz unmittelbar traf sie der Schlag in den Schweizerregimentern. Nach sehr alten Verträgen wurde ein Theil der königlichen Truppen von der Schweiz gestellt und diese genossen die Privilegien eines militärischen Staates im Staat, der seine eigene Gerichtsbarkeit, seine eignen Führer, und nur in der Person eines königlichen Prinzen einen fremden colonel général hatte. Auch hier machte die Revolution einen gewaltsamen Riß. Als die ersten neuen Anordnungen im Heerwesen getroffen wurden, galt natürlich auch hier kein Vorrecht mehr. Schweizerische Meuterer wurden so gut als französische vor französischen Gerichten abgeurtheilt, Stück für Stück fiel von dem alten Institut zusammen, bis am Ende der letzte Rest der Schweizertruppen auf brutale Weise zusammengehauen wurde. Das war ein harter Schlag für die Schweiz, der, weit über die regierenden Classen hinaus, hunderte von Familien aufs Schwerste betraf und alle Kreise gegen das neue Frankreich erbitterte.

Bald wurde die Schweiz selber in nähere Mitleidenschaft hereingezogen. Genf wurde ein Asyl französischer Emigration und kam mit dem Aufruhr Lyons gegen Paris in Verbindung, dann regte sich im Waadtland umgekehrt eine Auflehnung gegen die bestehenden Zustände, die von Paris aus geschürt wurde, und eine ähnliche Stimmung rührte sich in Basel, wo der Zunftmeister Peter Ochs schon lange für die Ideen der Revolution Neigung zeigte. Auch wirkliche Verletzungen des schweizer Gebietes, Nichtachtungen seiner Neutralität kamen vor. Endlich Ende 1797 und Anfang 1798 kamen offene Angriffe. Im December 1797 wurde das Erguel- und Münsterthal, welches zum Bisthum Basel gehörte, und Januar 1798 die schweizerische Enclave im Elsaß, Mühlhausen, von Frankreich besetzt und einverleibt: Gewaltthaten, gegen

die sich das tapfere Gebirgsvolk in seinen besseren Tagen wie ein Mann erhoben hatte, wurden widerstandslos hingenommen und viel Schlimmeres stand noch bevor. Die Waadtländer, durch Oberst Laharpe aufgeregt, standen auf gegen Bern, die Bauern in Baselland gegen ihre städtischen Vögte; die letzteren wurden rasch durch Gleichstellung mit den Städtern beruhigt, die ersteren aber unter dem Schutz französischer Bayonnette am 24. Januar unabhängig erklärt. Schon vorher waren an der Südgrenze der Eidgenossenschaft, in Bormio, Chiavenna, im Veltlin ähnliche Erhebungen erfolgt und Bonaparte hatte die Bevölkerungen „auf ihren Wunsch" mit der cisalpinischen Republik vereinigt, nach dem Grundsatz, es sei eines freien Volkes wie des französischen nicht würdig, ein anderes Volk in der Herrschaft eines dritten zu lassen.

In alter Zeit, wo die Eidgenossenschaft in sich geschlossener und einiger und die Kriegsverhältnisse anderer Art waren, hätte die Schweiz um solcher Dinge willen einen Krieg auf Leben und Tod begonnen; aber jetzt waren die Dinge dazu nicht angethan, weder was die Einigkeit noch was die Mittel anging. Die oppositionellen Parteien hatten sichtbaren Rückhalt an Frankreich, seinen Agenten und Generalen, und unter den freisinnigen Patrioten selbst waren manche ganz ehrlich des Glaubens, Frankreich meine es gut mit der Schweiz. Peter Ochs ging selber nach Paris zu den Direktoren, um sich dort Raths zu erholen, wie seine Heimath zu reorganisiren sei. Das war natürlich für Frankreich eine Brücke mehr, um hier einzudringen. Die Schweiz hatte für Frankreich viel Verlockendes. Sie war militärisch ein unermeßlich werthvoller Besitz; Deutschland und Oesterreich waren im Innersten bedroht, die ganze strategische Lage Mitteleuropas war umgestaltet, wenn die Neutralität der Schweiz erschüttert ward. Dabei erschien dem Direktorium in seiner ewigen Geldnoth die Schweiz als eine besonders ausgiebige Beute. Von den Schätzen, die in Bern, Basel, Zürich aufgehäuft waren, mochte wohl viel Uebertriebenes gesagt worden sein, die Art, wie das Raubgesindel der Rewbel und Genossen aufzuräumen gewohnt war, versprach hier immerhin einen überreichen Ertrag.

Darum sollte der Schweiz ein Krieg mit Frankreich so unvermeidlich gemacht werden, wie der venetianischen Republik und dem

Papst zu Rom. Die Opposition im Innern stellte dazu gute Verbündete und die alten Aristokratien fanden den Heldenmuth ihrer großen Tage nicht wieder.

Immer enger war die Schweiz umzingelt worden, schon stand man auf dem Kriegsfuß, an der Aar war das in aller Eile aufgebotene Bundesheer der Tagsatzung aufgestellt, ein einziger verhängnißvoller Schuß konnte den Krieg entzünden: der folgenschwere Schuß erfolgte durch einen schweizerischen Vorposten und traf einen französischen Parlamentär, und nun hatte Frankreich Grund, sich über ein unermeßliches Unrecht zu beklagen. Das einst so stolze, mächtige Bern war durch Meuterei und Unfrieden im eigenen Lager geschwächt, ebenso machtlos war die Regierung in Basel. Tapfer und hartnäckig haben sich hauptsächlich die Urcantone gewehrt, theils aufgehetzt durch den Clerus, der den Antichrist kommen sah, theils in Erinnerung der stolzen Tage von Morgarten und Sempach, die sich hier freilich nicht wiederholen wollten. Es sind viel heldenmüthige Thaten in den Urcantonen geschehen, aber nur um so gräßlicher haben die Franzosen nachher Rache genommen.

Die Schweiz ward unterjocht und mit allen Greueln heimgesucht, die ein brutaler Sieger in einem eroberten Lande begehen kann; Frankreich hatte außer der reichen Beute, die seine Blutsauger in dem wehrlosen Lande erpreßten, den ungeheuren Vortheil gewonnen, daß es den Schlüssel zu einem Feldzug nach Süddeutschland in der Hand hatte, daß der Wall zwischen Frankreich und Deutschland niedergerissen war und die Franzosen künftig ohne Schwertstreich in das Herz Süddeutschlands eindringen konnten.

Die neue Verfassung der am 11. April 1798 ausgerufenen helvetischen Republik sprach aus: die Einheit und Untheilbarkeit der Republik, das war, wie die Dinge jetzt lagen, ein Unding, dann Volkssouveränetät und repräsentative Demokratie, unbeschränkte Gewissensfreiheit und Aufhebung aller Titel und Vorrechte. Die verletzende Abhängigkeit der Unterthanen und Zugewandten wird beseitigt und zu den 13 Cantonen der alten Eidgenossenschaft kommen als neue Cantone hinzu: Leman, Aargau, Wallis, Bellinzona, Lugano, Sargans, St. Gallen, Thurgau; Bündten wird zum Beitritt eingeladen. Urversammlungen wählen auf 100 Bürger 1 Abgeordneten in die Wahlversammlung des Cantons. Letztere wählt

4 Glieder in den Senat, 8 in den großen Rath. Die vollziehende Gewalt besteht aus 5 Direktoren und übt zugleich das Bundesgericht.

Damit war viel Schutt hinweggeräumt, viel eingerissen und ausgeebnet, was sich mit dem modernen Staat nicht mehr vertrug. Erst über dieser Zerstörung konnte ein neuer besserer Zustand aufgerichtet werden. Der Versuch, das Alte aus seinen Trümmern wiederzubeleben, ist nach vieljährigen Anläufen für immer aufgegeben worden.

Bonaparte in Egypten 1798/99.

Noch in Italien waren Bonaparte die ersten Gedanken an ein Unternehmen im Orient gekommen, das an Alexander und Cäsar erinnern sollte, und die Invasionen gegen Rom wie gegen die Schweiz hatten für ihn, wie wir Marmont*) wohl glauben dürfen, den geheimen Nebenzweck, die Mittel dazu herbeizuschaffen. Bei aller sonstigen Nüchternheit seiner Combinationen tritt in seinem Wesen jetzt schon ein phantastischer, abenteuernder Zug hervor; daß er den Beruf habe, einer kleinen Zeit das Bild nie gesehener Größe zu zeigen, stand früh bei ihm fest, seine ganze Umgebung war bereits nach den ersten Erfolgen des italienischen Feldzugs in den gleichen Schwindel ungemessenen Ehrgeizes hineingerissen, von demselben Glauben an eine unbegrenzte Zukunft erfüllt worden, die Leute, die ihm hier einmal gedient, blieben ihm ergeben mit Leib und Seele, was er von dieser Seite zur Ausführung erforderte, stand ihm unbedingt zu Gebot und das Morgenland übte auf ihn einen Zauber, wie auf die Kaiser in der Zeit der Kreuzzüge: il faut aller en Orient, hörte ihn Bourrienne sagen,**) toutes les grandes gloires viennent de là. Die stumme Anbetung des Genies, die im Orient herrscht, hat große Herrschernaturen von jeher angezogen.

Sein nächster Auftrag nach dem Frieden von Campo Formio war nun, die Republik auf dem Congreß zu Rastatt zu vertreten. Sein Zug dahin war ein Triumphzug. Er hatte einmal gesagt,

---

*) Mémoires I, 350.

**) Mémoires II, 34.

er wollte der Welt zeigen, daß er nach dem Beispiel des Cincinnatus nach erfochtenem Siege auch ein guter Bürger sein könne, und das, glaubte man, geschehe jetzt. In Rastatt aber war seine Stelle nicht; er war gewohnt, diplomatische Knoten nicht mühselig zu entwirren, sondern einfach zu zerhauen. Bald sehnte er sich hinweg und nachdem er seine Obliegenheiten nothdürftig abgemacht, bat er sich einen Nachfolger aus und ging nach Paris. Seine Aufnahme war dort ähnlich wie in Deutschland und der Schweiz. Das Direktorium bereitete ihm einen theatralischen Empfang mit schwülstigen Reden und brüderlichen Umarmungen, aufrichtiger war der Enthusiasmus des Publikums, das keine Augen mehr für die verachteten republikanischen Gewalten hatte, den glücklichen General aber überall mit lautem Jubel begrüßte. Sehr vortheilhaft für ihn war die kluge Haltung, die er dabei beobachtete. Mit einer gewissen Absichtlichkeit, mit einer gesuchten Sprödigkeit entzog er sich den Huldigungen der Menge, er erschien selten bei öffentlichen Gelegenheiten, schien lieber sich, als das Direktorium in Schatten stellen zu wollen; so ließ er sich vom Direktorium förmlich nöthigen, bei dem Fest zur Feier des 21. Januar zu erscheinen und that es auch da nur als Mitglied des Instituts, was freilich nicht hinderte, daß das Volk ihn aus der ganzen Masse allein auszeichnete und das Direktorium gar nicht beachtete. Er wollte überhaupt hier nicht der General, sondern der schlichte Bürger sein, darum verkehrte er zumeist mit Gelehrten wie Monge, Laplace, Prony, Lagrange, weniger mit Generalen und am wenigsten mit Politikern. Dieser Umgang erhöhte seine Popularität und seinen Ruhm und er wußte sehr gut, wie vortheilhaft eben dies auf seine Zukunft wirkte. Auf die Dauer ging das aber nicht. Zu einer Regierung zu stehen, die zu unterstützen nicht in seinem Plane lag, war seine Sache nicht. Er brauchte neue kolossale Unternehmungen, die ihm Generale und Heere dienstbar machten, die Phantasie seiner Nation reizten und ihren Enthusiasmus entflammten. Als man ihm damals Glück wünschte zu den außerordentlichen Huldigungen, sagte er: „In Paris behält man Nichts im Gedächtniß. Bleibe ich lange hier, ohne Etwas zu thun, so bin ich verloren. Eine Berühmtheit in diesem großen Babylon wird rasch durch eine andere ersetzt und hat man mich nur drei Mal auf der Bühne gesehen, so wird man nicht mehr nach mir blicken."

Bonaparte mußte dem Direktorium schon sehr unbequem geworden sein, wenn es jetzt seinen früheren Gedanken an einen Anfall auf England so begierig ergriff, wie das in der That geschah. Eine Landung in England war der Inhalt des ersten Vorschlags, der ihm jetzt gemacht wurde. Wie man sich das Unternehmen Anfangs dachte und wie man nachher dazu kam, es aufzugeben, das können wir jetzt aus der Correspondenz Napoleons zum ersten Male urkundlich verfolgen.*)

Bereits seit September 1797 beginnen in den Häfen die Rüstungen, gehen die Befehle an den Contreadmiral Brueys, Schiffe und Mannschaften an der Küste gegen England zusammenzuziehen, einige Zeit später werden weitere Vorbereitungen theils berathen, theils getroffen. Man wollte die Sendung eines gewissen Gallois wegen Austausches der Gefangenen benutzen, um dort zu recognosciren. Bonaparte hatte den Einfall, ihm Marmont in der Verkleidung eines Sekretärs beizugeben, aber dieser schlug das rund ab.

Februar 1798 reiste dann Bonaparte selbst nach der Küste, um die Häfen Brest, Cherbourg, Boulogne in Augenschein zu nehmen. Wenige Tage genügten, ihn zu überzeugen, daß hier Zweck und Mittel außer allem Verhältniß zu einander ständen. Man hätte eine ungeheure Vorarbeit machen müssen und was von der Regierung dafür zu erwarten war, schätzte Napoleon gleich Null. „Mit den Leuten, sagte er auf der Rückreise zu Marmont, ist Nichts anzufangen; sie begreifen nicht, was groß ist und haben keine Kraft, irgend Etwas durchzuführen. Wir müßten eine Flottille haben für die Expedition und schon haben die Engländer mehr Schiffe als wir. Die Vorbereitungen, die zum Gelingen uner-

---

*) [Die erste öffentliche Andeutung eines Kampfes „um die Freiheit der Meere" findet sich in der Proclamation, welche Bonaparte nach dem Staatsstreich vom 18. Fructidor an die Mannschaften des Contreadmirals Brueys richtete (16. Sept. 1797) und wo er sagt: „Cameraden, sobald wir dem Festland Frieden gebracht haben, werden wir uns mit euch verbinden, um die Freiheit der Meere zu erstreiten. Jeder von uns wird in Gedanken sich das schreckliche Schauspiel des eingeäscherten Toulon, unseres brennenden Arsenals und unserer 13 zerstörten Kriegsschiffe vergegenwärtigen und der Sieg wird unsere Anstrengungen krönen." Correspondance III, 406/7.]

läßlich wären, übersteigen unsere Kräfte, wir müssen auf unsere orientalischen Entwürfe zurückkommen, dort ist das Feld, das uns große Erfolge verspricht.*)

Noch in demselben Monat, 23. Februar, schreibt er dem Direktorium eine Note**), worin er die Gründe aufzählt, weßhalb eine Landung in England aufgegeben werden müsse. „Wie große Anstrengungen wir auch machen mögen, es wird mehrere Jahre dauern, bis wir England zur See überlegen sein werden. Für den aber, der das Meer nicht beherrscht, wäre eine Landung in England das gewagteste und schwierigste Unternehmen, das je gemacht worden wäre."

Dann wird mit Ziffern nachgewiesen, daß Frankreich weder mit seinen Schiffen und Mannschaften, noch mit seinen Werkstätten in der Lage wäre, augenblicklich gegen England vorzugehen. Schließlich sagt er: „Da wir hiernach auf jeden unmittelbaren Angriff gegen England für jetzt zu verzichten haben, müssen wir uns mit der Scheinvorbereitung eines solchen Feldzugs begnügen und entweder alle unsere Aufmerksamkeit wie alle unsere Mittel auf den Rhein vereinigen, um England Hannover und Hamburg wegzunehmen, oder einen Feldzug nach dem Morgenland unternehmen, um seinen Handel mit Indien zu bedrohen."

Am 5. März kommen dann schon genaue Darlegungen***) der Mittel, die nöthig sind, sich Egyptens und Malta's zu bemächtigen. Der Gedanke war nicht neu. Bereits im 17. Jahrhundert hatte Leibnitz Ludwig XIV. eine Expedition nach diesem Theil des Morgenlandes angerathen, als noch keine Concurrenz mit England ins Spiel kam; das wäre nützlicher, als die Verwüstung Hollands und der Rheinlande.

Dieser Gedanke tauchte jetzt wieder auf. Eine erfolgreiche Expedition nach Malta und Egypten raubte England zwei wichtige Stützpunkte. Klar war schon, daß England sein Auge auf Malta geworfen hatte. Nachdem man von hier aus sich zum Herrn des Mittelmeeres gemacht, wollte man durch Egypten nach Indien

---

*) Mémoires I, 347.

**) Correspondance III, 641 ff.

***) Correspondance IV, 1 ff.

vordringen. Solche Combinationen waren Bonaparte jetzt wie später nicht zu verwegen. 1812 sagte er: „Was ist Moskau? Eine Station nach Indien."

Wenn man Jahre lang Ruhe hatte, in Deutschland, Schweiz, Italien ungestört blieb, mit Rußland und Oesterreich in Frieden lebte, und eine neue europäische Coalition nicht zu fürchten war, dann hatte das Unternehmen Vieles für sich; es war nicht bloß groß gedacht, sondern auch zweckmäßig angelegt. Aber so sah es nicht aus. Ein neuer großer Krieg stand in Aussicht, Europa waffnete sich wiederum gegen Frankreich und auf die Sympathien der „befreiten" Völker hatte man nicht mehr zu rechnen; unter solchen Umständen war es nicht angezeigt, sich in eine so weit aussehende gefahrvolle Unternehmung zu stürzen. Der Lauf des neuen Kriegs, der bis zum September ganz unglücklich ist, bei dem Italien verloren, in Deutschland Nichts gewonnen wird, hat nachher die schlimmsten Befürchtungen gerechtfertigt. Hierzu kam die von Bonaparte selber eingestandene Inferiorität Frankreichs zur See, die nicht bloß bei einer Landung in England, sondern auch bei einer Heerfahrt über das Mittelmeer in Rechnung kam. Wenn gleichwohl das Direktorium ohne Zaudern auf Bonaparte's Plan einging, so zeigte dies nur, wie unheimlich dem Advokatenregiment die Nähe des Feldherrn war, dessen Glanz alle Gewalten der Republik in Schatten stellte. Der Vortheil des Unternehmens freilich, wenn es gelang, war ausschließlich auf ihn allein berechnet. Er brauchte für seine künftige Gewalt einen Ruhm, der die Welt berauschte, ein Heer, das durch neue Siege für ihn begeistert war und Frankreichs Interessen mußten dahinter zurücktreten. Aber selbst wenn das Unternehmen fehlschlug, so hinterließ es durch die Größe seiner Anlage wahrscheinlich ruhmreiche Erinnerungen genug, ihm eine blind ergebene Armada zu schaffen, die mit ihm durchs Feuer ging, und hier bereitete sich in der That jene Schule napoleonischer Soldaten vor, die nachher den Ruhm seines Namens durch die Welt verbreitet haben. Unter den Offizieren, die er mitnahm, befand sich die ganze Glorie seiner späteren Marschälle, es waren Berthier, Desaix, Kleber, Beauharnais, Bertrand, Bessières, Caffarelli, Davoust, Duroc, Friant, Junot, Lannes, Lasalle, Lavalette, Marmont, Morand, Murat, Rapp, Reynier, Savary, Sulkowsky.

Seit März wurde die Unternehmung mit riesenhafter Thätigkeit und im tiefsten Geheimniß vorbereitet: selbst der Kriegsminister Scherer wußte nicht, wohin die Truppen bestimmt waren, und im Publikum dachte man an eine Expedition nach Irland oder Portugal. Nur der Marineminister war eingeweiht, weil er es sein mußte, von der strengsten Geheimhaltung aber hing ab, ob das Unternehmen überhaupt begonnen werden konnte; hatten die Engländer nur die leiseste Ahnung davon, so war es auch gleich im Beginn vereitelt.

In den Monaten März, April, Mai gingen die umfassendsten Vorbereitungen ihren Gang. Was ein erfinderischer Kopf erdenken kann von den großen Erfordernissen an Schiffen, Mannschaft, Material bis auf das Kleinste herunter, das Alles wurde mit wunderbarer Kunst und Sorgfalt zugerüstet. Bezeichnend für den Mann war die Zusammenstellung der Feldbibliothek, die er mitnahm. Außer den eigentlich militärischen Werken sind da unter Geschichte aufgezeichnet: Plutarch, Turenne, Condé, Villars, Voltaire's Carl XII., Peter der Große und der Essay, Polybius, Justin, Arrian, Tacitus, Livius, Thukydides, Denina, Vertot und Friedrich II. Unter den Dichtern nehmen Ossian, Tasso, Ariost, Homer, Vergil die erste Stelle ein, unter den Romanen sind Heloise und Werther verzeichnet. Am seltsamsten ist die Rubrik Politik ausgefüllt mit der Bibel, dem Koran, den Vedas, der Mythologie und Montesquieu.

So glücklich bei Toulon die Einschiffung (19. Mai 1798) erfolgt war, die Ueberfahrt nach Malta und Egypten gelang nur durch eine Reihe wunderbar glücklicher Zufälle. Das Gelingen der Fahrt hing oft so sehr an einer Kleinigkeit, daß sich bei Bonaparte wie bei seinen Begleitern der Glaube festsetzte, es müsse ein besonderer Stern über ihnen walten. Fortwährend von den kreuzenden Engländern bedroht, die die geringste Kunde, der leiseste Verdacht sofort herbeiführen konnte, kam man nach Malta.

Der Johanniterorden war hier ähnlich verfallen wie in den alten Staaten Europa's. Die einst so stolze Ritterschaft war eine Versorgungsanstalt für jüngere Söhne des hohen Adels geworden, statt den Barbaresken zu wehren, hütete sie ein paar baufällige Galeeren im Hafen und statt des alten kriegerischen

Berufs pflegte sie sich in Wohlleben und Genuß. Ihr Untergang war ohne Ehre wie der der Republik Venedig und so mancher der alten Monarchien.

Auf der letzten Strecke vor der egyptischen Küste hatten die Franzosen ein britisches Geschwader in Sicht. Die Augenzeugen versichern uns, daß sie in diesem Augenblick alle die Empfindung hatten: werden wir entdeckt, so sind wir verloren. Aber die Engländer sahen sie nicht. Man kam rasch bei Abukir heran und bewerkstelligte die Ausschiffung der Mannschaften, ehe Nelson eine Ahnung davon hatte.

Das war freilich nur eine flüchtige Frist, lange konnte es nicht verborgen bleiben, daß hier wenn nicht eine große Flotte, so doch eine große Anzahl von Transportschiffen gelandet, und nach wenig Tagen hatte Nelson genaue Kunde von dem, was geschehen war. Jetzt eilte er herbei. Es kam am 1. August zu einem kurzen Kampf, der fast die ganze französische Kriegs- und Transportflotte theils vernichtete, theils in die Gewalt der Engländer brachte.

Damit war dem französischen Heere der Rückweg abgeschnitten, die Flotte war verloren und an der Küste hielten die Engländer Wache. Gleich beim ersten Schritt war das Schicksal der Expedition entschieden. Mit einem Heere von 30,000 Mann, dem alle Verbindungen mit der Heimath abgeschnitten waren, konnte man Nichts erobern. Es ist bemerkenswerth, daß dies Ereigniß auf Bonaparte einen sichtbar erschütternden Eindruck machte; es kam ihm vor comme un dit désastre.

Die beduinischen Reiter, die egyptischen Milizen waren leicht geschlagen. Diese Siege wurden den Massen als große Waffenthaten gepriesen, aber entschieden war dadurch Nichts.

Mit Unteregypten hatte man noch nicht das ganze Egypten; in den Wüsten Oberegyptens, in den unabsehbaren Sandsteppen, wo nur den Eingebornen einzelne Oasen bekannt waren, war für europäische Truppen kein Bleiben. Selbst der ausgezeichnete Desaix konnte hier nicht mehr, als Niederlagen abwehren. Der Glaube an ungeheure Schätze, an den üppigen Reichthum der Natur und des Landes, dessen diese Wilden unwürdig seien, wie Thiers meint, kam ins Wanken, der Soldat litt Strapazen aller Art, die Märsche

durch dieses Sandmeer, die tausend Entbehrungen, die der europäische Soldat nicht ertragen kann, wirkten niederdrückend, das Heer ward mißvergnügt und die Führer gaben dem Ausdruck: Kleber und andere Generale sprachen es laut aus, daß man einem Abenteuer das tapfere Heer geopfert habe.

Auch die französische Civilisation wollte hier keinen Boden gewinnen. Das Mamelukenregiment haftete hier einmal mit tausend Wurzeln, wie widersinnig es nach europäischen Vorstellungen sein mochte. Daß der Mensch hier wie ein Thier behandelt ward, daß sein Leben für Nichts galt, das wußte man hier nicht anders, das war Verhängniß und von dem Glauben so vorgeschrieben. Aber die französische Organisation mit ihrer zudringlichen Vielgeschäftigkeit, dieses gewaltthätige Eingreifen der Beamten und Soldaten in Alles und Jedes, diese Besteuerungen und hundertfachen Ordnungen, wie sie die französische Civilisation mit sich brachte, waren dem Morgenländer unendlich viel drückender, als die hergebrachte Despotie. Dabei wurden eine Menge geheiligter Gewohnheiten verletzt; überzeugt von ihrer Unübertrefflichkeit verschonten die Franzosen Nichts mit ihrem Stempel und bald begegnete man überall bösem Willen. Vergebens erklärte Bonaparte einer Versammlung von Scheikhs, daß er den Islam für eine sehr erhabene Religion halte, es half Nichts. In Cairo erhob sich ein furchtbarer Aufstand der fanatischen Muselmänner: Bonaparte war in einer verzweifelten Lage; an der Küste die Engländer, in Oberegypten Desaix festgehalten und in Unteregypten die Muselmänner in Aufruhr.

Bonaparte ließ „die Straßen mit Kartätschen bestreichen" und der Aufruhr war gedämpft (21. Okt. 1798).

Inzwischen hatte die Türkei ihm den Krieg erklärt und unterstützt von einem englischen Geschwader Syrien besetzt. Bonaparte brach im Februar 1799 nach Palästina auf. Er trieb die Türken vor sich her, nahm Gaza und Jaffa ein, ließ einige Tausend Gefangene niedermetzeln, „die einzige Grausamkeit seines Lebens," wie Thiers sagt, und rückte dann gegen St. Jean d'Acre. Er versuchte es zu erstürmen wie Jaffa (seit 20. März), aber es gelang nicht und nach mehreren mißlungenen Anläufen sah er, daß er sich vor den Mauern dieser Festung nur werde verbluten können.

Er mußte zurück, so schwer es ihm wurde. „Ohne St. Jean d'Acre, sagte er später, wäre ich Kaiser des Morgenlandes."

Am 20. Mai hatte er die Belagerung aufgehoben, der Boden brannte ihm unter den Füßen. Er hatte verworrene Nachrichten aus Europa erhalten, die soviel erkennen ließen, daß er dort nöthiger sei als im Morgenland.

Das Geschwader, welches Napoleon auffangen sollte, kommandirte ein englisches Original, Sidney Smith, der zwischen Haß und Bewunderung Bonaparte's schwankte und aus der letzteren gar kein Hehl machte. Aus Nelsons Depeschen*) sieht man, wie sicher die Britten darauf rechneten, Heer und Feldherrn abzuschneiden; Sidney Smith hatte den bestimmten Befehl, keine Person aus Egypten durchzulassen und Nelson gab sich den zuversichtlichsten Erwartungen hin. „Bonaparte, schreibt er, hat alle seine Artillerie und seine Kranken zurückgelassen. Der Vagabund hat sich wieder nach Cairo aufgemacht, wo er ganz bestimmt seine Laufbahn beendigen wird. Alle Verbindung zwischen der Küste und Cairo ist abgeschnitten, da Damiette, Rosette und Abukir von den Türken genommen sind. Alexandria ist belagert und wird bald fallen. Adieu, Mr. Bonaparte!"

Bonaparte's Rückzug hatte in der That verzweifelte Aussichten. Hinter ihm nachdrängende Türkenschwärme, vor ihm ein Theil der Wüste, dabei schlechte Jahreszeit, keine Anstalten der Versorgung und Verpflegung. Wie ganz trostlos es mit ihm stand, zeigt die Art, wie er sich in Jaffa seiner unheilbaren Pestkranken entledigte, die er durch Opium rasch hinüberschaffen ließ; und dies nennt Marmont in seiner Lage noch „eine durch die Vernunft und Menschlichkeit gebotene Handlung." Daß er die Truppen durch seine Schuld habe verkommen lassen, ist ein ungegründeter Vorwurf; nein er theilte ihre Noth, er ging selber zu Fuß neben dem Schwarm seiner sich schon auflösenden Mannschaften her und seine eigenen Pferde dienten zur Verpflegung der Kranken.

So kam er nach Egypten zurück in dem Augenblick, wo eine starke türkische Armee bei Abukir gelandet war, um ihm hier das

*) III, 296 451.

Ende zu bereiten. Bonaparte entschloß sich rasch, seinem Heere durch einen gewaltigen Schlag gegen die Türken Luft zu machen, dann den Oberbefehl an Kleber zu übergeben und in aller Stille mit ein paar Schiffen nach Frankreich hinüberzusegeln. Dort war eben eine Krone ledig, das war mehr als der Kampf mit den Mameluckenund Janitscharen.

§. 41. 42. 43.

Coalitionskrieg in Europa 1798—1799. — Der Ausbruch in Neapel, in Deutschland, der Schweiz und Oberitalien.*) — Der Gesandtenmord zu Rastatt (28. April 1799). — Suworow in Italien und der Schweiz. — Thugut und die Coalition. — Bonaparte's Rückkehr und der Staatsstreich vom 18. zum 19. Brumaire (9.—10. Nov. 1799).

Noch ehe Bonaparte nach Egypten ging, war ein neuer Coalitionskrieg gegen die Republik, und zwar der gewaltigste von allen, bereits eine fertige Sache.

In Rußland regierte seit dem Tode Katharina's Czar Paul, ein Fürst von ganz unberechenbarem Charakter, bei dem man nie wußte, wo der Eigensinn aufhörte und der Wahnsinn anfing, der aber mit ganzer Seele entschlossen war, kräftig in den Krieg gegen

*) Häusser: deutsche Geschichte II. Geschichte der Kriege seit 1792. Bd. V. Mathieu Dumas: précis des événem. milit. Paris 1817. Tom. I. II. Gouvion St. Cyr: Mémoires. Oesterr. milit. Zeitschrift 1812. 1822. Correspondenz des Fürsten Suworoff-Rimniksky über die Campagne im Jahre 1799. Aus dem Russ. übers. von einem preuß. Offizier. Glogau und Leipzig 1835. 2 Thle. Miliutin: Gesch. des Kriegs im Jahre 1799 übersetzt von Schmid. 5 Bde. 1857 f. von Clausewitz, der Feldzug von 1799 in Italien und der Schweiz. Berl. 1833 ff. 2 Thle. (Erzh. Karl) Geschichte des Feldzugs von 1799 in Deutschland und in der Schweiz. Wien 1819. 2 Bde.

Frankreich einzugreifen, nicht wie seine Vorgängerin, bloß zu hetzen und zu schüren, ohne daß ein Rubel und ein Mann dabei geopfert ward. Czar Paul ist in der Zeit der langen Kriege gegen die Revolution der Einzige, der uneigennützig, den Ueberlieferungen der russischen Politik ganz widersprechend, in ehrlicher Begeisterung für die Sache der Dynastien in den Kampf trat. Das war der Hauptgrund, weßhalb er nachher ermordet worden ist.

Er hielt sich für das Werkzeug der Vorsehung, das alte Frankreich und das alte Europa wieder herzustellen, die Bourbons wieder auf den Thron ihrer Väter zurückzuführen und den Papst in sein Recht wieder einzusetzen. Während die katholischen Großmächte, Frankreich und Oesterreich, den Papst beraubten, trat der schismatische Kaiser für ihn ein, es fehlte nur noch, daß auch die Ungläubigen sich dem Bündniß anschlossen und auch das geschah, die Türkei trat hinzu.

Rußland machte großartige Rüstungen und stellte einen Feldherrn ersten Ranges, Suworow. Man merkt dem Kriege sogleich an, daß er wenigstens von einer Seite mit entschiedenem Feuer ergriffen worden ist. Unter allen Kriegen der Coalition ist er der einzige, in dem die alte Politik mit den Waffen siegreich war, so daß man wieder von einer Invasion nach Frankreich reden konnte und wieder nur durch ihre Politik gingen die Früchte dieser Siege verloren.

In den Sommermonaten 1798 kamen die Einverständnisse zur Reife. Bis die russischen Heere mobil wurden, arbeitete England unermüdlich mit Unterhandlungen und Zusagen von Hilfsgeldern, den neuen Bund im größten Maßstabe zu Stande zu bringen. Auf den Meeren hatte es seit Abukir sein volles unbestrittenes Uebergewicht bethätigt, aber einen dauernden Frieden konnte es nicht erwarten, so lange das Festland nicht gegen Bonaparte siegreich war, und ehe das geschah, war an ein Gedeihen von Handel und Wandel nicht zu denken. Nicht aus irgend einer müssigen Schwärmerei, sondern im eignen wohlverstandenen Interesse gab der große Handelsstaat bis 1815 die Hunderte von Millionen aus, um Frankreich endlich niederzuwerfen.

Die neue Coalition war schon eine abgemachte Sache, als Bonaparte sich nach Egypten einschiffte und als er aus Syrien nach Egypten zurückkehrte, hatte sie ihre ersten Erfolge erstritten:

Italien war verloren und die französische Nordarmee an den Rhein zurückgeworfen.

Der imposanteste aller Kriege, die gegen die Republik geführt worden sind, darf nicht nach dem possenhaften Anfang beurtheilt werden, den er im Winter 1798—1799 in Neapel genommen hat.

In Neapel, dem letzten monarchischen Staat der Halbinsel, der der Propaganda noch nicht erlegen war, konnte man den Losbruch des allgemeinen Kriegs kaum erwarten. Die Todesangst vor dem Uebergreifen der Revolution, die bereits an den Grenzen stand, der leidenschaftliche Haß der Königin Caroline, die ganz in den Händen der Engländer war, das ungestüme Drängen der mittelmäßigen Intriganten, die den Hof beherrschten, die Schwierigkeit, das neu gebildete Heer zu unterhalten, das Alles wirkte zusammen, den Putsch vom Winter 1798 hervorzurufen, den man einen Krieg nicht nennen kann. Man hatte dem rasch formirten neapolitanischen Heere den österreichischen General Mack zum Feldherrn gegeben, einen Mann, der unerschöpflich an Plänen und Entwürfen war, aber im entscheidenden Augenblick stets den Kopf verlor. Die Neapolitaner hatten seit Jahrhunderten kein Heer und keinen Feldherrn gehabt. Jetzt wurden sie nach österreichischem Muster organisirt und exercirt, sie wurden gut österreichisch gedrillt, geschult, geprügelt, aber daraus wurde noch kein Heer. Mack brach auf, um die schlecht vertheilten französischen Aufstellungen durch einen raschen Ueberfall zu schlagen. Er kam glücklich bis nach Rom (29. Nov. 1798) und der König konnte die berühmte Proklamation erlassen, worin er vom Felsen des Capitols die Völker zur Freiheit rief, aber der Spuk war bald zu Ende. Die Franzosen hatten sich unter Championnet rasch auf einen Punkt zurückgezogen, von wo sie im freien Felde gesammelt die undisciplinirten Haufen der Neapolitaner angreifen konnten. Kurz nach dem Einzug in Rom kam es zu einer Reihe von Gefechten: die Neapolitaner wurden nicht geschlagen, sondern gejagt, alle Versuche Macks, die Flucht aufzuhalten, mißlangen, in Neapel standen die bewaffneten Lazzaroni gegen den Hof auf, im Heere selber brach Meuterei aus, und der General, der aus solchen Truppen hatte Helden bilden sollen, ritt verzweifelnd ins feindliche Lager hinüber, um sein kostbares Leben vor den eignen Leuten zu schützen.

Aus dem herrenlosen Neapel sollte jetzt eine Republik, die parthenopäische, gebildet werden (Jan. 1799), die tüchtigsten Köpfe des Landes wirkten dazu mit, aber der Umschlag, der nachher eintrat, hat bewiesen, was daran lebensfähig war. Die Franzosen besaßen jetzt die Halbinsel bis zur sicilischen Meerenge; die Segnungen ihres Regiments machten sich hier ebenso fühlbar wie anderwärts, aber wie schlecht es auch sein mochte, schlechter als die eingeborne Regierung konnte es nicht sein.

Das war aber nur das Vorspiel des großen Kriegs, der Posse folgte das ernste Schauspiel nach.

Frankreich hatte nicht die Heere, um dieser großen Coalition sogleich ebenbürtig gegenüberzutreten; Oesterreich war gut gerüstet, Rußland schickte seine besten Truppen unter seinen besten Feldherrn, der Gedanke erschien nicht zu kühn, während man am Rhein nur abwehrte, Italien und die Schweiz zu erobern und so nach Frankreich einzudringen.

Der erste Akt des Krieges spielt sich seit 4. März im östlichsten Theil der Schweiz, an der graubündtischen Grenze ab, wo man sonst den Krieg nicht gewohnt war. Am Vorderrhein, in den Gebieten rückwärts vom Luciensteig, in den Thälern des Engadin, an den Zugängen der Via mala, fanden die ersten Kämpfe statt. Auf beiden Seiten waren bedeutende Köpfe an der Spitze: auf französischer Massena, Lecourbe und Dessolles, die beiden letzteren Specialitäten für den Gebirgskrieg, auf österreichischer der Schweizer Hotze, ein ausgezeichneter Soldat, der mit Leib und Seele an der Sache der alten Schweizer Eidgenossenschaft hing und bei dem sich all die vertriebenen Patricier befanden, die bei der helvetischen Republik verloren hatten.

Die ersten Gefechte fallen günstig für die Franzosen aus, aber die beherrschende Stellung bei Feldkirch zu nehmen, gelingt ihnen nicht. Dadurch wird es den Oesterreichern möglich, nachher sie auch aus den übrigen Stellungen wieder hinauszutreiben.

Inzwischen beginnt der Krieg auch in Deutschland und Italien.

In Deutschland waren die Oesterreicher durch Führung und Truppenzahl überlegen, das Natürlichste wäre deßhalb für die Franzosen gewesen, sich am Rhein zunächst vertheidigend zu verhalten, und das war auch Jourdans Absicht, aber das Direktorium

drängte in ihn, das Vorgehen Massena's riß auch ihn vorwärts, er überschritt den Rhein, rückte nach Oberschwaben und verlor am 21. März zu Osterach ein Gefecht, am 25. März bei Stockach eine große Schlacht, die, obgleich vom Erzherzog Karl nicht benutzt, zum Rückzug der Franzosen auf das linke Rheinufer führte. Jourdan verlor den Oberbefehl, bald nachher erhielt Massena das Commando über sämmtliche Truppen am Rhein und in der Schweiz.

In Italien war Melas zum österreichischen General ernannt. Das eigentliche Corps sollte aber erst durch einen Zuzug der ersten russischen Armee unter Suworow gebildet werden und dieser sollte dann den Oberbefehl über die vereinigte russisch-österreichische Armee erhalten. Bis beide Feldherren kamen, führte die 80,000 Oesterreicher der Walache Kray, ein kräftiger Natursohn, der den Krieg nicht in der schwerfälligen Weise des Wiener Hofkriegsrathes, sondern mit frischer kecker Unternehmungslust führte. Der erkannte rasch die Schwäche der Franzosen, die der unbedeutende Scherer commandirte, griff sie kurzweg an und schlug sie nach mehreren unentschiedenen Gefechten am 5. April bei Magnano auf's Haupt. Jetzt erst kam Melas mit korrekter Langsamkeit herbei und einige Tage später Suworow mit 17,000 Russen. Dieser übernahm den Oberbefehl und schritt sofort zu kräftigem Angriff. Bald schlug man sich um die Addaübergänge, in den Tagen vom 25.—27. April wurden die Franzosen bei Cassano zurückgeworfen, und am 28. April bereits stand Suworow in Mailand.

Im März hatte der Feldzug begonnen, im April war er fortgesetzt worden und innerhalb weniger Wochen war Süddeutschland befreit und Oberitalien bis Mailand von den Franzosen gereinigt worden.

Noch immer saßen ihre Gesandten auf dem Congreß zu Rastatt. Der Krieg war allerdings formell noch nicht erklärt, das deutsche Reich war äußerlich noch mit Frankreich im Frieden, aber andererseits war das Reich nicht ohne den Kaiser zu denken, ohne den Nichts geschehen durfte, und mit dem Kaiser war seit Februar der Bruch offen eingetreten. In heftigem Tone hatten die Franzosen Genugthuung wegen des Einmarsches der Russen verlangt (2. Jan.), Oesterreich hatte sie verweigert (15. Febr.), am 1. März hatte Jourdan den Rhein überschritten, am 15. Oesterreich seinen Gesandten abberufen und dann erklärt, daß Rastatt nicht mehr

unter dem Schutze des Völkerrechtes stehe. Das war deutlich genug. Trotzdem kam von Frankreich noch immer keine Kriegserklärung, man wollte eben Krieg und Frieden gleicherweise ausbeuten. Während der Oberrhein bereits von Franzosen überschwemmt war und die österreichischen Vorposten schon bis vor die Thore von Rastatt streiften, wurde dort noch über den Frieden unterhandelt. Dank der Zerklüftung des deutschen Reichs blieben die meisten andern Gesandten an Ort und Stelle, jeder von ihnen wollte versuchen, ob es ihm nicht dennoch gelingen werde, um sein Gebiet eine spanische Wand zu ziehen, und die Franzosen blieben, um noch Sonderbündnisse im Süden anzuzetteln. Mittlerweile war der Erzherzog wieder bis zum Oberrhein vorgedrungen, die österreichischen Truppen standen dicht vor Rastatt; wenn sie eindrangen, die Stadt besetzten und die Gesandten mit dem Bayonnet auseinandertrieben, so war das nur in der Ordnung.

Wie die Dinge so sich drängten, wurde den französischen Gesandten unheimlich zu Muthe, sie wollten abreisen und verlangten einen Geleitsbrief (28. April); der wurde ihnen versagt und nur mündlich erklärte ihnen der Offizier, binnen der nächsten 24 Stunden könnten sie mit Sicherheit reisen. Jetzt machten sie sich auf den Weg, fanden aber die Thore gesperrt, es dauerte ein paar Stunden, bis das angebliche Mißverständniß aufgeklärt war und die Thore geöffnet wurden.

Inzwischen war es Abend geworden und es erwachte der Argwohn, daß man absichtlich die Abreise bis in die ersten Nachtstunden aufgehalten habe. Erst um 10 Uhr kamen die Gesandten aus der Stadt. Einige hundert Schritte vor dem Thor fielen Szekler Husaren über die Wagen her, ließen die drei Gesandten Jean Debry, Bonnier, Roberjot aussteigen, schlugen sie mit Säbelhieben zu Boden und plünderten dann das Gepäck der Reisenden. Kurze Zeit darauf wußte man in Rastatt von der Mordthat und die anderen Gesandten eilten hinaus: einer der drei Ueberfallenen, Jean Debry, hatte sich schwer verwundet gerettet, die beiden andern waren todt. Ueber den Hergang wurde das genaueste Protokoll aufgenommen. Daß kaiserliche Husaren den Mord begangen, war zweifellos, ebenso daß die kaiserlichen Offiziere in der Stadt sich gegen die Gesandten auf eine höchst verdächtige Weise benommen hatten; daß aber die Urheberschaft des Ueberfalls, der bloß

auf die Personen der Gesandten berechnet war, weiter hinauf reichte, enthüllte sich, als man die Mörder ungestraft einhergehen ließ und die kaiserlichen Offiziere (Barbaczy und Burkard) nach einer zum Schein angestellten Untersuchung in Würden und Ehren beließ. Nur über den Zweck der eigentlichen Anstifter konnte man verschiedener Ansicht sein und auch dieser verrieth sich wohl durch die Thatsache, daß bei der Plünderung vorzugsweise nach den Papieren und Aktenstücken gesucht worden war. Entweder wollte man dabei sich der Beweise für Unterhandlungen deutscher Fürsten, z. B. des Kurfürsten von Baiern, mit Frankreich bemächtigen, um den Zorn des Czaren Paul wider sie zu erregen und einen Vorwand zu ihrer Bestrafung zu haben, oder aber man wollte Urkunden über jene geheimen Zwischenverhandlungen zu Selz vernichten, wonach Oesterreich bereit gewesen war, mit Frankreich zu gehen, wenn ihm Baiern und einige Brocken von Italien zugetheilt würden.*) Darüber aber war die Welt einig, so Etwas könne nur Thugut und sein Freund Lehrbach gethan haben; solch ein geschichtlicher Leumund ist auch eine Thatsache.

Das war das Ende des Rastatter Congresses. Wenig Wochen später erfolgte eine neue Entscheidung in der Schweiz.

Erzherzog Karl konnte, nachdem er sich in Süddeutschland Luft gemacht, die Rheingrenze mit wenig Truppen besetzen und mit dem Hauptcorps sich nach der Schweiz wenden. Hier galt es vor Allem, in Verbindung mit Hotze, der dazu allein zu schwach war, die Franzosen hinauszuschlagen und die Restauration zu beginnen. Ende Mai und Anfang Juni wurde dieser Erfolg erstritten. Die Oesterreicher drängten vor nach der innern Schweiz, der Erzherzog vereinigte sich mit ihnen und so standen sie Ende Mai bei Zürich in einer Stärke von 60,000 Mann einigen 40,000 Franzosen gegenüber. Die Letzteren waren vortrefflich geführt; Massena, der Nebenbuhler Bonaparte's, hatte das Commando. Am 4. Juni begann der Erzherzog den Sturm auf die Höhen, wo Massena sich verschanzt hatte. 35,000 Mann griffen in 5 Colonnen an, keine kam unmittelbar ans Ziel, allein durch die Reihe von blutigen Gefechten wurde die an sich starke Stellung des Feindes derart erschüttert, daß Massena in der Nacht, in welcher der

*) Häusser II, 145—146.

Erzherzog noch einen entscheidenden Ueberfall machen wollte, ohne Kampf abzog (5.—6. Juni). Er behielt einen Theil der westlichen Schweiz in Händen, die östliche war in der Gewalt der Oesterreicher, die sofort eine Art Restauration der alten Zustände eintreten ließen.

Viel großartiger waren die Erfolge der Verbündeten, die sich in Italien Schlag auf Schlag folgten.

Von Mailand war Suworow auf Turin gedrungen, die cisalpinische Republik war schon vorher wie Spreu in alle Winde zerstoben und im ganzen Westen Oberitaliens den Franzosen nur noch wenige Citadellen und feste Plätze geblieben, während im Osten bis auf Mantua kein Fußbreit Landes mehr in ihren Händen war. Schwer bedrängt sammelte Moreau seine Truppen in derselben genuesischen Riviera, von der aus Bonaparte 1796 sich zu seinem Siegeszuge aufgemacht hatte; seine einzige Hilfe war der aus Neapel heranrückende Macdonald. Wenn es diesem gelang, im Rücken Suworows Mantua zu entsetzen, die Verbündeten dadurch zwischen zwei Armeen zu bringen, dann erhielt der ganze Krieg eine neue Wendung, und wenn die alte schwerfällige Kriegführung noch allein giltig gewesen wäre, war das auch höchst wahrscheinlich. Aber Suworow mit seiner Raschheit und seinem Adlerblick vereitelte den kühnen Plan. Während die Franzosen ihn noch festgekettet wähnten bei der Belagerung der letzten festen Plätze, war er ihnen bereits entgegengeeilt (8. Juni), um sie vor dem Uebergang über den Po zu treffen. Er traf sie nicht weit von Piacenza, wo einst Hannibal seine ersten Kämpfe mit den Römern bestand. Im Flußbette der Trebia, das damals so hoch angeschwollen war, jetzt aber nur in einem schmalen Rinnsal bestand, stießen die Heere aufeinander (17. Juni). Drei Tage rang man hier unter fürchterlichem Blutvergießen mit fast gleichen Kräften und gleicher Führung, es war ein Verzweiflungskampf seltenster Art, am dritten Tage mußte Macdonald zurück, er hatte über ein Drittel seines Heeres verloren und am 20. Juli fiel Mantua.

Jetzt warf sich Frankreich in ungeheure Rüstungen, um die kolossalen Verluste der letzten Monate wieder gut zu machen, ein Zwangsanlehen von 100 Millionen sollte die Geldmittel gewähren die zum ersten Male eingeführte Conscription die Armee auf eine

halbe Million Streiter bringen und die Ernennung der besten Feldherren das Glück wieder an die französischen Fahnen fesseln. An die Spitze der Alpenarmee kam Championnet, an die der italienischen Joubert. Der Letztere war bereits gegen die Mitte August mit 40,000 Mann auf Tortona im Anmarsch. Von den Höhen bei Novi herab sah er vor sich die Oesterreicher in der Ebene. Am frühen Morgen des 15. August schritt Kray zum Angriff, gleich in dem ersten hitzigen Gefecht wurde Joubert von einer Kugel niedergestreckt, Moreau trat an seine Stelle und leitete die Vertheidigung gegen den wiederholten Andrang der Oesterreicher; die beiden Heere schlugen sich bis zum Nachmittag mit der größten Ausdauer, aber allmälig verblutender Kraft, ohne daß eine Entscheidung erfolgen wollte. Der Kampf schwebte zwischen den ungefähr gleich starken Massen, als Melas mit 14,000 Mann frischer Truppen von Novi herbeikam und den Franzosen in die rechte Flanke fiel. Sein Stoß gab die Entscheidung; ein letzter furchtbarer Kampf endete mit der völligen Niederlage und dem fluchtähnlichen Rückzug der Franzosen.

Mit dieser Schlacht war der Kampf in Italien entschieden. Blieben die Russen und Oesterreicher einig, dann konnten sie nicht bloß die letzten Stellungen der Franzosen wegnehmen, sondern wahrscheinlich auch die letzten Reste der französischen Armee durch rasche Verfolgung vernichten und damit eine Heeresrüstung zerstören, die nicht so rasch wiederersetzt war, wie es nachher geschehen ist.

Aber die Verbündeten waren von Anfang an entzweit und jetzt mehr als je. Suworow war ein rauher übermüthiger Russe, der ganz vergaß, daß er zum Theil und zwar zum größern Theil Oesterreicher commandirte und den die sinnlosen Weisungen des Wiener Hofkriegsrathes nie zu guter Laune kommen ließen. Es kam darüber zu fast täglichen Zerwürfnissen, aber das waren geringere Dinge, die man verwinden konnte. Der Fehler lag tiefer, in den alten Thugut'schen Ränken, in dem unglückseligen Hang zu gewissenlosem Länderschacher gleich dem Thier in der Fabel, das, den Bissen im Munde, zugleich den Schatten mit erhaschen will. Die Russen führten in ihrer Weise ehrlich einen wirklichen Restaurationskrieg; die Thugut'sche Politik aber war unehrlich durch und durch, sie predigte die Herstellung von Thron und Altar

und war selbst geschäftig, bei jeder Gelegenheit einen Fetzen davon abzureißen.

Nicht genug, daß man die Lombardei zurückerobert, man wollte noch mehr, wo möglich ganz Oberitalien und den Kirchenstaat mit erlangen. Suworow hatte die piemontesische Regierung wieder eingesetzt, da erhielt er Verweise von Wien, er solle sich nicht in Dinge mischen, die ihn Nichts angingen. Dann berief er sich auf den Wunsch des Königs, der nach Sardinien geflüchtet war, in sein Land zurückzukehren; von Wien aus schrieb man ihm, der König hätte diesen Wunsch gar nicht, und gleich darauf kam von dem Letzteren ein Schreiben, welches besagte, daß er das allerdings in hohem Grade wünsche. Auch ein sardinisches Volksheer wollte Suworow bilden, aber in Wien wollte man das nicht, weil es jakobinische Elemente enthalten würde.

So stießen die zum Restaurationskrieg Verbündeten bei jedem Anlaß zusammen, bei dem es sich um wirkliche Restauration handelte, und seit August war zwischen ihnen offener Streit. Wenn Kaiser Paul, so erbittert er war, sein Heer noch nicht abberief, so hatte es bloß in dem Stolze seinen Grund, den er darein setzte, die Restauration trotz aller Opfer und, wenn nöthig, auf eigne Hand durchzuführen.

In Wien hatte man inzwischen einen neuen Plan ausgeheckt. Die ganze Scenerie des Kriegsschauplatzes sollte verwandelt und Suworow, der in Italien immer unbequemer wurde, an Stelle des Erzherzogs Carl nach der Schweiz versetzt werden, um sich dort mit dem zweiten russischen Hilfsheer, das unter Korsakow anlangen sollte, zu vereinigen und von da nach Frankreich einzudringen.

Auch dem Laien leuchtet ein, daß es ein wunderliches System der Kriegführung war, ein Heer, das südlich der Alpen stand, rein „der Conformität wegen“ nördlich derselben zu verlegen, bloß „um der Ordnung willen“ zwei Heere wochenlang vom Kriegsschauplatz verschwinden zu lassen und diesen damit dem Feinde preiszugeben. Hiezu kam, daß ein Alpenübergang im September allen Schrecken der Witterung bloßgestellt war. Keine dieser naheliegenden Erwägungen schlug durch. Oesterreich drohte mit Rücktritt von der Coalition, England wollte die Russen gleichfalls vom Mittelmeere entfernt haben und Kaiser Paul ließ sich durch die Ehre reizen,

den König allein nach Frankreich zurückzuführen. Suworow begann den Uebergang mit der Ueberzeugung, daß der Feldzug verloren sein werde, ehe er jenseits der Alpen sei, und noch ehe ein Russe drüben war, hatte bereits Erzherzog Carl die ganze Schweiz geräumt, um nach dem Niederrhein abzuziehen.

Suworow nahm am 21. Sept. den Weg über den St. Gotthard und verschmähte die leichteren Uebergänge über den Bernhardin oder Splügen zu nehmen, weil er nur so den rechten Flügel des Feindes mit Erfolg glaubte angreifen zu können, und dabei die ungeheuren Schwierigkeiten dieses Uebergangs offenbar unterschätzte. Der Weg führte an den Vierwaldstädter See, der gar keine Ufer hatte und nur mit Kähnen und Transportschiffen zu passiren war. Gelang es den Franzosen, sich nur der Transportmittel auf dem See zu bemächtigen, so war die Vereinigung Suworows mit Korsakow bei Zürich oder Luzern unmöglich. Außerdem gab die Natur des überaus schwierigen mühseligen Marsches selbst den Franzosen Zeit und Gelegenheit genug, den Russen an den unwegsamsten Stellen die Straße zu verlegen und Massena war entschlossen, das zu benutzen.

Der Alpenübergang, den Suworow vollbrachte, und der Rückzug, zu dem er nachher genöthigt war, hat den genialen Feldherrn unsterblich gemacht; militärisch genommen war sein Triumph größer als ihn jeder Sieg auf dem Schlachtfeld geben konnte, aber im Erfolg war es doch eine Niederlage und konnte nichts Anderes sein.

Suworow kam über den Gotthard; eine Heerstraße hatte er damals noch nicht, das Gebirge mußte deßhalb erklettert werden auf Pfaden und mit Mitteln, wie sie der einzelne Bergreisende, der Hirt oder Jäger braucht, und dies geschah, während auf den Höhen bereits französische Truppen standen; Suworow warf sie zurück und schlug sich wirklich durch bis zum nördlichen Abhang des Gotthard. Hier stellten sich ihm unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg. Bei dem engen Uebergang am Urner Loch und der Teufelsbrücke stand Lecourbe, um die Russen aufzuhalten. Die jähe Felsschlucht, in deren Tiefen die schäumende Reuß dahin brauste, war auch mit geringen Kräften gegen jeden Feind zu vertheidigen, der Uebergang war unmöglich, wenn Lecourbe mit ganzer Kraft widerstand. Die Russen leisteten das Unmögliche; sie

kletterten unter dem Feuer des Feindes in den Abgrund hinunter, wateten durch die Reuß, kletterten die andere Felswand wieder empor und umgingen so die Brücke; die Franzosen fürchteten, abgeschnitten zu werden und brachen die Vertheidigung ab. So drang Suworow nach dem Vierwaldstätter See durch (26. Sept.). Er fand kein Fahrzeug vor und es blieb ihm Nichts übrig, als ein neuer, unsäglich mühevoller Gebirgsmarsch nach dem Muottathal, von wo er Schwyz und den Anschluß an Korsakow und Hotze gewinnen wollte.

Die abgehetzte, von Leiden aller Art erschöpfte Armee leistete auch dieses, freilich mit Zurücklassung der Geschütze und vieler Unglücklichen, die in die Felsgründe gestürzt und den Strapazen erlegen waren; aber nun wurde zur zweifellosen Gewißheit, was Suworow zu Anfang vorausgesehen und nur in diesen Tagen nicht glauben wollte, daß Korsakow und Hotze geschlagen (bei Zürich 25.—26. Sept.) seien und daß dort, wo er seine Verbündeten treffen wollte, die Franzosen unter Massena ständen.

So stand Suworow, außer Verbindung mit den Seinen, völlig vereinzelt da; zurück konnte er nicht, vor sich hatte er die feindliche Armee im Besitze der Engpässe und Höhen, die wieder nur mit großen Verlusten und unter fortwährendem Kampfe zu passiren waren. So ging er über den Pragel, drängte die Franzosen zur Seite, schlug selbst Massena mit 10,000 Mann nach Schwyz zurück und suchte dann über das Sernfthal und den Panixer Paß das bündtner Rheinthal zu gewinnen. Der Weg ging über eine Schnee- und Eiswüste, die vor ihm nie als Heerstraße benutzt worden war, wo seine todtmüden, hungrigen und meist unbeschuhten Truppen raupenartig über frisch gefallenen Schnee und spiegelglatte Eiskegel hinwegkriechen mußten, Unzählige liegen blieben oder in Felsspalten hinabstürzten, der Rest der Pferde und der Artillerie verloren ging. Zwischen dem 8. und 10. Oktober kam er dann mit den Trümmern seines Fußvolks im Vorderrheinthal an; er hatte sich aus einer Lage gerettet, in der von 100 Generalen 99 kapitulirt hätten, hatte einen Rückzug vollbracht, der einzig dasteht in der Kriegsgeschichte, aber der Feldzug war verloren. Noch waren nicht alle italienischen Siege verspielt, aber an Das, was man zuletzt gehofft, die Einnahme der gesammten Schweiz zum Behuf der Invasion nach Frankreich, war jetzt

nicht mehr zu denken. Die Schweiz, diese wichtige Operationsbasis der französischen Kriegführung, war in den Händen der Franzosen geblieben und das war politisch noch wichtiger als militärisch. An sich war bei Zürich nur die Vereinigung aller russischen Streitkräfte vereitelt worden, Italien und Deutschland waren noch nicht verloren — aber die Coalition ging auseinander; noch dieses Tropfens hatte es bedurft, um den gerechten Unmuth der Russen zum Ueberschäumen zu bringen, Suworow war jetzt für jedes Ansinnen einer weiteren Mitwirkung unzugänglich, er wartete auf den Befehl zum Rückzug und der kam bald.

Der Bund war gesprengt; das war das Verdienst der Thugut'schen Politik.

So fand Bonaparte eine Lage vor, die ohne sein Zuthun bei weitem günstiger sich gestaltet hatte, als die war, die er im Jahre vorher verlassen; aber zunächst war für Frankreich selbst nur das Eine gewonnen, daß ein höchst gefährlicher Angriff theils abgewehrt, theils in sich selbst gescheitert war. Die Armeen waren zum Theil demoralisirt und litten Mangel am Nöthigsten. Die fahrlässige Verwaltung hatte ihren Unsegen bei den Heeren am Bittersten empfinden lassen und doch war das nur der Ausdruck ihrer grenzenlosen Zerrüttung im Innern. Das Direktorium, das schon 1797 durch einen Staatsstreich mittelst der Armee hatte gerettet werden müssen, lebte von der Hand zum Mund und hielt sich nothdürftig über Wasser. Der Staatsschatz war leer; um ihn zu füllen, mußte man zu alten verhaßten Mitteln seine Zuflucht nehmen, die Zwangsanlehen, die Salzsteuern kamen wieder, das Treiben der Faktionen und der parlamentarischen Opposition tauchte wieder auf, die Verwaltung war lahm, schleppend, liederlich, leichtfertig in allen Zweigen, aber in keinem mehr als in dem Departement des Kriegs. Nach einer so furchtbaren Revolution hätte selbst eine tüchtige, energische Regierung ein schweres Stück Arbeit zu bewältigen gehabt, wie viel mehr diese, die gar keinen Willen hatte.*)

---

*) Lage Frankreichs.

Mathieu Dumas (Campagne de 1799 II. p. 335) führt aus Thibeaudeau Folgendes an: Le mérite partout persécuté, les hommes honnêtes partout chassés des fonctions publiques, les brigands réunis de toute part dans leurs

Bonaparte's Rückkehr. Der Staatsstreich vom 18. und 19. Brumaire (9.—10. Nov. 1799).

Wir haben Bonaparte verlassen, als er aus Syrien zurückgekehrt, von Nachrichten aus der Heimath beunruhigt und an dem Gelingen seiner egyptischen Expedition verzweifelnd, sich zu rascher Rückkehr nach Frankreich entschlossen hatte. Die Engländer, welche die Küste bewachten, glaubten ihn ganz sicher in der Hand zu haben und machten sich das Vergnügen, ihm all die Nachrichten von den Niederlagen der französischen Waffen in der Schweiz und Italien zuzuschicken. Auf demselben Wege erfuhr er freilich auch, daß auf der Rhede von Abukir ein türkisches Heer gelandet sei und gegen ihn vorrücke. Es waren 25—30,000 Mann Türken, türkisch geführt. Rasch raffte Napoleon zusammen, was er in der Nähe hatte, und schlug sie nicht weit von der Rhede bei Abukir, so daß sie schleunigst die Schiffe suchen mußten. Damit war seinem Heere gegen die Türken Luft gemacht, aber was weiter aus ihm wurde, wenn er es verließ, zum Mindesten äußerst zweifelhaft. An Ostindien und Egypten dachte er schon nicht mehr und wichtiger als die Armee war das Schicksal Frankreichs und seines künftigen Herrn. Darum entschloß er sich, sie preiszugeben. Er mußte jetzt nach Frankreich, der Augenblick war gekommen, wo die von ihm geschützte Regierung ihrem Sturze nahe war, seine Brüder und Andere, die in seine Pläne eingeweiht waren, ließen ihm sagen, es sei Zeit, er solle kommen.

So ging er mit seinen vertrautesten Freunden zu Rathe, ob Mittel da seien, ihn hinüberzubringen. In einer der Buchten

---

infernales cavernes, des scélérats en puissance, des apologistes de la terreur à la tribune nationale, la spoliation rétabli sous le titre d'emprunt forcé, l'assassinat préparé, et des milliers de victimes désignées sous le titre d'otages, signal du pillage, du meurtre, de l'incendie, toujours au moment de le faire entendre dans une proclamation de la patrie en danger: mêmes cris, mêmes hurlemens dans les clubs qu'en 1793, mêmes bourreaux, mêmes victimes, plus de liberté, plus de sûreté pour les citoyens, plus de finances, plus de crédit pour l'état; l'Europe presque entière, l'Amérique même déchaînée contre nous, des armées en déroute, l'Italie perdue" etc.

[Vgl. Tocquevilles Nachlaß: oeuvres I. 259—94].

lagen zwei ehemals venetianische Fregatten, die einzigen Kriegsschiffe, die außer zwei Dreimastern im Hafen waren. Von diesen durfte man hoffen, daß sie seetüchtig genug sein würden, ihn hinüberzubringen. Dann ließ er Marmont kommen und sagte zu ihm:*) „Ich bin entschlossen nach Frankreich zurückzureisen. Die Lage der Dinge in Europa zwingt mich zu diesem großen Entschluß; unsere Heere erleiden Schlag auf Schlag und Gott weiß, wie weit der Feind schon vorgedrungen ist. Italien ist verloren, der Preis so vieler Mühen und so vielen Blutvergießens ist dahin. Und wie könnte es anders sein bei der Unfähigkeit der Leute, die an der Spitze der Geschäfte stehen? Bei denen nichts als Unwissenheit, Dummheit und Schlechtigkeit zu finden ist. Ich, ich allein habe die Last getragen und durch eine Kette von Erfolgen diesem Regiment Halt gegeben, das ohne mich sich nie hätte erheben noch behaupten können. Als ich ferne war, mußte Alles zusammenbrechen. Warten wir nicht, bis der Einsturz sich vollendet haben wird, dann wäre das Unglück nicht mehr zu heilen. Die Rückfahrt nach Frankreich ist gewagt, schwierig, voll Gefahren; aber in geringerem Maße als es unsere Herfahrt gewesen, und das Glück, das mich bisher gestützt hat, wird mich jetzt nicht im Stiche lassen. Uebrigens muß man im rechten Augenblick zu wagen den Muth haben: wer nicht wagt, gewinnt nicht. Ich lege das Heer in fähige Hände, verlasse es in gutem Stande und nach einem Siege, der auf eine unbestimmte Zukunft gegen jeden neuen Angriff Schutz gewährt. Man wird in Frankreich fast zu gleicher Zeit die Zerstörung des türkischen Heeres bei Abukir und meine Ankunft erfahren. Meine Gegenwart wird die Gemüther wieder aufrichten, dem Heere das Vertrauen geben, das ihm fehlt und dem Bürger die Hoffnung auf eine bessere Zukunft einflößen. In der öffentlichen Meinung wird sich eine Bewegung kund geben, die durchaus Frankreich zu Gute kommt. Versuchen wir anzukommen und wir werden ankommen."

So schiffte sich Bonaparte in der Nacht vom 22. August, begleitet von seinen nächsten Vertrauten, an einer abgelegenen Stelle der Küste ein. Es war eine peinliche, mühe- und gefahrvolle Fahrt an der öden Küste von Afrika, immer im Kampfe mit widrigen Winden und bedroht von dem feindlichen Geschwader.

---

*) Mém. II, 32 ff.

Nur Nachts durfte man größere Strecken wagen, bei Tage mußte man vor den Engländern auf der Hut sein. Langsam, ängstlich lavirend, auf weiten Umwegen kam man ins tyrrhenische Meer und landete in Corsica, um Proviant einzunehmen, dann ging man — es war die letzte, aber auch gefährlichste Strecke — nach Toulon unter Segel. Man muß bei Marmont*) die Schilderung dieser Ueberfahrt lesen, um die ganze spannende Empfindung zu begreifen, die alle Betheiligten dabei durchdrang: jeden Augenblick mußte man fürchten, entdeckt oder abgeschnitten zu werden und jedes Mal half irgend ein glücklicher Zufall. Bonaparte allein war immer heiter und zuversichtlich, als ob es eine Lustfahrt gelte: gegen den Rath der Freunde schlug er den Weg vor, den man ging, sicher, daß ihn eine untrügliche Eingebung seines Sternes leite.

Noch im letzten Augenblick, als man die französische Küste von ferne sah, kam ein feindliches Geschwader von 7 Segeln in Sicht. Es war gegen Sonnenuntergang, die englischen Schiffe waren in der Sonne und konnten von den Franzosen deutlich unterschieden werden, die französischen lagen im Nebel und das allein hat sie gerettet. Gantheaume wollte schon nach Corsica zurück und nach Toulon konnte man nicht an dem Geschwader vorbeikommen; Bonaparte befahl die Richtung nach Frejus und dort kam man glücklich an. Die Bevölkerung begrüßte ihn, wie man einen lange ersehnten Retter begrüßt. Auf Barken kamen die Bewohner des kleinen Seestädtchens herbeigeeilt, um den General Bonaparte zu sehen und die Hände des Mannes zu berühren, dessen Name bis in die letzte Hütte von Allen mit derselben Empfindung genannt wurde. Ein Sprecher des Clubs von Frejus trat vor ihn hin und sagte: „Gehen Sie, General, schlagen Sie den Feind und dann wollen wir Sie zum König machen, wenn Sie wollen.“ Und dieser Empfang setzte sich fort bis Paris.

Bonaparte's erster Gedanke war gewesen, bei einer der Armeen zu erscheinen und durch einen glänzenden Erfolg seine Rückkehr zu bezeichnen. Aber er besann sich anders. „Wozu das, sagte er zu Marmont. Was ist mit diesen Leuten anzufangen? Hätten wir auch Wunder verrichtet, wir würden doch auf keine Stütze bei ihnen zählen können. Wenn das Haus zusammenfällt, darf man

*) Mém. II, 43 ff.

sich da mit dem Boden befassen, der es umgibt? Hier ist ein Umschwung unerläßlich."

Die Männer in Paris fühlten im Augenblick, daß der General, den Niemand hatte kommen heißen, nicht erschienen sei irgend einer Laune zu Liebe oder um der Erholung willen, sondern daß die Entscheidung nahe zwischen ihm und ihnen, und es täuschte Niemanden, daß er wieder wie nach den Siegen in Italien sich allen lärmenden Huldigungen entzog, sich als stiller einfacher Gelehrter, nie in der Uniform, sondern stets in der Tracht des Institut zeigte und nur mit gelehrten Freunden zu verkehren schien. Aber das Direktorium war gespalten. Gegen Barras und die zwei ganz unfähigen Direktoren Goyer und Moulins standen Roger Ducos und Sieyes in lauernder Zurückhaltung. Mit den beiden letzteren knüpfte Bonaparte an. Ducos, ein alter Girondist, jetzt bekehrt zu der Einsicht, daß eine militärische Diktatur eine heilsame Nothwendigkeit sei, war durch die Brüder Bonaparte's, Lucian und Joseph, gewonnen. Auch Sieyes, der kluge, vorsichtige Abbé, wußte Nichts zu erwidern, als Lucian ihm sagte: „Die öffentliche Meinung und das Zujauchzen des Volks haben meinem Bruder den Beruf ertheilt, Frankreich zu retten. Wollen Sie sich mit ihm verbünden zu diesem vaterländischen Werke?" Als ihm dann vorgeschlagen wurde, er, Ducos, Bonaparte sollten die drei Consuln der Republik werden, meinte er: „Ja, ich will mit dem General Bonaparte gehen, weil er von allen Soldaten noch der bürgerlichste ist, aber ich weiß, was meiner nach dem Siege wartet, er wird seine beiden Genossen bei Seite schieben und hinter sich werfen."*)

So war in der Stille das Einverständniß mit den zwei fähigsten Direktoren geschlossen. Es war ein sehr ungleicher Bund und bald konnte Sieyes sagen: nous avons un maître qui sait tout, qui veut tout, qui peut tout.

Im Rathe der 500 saßen die Brüder Joseph und Lucian, der letztere als Präsident, klug genug, sich nie von der zweiten Stelle vorzudrängen, jederzeit dem großen Bruder dienstbar und mit großem Geschick bemüht, hier einen bonapartistischen Anhang zu bilden.

*) [Barante III, 525—26.]

Die Rathlosigkeit in allen Kreisen war so groß, daß sich bald Leute von allen Parteien an ihn herandrängten, und selbst die Demokraten sondirten, was sie etwa von ihm zu erwarten hätten.

Er war ja so zurückhaltend, so verschlossen, und mied so sichtbar jede Berührung mit dem allgemein verachteten Direktorium.

Die einzige Gelegenheit, wo er mit ihm öffentlich zusammenkam, gab das große Festessen am 6. November, welches ihm zu Ehren veranstaltet wurde. Er ließ sich dort von seinem Adjutanten sein Laibchen Brod und sein Fläschchen Wein bringen, weil er für die Reinheit der Speisen und Getränke, die da gereicht wurden, keine Garantie übernehmen mochte. Die eisige Stimmung, unter der dies Festmahl verlief, zeigte, wie Allen das Gefühl eines nahen Umsturzes in den Gliedern lag. Inzwischen wurde die Armee für ihn bearbeitet. Jeder seiner Vertrauten übernahm, eine Anzahl seiner Bekannten zu gewinnen, Berthier die Offiziere des Generalstabes, Murat die der Reiterei, Lannes die der Infanterie, Marmont die der Artillerie. Auch die Soldaten vermochten bald dem Zauber Bonapartischer Führung nicht mehr zu widerstehen. Man hatte die Wahl zwischen einer elenden, schwächlichen Regierung, die die Heere verkommen ließ, und einem Mann, dessen Thaten man kannte, der seine Truppen zu Sieg und Siegsgenuß führte, wie kein zweiter. Nur wenige widerstrebten dieser Bearbeitung: Jourdan und Augereau hielten sich Anfangs in unzugänglichem Republikanismus zurück, aber bald meldeten sie sich doch auch zum Dienst. Auch Moreau ließ sich am Ende trotz seiner unermeßlichen Eitelkeit gebrauchen, aber Bernadotte blieb spröde. Er hoffte Chancen für sich selber, dachte sich Manns genug, Bonaparte unter Umständen entgegenzutreten und zu ersetzen. Schlau und durchtrieben, wie er war, hielt er den Sieg Bonaparte's noch nicht so ganz für gesichert, darum versagte er seine Mitwirkung. Ging es gut, dann war es immer noch Zeit Glück zu wünschen, ging es schlecht, dann trat er an seine Stelle. Von dieser Zeit datirt das Mißverhältniß der beiden Männer.

Bei der Verschwörung ging es ziemlich öffentlich her. Nicht bloß die Generale, auch die Talleyrand, Regnauld de St. Jean d'Angely, Röderer, Cambaceres, Fouché schlossen sich Bonaparte

an. Die drei Direktoren wußten von Allem,*) sie hätten vielleicht den General Bonaparte in der Nacht vor dem Staatsstreich festnehmen lassen können, aber was dann?

Am Morgen des 18. Brumaire (9. Nov.) sollte der Schlag geschehen. In der Frühe um 6 Uhr waren die zuverlässigen Offiziere im Hause Bonaparte's und auf den Zimmern seiner Vertrauten zum Frühstück versammelt. Ungefähr gleichzeitig wurde die Losung ausgegeben, Bonaparte stieg zu Pferde und die Andern schlossen sich mit ihren Truppen ihm an.

Um 7 Uhr trat der Rath der Alten zusammen. Sieyes hatte es so eingerichtet, daß die Einladungsschreiben zu dieser außerordentlichen Sitzung nur an Eingeweihte ergangen waren, und die 120 Anwesenden beschlossen auf Antrag eines der Verschworenen, daß in Anbetracht der gefahrvollen Lage der Republik die beiden Räthe ihre Sitzungen künftig in St. Cloud halten sollten und der General Bonaparte mit dem Vollzug des Dekrets beauftragt sei. Das Commando der Linie wie der Nationalgarde wurde ihm gleichzeitig übertragen. Mit diesem Dekrete trat Bonaparte vor die Offiziere und die Mannschaften hin, die im Hofe versammelt waren, redete sie an und unter allgemeinem Enthusiasmus setzte er sich zu Pferde, um über die auf dem Carrouselplatz, im Tuileriengarten und auf dem Platz Ludwigs XV. aufgestellten Truppen Musterung zu halten. Auch diese Musterung war ein einziger, großer Triumph.

Die drei Direktoren wußten von allem dem Nichts. Barras war im Bade, als Talleyrand zu ihm kam und ihm den Rath gab, seine Entlassung einzureichen. Das that er sofort; er schickte seinen Sekretär zu Bonaparte und dieser fuhr den unglücklichen Boten mit den Worten an: „Was habt ihr mit diesem Frankreich angefangen, das ich so groß gemacht hatte? Ich habe euch Siege hinterlassen und Niederlagen angetroffen; ich habe euch die Millionen aus Italien übergeben und Brandschatzung und allgemeines Elend vorgefunden. — Das kann so nicht fortgehen; ehe drei Jahre vorüber, würden wir durch Anarchie zum Despotismus kommen" u. s. w. Während diese Worte für den Moniteur aufgeschrieben wurden, kamen Goyer und Moulins, die

*) Lavalette: Mémoir. I, 347 ff.

Bonaparte zu Tisch geladen hatte; sie weigerten sich, ihre Entlassung zu nehmen, gingen nach Hause und wurden dort vom General Moreau bewacht.

Am Abend kamen die Sieger des Tages in den Tuilerien zusammen und beriethen, wie man sich am andern Morgen der Opposition im gesetzgebenden Körper entledigen wolle.

Die anwesenden Volksvertreter zeigten sich über die Stimmung ihrer Collegen sehr besorgt und sprachen von allerlei polizeilichen Vorsichtsmaßregeln, von Verhaftungen u. dgl. Bonaparte wollte von alle dem Nichts wissen: „Wozu diese Aengstlichkeit? fragte er, wir gehen mit der Nation und ihrer Kraft allein. Unser Triumph soll Nichts zu schaffen haben mit dem einer faktiösen Minderheit." Man trennte sich, ohne sich über etwas Bestimmtes geeinigt zu haben.

Am andern Nachmittag traten die beiden Körperschaften in St. Cloud zusammen, die Opposition war vollzählig erschienen und setzte den Präsidenten mit ihrem bonapartistischen Anhang lebhaft zu. Am lautesten äußerten sich die Anhänger des Direktoriums im Rathe der 500, dort gab es stürmische Interpellationen und heftige Debatten, die der Präsident Lucian Bonaparte vergebens zu beschwichtigen suchte. Mann für Mann schwur für die Verfassung des Jahres III zu leben und zu sterben.

Mit der äußersten Unruhe vernahm Bonaparte, der sich mit seinem Generalstab in einem Saal in der Nähe aufhielt, von diesen Vorgängen; Lavalette brachte von 5 zu 5 Minuten Nachricht und sah, wie sich bei seinen Hiobsposten die Gesichter der Generale in die Länge zogen und die Stimmung immer verlegener und muthloser wurde. Auf einmal raffte sich Bonaparte zusammen. „Wir müssen ein Ende machen," sagte er, haranguirte seine Offiziere und eilte dann vor die Schranken des Raths der Alten. Mit stockender, unsicherer Stimme begann er eine Rede, die aus einigen unzusammenhängenden, hastig hervorgestoßenen Sätzen bestand und in die erst durch die spätere Redaktion für die öffentlichen Blätter einige Ordnung gebracht worden ist. Er sprach von finsteren Verschwörungen, von ungerechten Anklagen gegen seine Person, von der Rettung der Republik und von dem Gott des Sieges, der vor ihm einherschreite. Mehrmals wurde er heftig unterbrochen; und als ihm die Frage eingeworfen wurde „und die

Verfassung?" erwiederte er: „Die Verfassung! Ihr habt sie verletzt am 18. Fructidor, ihr habt sie verletzt am 22. Floreal, ihr habt sie verletzt am 30. Prairial. Die Verfassung! Von allen Faktionen ist sie angerufen und von allen ist sie mit Füßen getreten worden! — Retten wir ihre Grundlagen, die Freiheit und die Gleichheit, auf daß jeder Bürger die Freiheit wiederfinde, die ihm zukommt und die diese Verfassung ihm nicht hat gewähren können."

Was im Rath der Alten leidlich abgelaufen war, sollte im Rath der 500 ganz mißlingen. Als er dort eben nach dem geleisteten Verfassungseid mit seinen Generalen und einigen Grenadieren in der Thür erschien, entstand ein furchtbarer Tumult, die ergrimmten Republikaner drangen auf ihn ein und wiesen ihn unter dem Ruf: Außer dem Gesetz! Nieder mit dem Diktator! zur Thür hinaus, ehe weder er noch sein Bruder auf dem Präsidentensitz zu Worte kommen konnte. Jetzt blieb ihm kein anderes Mittel als seine Bayonnette; Murat schickte seine Grenadiere in die Orangerie, die rückten unter Trommelschlag heran, marschirten durch den Saal, während die Abgeordneten auf ihren Bänken ihre rothe Toga auszogen, kehrten dann um, ihr Oberst befahl den Abgeordneten noch einmal im Namen des Generals, den Saal zu räumen, und als jetzt der Trommelschlag wieder anhob, stürzten die Männer, die eben noch geschworen hatten, sie wollten auf dem Platze sterben, in wilder Flucht durch Thüren und Fenster ins Freie hinaus.

Das war ein Bild, das Jeden in tiefstem Herzen erbeben machte. Bonaparte hat es nie vergessen, sein Glaube an die Macht der Ideen war von jeher schwach gewesen, jetzt hatte er ihn ganz verloren.

So war die bestehende Regierung gestürzt, die Versammlungen aufgelöst und die Diktatur eines Einzigen an die Stelle gesetzt; man milderte es dadurch, daß man dem ersten Consul zwei Collegen gab, aber der Monarch war er darum doch.

Nachträge.

Zu S. 148. Aus der bei Beaulieu: Essais historiques sur la révolution de France. Paris 1801. I. S. 140 ff. abgedruckten Mittheilung Malouet's die Häusser wie Dahlmann entgangene Notiz, daß das dort berührte Gespräch zwischen Malouet und Mirabeau bereits dans les derniers jours du mois de mai und nicht erst am 10. Juni, die Unterredung des Letzteren aber mit den Ministern schon wenige Tage darauf stattgefunden hat.

Zu S. 298. Die Z. 19 erwähnten Gefangenen, von welchen die französischen Erzählungen berichten, sind wohl zu streichen. Nach Sybel's authentischer Darstellung haben die Oesterreicher an jenem Tage keinen einzigen Gefangenen verloren.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung (J. Reimer) in Berlin.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.